

R. P. Heinrich Depelchin S. J.,

Superior der Mission am Obern Sambesi.

Vom Cap zum Sambesi.

Die Anfänge
der
Sambesi-Mission.

Aus den Tagebüchern des P. Terörde S. J.

und aus den Berichten der andern Missionäre dargestellt

von

Joseph Spillmann,
Priester der Gesellschaft Jesu.

Mit zahlreichen Illustrationen und Karten.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1882.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Den Wohlthätern der Sambesi-Mission.

„Die Großmuth und Charitas der guten Deutschen für unsere Mission rührt mich oft zu Thränen. Gern möchte ich jedem der Wohlthäter meinen persönlichen Dank aussprechen, allein das geht nicht. Hoffentlich kommen diese Zeilen auch unter ihre Augen. Möge Jeder sie lesen, als wären sie ihm persönlich geschrieben zum Ausdrucke meines Dankes!“

(Aus dem Tagebuche P. Terörde's, 6. Juni 1880.)

Vorwort.

Dem katholischen Deutschland gereicht es zur großen Ehre, daß es in Tagen schweren innern Kampfes und harter Bedrängniß die Theilnahme an der Ausbreitung des Reiches Gottes nach Außen nicht verlor. Im Gegentheile, gerade in diesen letzten Jahren ist das Interesse an der großartigen katholischen Missionsthätigkeit unter den Heidenvölkern bei den deutschen Katholiken bedeutend gestiegen. Sie gleichen so den Wiedererbauern Jerusalems, die mit einer Hand den Bau der Gottesstadt förderten, während die andere zur Abwehr der Feinde erhoben war.

Keines der vielen Missionsgebiete hat aber in letzter Zeit in so reger Weise die Theilnahme der Katholiken Deutschlands erfahren, als die vom apostolischen Stuhle beschlossene und der Gesellschaft Jesu übergebene Sambesi-Mission. Manche Umstände haben dazu beigetragen: das allgemeine Interesse, welches Europa in der Gegenwart der Erforschung des „dunkeln Continentes" widmet; die großen Schwierigkeiten und Opfer, die eine apostolische Expedition in das Herz Süd-Afrika's herausforderte; am meisten aber wohl der Umstand, daß zwei deutsche Missionäre sich mit der ganzen Begeisterung apostolischer Seelen diesem Unternehmen weihten und in den bedeutenderen Städten am Rhein, in Westfalen, in Bayern, Württemberg, Baden durch ihre Vorträge zur Unterstützung dieser Mission aufforderten. Beide, P. Karl Fuchs aus Köln und P. Anton Terörde aus Dingden bei Bocholt, sind seither als Opfer ihres Seeleneifers gefallen; ihre Gräber liegen tief im Innern des Landes, das sie Christo erobern wollten. Und noch zwei Deutsche, P. Karl Wehl aus Schlesien und P. Ferdinand Heep aus Nassau, sind ihren Mitbrüdern und Landsleuten in den Tod gefolgt. Diese Opfer, die Deutschland der Sambesi-Mission brachte, erklären seine rege Theilnahme an ihrem Verlaufe.

Wiederholt hatte ich Gelegenheit, von Lesern der „Katholischen Missionen" aus den verschiedensten Theilen Deutschlands zu hören, wie man stets mit ganz besonderem Interesse den Berichten der Sambesi-Missionäre entgegensähe. Gleichwohl gestattete der knapp gemessene Raum dieser Zeitschrift nicht immer, den Wünschen der Leser hierin zu entsprechen; die Herausgeber mußten eben den die gesammte katholische Missionsthätigkeit umfassenden Gesichtskreis wahren und durften nicht zu Gunsten der einen Mission die Erzählung der Leiden und Arbeiten der anderen Missionäre verdrängen. So kam es, daß manche Mittheilungen vom Sambesi nicht oder doch nur im Auszuge und bruchstückweise in den „Katholischen Missionen" Aufnahme fanden.

Als nun im Juni des verflossenen Jahres die letzten, umfangreichen Tagebücher des seligen P. Terörde, viele Monate nach der Nachricht seines Todes, anlangten, wäre man wegen Mangels an Raum wieder in der Lage gewesen, dieselben nur theilweise veröffentlichen zu können. Da faßte ich den Plan, diese letzten, mit der größten Liebe und Hinopferung für die Wohlthäter der Sambesi-Mission in Deutschland bis beinahe zum Tage seines schönen Todes fortgesetzten Aufzeichnungen zugleich mit seinen frühern, theilweise schon gedruckten Briefen und Tagebüchern als ein Andenken an den selig verstorbenen Missionär zu veröffentlichen, mit dem ich den Trost hatte, viele Jahre zuerst als Zögling des Pensionates Stella matutina in Feldkirch und dann als Mitbruder in demselben Orden zusammenzuleben. Das Büchlein würde den Titel geführt haben: „Briefe und Tagebücher des P. Terörde". Freunde gaben mir jedoch den Rath, die zahlreichen Aufzeichnungen des unvergeßlichen Missionärs durch die Berichte der übrigen Missionäre zu einer Gründungsgeschichte der Sambesi-Mission zu erweitern. Ich folgte diesem Rathe und hoffe so dem kleinen Buche, dessen Grundstock immer noch P. Terörde's Mittheilungen bilden, einen bleibenderen Werth zu geben.

Zur Ausführung dieses Planes dienten die interessanten Schilderungen P. Depelchins und P. Croonenberghs', die in den trefflichen Précis historiques des P. Baesten S. J. (tome 29 u. 30; Bruxelles, chez Alfred Vromant, rue de la Chapelle 3) zuerst erschienen; ferner die Tagebücher des seligen P. Law, mitgetheilt in den als Manuscript gedruckten Letters and Notices der englischen Ordensprovinz; dann einige Schreiben der holländischen Missionäre, die P. Pierik S. J. in den schönen „Maandrozen"

veröffentlichte, namentlich aber die ausführlichen Reiseberichte: Naar de Zambesi und Aan de Zambesi. Reisverhaal van den Eerw. Pater J. Weisskopf S. J. (Gulpen, M. Alberts 1881); endlich einige Briefe der seligen Patres Fuchs und Wehl. Aus den berühmtesten Afrika-Reisenden, welche die von den Missionären besuchten Theile in letzter Zeit durchzogen, wurden gelegentlich Parallelen und ergänzende ethnographische Bemerkungen aufgenommen, namentlich aus Eduard Mohr, „Nach den Victoria-Fällen des Sambesi" (Leipzig, Hirt & Sohn 1875), Dr. Emil Holub, „Sieben Jahre in Süd-Afrika" (Wien, Alfred Hölder 1881), und Serpa Pinto, „Wanderungen quer durch Afrika" (Leipzig, Hirt & Sohn 1881).

Wenn das also entstandene Buch dazu beiträgt, das Andenken an die muthigen Männer wachzuhalten, die ihr Leben der Gründung dieser schwierigen Mission zum Opfer brachten, wenn es die Theilnahme der deutschen Katholiken an diesem großen Werke des Seeleneifers neu belebt, ja wenn es auch nur den Leser zu einem Gebetsalmosen für dasselbe auffordert, so wird meine kleine Mühe reichlich belohnt sein.

Blijenbeck bei Afferden in Holland, am Feste des hl. Joseph 1882.

Der Herausgeber.

A. M. D. G.

Inhaltsverzeichniß.

---

1. Ein Blick auf die Geschichte Südafrika's.

Südafrika's Bodenbeschaffenheit und Bevölkerung. Besitzergreifung durch die Holländer. Behandlung der Eingeborenen durch die Boeren. Die „Commandos". Die Engländer besetzen das Cap. Loos der Eingeborenen unter britischer Herrschaft. Protestantische Missionen. Zeugnisse protestantischer Missionäre. Äußerer Aufschwung der protestantischen Missionsthätigkeit seit Anfang des Jahrhunderts. Ankunft katholischer Missionäre. Gründung der apostolischen Vikariate Südafrika's. Die katholische Kirche in den Capländern . . . . Seite 1

2. Plan und Vorbereitung einer Mission am Sambesi.

Kühnes Vordringen der katholischen Missionen in das Innere Afrika's von allen Punkten der Küste. Die Mission am Victoria-Nyanza und am Tanganjika-See. Erster Gedanke einer Mission am obern Sambesi angeregt durch Bischof Ricards. Das St.-Aidans-Colleg in Grahamstown. Übernahme der Mission durch die Gesellschaft Jesu. Schreiben Cardinal Franchi's, des Präfekten der Propaganda an R. P. Weld. Die ersten Missionäre. Geldsammlungen. Verschiedene Reiserouten nach dem obern Sambesi. Schwierigkeiten der Route über Sansibar und Quilimane. Vorzüge des Weges über Grahamstown. Plan der Expedition. Abschluß der Vorbereitungen. Der Segen des Heiligen Vaters. Abreise von Brüssel . . . . . Seite 12

3. Die Seefahrt. (Januar und Februar 1879.)

Abschiedsworte P. Terörde's an die Freunde und Wohlthäter der Sambesi-Mission. An Bord des „Nyanza". Fahrt bis Madeira. Funchal. Die Canarischen Inseln. Sonnenuntergang auf dem Meere. Blinder Feuerlärm. Ein Schiff in Noth. Freetown in Sierra Leone. Glückliche Fahrt bis Capstadt. P. Fuchs an Bord des „Durban". Maschinenbruch. Unfreiwilliger Besuch der Insel Ascension. St. Helena. Ankunft am Cap . . . . Seite 25

4. In der Capstadt und in Grahamstown. (März und April 1879.)

P. Terörde's Beschreibung der Capstadt. Die Katholiken der Capstadt. Secten. Ausflug nach Wynberg. Pensionat der Dominikanerinnen. Abfahrt von der Capstadt. Die Küste. Pinguine. Port-Elisabeth. Uitenhage. Aufregung wegen des Sulukrieges. Reise nach Grahamstown. Grahamstown. Besorgnisse. Der erste Bamangwato. Studium der Setschuana-Sprache. Übersetzung des Katechismus in die Setschuana-Sprache. Kosten der Ausrüstung der Reisewagen. Das Osterfest in Grahamstown. Die Ansprache Bischof Ricards'. Marschbereit . . . . . . Seite 37

5. Auf dem Wege nach Kimberley. (13. April bis 12. Mai 1879.)

Abschied. Abfahrt. Die Ochsenwagen. Am Fish-River. Webervögel. Elephantenholz. Kaltes Wetter. Goba. Loskop. Scenerie am Fish-River. Kradok. Gottesdienst

in Krabok. Am Quaai-River. Zoote-Fontein. Bergscenerie am Theebus-River. Braak-River. Leis-Fontein. Macassar-Fontein. Die Mai-Andacht. Colesberg. Der Oranje-River. Philippopolis. Eine Oranje-Farm. Fahrt durch eine Sandhaide. Springböcke. Riet-River. Jacobsdaal. Schwieriger Übergang über den Modder-River. Ankunft in Kimberley. Kurze Geschichte der Diamantengruben . Seite 51

6. **Die Weiterfahrt bis Schoschong.** (13. Mai bis 23. Juli 1879.)

Aufenthalt in Kimberley. Sir Henry Bartle Frere nimmt die Mission unter seinen Schutz. Sammlung zu Gunsten der Mission in Kimberley. Alle Ochsentreiber desertiren. Unser Altar. Abfahrt. Schwierige Wege. Ein Theil der Ochsen entläuft. Ein Ochsenabenteuer am Vaal. Der Vaal und Transvaal. Ein Leguan. Begräbniß einer aufgefundenen Leiche. Bloemhof. Anziehungskraft der Diamantenfelder für die Eingeborenen. Br. Nigg macht Tanzmusik. Schulprüfung in Bloemhof. Zusammentreffen mit Deutschen. Conversion einer ganzen Familie. Bläßböcke. Eine Nothtaufe. Taufe einer Makololo-Familie. Verschiedenartige Vögel. Riet-Fontein. Lichtenburg. Nachrichten vom Kriegsschauplatze. Protestantische Missionäre. Die Religion des Boeren. Unser Chronometer. Starkes Eis in Südafrika. Bamangwatos. Das Dagga-Rauchen. Schöne Gegend bei Malengo. Seeruft. Gute Räthe seiner Einwohner. Schwierige Fahrt durch romantische Gegend. Eine Pfäfe. Schwart-Fontein. Gehöfte der Boeren. Ein Baharutse-Dorf. Termitenhügel. Eine Kaffernpost. Betschuanenhütten. Tseni-Tseni. Sekhomo kommt zum Besuche. Am Mariko. Durch wilde Thiere berüchtigte Gegend. Am Limpopo. Der Kohlenbaum. Ein Ochse wird von Löwen und Hyänen zerrissen. Heftige Gewitter. Jagd auf Krokodile. Namensfest des P. Superior An den Marken des Missionsgebietes . . Seite 72

7. **In der Hauptstadt der Bamangwatos.** (23. bis 27. Juli 1879.)

Die Betschuanen. Ihre Zweigstämme. Gemeinsamer Typus. Kleidung, Waffen, Wohnungen, Sitten, religiöse Begriffe. Zauberei. Die Bamangwatos. Ihre Geschichte. Protestantische Missionäre. König Khama. Urtheil Serpa Pinto's über diesen Häuptling. Ankunft der Sambesi-Missionäre. Audienz bei Khama. Unterhandlungen mit demselben. Khama verweigert den Missionären eine Niederlassung. Letzte Audienz. Theure Ochsen . . . . Seite 113

8. **Die Fahrt nach Tati.** (28. Juli bis 17. August 1879.)

Abreise. Der erste Plan ist durchkreuzt. Wasserböcke. Flucht der Ochsentreiber. Am Makalapsi-Fluß. Ein Waldbrand. Wassermangel. Chakanievley. Magogatle-Frucht. Begegnung mit einer Schlange. Die parkähnliche Gegend. Am Kukwa. Mariä Himmelfahrt. Die ersten wilden Strauße. Am Schascha-River. Ankunft und kühler Empfang in Tati . . . . Seite 125

9. **Auf den Goldfeldern von Tati.** (September und October 1879.)

Gründe einer provisorischen Niederlassung in Tati. Die Goldminen. Geschichte derselben. Klima. Wilde Thiere. Eine religiöse Feier. P. Depelchin reist mit P. Law und Br. de Sadeleer nach Gubuluwayo. P. Croonenberghs erkrankt. Liebevolle Theilnahme der Boeren. Noch immer keine Nachrichten aus Gubuluwayo. Die Residenz der guten Hoffnung. Das Opfer eines Löwen. Reiche Jagdbeute. Anfang der Regenzeit. Brief aus Gubuluwayo. Heirathsgebräuche der Matabelen. Die Makalakas. Schlangen. Lästige Ameisenarten. Zur Naturgeschichte der Straußen. Das

neue Haus. Afrikanisches Frühlingsgewitter. Ein Igrit. Zerstörung der afrikanischen Flora und Fauna. Apostolische Bemühungen. Jagdunglück. Abreise der Boeren-Jäger . . . . Seite 138

10. Die Matabelen.

Geschichte der Matabelen. Mosilikatsi. Gründung des Matabelenreiches. Mosilikatsi's verunglückter Zug nach dem Sambesi. Sein Tod und seine Bestattung. Lo Bengula's Regierungsantritt. Seine Persönlichkeit. Religion und Sitten der Matabelen. Preise der Landesprodukte. Verwaltung. Die protestantische Mission im Matabelenreiche . . . . Seite 158

11. Von Tati nach Gubuluwayo. (23. August bis 22. September 1879.)

Die Landschaft. Am Ufer des Ramaqueban. Kwesinyama. Ein junger Dieb. Eine Grenzveste der Matabelen. Zudringliche Leute. Tauschhandel. Der verzauberte Fisch. Der königliche Bote. Lees Castle. Am Kumala-River. Empfehlungsschreiben Sir Bartle Frere's. Die erste Audienz bei Lo Bengula. Besuch der Prinzessinnen. Hoftafel bei Lo Bengula. Dessen Urtheil über die Wirksamkeit der protestantischen Missionäre. Die Hofzauberer. Lo Bengula's Gegenbesuch. Aufregung wegen eines zerbrochenen Topfes. Pläne P. Depelchins. Gesunde Lage Gubuluwayo's. Fernere Geduldprobe. Die protestantische Bibel als Kopfschmuck . . . . Seite 168

12. Die Gründung der Missionsstation von Gubuluwayo. (Oktober, November und December 1879.)

P. Depelchin bringt gute Nachricht nach Tati. Sein Brief. Er reist mit P. Croonenberghs und den Brüdern Nigg und Hedley nach Gubuluwayo. Reisebericht P. Croonenberghs'. Auf Lees Castle. Ankunft. Ausbesserung der kgl. Ochsenwagen. Lo Bengula's Zugeständnisse. Lo Bengula's Hochzeit. Zur Sittengeschichte der Matabelen. Br. Niggs Brief; sein Erfolg mit der Nähmaschine. Ankauf eines Hauses. Das Weihnachtsfest 1879 . . . . Seite 183

13. P. Terörde's Rückreise nach Kimberley. (26. October 1879 bis Neujahr 1880.)

Gründe dieser Rückreise. Opferwilligkeit P. Terörde's. Ein Unfall. Der Baobab oder Affenbrodbaum. Heftige Gewitter. Verlegenheit in Schoschong. Khama's Heeresmacht. Löwen. Ein Skorpionstich. Wassermangel. Springböcke. Gnu. Der Pillendreher. Kriegerische Stimmung in Transvaal. Schreckliches Hagelwetter. Mamusa. Unfreiwillige Muße in Kimberley. Weihnachten. Die Festfeier der Kulis. Unsicherheit in Kimberley . . . . Seite 192

14. Das erste Opfer der Sambesi-Mission.

P. Fuchs kränkelt. Das Haus der Missionäre in der Regenzeit. Die letzten Arbeiten und Pläne. Erkrankung des P. Fuchs und des Br. Paravicini. P. Fuchs empfängt die Sterbsacramente und stirbt. Zeugniß des P. Blanca. Begräbnißfeier. Br. Paravicini schwebt zwischen Leben und Tod. Botschaft nach Gubuluwayo und Ankunft von Br. de Sadeleer. Kurze Lebensskizze des P. Fuchs. Sein Grab. Brief P. Terörde's bei der Kunde von diesem Todesfalle . . . . Seite 208

15. Gute und schlimme Nachrichten aus Gubuluwayo. (1880.)

Das Fest des großen Tanzes. Der Schauplatz. Der „große Tanz“. Der Assegaiwurf. Das Schlachten. Das Fest der Erstlingsgaben. Grundriß der Station

des heiligsten Herzens. Dankbarkeit eines Induna. Urtheil Lo Bengula's über die Boeren. Njina und der Höhlengott Makalaka. Njina hingerichtet. Lo Bengula's Schreckensherrschaft. Große Zahl der Hinrichtungen. Geschichte und Bekehrung eines Aussätzigen. Hoffnungen. Schwierigkeit der Bekehrung. Besuch der Königinnen. Lo Bengula's Besuch. Gutes Einvernehmen der Missionäre mit Lo Bengula . Seite 219

16. Die Trennung in Tati. (Pfingsten 1880.)

Ankunft neuer Missionäre. Die Reise von der Capstadt nach Kimberley. Begegnung am Makalapsi-Fluß. Die „Trennung". Bestand der Sambesi-Mission zu Pfingsten 1880. Br. Nigg legt seine letzten Gelübde ab . . . Seite 237

17. Von Tati nach Panda-ma-Tenka. (Vom 17. Mai bis 25. Juni 1880.)

Abfahrt. Mitglieder der apostolischen Expedition. Die Feldkapelle. Am Tati und Itze. Mapani-Forst. Barbenfang. Ein romantisches Thal. Am Schascha. Interessante Ruinen. Tantje's Kraal. Makalakas-Dörfer und -Felder. Tauschhandel. Baumfrüchte. Weintrauben. Die Makalakas. Feindseligkeiten. Am Manengwe. Perlhühner. Fahrt durch Wälder. Nachtlager im Walde. Am Natafluß. Flamingos. Setonga-Studium. Buschmanns-Niederlassungen. Herz-Jesu-Fest. Eine Giftpflanze. Dornen. Dank an die Wohlthäter der Mission. Springhasen. Honigkukuk. Ein ernster Unfall. Gezwungener Aufenthalt. Mondregenbogen. Die Tsetsefliege. Die Kalahari und ihre Bewohner. Daka. Baobab. Ankunft in Panda-ma-Tenka . Seite 242

18. Rast in Panda-ma-Tenka und Besuch der Victoria-Fälle des Sambesi. (26. Juni bis 22. Juli 1880.)

Die Marotse. Vorbereitungen. Nachtlager. Elephantenspuren. Erster Anblick der Fälle. Seitenansicht. Frontansicht. Abfluß. Der Regenwald. Serpa Pinto's Beschreibung der Fälle. Eduard Mohrs Schilderung. P. Terörde's apostolische Gesinnung . . . . Seite 278

19. Von Panda-ma-Tenka bis Wanki's Dorf. (28. Juli bis 9. August 1880.)

Ausrüstung der Karawane. Abreise. Nebenflüsse des Panda-ma-Tenka. Furcht der Manansa vor den Matabelen. Zerstörte Kraals. Mühsamer Marsch. Am Mazeze. Anblick des Sambesi. Flußpferde. Fahrt über den Sambesi. Audienz bei Wanki. Verhandlungen. Sitten der Manansa. Schilderung des Flusses. Der Chapmansberg. Geduldprobe. Abschluß der Tagebücher P. Terörde's . Seite 295

20. Von Wanki's Dorf nach Mowemba's Kraal. (9. bis 22. August 1880.)

Ankunft der Batonga-Träger. Über den Daka und Guay. Bei Schabe. Die Batongas. Der hohle Baobab. Bei Sitschori. Familienleben. Ein sonderbares Amulet. Tanz bei Sitscheraba. Unterhandlungen. Erzwungene Überfahrt über den Sambesi. Im Kraale Senengambi's. Ankunft in Mowemba. Die erste Audienz. Die Residenz des heiligen Kreuzes. Geschenke. Krokodile. Das Grab des Königs. Lage der Missionsstation. Mowemba's Versprechen. Abschied . . Seite 312

21. P. Terörde's Tod. (16. September 1880.)

Mowemba. Erkrankung der beiden Missionäre. Brief P. Terörde's. Erkrankung P. Depelchins. Botschaft nach Panda-ma-Tenka. P. Weißkopf eilt zu Hilfe. Ein Löwenabenteuer. Eilmarsch. Am Sambesi. Zusammentreffen mit P. Depelchin. Die Ereignisse in Mowemba. Letzter Brief P. Terörde's. Br. Nigg eilt nach Mowemba; sein Bericht. P. Terörde's Tod. Ankunft in Mowemba. Zustand Br. Vervenne's. Unterhandlungen mit Mowemba. Bericht Br. Vervenne's und Br. Niggs über die letzten Tage P. Terörde's. Urtheil P. Weißkopfs und P. Depelchins. Nachruf. P. Depelchins Schmerz; seine Briefe. Kurze Lebensskizze P. Terörde's . Seite 330

22. Kranke und Genesende in Panda-ma-Tenka. (16. September 1880 bis Pfingsten 1881.)

Vollendung des Hauses. Nächtlicher Löwenbesuch. Botschaft von Br. Nigg. Seine Erzählung der Rückreise von Mowemba's Kraal. Zwei Kranke. Wiedersehen. Leben in Panda-ma-Tenka. Auf der Genesung. Wanki's Ehrlichkeit. P. Depelchin bereitet eine Expedition in die Barotse vor. Abschied. Die Sambesi-Krankheit. Eine verdienstvolle Zeit. Matabelen-Gesandtschaft. Klimatische Verhältnisse. P. Depelchin kommt von Tati zurück und reist nach der Barotse . . . . Seite 352

23. Ein verirrter und ein sterbender Missionär.

Das Land der Abagasen. In Gubuluwayo. Zug längs der Matoppo-Berge. Kaffernbörfer. Übergang über den Sabi. Gerüchte eines Unfalles. Tagebuch des P. Law. Feindseligkeiten der Amacholi. P. Wehl verirrt sich. Flucht zu Umsila. P. Law und Br. Hedley schwer krank. Abenteuer des verirrten P. Wehl. Von Kaffern gefangen und zum Tode verurtheilt. Hilfe in der Noth. Rückkehr zum Wagen. Die Fahrt bis Umgan. Nachricht vom Tode P. Laws . . . . . Seite 369

24. Noch zwei Gräber. (25. November 1880. 12. Mai 1881.)

Kurze Lebensskizze P. Laws. Seine letzten Tagebuchblätter; sein Tod. Br. Hedley's Bericht. Br. Hedley's Leiden. Br. de Sadeleers Zug zum Wagen. Ehrlichkeit der Maschonas. Wiedersehen mit P. Wehl. Aufenthalt zu Umgan während der Regenzeit. Pläne und Entschluß Br. de Sadeleers. P. Wehls Krankheit. Der Zug nach Sofala. Ankunft in Sofala. Letzte Tage P. Wehls. Sein Tod. Kurze Lebensskizze. Begräbniß. Die portugiesische Colonie Sofala. Rückkehr zum Wagen. Verhandlungen mit Umsila. Reiche Jagdbeute. Rückfahrt nach Gubuluwayo. Ein trostreiches Wiedersehen . . . . Seite 385

25. Letzte Nachrichten aus Gubuluwayo. (1881.)

Der kleine Tanz. Die Nationalhymne der Matabelen. Lo Bengula's „Palast". Gerichtssitzung. Privataudienz. Die Verlegung der Hauptstadt. Brand Gubuluwayo's. Die Missionsstation. Schwierigkeiten. Hoffnungen. Anfänge einer Schule. Die letzten Nachrichten . . . . Seite 411

Schluß . . . . Seite 420

Verzeichniß der Illustrationen.

	Seite
Titelbild. Porträt des hochw. P. Depelchin S. J., Obern der Sambesi-Mission.	
Porträt des hochw. Herrn Thomas Grimley, apost. Vikars von West-Capland	9
Das im Bau begriffene St. Aidans-Colleg in Grahamstown	15
Wohnung der Missionäre in Freetown	32
Pfarrkapelle und Waisenhaus für Mädchen in Freetown	33
Die Capstadt und der Tafelberg	39
Pinguin und Fregattvogel	41
Porträt Bischof Ricards', apost. Vikars von Ost-Capland	49
Gesellige Webervögel am Fish-River beim Nestbauen	54
Landschaft aus dem Oranje-Freistaat	63
Ansicht von Kimberley	69
Quagga, junges Wilde-Beest und Bläßbock	85
Termitenhügel	97
Löwen und Schakale auf der Jagd	105
Erste von den Missionären in Ober-Sambesien gefeierte heilige Messe	111
Bamangwato-Hütte	115
Jagd auf Wasserböcke	129
Die Goldfelder von Tati	145
Matabelen im Kriegscostüm	163
Matabelenfrau, Korn mahlend	185
Der Baobab oder Affenbrodbaum	195
Das Gnu oder Wilde-Beest	201
Der Pillendreher (Ateuchus sacer)	202
Das Grab des P. Fuchs bei Tati	217
Grundriß der Station des heiligsten Herzens in Gubuluwayo	224
Auf dem Marsche	243
Landschaftsbild mit Kronleuchter-Euphorbien und Mimosen	249
Nachtlager im Walde	257
Ein Buschmann	260
Frau eines Buschmanns	261
Springhase und Band-Iltis	265
Die Tsetsefliege	273
Elephanten auf der Flucht	281
Situationsplan der Victoriafälle	285
Eine Partie der Victoriafälle (Frontansicht)	287
Vegetation des Regenwaldes	289
Nilpferde im Sambesi	303
Frauen am Sambesi bei der Feldarbeit	317
Ein Krokodil vom Sambesi	327
Eine Zebrajagd	335
Grundriß der Station vom heiligen Joseph in Panda-ma-Tenka	353
Nachtlager am Sambesi	355
Eine Hyäne	359
Br. de Sadeleer kauft Getreide von den Eingebornen	393
Auf der Büffeljagd in Südafrika	395
Cocuspalmen	398
Tropische Vegetation	399
Kudu-Antilopen	408
Nashorn	409

Doppelbilder.

Ochsenwagen der Missionäre, zu Seite 64.
Ungemüthliches Ständchen in Südafrika (Löwen und Schakale in der Nähe des Lagers), zu Seite 136.
Kriegstanz der Matabelen, zu Seite 220.
Die Victoriafälle des Sambesi, Ansicht vom nördlichen Ufer zur Regenzeit, zu Seite 283 ff.
Die Victoriafälle des Sambesi aus der Vogelperspective, zu Seite 283 ff.

Karten.

I. Kartenskizze zur Reise Grahamstown bis Schoschong.
II. Kartenskizze zur Reise Schoschong bis Tati. Tati bis Gubuluwayo. Tati bis Panda-ma-Tenka. Tati bis Umsila's Land.
III. Kartenskizze zur Reise Panda-ma-Tenka bis Wanki's Dorf. Wanki's Dorf bis Mowemba's Kraal.
IV. Kirchliche Übersicht von Südafrika.

I. Ein Blick auf die Geschicke Südafrika's.

In vier gewaltigen Terrassen erhebt sich der Süden Afrika's zu der fast flachen Hochebene des Binnenlandes. Die dritte und bedeutendste dieser Stufen bildet die ausgedehnte Karru-Wüste. Die Westhälfte bis zum Sambesi scheint, so weit sie erforscht ist, sehr unfruchtbar; den größern Theil nimmt die Kalahari-Wüste ein. Günstiger sind die Verhältnisse der theilweise gut bewässerten und daher fruchtbaren Osthälfte. Sehr fruchtbar scheint das ausgedehnte Quellgebiet des Sambesi und überhaupt das Land nördlich von diesem Strome bis zu den Sumpfgebieten des Bangweolo-Sees im Norden und des Njassa-Sees im Osten; doch ist dieser Theil Südafrika's noch wenig bekannt und nur aus den zahlreichen nördlichen Zuflüssen des Sambesi läßt sich auf ausreichende Bewässerung und Fruchtbarkeit schließen.

Dieses große Land wird von zwei einheimischen Völkerfamilien bewohnt, so weit der vordringende Europäer den schwächern Wilden nicht von seinem heimatlichen Boden vertrieb: im Südwesten finden sich die Hottentotten und ihre Verwandten, die Buschmänner; im Osten und Norden die zahlreichen Stämme der Bantuvölker. Von den Hottentotten und Buschmännern bestehen heutzutage nur mehr die letzten Reste. Etwa 18 000 Seelen stark leben die Hottentotten noch in den Bergen nördlich vom Oranje bis zur Wallfischbai unabhängig; alles Übrige, was von ihnen in der Colonie lebt, ist ein Mischlingsgeschlecht. Rechnet man die ihnen verwandten Damara dazu, so steigt ihre Zahl immer noch kaum auf 50—60 000. Die Buschmänner, welche in der Kalahari-Wüste zersprengt kümmerlich von der Jagd sich nähren, werden auf nur 10 000 Seelen geschätzt. Die Bantu-Völker im Osten und Norden theilen sich in die Zulu- und Betschuanen-Stämme (300 000 Seelen) und werden auf über $3^1/_2$ Millionen angegeben, wovon eine Million für die Matabelen gerechnet ist. Dieser eingebornen Bevölkerung Südafrika's gegenüber beträgt die Zahl der Weißen nicht ganz eine halbe Million; sie sind vorherrschend holländischer Abkunft. Die Bevölkerung jenseits des Sambesi kann mit Sicherheit auch nicht annähernd bestimmt werden. Dr. Holub rechnet das Marutse-Mambunda-Reich nicht

ganz eine Million; sämmtliche von den Portugiesen beanspruchte Küstengebiete im Osten und Westen schätzt man auf zehn Millionen Eingeborene (Bantu)[1].

Schon lange hatte sich die katholische Kirche nach dem Tage gesehnt, da es ihrer apostolischen Liebe vergönnt wäre, die verlassenen und mit Füßen getretenen Söhne Südafrika's, wohl die ärmsten Stämme der weiten Welt, in die Mutterarme zu schließen. Nirgends vielleicht hat protestantische Unduldsamkeit es den wahren Nachfolgern der Apostel so schwer gemacht, den Heiden die frohe Botschaft zu verkünden, wie in den Capländern. Unglücklicher Weise hatten die Portugiesen unterlassen, die Südspitze Afrika's zu besetzen, als sie mit Schrecken und Staunen zum ersten Male das Vorgebirge der Stürme umschifften und ihm den Namen „Cap der guten Hoffnung" gaben. Während so die katholischen Missionäre, welche unter portugiesischer Flagge das Kreuz in die neu entdeckten Länder trugen, im Herzen von Congo eine neue Kirche gründeten und bald auch von Mozambique aus die Bekehrung der Ostküste in Angriff nahmen, setzten sich die Calvinisten aus Holland im Jahre 1652 am Cap fest.

Sie trafen daselbst mit einer Bevölkerung zusammen, die zwar arm und roh war, aber keineswegs weder social noch materiell auf der tiefen Stufe stand, auf welcher wir sie heute, nach mehr als zweihundertjährigem Verkehre mit den Holländern und Engländern, finden. Die Hottentotten besaßen nicht unbedeutende Viehheerden, ihre Stämme waren nicht so zersplittert wie heute, ihre Häuptlinge hatten eine größere Gewalt und sie scheinen unter einer Art von Oberhäuptling gestanden zu haben[2]. Ihre geistigen Fähigkeiten können nicht so gering gewesen sein, als man sie uns oftmals schildert. Die ältesten Berichte sagen geradezu, sie besäßen ebenso viel Verstand, als die holländischen Bauern, nur seien sie noch vorsichtiger als diese[3]; sie bewiesen sich zwar als wilde und rohe Menschen, seien aber keineswegs dumm, sondern zeigten sich täglich schlauer und wüßten jede Gelegenheit zu ihrem Vortheile zu benutzen[4]. Manche Hottentotten hatten in kurzer Zeit so viel Holländisch gelernt, daß es schwer wurde, vor ihnen etwas geheim zu halten. Der Eingeborne Harry wußte den holländischen Commandanten van Riebeek so mit Intriguen zu umspinnen und ihn die Schwäche seiner Stellung so fühlen zu lassen, daß er ihn beinahe willenlos in seiner Gewalt hatte. In ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse erklärten sie van Riebeek im Jahre 1662, sie zögen es vor, ihm und den Holländern gegen fremde Ankömmlinge Hilfe zu leisten, als auch diesen

---

[1] Vgl. den Aufsatz Gerland's: „Die Holländer und Engländer Südafrika's" in der „Deutschen Rundschau", August 1881.

[2] Sutherland, Memoirs resp. the Kaffers, Hottentotts and Bosjemans II, 538 ff.

[3] A. a. O. II, 332. [4] Ebend. II, 107.

die Niederlassung im Lande zu gewähren, da sie sonst zu viel von ihren Weidegründen verlieren würden [1].

Auch ihre moralischen Begriffe waren bei der Ankunft der Holländer keineswegs so schlimm, wie sie es in der Folge wurden. Als eine Kuh, welche sie den Fremdlingen für ein fingerlanges Stück Tabak verkauft hatten, den neuen Herren entlaufen war, zeigte sich die Gewissenhaftigkeit der armen Wilden so zartfühlend, daß sie den Kaufpreis so lange zurückgaben, bis es ihnen gelang, das flüchtige Thier wieder herbeizutreiben [2]. Daß ihnen die Begriffe über Mein und Dein ob des Beispiels der weißen Colonisten bald abhanden kamen, ist wahrlich nicht ihre Schuld! Man nahm ihnen ihr Land weg, ohne sie darum zu fragen; je zahlreicher die Colonisten wurden, desto mehr wurden sie aus ihren Weidegründen zurückgedrängt nach dem öden, wüsten Binnenlande hin. Schon van Riebeek würde, wie er selbst sagt, sie gerne aller Habe beraubt und zu Sklaven gemacht haben, hätte dieses die Regierung des Mutterlandes nicht verboten, oder hätte er wenigstens die Macht gehabt, seinen Plan auszuführen. Und wir müssen sagen: es würde vielleicht im Interesse der armen Hottentotten gewesen sein, wären sie nur Sklaven der Colonisten geworden! Die letztern hätten doch wenigstens ein Interesse gehabt, für das Wohl und für die Erhaltung ihres Eigenthums zu sorgen; so aber zwangen sie die Eingebornen zu Sklavendiensten und gaben ihnen dafür nicht einmal, was der geizigste Plantagenbesitzer Westindiens seinen Negern gab.

Als nach Aufhebung des Edictes von Nantes auch noch französische Hugenotten zu den holländischen Calvinisten in's Capland kamen, wurde den Eingebornen in langwierigen Kämpfen Stück um Stück ihres heimathlichen Bodens abgerungen. Umsonst klagten die Hottentotten über die schreiende Vergewaltigung. Ein Ankauf von Land kam überhaupt nur ein einziges Mal vor, im Jahre 1672. Damals wurde der ganze Capdistrikt und Hottentott's-Holland „gegen Waaren im angeblichen Werthe von 114 Gulden „rechtmäßig gekauft“ (!), während der Monatsgehalt van Riebeeks 150 Gulden betrug [3]. Die Gewaltthaten der Boeren (so nannte man die holländischen Colonisten) führten natürlich auch seitens der Eingebornen Acte der Vergeltung herbei; durch Viehdiebstähle suchten sie sich für das geraubte Land und die erpreßte Arbeit bezahlt zu machen. Da schickten die Colonisten bewaffnete Schaaren, sogenannte Commandos, gegen sie aus und ließen die eines wirklichen oder angeblichen Verbrechens Angeklagten ohne Untersuchung, ohne Gericht und Urtheil einfach wie wilde Thiere niederschießen. Es sind dieß ähnliche Menschenjagden, wie sie auch in Tasmanien an den schwachen Inselbewohnern und in Nord-

[1] Napier, Excursions in S. Africa I. 77 sq. Vgl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker II, 329.

[2] Sutherland a. a. O. II, 14. [3] Waitz a. a. O. II, 330.

amerika an den letzten Trümmern der armen Rothhäute zur Schande der englischen und amerikanischen Nation bis auf den heutigen Tag herab in Scene gesetzt wurden. Zu einem Vernichtungskriege haben sich doch die katholischen Nationen Spaniens und Portugals, so groß auch ihre Schuld den Indianern gegenüber sein mag, niemals hinreißen lassen; immer trat der katholische Missionär schützend vor das Recht des Schwachen und drohten die Päpste mit dem Bannfluche Allen, die sich an Leben oder Freiheit der Eingebornen vergreifen würden. In unserm Falle aber stellen protestantische Forschungen[1] klar, daß man geradezu und systematisch die Knechtung und Ausrottung der Eingebornen bezweckte. Wir führen beispielsweise nur drei Linien aus dem Berichte eines solchen Commando-Offiziers an:

„27. September 1792. Der erste Kraal angegriffen; 75 Buschmänner getödtet, 21 gefangen.

15. October. Ein anderer Kraal entdeckt; 85 getödtet, 23 gefangen.

20. October. Ein dritter entdeckt; 7 getödtet, 3 gefangen" u. s. w. In welchem Maße man die Eingebornen und namentlich den Stamm der Buschmänner ausrottete, mögen folgende kurze Notizen nahelegen. Oberst Collins hörte im Jahre 1809 einen sonst geachteten Mann erzählen, er habe binnen sechs Jahren mit seinen Leuten 3200 Buschmänner getödtet oder gefangen; von einem Andern erfuhr der englische Beamte, der officielle Daten zusammenstellte, die Commandos, an denen er sich betheiligte, hätten 2700 Buschmännern das Leben gekostet. Thomson[2] kannte einen Colonisten, der in 30 Jahren 32 solcher Mordzüge mitmachte; bei einem derselben wurden 200 Buschmänner niedergemetzelt.

Und man glaube nicht, daß dieses Würgesystem mit der Besitznahme der Capländer durch die Briten ein Ende nahm. Die neuen Herren zeigten sich zwar ob der Handlungsweise der Boeren empört und schafften die Commandos ab. Gleichwohl werden von 1797—1823, in welchem Jahre man das Land der Buschmänner definitiv besetzte, nicht weniger als 53 solcher Raub- und Mordzüge officiell angegeben. Ja das Loos der armen Eingebornen scheint unter englischer Herrschaft ein noch traurigeres geworden zu sein, wie die bereits erwähnten Berichte Philips[3] beweisen.

Daß es den Hottentotten ähnlich ging, bestätigt das beinahe völlige Verschwinden dieser Rasse. Es gibt kaum mehr reine Hottentotten. Elende, durch alle Laster der Europäer degradirte und durch den heillosen Genuß des Branntweins im Keime vergiftete Mischlingsgeschlechter sind ihre unglücklichen Nachfolger. Wie den Buschmännern und Hottentotten im Westen, gerade so ging es den Bantu-Stämmen im Osten. Die englische Regierung

[1] Vgl. Philip, Researches in S. Africa. Auszüge im Baseler Missions-Magazin 1854, III.

[2] Travels and adventures in S. Africa. 2. ed. I, 395.

[3] A. a. O. II, 39 ff. 260 ff. 271 ff.

beschloß, die Kaffern aus dem östlichen Coloniegebiete zu vertreiben, und setzte diesen Beschluß 1811 mit unerbittlicher Härte und blutiger Grausamkeit durch. 1818 züchtigten die Engländer die Feinde ihres Verbündeten Gaika, des Häuptlings der Amakosa, indem sie in das Land der Kaffern, die nichts gegen die Colonisten gefrevelt hatten, vordrangen, es völlig verwüsteten und die ganze Habe der armen Eingeborenen, 23 000 Rinder, wegnahmen. 1819 brach darob ein neuer Kaffernkrieg aus, in welchem die Engländer wieder siegten und nun, zum Lohne für geleistete Dienste, auch ihren treuen Verbündeten Gaika zwangen, einen großen Theil seines Gebietes abzutreten. Als dessen Sohn Makomo sich hiermit wenig zufrieden zeigte, wurde er 1829 ohne einen gerechten Grund einfach vertrieben. Neue „Commandos" und Mordzüge hielten die ob solcher Behandlung empörten Amakosas im Zaume.

Als dann die Boeren unter Ratjef vom Jahre 1835 an das große „Trekken" (den Auszug) unternahmen und sich zunächst in Natal niederließen, bald darauf über den Oranje-Fluß und den Vaal setzten und dort ein von den verhaßten Engländern unabhängiges Heim suchten, nahm der Vernichtungskampf gegen die Eingebornen noch größere Verhältnisse an. Stamm um Stamm wurde in blutigen Kämpfen von seinem Grund und Boden verdrängt, bis schließlich im Jahre 1871 der letzte Rest des unabhängigen Kaffraria, das Amapondo-Land, weggenommen und der Häuptling Umquikela seines Reiches für verlustig erklärt wurde.

Doch wir halten uns zu lange mit der traurigen Schilderung dieser für den Menschen wie für den Christen gleich betrübenden Scenen auf und wollen nur noch das Zeugniß eines Mannes beibringen, der gewiß keinen Stein auf seine Glaubensgenossen wirft, ohne durch die Wahrheit gezwungen zu sein. Dr. Grundemann sagt in seinem Missionsatlas in den Erläuterungen zu den Karten des Caplandes[1]: „Die Geschichte der letztern (der Colonisten) ist angefüllt mit Beispielen scheußlichster Rohheit und Ungerechtigkeit seitens der Europäer, obgleich unter ihnen neben mancherlei Abschaum nicht wenige um ihres Bekenntnisses willen übergesiedelt waren (die französischen Calvinisten). Die Hottentotten sind dem Kampfe erlegen; nur ein armes Bastardgeschlecht ist von ihnen übrig geblieben. Andere, die lieber die Wildniß mit den Thieren theilen mochten, als ihren gehaßten Unterdrückern dienstbar werden, sind als Buschmänner fast bis an die Grenze eines thierischen Lebens herabgesunken."

So weit Dr. Grundemann; er sagt nicht zu viel, und wir wiederholen: So haben die berüchtigten Conquistadores nicht gewüthet; der katholische Missionär stellte sich zwischen sie und die Opfer ihrer Habsucht und deckte mit seinem Leben das Recht und die Freiheit derjenigen, die Christus, der

[1] I. n. 10 u. ff.

Herr, zur Freiheit der Kindschaft Gottes berufen hatte. Wo waren denn die protestantischen Sendboten? Haben sie wenigstens, nachdem der Zutritt dem katholischen Missionäre unter Todesstrafe verboten war, die armen Eingebornen beschützt oder ihnen doch zum Mindesten den Trost des Glaubens und die Hoffnung auf ein besseres Leben geboten?

Leider nichts von all dem! Dr. Grundemann sieht sich an der eben erwähnten Stelle genöthigt, die ersten 150 Jahre der „Missionsgeschichte" am Cap also zusammenzufassen: „Die Mission war im Caplande lange vernachlässigt. Die armen Hottentotten wurden lange des Christenthums für unwerth geachtet und Versuche, sie zu bekehren, selbst von den Colonisten, die ihrerseits auf christliches Bekenntniß hielten, beargwöhnt und verhindert. 1709 kam der erste Missionär, der aber seine Thätigkeit bereits nach einigen Wochen einstellte. Erst 1737 gelang es dem Brüdermissionär G. Schmidt, Eingang zu finden, der aber nach etlichen Jahren, als sich die Früchte seines Wirkens mehrten, durch die Colonialregierung wieder entfernt wurde. Abermals verging ein halbes Jahrhundert, das die Scheußlichkeiten organisirter Buschmannsjagden, aber keine Friedenspredigt für die Heiden aufzuweisen hat."

Mithin während 150 Jahren zwei Missionäre, wovon sich der eine „einige Wochen" lang, der andere „etliche Jahre" des Befehles Christi erinnert: „Gehet also, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!" Und doch hatte Jan van Riebeek an die Spitze der Besitzergreifungs-Urkunde ein Gebet gesetzt, in welchem er nicht nur um das Gedeihen seiner Arbeiten für die Zwecke der holländischen Compagnie, sondern auch um die Pflanzung und Ausbreitung der wahren, reinen christlichen Lehre unter diesem wilden und rohen Volke fleht, und war alsbald ein Prädikant, Dominus Bonkerias nebst Gattin, angekommen, der wenigstens einen Versuch von Missionsthätigkeit hätte machen müssen, wenn auch nur ein Funke des Feuers in ihm gewesen wäre, der die Seele eines hl. Franz Xaver erfüllte. Statt mit dem Worte des Herrn machte man aber die armen Eingebornen sofort mit dem Fluche des Branntweins bekannt. „Bei einer Gelegenheit," erzählen die Annalen harmlos, „wurde ein Kübel mit Branntwein und Arrak offen mitten auf die Esplanade des Fort gesetzt und ein kleiner hölzerner Becher dabei, wovon sich die Hottentotten so betrunken machten, daß sie die seltsamsten Possen von der Welt vorbrachten." „Und das geschah am Himmelfahrtstage, gerade vor dem Gottesdienst", fügt Burkhardt-Grundemann [1] bei und stellt die Frage: „Wie mag Domine Bonkerias an jenem Tage den großen Missionsbefehl des scheidenden Heilandes vor seiner Gemeinde ausgelegt haben?!" — „Man hätte meinen

[1] Kleine Missions-Bibliothek, 2. Aufl., II, 2. Abth. S. 10.

sollen," sagt derselbe protestantische Missionsgeschichtschreiber, „die Geistlichen der Colonie wären durch ihre ganze Lage auf Missionsgedanken gekommen. Es scheinen dies aber meist Miethlinge der schlimmsten Art gewesen zu sein", und er führt das Beispiel eines Dom. Kalden an, der es freilich ärgerlich genug trieb [1].

Allein man predigte den armen Heiden das Evangelium nicht nur nicht, man schloß sie sogar positiv von jeder Gemeinschaft in Religionssachen aus. Anstatt dem verlorenen Schäflein über Berg und Thal nachzugehen und es auf den Schultern zur Hürde zu tragen, versperrten die Colonisten, „die ihrerseits auf christliches Bekenntniß hielten", den Hottentotten mit Entrüstung die Theilnahme an ihrem Gottesdienste. „Um keinen Preis hätte man ihnen in den Kirchen einen Platz gegönnt", heißt es an der eben angeführten Stelle. „An einer Kirche soll sogar die Verordnung zu lesen gewesen sein: ‚Verbotener Eintritt für Hunde und Hottentotten!'"

Doch Gerechtigkeit über Alles! Was die holländischen Calvinisten während der ersten anderthalbhundert Jahre vernachlässigten, das suchten seit dem Beginne der englischen Herrschaft die Sendboten von einem Dutzend Missionsgesellschaften verschiedener Secten mit einem ungeheuern Aufwande von Geldmitteln, wozu die Colonialregierung jährlich nicht weniger als 100 000 Mark beisteuerte, auf allen Punkten des Caplandes und bei allen Nachkommen der alten Hottentotten nachzuholen. Leider ohne irgend welchen wirklichen Erfolg, wie Marshall aus den Zeugnissen der Protestanten selbst mit seiner gewohnten Schärfe auf das Schlagendste nachweist [2]. Und wahrlich, das ist nicht zu verwundern. Einmal sind die armen Überreste der alten Bevölkerung Südafrika's von dem durch Generationen fortgesetzten Branntweingenuß so verthiert und die Verführung der Colonisten hat sie so tief in den Pfuhl sittlicher Verkommenheit eingeführt, daß das Samenkorn des göttlichen Wortes in ihren Herzen kaum, oder doch nur unter Mitwirkung eines ungewöhnlichen Gnadenmaßes, einen geeigneten Boden finden kann. Dann behindern sich die Sendboten der verschiedenen Secten gegenseitig in ihren Bemühungen durch beständige Reibereien und polemische Discussionen, wie die Einsichtsvollern unter ihnen klagend hervorheben, und suchen sich gegenseitig ihre wenigen Schäflein abzujagen. Dr. Livingstone schrieb im Jahre 1857: „In Südafrika ist eine solche Mannigfaltigkeit christlicher Secten in raschem Laufe den Fußstapfen der Londoner Missionsgesellschaft gefolgt, daß Bekehrte unseres Bekenntnisses, wenn man sie ihren eigenen Hilfsmitteln überläßt" (das heißt in gutem Deutsch: wenn man sie nicht mehr bezahlt), „eifrig von Andern

[1] A. a. O. S. 15 Anm.

[2] Marshall, Die christlichen Missionen II, 426—473.

aufgenommen werden, und so ist es wahrscheinlicher, daß sie verderben, als daß sie zu den eigentlichen christlichen Tugenden herangebildet werden." [1] Endlich — und das ist der Hauptgrund der Unfruchtbarkeit des protestantischen Missionswerkes hier wie überall — fehlt es den von der Einheit des mystischen Leibes Christi getrennten Religionsgenossenschaften an jenem Segen und Schutze, den der Herr nur den Aposteln seiner Kirche verliehen hat, als er bei der Sendung derselben sprach: „Ich werde bei Euch sein bis zum Ende der Zeiten!" [2]

Und dieser Kirche war bis vor wenigen Jahrzehnten der Zutritt zu diesem schrecklich vernachlässigten und verderbten Arbeitsfelde gänzlich verwehrt. Als im Jahre 1806 der englische Befehlshaber David Baird die Capcolonie besetzte, hatten sich trotz der holländischen Verfolgungsdekrete zwei (nach einer andern Angabe drei) katholische Priester eingeschlichen, um den wenigen katholischen Ansiedlern und den irischen Soldaten den Trost der Religion spenden zu können. Der General machte kurzen Proceß mit diesen Männern; er ließ sie aufgreifen und gewaltsam nach der Insel Mauritius bringen [3]. Der apostolische Vikar dieser Insel, zu dessen Sprengel damals das Capland gehörte, schickte von Zeit zu Zeit, der protestantischen Unduldsamkeit ungeachtet, einen Priester nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Erst im Jahre 1820 konnte ein Missionär, der Benedictiner Kaler, dort seinen Aufenthalt nehmen; 1826 treffen wir zwei katholische Geistliche am Cap und 1837 errichtete der apostolische Stuhl ein eigenes apostolisches Vikariat für die Capcolonie. Der hochwst. Herr Griffith, ein Irländer, wurde zum ersten Oberhirten dieses Sprengels ausersehen; er landete 1838 mit wenigen Gefährten, aber mit großem apostolischem Muthe. Noch waren die Gesetze gegen die Katholiken in Kraft; sie wurden erst 1868 völlig aufgehoben. Im Jahre 1840 bestand das ganze Missionspersonal aus dem Bischof und nur vier Priestern; zwei davon mußten in den östlichen Distrikten, in Port Elisabeth und Grahamstown, die Seelsorge versehen. Der Gottesdienst wurde in einer Kirche und drei Kapellen, wovon eine gemiethet war, abgehalten und die Mission besaß außer einer Mädchenschule keine einzige katholische Anstalt [4]. Das Senfkörnlein, das in die Erde gesenkt war, trieb aber kräftige Wurzeln und entwickelte sich von Jahr zu Jahr schöner und segensreicher. Schon 1847 konnte der apostolische Stuhl den Ostdistrikt (Grahamstown) als selbständiges apostolisches Vikariat abzweigen und dem hochwst. Herrn Devreux übertragen. Drei Jahre später (1850) mußte auf die Bitte des greisen apostolischen

[1] Missionary Travels in S. Africa p. 115.

[2] Matth. 28, 20.

[3] Annales de la Propagation de la Foi, 1870 (t. 42) p. 236. Vgl. Die katholischen Missionen, 1874 S. 67.

[4] Hahn, Geschichte der katholischen Missionen II, 292 ff.

Vikars abermals ein neues apostolisches Vikariat errichtet werden, dasjenige von Natal, wozu die Transvaalstaaten gehören. Es wurde erprobten Missionären, den Oblaten der unbefleckten Empfängniß Mariä, übergeben und erhielt den hochwst. Herrn Allard als ersten apostolischen Vikar. So bestanden, als am 18. Juni 1862 Bischof Griffith nach mühevollen apostolischen Arbeiten fromm im Herrn entschlief, drei apostolische Vikariate in den Capländern: das apostolische Vikariat des Westcap mit der Capstadt



Der hochwst. Herr Thomas Grimley, apost. Vikar von Westcapland, geb. 21. Dec. 1821, gest. 29. Jan. 1871.

als bischöflichem Sitze, dasjenige des Ostcap mit Grahamstown als Metropole und Natal mit dem kirchlichen Mittelpunkt Pietermaritzburg.

Nach dem Tode Bischof Griffiths wurde sein Coadjutor, der hochwst. Herr Thomas Grimley, mit der Leitung des apostolischen Vikariates des Westcap betraut. Nur der Mangel an Arbeitern im Weinberge hemmte ein wenig die rasche Entwicklung der aufblühenden Kirche. Der apostolische Vikar hatte im Jahre 1870 für seinen weiten Sprengel nicht mehr

als acht Priester. Gleichwohl war die Zahl der Katholiken auf 7000 angewachsen und man hatte schon zwölf Kirchen und Kapellen. Fünf Schulbrüder (Petits-Frères de Marie) und acht Dominicanerinnen besorgten die Knaben- und Mädchenschulen, und das Vikariat besaß ein Waisenhaus, zwei Vincenzvereine und drei andere katholische Vereine [1]. Gegenwärtig unter der oberhirtlichen Leitung des hochwst. Herrn Leonard, seit 1872 apostolischer Vikar (Msgr. Grimley starb den 29. Januar 1871), sind die Fortschritte noch viel erfreulicher. Die Lyoner Congregation für die Missionen in Afrika übernahm im Jahre 1874 als apostolische Präfektur Mittelcap die Distrikte von Georgetown, Mosselbay, Oudtshoorn, Frasersburg und Namaqua-Land, endlich die Insel St. Helena mit etwa 600 Katholiken [2]. Im apostolischen Vikariate Natal [3] war es den Missionären vergönnt, außer der Seelsorge für die hin und wieder zerstreut wohnenden Katholiken im West-Griqua-Land, im Oranje-Freistaat, im Transvaal-Territorium, mit erfreulichem Erfolge die Missionsthätigkeit unter den Basuto-Kaffern aufzunehmen. Im Jahre 1865 konnten die Erstlinge dieses Volkes getauft werden. Im gleichen Jahre kamen Schwestern der heiligen Familie aus Bordeaux den Missionären zu Hilfe und eröffneten eine Waisenanstalt und ein Zufluchtshaus für die Weiber, welche die Neophyten, die vordem der Polygamie fröhnten, entlassen mußten. Knaben- und Mädchenschulen wurden gleichzeitig gegründet und das Basuto-Dorf Motsi-wa-Ma-Jesu (Dorf der Mutter Jesu) konnte als eine feste christliche Niederlassung betrachtet werden. Im Jahre 1866 waren acht Oblaten (sechs Missionäre und zwei Laienbrüder als Katechisten) und sechs Nonnen in dieser Basuto-Mission thätig [4]. Im Jahre 1869 wird die Zahl der Katholiken des apostolischen Vikariates auf 1500 angegeben, die der Schulen auf neun. So gering diese Zahlen sind, so bezeichnen sie dennoch einen großen Fortschritt, indem zur Zeit der Gründung des Vikariates so ziemlich mit Nichts begonnen werden mußte.

Noch erübrigt eine kurze Skizze der Entwicklung des östlichen Vikariates seit seiner Gründung im Jahre 1847. Der hochwst. Herr Devreux, der seinen Sprengel von 1847—1855 verwaltete, traf kaum eine Hand voll Katholiken, als er zuerst nach Port Elisabeth und Grahamstown kam. Schon unter seinem Nachfolger, Bischof Patrick Moran, finden wir im Jahre 1869 den Bestand der Mission bedeutend gewachsen. Es arbeiteten neun Priester in diesem großen Arbeitsfelde; zehn Kirchen und Kapellen, neun Schulen, ein Priesterseminar, zwei Ordensniederlassungen bestanden

[1] Annales de la Propagation de la Foi l. c. p. 245.

[2] Die katholischen Missionen 1876, S. 22.

[3] Den Namen Natal erhielt diese Provinz durch Vasco de Gama, der im Jahre 1497 auf Weihnachten hier zum ersten Male vor Anker lag.

[4] Annales 1867, 460 seq.

und die Zahl der Katholiken wird auf 4000 angegeben. Im Jahre 1871 übernahm der gegenwärtige apostolische Vikar, Bischof James Ricards, die Leitung der aufblühenden Gemeinde. Unter diesem eifrigen Manne, der nun schon 30 Jahre, zuerst als Priester und jetzt seit einem Jahrzehnt als Bischof, im Vikariate von Ostcap arbeitet, hat sich die Zahl der Missionäre mehr als verdoppelt. Im Jahre 1880 wirkten 21 Priester auf 31 Missionsstationen und Filialen unter 5300 Gläubigen[1]. Dazu kommt die Gründung der deutschen Trappisten-Colonie von Dunbrody-Abtei, wovon mit Recht auch für das Missionswerk unter den umliegenden Kafferstämmen viel erwartet wird.

Nach diesen Angaben dürfte die heutige Zahl der Katholiken in den Capländern 20 000 betragen und hätten sie sich demnach seit dem Beginne dieses Jahrhunderts verzehnfacht, und das in einem Lande, welches dem katholischen Glaubensbekenntniß sich so feindselig gegenüberstellte, wie kaum ein anderes, und welches mit den Sendlingen von 13 Gesellschaften verschiedener Secten vollständig überschwemmt ist. Man kann in diesem Aufschwunge „den Finger Gottes" nicht verkennen.

---

[1] Die katholischen Missionen 1880, S. 65.

2. Plan und Vorbereitung einer Mission am Sambesi.

Nachdem unsere heilige Kirche in der angegebenen Weise von den civilisirten und halbcivilisirten Ländern der Südspitze Afrika's bleibend Besitz ergriffen hatte, schien der Tag gekommen, an welchem sie ihre Glaubensboten weit über die Marken der Colonien hinaus in das Innere zu den schwarzen Söhnen der Wildniß senden konnte.

Von allen Küsten aus schickte sie schon seit Jahrzehnten ihre muthigsten und opferwilligsten Söhne in das Herz des „dunkeln Continentes", um die Nacht des Heidenthums und die Schatten des Todes mit der Leuchte der ewigen Wahrheit zu verscheuchen. Im Norden ist Algier mit seinen großen Missionsanstalten, welche der seeleneifrige Erzbischof Lavigerie in's Leben rief, ein Hauptstützpunkt der Ausbreitung unserer heiligen Religion. Daß die Thätigkeit der unter seiner Leitung arbeitenden Missionäre unter den Moslim der französischen Landestheile keine großartigeren Früchte trug, fällt einzig der Regierung Frankreichs zur Last, welche die Bekehrungen positiv hindert[1]. Von Ägypten aus drangen nilaufwärts nach Nubien und Kordofan, trotz der zahlreichen Opfer an Leben und Gesundheit, welche das mörderische Klima Jahr für Jahr forderte[2], zuerst unter Anführung des Jesuiten Ryllo, dann unter Leitung des eifrigen Dr. Knoblecher, todesmuthige Missionäre. Als das Fieber die ersten Reihen gelichtet hatte, traten die Franciscaner aus Tirol in die Lücken, und als auch sie ihrem Muthe zum Opfer fielen, gründete Bischof Comboni eine eigene Missionsanstalt für dieses apostolische Todesfeld und übernahm das riesige Vikariat von Centralafrika, das sich in seiner ersten Umgrenzung vom Nil bis an die Küstenstriche des Westens und von der Sahara bis zum 10. Grade südlicher Breite erstreckte. Beinahe die ganze Westküste des gewaltigen Continentes hatten die von Liebermann gegründete Congregation vom heiligen Geiste und vom heiligen Herzen Mariä übernommen: Senegambien, Sierra Leone, Kongo, Gabun und den folgenden Küstenstrich bis zu den Grenzen der Capcolonie. Die Gebiete der Elfenbein- und Goldküste und die Beninküste mit dem Reiche des bluttriefenden Tyrannen von Dahome

[1] Vgl. Die katholischen Missionen 1881, S. 69 ff.

[2] Bis 1865 starben über 40 Missionäre. Vgl. Die katholischen Missionen 1873, S. 3 ff.

versieht die Lyoner Congregation für afrikanische Missionen. Auf der Ostküste treffen wir wiederum die Congregation vom heiligen Geiste und heiligen Herzen Mariä. Da hat der selige P. Horner auf Sansibar und in dem gegenüberliegenden Bagamoyo den apostolischen Expeditionen einen festen Stützpunkt geschaffen. Die Gallasländer und das nördlich darangrenzende Abessinien haben augenblicklich von dem schismatischen Kaiser eine Verfolgung zu bestehen; wie Ati Johannes vor zwei Jahren den greisen Kapuzinermissionär Bischof Massaja und seine Gefährten aus jenen vertrieb, so scheint er, den letzten Nachrichten zufolge, auch die Lazaristen aus ihrem Missionsfelde verdrängen zu wollen.

Noch immer war jedoch das eigentliche Innere des großen Festlandes, ein verhältnißmäßig kleines Gebiet des apostolischen Vikariates Central-Afrika abgerechnet, der frohen Botschaft unserer Erlösung ein verschlossenes Feld. Dem apostolischen Eifer des Erzbischofs von Algier gebührt die Ehre, mit Aufwand großer Summen die erste Expedition in das Herz des ungeheuern Binnenlandes unternommen zu haben. Am 16. Juni 1878 verließ die erste Doppelkarawane, welche für das Gebiet der großen äquatorialen Seen bestimmt war, mit 450 Trägern und Wächtern die Ostküste bei Bagamoyo. Die Tagebücher dieser Glaubensboten wurden von den „Katholischen Missionen“ [1] veröffentlicht; sie bieten in schlichten Worten eine Kette apostolischer Mühsale. Das große Unternehmen kann als vollständig geglückt bezeichnet werden. Sowohl am Victoria Nyanza in Uganda, im Reiche M'tesa's, als an beiden Ufern des Tanganjika sind Missionsstationen gegründet, und der heilige Stuhl erhob bereits die beiden großen Arbeitsfelder zu apostolischen Pro-Vikariaten. Schon steht die Gründung zweier neuen Missionsbezirke, Nord- und Süd-Oberkongo, in Aussicht. Den Mittelpunkt des erstern würde der nördlichste Punkt des Kongo (23° östl. Länge und 1,20° nördl. Breite) bilden, während das letztere in Kabebe (23° östl. Länge und 8° südl. Breite), im Reiche Muati Janvo's, seine Hauptstation erhalten soll.

Gleichzeitig mit dem Plane dieses großen apostolischen Unternehmens Msgr. Lavigerie's wurde auch der Gedanke einer ähnlichen Expedition gefaßt und vorbereitet, deren Ziel das obere und mittlere Thal des Sambesi im Westen und Süden und das noch fast ganz unerforschte Gebiet zwischen dem Bangweolo-See im Norden und dem Njassa im Osten sein sollte.

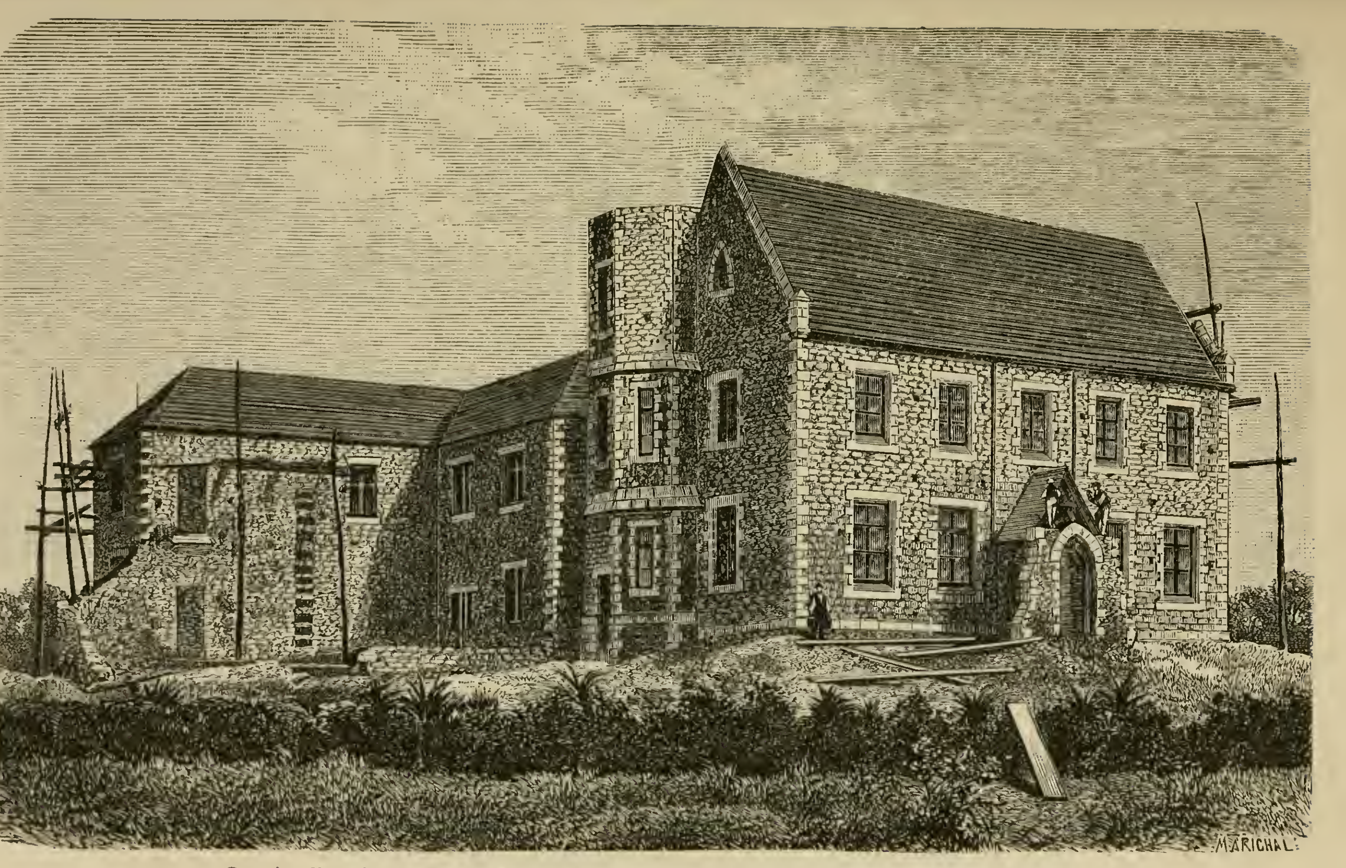
Die erste Anregung zu dieser neuen Mission des Obern Sambesi ging von dem apostolischen Vikar des östlichen Capdistriktes aus. „Als Bischof Ricards im Jahre 1875 nach Rom kam, um Priester der Gesellschaft Jesu für sein zu Grahamstown gegründetes St. Aidans-Colleg zu gewinnen,“ erzählt P. Weld, der englische Assistent der Gesellschaft Jesu [2],

[1] Jahrg. 1879 und 1880.
[2] Mission of the Zambesi p. 7. Vgl. Die katholischen Missionen 1879, S. 113 ff.

„wies er mit besonderem Nachdrucke auf den Umstand hin, daß sich hinter dem Caplande ein ungeheures Gebiet erschließe, aller Wahrscheinlichkeit nach einstens das Arbeitsfeld zur Rettung zahlloser Seelen. Wir erweisen dem Eifer und dem Scharfblicke dieses trefflichen Prälaten nur Gerechtigkeit, indem wir eingestehen, daß das große Werk, dessen Gründung wir erzählen, schon seit lange in seinem Geiste geplant und der Wunsch seines Herzens war, obschon er kaum an eine so nahe Erfüllung desselben zu glauben wagte. Als dann ein Jahr später Mr. Wilmot aus Grahamstown nach Rom kam, und im Auftrage seines Bischofs sowohl bei dem Cardinal-Präfekten als bei dem Obern der Gesellschaft Jesu die Errichtung einer solchen Mission dringend betrieb, fielen seine Gründe schwer in die Wagschale für einen sofortigen Versuch dieses Unternehmens. Ja man kann sagen, daß die Gründung des St. Aidans-Collegs in Grahamstown, welches der Thatkraft und dem Muthe Bischof Ricards seinen Bestand verdankt, der erste Baustein dieser Mission war."

Der große Plan der Sambesi-Mission, der so durch Bischof Ricards angeregt war, fand an dem Manne, dessen Worte wir soeben anführten, einen warmen Vertheidiger und in dem seeleneifrigen Herzen des Generals der Gesellschaft Jesu eine ebenso warme Aufnahme. Schreibt doch der heilige Ignatius, wo er von den apostolischen Unternehmungen spricht, die der Wahl des Obern freistehen, es müsse ihn, wie immer, die Rücksicht auf den größern Dienst Gottes und das allgemeine Beste bestimmen, und an erster Stelle sei in dem so ausgedehnten Weinberge Christi jener Theil zu wählen, welcher der Hilfe am meisten bedürftig sei, entweder wegen der geringen Zahl der Arbeiter am Seelenheile, oder wegen des traurigen Zustandes, wegen der Schwäche und wegen der Gefahr der ewigen Verdammung, in welcher unsere Nächsten in jener Gegend schweben[1]. Und der hl. Ignatius setzt diese Rücksicht auf die geistliche Nothlage vor die Rücksicht auf den wahrscheinlichen größern Erfolg. Wo wäre aber die Nothlage größer und dringender, als bei jenen armen Völkern im Innern Afrika's, die noch nie von Gott und von der Erlösung durch Christus hörten, zu denen nur vorzudringen dem Missionär beinahe unmöglich ist? Der hochw. P. Beckx bot also durch den englischen Assistenten P. Weld dem Cardinal-Präfecten der Propaganda die Söhne der Gesellschaft Jesu für dieses schwierige Missionsfeld an.

[1] Institutum Societatis Jesu P. VII. Declarationes in caput II. D. „Ut in mittendo ad hunc vel ad illum locum rectius procedatur, prae oculis habendo majus Dei obsequium et universale bonum, ut regulam, ad quam exigi missiones oportet: eligenda videtur in tam ampla Christi Domini nostri vinea (paribus ceteris, quod in omnibus quae sequuntur, debet intelligi) ejus pars illa, quae magis indiget: tam ob penuriam aliorum operariorum, quam ob miserum statum et infirmitatem proximorum in ea, et damnationis extremae periculum".



Das im Bau begriffene St.-Aidan's-Colleg in Grahamstown. (Nach einer Photographie.)

Gegen Ende 1877 wurden die bezüglichen Verhandlungen geführt. Man kam überein, die Grenzen der neuen Mission erst festzustellen, nachdem die Erfahrung selbst die vortheilhafteste Umschreibung derselben gelehrt habe. Inzwischen wies die Propaganda den ungeheuern Flächenraum zwischen dem Limpopo im Süden und dem 10. südlichen Breitegrad im Norden, zwischen dem 22.⁰ östlich von Greenwich und den portugiesischen Küstenländern im Osten, als Feld an, auf welchem die Missionäre nach ihrem eigenen Ermessen apostolische Niederlassungen gründen könnten. Das zur Verfügung gestellte Gebiet beträgt mehr als 32000 Quadratmeilen; über seine Bevölkerung mangeln beinahe alle zuverlässigen Angaben; auch bei einer noch so spärlichen Dichtigkeit muß sie aber mehrere Millionen erreichen.

In einem Schreiben vom 22. December 1877 sprach Se. Eminenz, Cardinal Franchi, der damals noch an der Spitze der Propaganda stand, dem englischen Assistenten seinen Dank für das Anerbieten des hochw. P. General aus:

„Hochw. Pater! Ich habe den Brief, welchen Sie im Auftrage Ihres Obern, des P. General, an mich geschrieben haben, erhalten und mit dem lebhaftesten Interesse gelesen; ich kann nicht umhin, die vortrefflichen Gesinnungen rühmend anzuerkennen, welche Sie hinsichtlich der zu gelegener Zeit zu bewirkenden Gründung einer Mission in dem mündlich mit mir vereinbarten Theile von Afrika bekunden. Ich darf versichern, daß diese heilige Congregation nach bestem Vermögen zu der Verwirklichung des Vorschlages Ihres verehrten P. General mitzuwirken entschlossen ist und späterhin die zur Errichtung besagter Mission erforderlichen Schritte thun wird. Vorläufig sollte es mich freuen, wollte der hochw. P. General einen oder mehrere seiner Untergebenen dahin schicken, um in Erfahrung zu bringen, ob und auf welchen Punkten besagte Mission sich eröffnen lasse. In Erwartung eines mehr oder minder ausführlichen, an diese heilige Congregation einzusendenden Berichtes bin ich mit dem hochw. P. General vollkommen darin einverstanden, daß es sich empfiehlt, sofort Sammlungen zu eröffnen zur Bestreitung der beträchtlichen Ausgaben, welche gleich von Anfang an mit diesem für unsere heilige Religion so ruhmreichen und dem Heile der Seelen so förderlichen Unternehmen verbunden sein werden. Ich schließe mit der Bitte zu Gott um seinen Segen für dieses heilige Werk.

Alex. Card. Franchi, Präfekt.

A. Agnozzi, Secr.

Rom, in der Propaganda, 22. Dec. 1877."

Alsbald bestimmte nun P. General die Mitglieder, welche sich an der ersten Expedition betheiligen sollten. Er wollte diese Mission ihrer außerordentlichen Schwierigkeiten wegen nicht, wie es sonst gebräuchlich ist, einer einzelnen Ordensprovinz überweisen; aus verschiedenen Provinzen beabsichtigte er die geeigneten Kräfte zu wählen und im Anfange wenigstens das

große Unternehmen persönlich zu leiten. So hat die Propaganda auch ihn zum ersten apostolischen Präfekten der neuen apostolischen Präfektur des Sambesi ernannt und ihm die Erlaubniß ertheilt, sich durch einen Vice-Präfekten vertreten zu lassen[1]. Zum ersten Obern ernannte P. General noch im December 1877 den hochw. P. Depelchin aus der belgischen Ordensprovinz, einen bereits durch seine Thätigkeit in Indien erprobten Missionär. Als Gefährten erhielt derselbe zunächst fünf Priester, einen Engländer, einen Sicilianer, einen Belgier und zwei Deutsche, und fünf Laienbrüder, einen Engländer, einen Italiener, einen Deutschen und zwei Belgier. Die Namen der ersten Apostel sind: P. August Law, P. Salvator Blanca, P. Karl Croonenberghs, P. Anton Terörde, P. Karl Fuchs, Br. Hedley, Br. Paravicini, Br. Nigg, Br. de Vylder und Br. de Sadeleer.

Aber wie sollten die ungeheuern Geldmittel beschafft werden, welche die Reise und die Ansiedelung einer solchen Karawane im Herzen von Afrika erfordern? Man erinnere sich an die Kosten der Expedition eines Stanley, eines Livingstone und anderer Afrika-Reisender — welche riesige Summen haben dieselben im Dienste der Länder- und Völkerkunde, unterstützt durch zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften, geopfert! Als die Päpste noch im Besitze des „Patrimonium Petri" waren, als die Güter der Propaganda, dieses heilige Kapital, das christliche Fürsten und Völker dem apostolischen Stuhle zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden übergaben, noch nicht dem Fiscus eines gottesräuberischen Staates verfallen waren, würde von dieser Seite eine ausgiebige Hilfe in sicherer Aussicht gestanden haben; so aber konnte der Heilige Vater und die Propaganda nur von den Almosen der christlichen Liebe eine an sich zwar nicht zureichende, aber bei der in den Augen ihrer Kinder so ehrwürdigen Armuth gewiß überaus großmüthige Gabe zur Verfügung stellen. Auch die Gesellschaft der Glaubensverbreitung von Lyon und ähnliche Hilfsvereine konnten diese neue schwere Last nicht allein auf ihre Schultern nehmen, denn von allen Enden der Erde erhebt die geistliche und leibliche Noth der Völker ihre Ansprüche auf die immer noch viel zu geringen Summen, welche der Eifer dieser Vereine aufbringt. Die Hilfe einer Regierung, wie in den vergangenen Jahrhunderten, anzurufen, daran durfte man gar nicht denken: welche hätte es auch gewagt, vor ihren liberalen und kirchenfeindlichen Kammern die Verausgabung einiger Tausende zu einem solchen Zwecke zu verantworten, obschon derselbe mehr für die einzig wahre Cultur verspricht, als Dutzend andere und größere Posten, die das Volk im Namen der Cultur zu bezahlen hat!

Es blieb also nichts übrig, als sich an die seeleneifrige Liebe der Gläubigen zu wenden, und so erhielt P. Depelchin unter dem 28. December 1877

[1] La Gerarchia cattolica 1881, p. 405.

im Auftrage der Propaganda die Weisung, durch Almosen die Kosten der Reise und der ersten Einrichtung aufzubringen. Im Verlaufe des folgenden Jahres standen ihm seine Mitmissionäre, manche seeleneifrige Geistliche und Laien und einzelne Comités, die sich zu diesem Zwecke gebildet hatten, treulich bei. Die christliche Liebe zeigte sich wieder einmal in hellem Lichte, und dem katholischen Deutschland gebührt der Ruhm, trotz seiner durch die religiösen Wirren so traurigen Lage seinen Missionären eine reiche Aussteuer mitgegeben zu haben. Im Laufe des Sommers und Herbstes 1878 besuchten die beiden für die neue Sambesi-Mission bestimmten Patres, P. Karl Fuchs aus Köln und P. Anton Terörde aus Westphalen, die verschiedenen Städte und hervorragendern Ortschaften Bayerns, Schwabens, Badens, der Rheinlande und Westphalens; bald empfahlen sie in Privathäusern ihr Anliegen dem Opfersinne, bald behandelten sie in Casinos und öffentlichen Versammlungen Zweck und Schwierigkeit ihrer Aufgabe und warben mit warmen Worten den Eifer des katholischen Volkes zum Mitarbeiter an dem großen Werke der Sambesi-Mission. Die beiden Patres verstanden es, die Herzen ihrer Landsleute zu gewinnen und ein reges Interesse für ihr Unternehmen zu wecken. Zeuge davon sind die Gaben, die immer noch aus allen Gauen Deutschlands, namentlich durch die „Katholischen Missionen", für die Arbeiter am Sambesi fließen, das große Interesse, welches man an den Schicksalen der dortigen Mission nimmt, und die aufrichtige Theilnahme, welche der frühe Opfertod dieser beiden Patres überall hervorrief.

So hatte demnach die christliche Charitas für die Verwirklichung des Planes die nothwendigen Mittel beigebracht. Inzwischen überlegte man, auf welchem Wege die Expedition an die Ufer des Obern Sambesi am besten und sichersten vordringen könnte.

„Drei Routen kamen in Betracht," schreibt P. Weld in der oben schon angeführten Denkschrift; „die eine von Sansibar, eine zweite von der Sambesi-Mündung aus, und eine dritte von den britischen Besitzungen nach den Victoria-Fällen. Wollte man von vornherein den Bangweolo-See erreichen, so empfahl sich der Weg über Sansibar als der kürzeste. Nach den Victoria-Fällen des Sambesi, in deren Nähe die Hauptniederlassung der Mission gegründet werden soll, ist der Weg von Sansibar aus um etwa 480 Kilometer (65 geogr. Meilen) kürzer, als derjenige vom Capland, führt jedoch ca. 650 Kilometer weit durch gänzlich unerforschte Gegenden, wo feindliche Stämme oder anderweitige Hindernisse die Missionäre aufhalten könnten. Wer den Bericht der mühevollen Wanderungen Livingstone's während der letzten sieben Jahre seines Lebens gelesen hat, der mag sich vorstellen, was so ein Zug der Missionäre gewesen wäre, 2800 Kilometer weit, ohne zuverlässige Führer, mit einem Heere nur zu oft ungefügiger Träger, die, wenn es ihnen einfällt, in Massen desertiren

oder auch wohl gar, wie Livingstone es wiederholt erlebte, die kostbarsten Gepäckstücke heimlich davontragen[1], oft Monate lang aufgehalten durch den Mangel neuer Träger, oft den bittersten Entbehrungen beim Marsche durch wüste Strecken ausgesetzt, oft genöthigt, während der Regenzeit breite Ströme oder endlose Sümpfe zu durchwaten. Wie leicht hätten da Krankheit und Ermüdung die an solche Märsche wenig gewohnten Missionäre aufgerieben und ihre Zahl wäre bedenklich zusammengeschrumpft, noch ehe sie den Schauplatz ihrer Thätigkeit erreicht hätten. Erzbischof Lavigerie's Missionäre haben unter großen Unkosten die weit kürzere Wanderung von Sansibar nach dem Victoria-See angetreten, und noch wissen wir nicht, wie ihnen dieselbe geglückt ist[2].

Von der Sambesi-Mündung, d. h. über Quilimane in das Gebiet der Mission einzudringen, mag auf den ersten Blick thunlich erscheinen, doch sind wir durch die traurigen Erfahrungen Anderer gewitzigt. Bemerkt sei vor Allem, daß Quilimane gar nicht an der wirklichen Sambesi-Mündung liegt: diese befindet sich 96 Kilometer südlicher, der Strom aber, welcher bei Quilimane sich in's Meer ergießt, steht höchstens zur Regenzeit mit dem Sambesi in Verbindung. Livingstone berichtet, derselbe werde auf den portugiesischen Karten als Hauptmündung verzeichnet, auf daß die englischen Kreuzer vor demselben sorglich Wache halten, indessen die Sklavenschiffe mit ihrer Ladung durch die wirkliche Hauptmündung, den Congone, entschlüpfen, der auf den Karten gar nicht angegeben ist. Dieser Punkt ist von den Victoria-Fällen nicht weniger als 1600 Kilometer entfernt, und die ganze Strecke wäre zu Fuß, bei höchst ungünstiger Bodenbeschaffenheit, zurückzulegen, denn der Fluß ist nur bis zu den Kebrabasa-Stromschnellen oberhalb Tete schiffbar; ja etwa 800 Kilometer weit führt dieser Weg durch eine äußerst ungesunde Gegend. Neuerdings war in der Zeitschrift „The Month" ein Bericht über die Erlebnisse eines Truppes Goldsucher zu lesen, welche auf diesem Wege die „nördlichen Goldfelder" zu erreichen hofften, von denen jedoch keiner an's Ziel gelangte. Diese Erfahrung ist

[1] Seit dieses geschrieben wurde, kam die Nachricht, daß 325 von der belgischen internationalen Expedition geworbene Träger sich mit dem ihnen anvertrauten Gepäck aus dem Staube gemacht haben.

[2] Seither haben wir erfahren, daß die Abtheilung, welche Bagamoyo am 16. Juni mit 450 Trägern und Wächtern verließ, ihr Ziel zwar glücklich erreichte, aber mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Am 27. Juli war sie erst bis Mpuapua, in gerader Linie 241 Kilometer weit, vorgedrungen und hatte am 22. August noch 14 Tagereisen bis Unyanyembe zurückzulegen. Schon damals war der Obere der einen Abtheilung der Expedition dem Fieber erlegen und waren die Vorräthe erschöpft. Vgl. Die katholischen Missionen Jahrg. 1879 und 1880. Wenn aber der hinreichend bekannte Weg zu den afrikanischen Seen den Missionären schon solche Schwierigkeiten bereitete, wie groß müßten sie dann erst auf ganz unbekannten Wegen sein?

übrigens gar nicht neu. Schon P. Silveira wurde mit seinen beiden Gefährten vom Fieber befallen und büßte beinahe das Leben ein, als er auf diesem Wege nach dem Reiche Monomotapa vorzudringen versuchte.

Die Unthunlichkeit, von den portugiesischen Besitzungen aus nach dem Missionsgebiete vorzudringen, das Mißtrauen namentlich, welchem eine über Sena und Tete, diese Stapelplätze des Sklavenhandels, vorrückende Missions-Expedition seitens der den Portugiesen verfeindeten Eingeborenen begegnen muß, nöthigten uns, auf den Weg von der Sambesi-Mündung aus zu verzichten.

Es blieb nunmehr der Weg durch das britische Territorium. Grahamstown ist von den Victoria-Fällen in gerader Linie 1930 Kilometer entfernt, in Wirklichkeit beträgt der Weg selbstverständlich ungleich mehr[1]. Vortheile bietet derselbe folgende. Der Reisende gelangt hier bald auf das erhöhte Tafelland und hält sich in der Nähe der Wasserscheide der ost- und westwärts abfließenden Ströme außer dem Bereich der wegen ihrer Fieber verrufenen Sümpfe der Küstenlandschaften. Die ganze Reise kann zu Wagen oder zu Pferd zurückgelegt werden, der Missionär kann seine Kräfte schonen; die Hauptausgaben bilden die Wagen und Ochsen, die man hinterher wohl gar mit Vortheil verkaufen kann, ein für den Kostenansatz schwer in's Gewicht fallender Umstand. Nur dieser Weg ferner bietet die Möglichkeit, eine Verbindung der im Innern weilenden Expedition mit der civilisirten Welt herzustellen, zu welchem Zwecke die Gründung einer Niederlassung im Gebiete eines den Engländern befreundeten Stammes in Aussicht genommen ist, welche zugleich ein Missionsposten, eine Zwischenstation und eine vorgeschobene Operationsbasis sein würde. Einen andern gewichtigen Umstand dürfen wir nicht übersehen: jener Weg bietet in seiner ganzen Ausdehnung reichliches Futter für die Zugthiere.

Es handelt sich also darum, geradenwegs nach den Victoria-Fällen vorzudringen, deren Lage auf den Karten 26° östl. Länge (von Greenwich) und 18° südl. Breite angegeben wird. An diesem Punkte stürzt sich der 1645 Meter breite Sambesi in eine ungefähr 100 Meter tiefe Spalte hinab und bricht sich im Zickzack seine Bahn durch eine Reihe nahezu paralleler Spalten, zwischen senkrechten Felswänden hindurch: Augenzeugen erklären

---

[1] Nach Dr. Mohr beträgt die Entfernung von Port Durban, seinem Ausgangspunkt, bis zu den Victoria-Fällen in der Luftlinie 199½ deutsche Meilen (1480 km), „aber die wirklich abmarschirten Strecken," sagt er, „nehme ich, in Berücksichtigung der großen Umwege und Krümmungen, sowie des vielen Auf- und Niedersteigens mit 40% mehr an, so daß die factisch durchwanderte Wegstrecke wohl 280 deutsche Meilen (2080 km) sein mag". (Nach den Victoria-Fällen. II. S. 40.) Port Durban liegt aber etwa 60 deutsche Meilen (445 km) nördlicher als Grahamstown, so daß demnach der wirklich zurückzulegende Weg der Missionäre mindestens 370 deutsche Meilen oder 2750 Kilometer betragen mag.

sich außer Stand, das Ungestüm und das Gebrüll der daherrasenden Wassermasse in Worten wiederzugeben.

Der Platz für die Hauptniederlassung der Mission soll auf dem jenseitigen, linken Stromufer in erhöhter Lage gewählt werden, vielleicht an den Ufern des Cafue, eines bedeutendern, unter 28° 50′ östl. Länge und 15° 50′ südl. Breite in den Sambesi einmündenden Zuflusses, der von Livingstone etwa 80 Kilometer oberhalb seiner Mündung passirt wurde, im Übrigen indessen noch unerforscht ist. Von einem in dieser Gegend günstig gewählten Mittelpunkte aus würde sich den Missionären ein weiter Wirkungskreis unter den zahlreichen, an den Gestaden dieser Flüsse ansässigen Völkerschaften eröffnen, sowie zugleich ein passender Ausgangspunkt für weitere Erforschungen in der Richtung nach dem Bangweolo-See, in dessen Nähe etwa späterhin eine zweite Missionsstation zu errichten wäre. Ist die erste Niederlassung einmal begründet, so soll ein Laienbruder mit der Oberaufsicht über den Landbau betraut werden, um zugleich die Eingeborenen in demselben zu unterweisen und der Mission eine unabhängige Existenz zu sichern. Ein anderer soll sie, soweit thunlich, in den nöthigen Handwerken unterrichten, indeß die Patres ausschließlich dem Missionswerke obliegen. Der bekannte Dr. Atherstone, der sich durch sein Project, zwischen dem Capland und Ägypten, an den Victoria-Fällen und den großen Seen vorbei, eine telegraphische Verbindung herzustellen, einen Namen gemacht hat, ist der Ansicht, daß im Falle der Verwirklichung seines Planes der Bangweolo-See einer der bedeutenderen Knotenpunkte für den afrikanischen Continent sein werde, indem ungefähr hier die Drahtverbindung vom Njassa-See in die Haupt-Telegraphenlinie einzumünden habe. Indessen läßt der Umstand, daß augenblicklich zwischen der Insel Mauritius und Natal Tiefenmessungen zum Zweck einer Kabellegung ausgeführt werden, es wahrscheinlich erscheinen, daß vorläufig der unterseeische Kabel vor dem Landtelegraphen den Vorzug erhalten wird. Vorläufig, sagen wir; denn wenn erst einmal die angeworbenen Träger den Elephanten und dann wieder die Elephanten der Dampfkraft den Platz geräumt haben werden, dann wird wohl auch jener Plan und noch mancher andere zur Ausführung gelangen.

Natürlich kann der Ort, wo die zu gründende Station erstehen soll, erst dann endgiltig bestimmt werden, wenn die Expedition in der neuen Mission angelangt ist. Eine freie Lage, nicht allzu nahe an dem Fieber erzeugenden Flusse, erscheint in erster Linie gefordert: aus keinem anderen Grunde, als weil hierauf keine Rücksicht genommen ward, mußte die protestantische Mission, welche zu Linyanti, etwa 160 Kilometer west-süd-westlich von den Fällen, war gegründet worden, wieder aufgegeben werden; nachdem die Mehrzahl der Theilnehmer dem Fieber zum Opfer gefallen waren, verließen die wenigen Überlebenden den Ort. Als Livingstone 1860 hier

durchkam, fand er die Hochebene aus Furcht vor den Einfällen der jenseits des Flusses wohnenden Stämme verlassen; als er die Eingeborenen drängte, dahin zurückzukehren, zeigten sie sich bereit, nur sollte er sich ihnen anschließen und bei ihnen bleiben; in seiner Gesellschaft glaubten sie sich vor jedem Angriff gesichert. Auffällig war in der That die wohlwollende Aufnahme, welche Livingstone hier allenthalben fand, sobald man wußte, woher er kam. Diese freundschaftliche Gesinnung gegen England wird sich aber jetzt um so wohlthuender geltend machen, als die mächtigen Stämme südlich vom großen Flusse bereits zu der Regierung der Colonie in freundschaftliche Beziehungen getreten sind. Auf dem linken Sambesi-Ufer aber wohnen vornehmlich Batokos, ein einfacher friedliebender Volksstamm, und die Makololos [1], welche Livingstone als die intelligentesten und zuverlässigsten Eingeborenen rühmt, die ihm vorgekommen seien. Sie haben sich vor den Matabelen auf die Nordseite des Stromes geflüchtet und hier die noch friedsameren Batokos unterworfen."

So entwarf P. Weld den großartig angelegten Operationsplan. Ihm zufolge sollte das Colleg zu Grahamstown als Stützpunkt des ganzen Unternehmens dienen; da, unter der Sonne Afrika's und im Verkehre mit den Eingeborenen, deren sich viele aus den verschiedenen Stämmen zeitweilig in den Städten der Capcolonie aufhalten, sollten sich die jungen Missionäre zu ihrem schweren Berufe heranbilden; da sollten auch die durch Klima und Krankheit erschöpften Missionäre, wenn nöthig, neue Kräfte sammeln und zugleich die jüngern und neu angekommenen Mitbrüder in den Sprachen der Binnenstämme unterweisen; von da aus sollten regelmäßige Hilfskarawanen mit neuen Arbeitern und den nothwendigen Tauschartikeln den verschiedenen Stationen im Innern zugesandt werden. Die nächste Niederlassung war für Schoschong unter dem West-Betschuanenstamme der Bamangwato geplant. Schoschong ist der erste große Kraal auf dem von Bischof Jolivet, dem apostolischen Präfekten von Natal, abgetretenen Gebiet zwischen dem Limpopo und dem Sambesi; man hoffte die dort zu errichtende Station zu einem wichtigen Bindegliede zwischen den Ländern am Cap und am Sambesi zu machen. Von da führt der Weg durch das große von Mosilikatsi gegründete, von Lo Bengula beherrschte Matabelen-Reich. Es sollte versucht werden, in der Hauptstadt dieses kriegerischen Volkes, in Gubuluwayo, eine zweite Station zu gründen. Würde dieses gelingen und könnte man sich die Gewogenheit des mächtigen Matabelenherrschers sichern, so wäre das ein bedeutender Erfolg und würde die Er-

[1] Die Makololo's, welche Livingstone am obern Laufe des Sambesi getroffen hatte, existiren nicht mehr, wie seither neuere Forscher berichten. Ihre Stelle nehmen gegenwärtig die Marotse und die diesen unterworfenen Mambunda-Stämme ein. Vgl. Dr. Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika II. Bd. S. 167 ff. — „Die katholischen Missionen" Jahrg. 1881, S. 168.

richtung anderer Missionsstationen ermöglichen. Namentlich wäre damit der Weg zu den östlich von Gubuluwayo an den Grenzen von Sofala wohnenden Abagasa-Kaffern, in das Reich Umsila's gebahnt. Bischof Jolivet wies ganz besonders auf diesen Volksstamm hin, von dem er die größten Hoffnungen für die Bekehrung hegte. „Die Missionäre," sagt er, „würden sie gelehriger, fleißiger und selbst geistig begabter finden, als die Matabelen." Das Hauptfeld der Mission sollte aber immerhin das Flußgebiet des mittlern und obern Sambesi und das große unbekannte Land nördlich bis zum Bangweolosee und östlich bis zum Njassasee bilden. Für dieses Gebiet dachte man eine Centralstation unweit der Mündung des Cafue in den Sambesi, auf dem linken (nördlichen) Stromufer zu gründen. Da wohnt der friedliche Stamm der Batongas oder Batokas, dem zuerst die frohe Botschaft des Heiles gebracht werden sollte. Gleichzeitig hoffte man nordwestlich von den Sambesifällen in der Barotse, im Reiche der Marutse-Mambundas die Mission eröffnen zu können. Abänderungen dieses in großen Zügen entworfenen christlichen Feldzugsplanes und der bezeichneten Etappenstraße mußten natürlich den Erfahrungen der Missionäre überlassen bleiben.

Gegen Ende 1878 waren endlich die nothwendigsten Mittel für den ersten Anfang gesammelt und die Ausrüstung der Missionäre ziemlich vervollständigt. Kisten und Kasten mit den verschiedensten Gegenständen, mit Kleidungsstücken für die Missionäre, mit Geschenken für die Eingeborenen, mit Werkzeugen für Ackerbauer, für Zimmerleute, Schmiede, Maurer, Schneider, Schuster u. s. w., mit wissenschaftlichen Instrumenten, mit Arzneien, mit Altargefäßen und heiligen Gewändern u. s. w. standen in Brüssel bereit, wo sich nach und nach die Mitglieder der Sambesi-Expedition versammelten. P. Law war bereits seit zwei Jahren in Grahamstown und lernte daselbst die Sulusprache. Die Missionäre erwarteten nur noch die Ankunft ihres Obern.

P. Depelchin war zu Anfang December bei dem hochw. P. General, um seine Wünsche entgegenzunehmen und seinen väterlichen Segen zu erhalten. Dann besuchte er mit dem englischen Assistenten Rom, die Hauptstadt der christlichen Welt und den Ausgangs- und Mittelpunkt jeder apostolischen Thätigkeit. Am 18. December lag er in Begleitung P. Welds zu Füßen unseres glorreich regierenden Papstes Leo XIII. Der Obere der Mission hatte ein schönes Banner mit dem Bilde des heiligsten Herzens bei sich, eine kunstfertige Stickerei frommer Damen aus Bruges in Belgien. Dieses Banner sollte das Feldzeichen der kleinen apostolischen Kämpferschaar sein. Seine Heiligkeit segnete dasselbe und verlieh Allen, welche drei „Ehre sei dem Vater" andächtig vor demselben beten, hundert Tage Ablaß. Dann ertheilte der Heilige Vater feierlich seinen Segen dem Obern und allen Mitgliedern der neuen Mission, in ganz besonderer Weise die Hilfe des heiligen Geistes auf sie herabflehend und betend, daß Gott sie führen und

zum Werkzeuge des Seelenheiles Vieler machen möge. Der Heilige Vater sagte, die große Schwierigkeit des Unternehmens sei ihm wohl bekannt, und er betonte die Nothwendigkeit eines großen Muthes und eines unerschütterlichen Vertrauens auf Gott. Endlich verlieh er allen Mitgliedern der ersten Expedition einen vollkommenen Ablaß für die Todesstunde und segnete auch alle diejenigen ganz besonders, welche dieses Missionswerk unterstützten.

Jetzt, mit dem Segen des Stellvertreters Jesu Christi und mit seiner apostolischen Sendung ausgerüstet, konnte der Zug in die Wüsten und Wildnisse des dunkeln Continentes beginnen. Die Missionäre hatten Abschied genommen von ihrer Heimath, von ihren Lieben, Abschied auf Wiedersehen im Himmel. Noch einmal feierten sie in Brüssel das holde Weihnachtsfest auf Europa's Boden — dann verließen sie die Krippe des neugeborenen Heilandes, um die Friedensbotschaft den armen Heiden am Sambesi zu verkünden und zu forschen, ob auch dort Menschen zu finden seien, „die eines guten Willens sind".

Die Engel, welche dieses himmlische Weihnachtslied anstimmten, mögen sie auf ihrer gefährlichen Fahrt geleiten!

---

3. Die Seefahrt.

(Januar und Februar 1879.)

Wir überlassen nun den Briefen und Tagebüchern der Missionäre die Aufgabe, die weite Reise in ihren wichtigeren Momenten zu beschreiben, indem wir uns nur erlauben werden, hin und wieder eine erläuternde Bemerkung einzuschalten. Vor Allem werden wir den fleißigen Aufzeichnungen des seligen P. Terörde folgen, der sich von keiner Ermüdung abhalten ließ, wenigstens das eine oder andere Wort für seine Freunde in Deutschland niederzuschreiben. Ein ansehnlicher Stoß seiner Briefe liegt vor uns; die einen wurden auf hoher See geschrieben, andere auf schwankendem Ochsenwagen im Innern Afrika's oder am Abende an lodernden Lagerfeuern, die letzten endlich in der armseligen Hütte am Nordufer des Sambesi-Stromes, wo ein viel zu früher Tod ihn ereilte — aber alle sind getragen von einem wahrhaft apostolischen Geiste; sie sollten ein Wort des Dankes sein an alle seine Landsleute, die ihn unterstützt hatten, und der Ermunterung, auch fürderhin der geistlichen und leiblichen Noth des armen Volkes hilfreich beizuspringen, dem er sein Leben opferte.

Für die Seefahrt theilten sich die Missionäre in zwei Abtheilungen. Die erste, bestehend aus dem Obern P. Depelchin und P. Terörde mit den Brüdern Nigg und Paravicini, verließ am 2. Januar 1879 den Hafen von Southampton; die zweite mit den Patres Croonenberghs und Fuchs und den Brüdern Hedley, de Vylder und de Sadeleer, folgten mit einem spätern Schiffe am 30. Januar. Im Augenblicke, als P. Terörde die Küsten Englands verließ, drängte es ihn, den Freunden und Wohlthätern in Deutschland in folgenden Zeilen nochmals seinen Dank auszusprechen:

Southampton, den 2. Januar 1879.

An die Freunde und Wohlthäter der Sambesi-Mission!

Die überaus große Liebe und Opferwilligkeit, welche ich auf meiner Vorbereitungsreise für die Mission überall getroffen habe, nöthigt mich, bevor ich das Schiff nach Afrika besteige, noch einmal allen Wohlthätern

und Freunden unseres apostolischen Unternehmens den wärmsten Dank auszudrücken. Der hochw. P. Depelchin, Oberer unserer Mission, schilderte uns bei seiner Rückkehr aus Rom in den begeistertsten Ausdrücken das Interesse, das unser Heiliger Vater Leo XIII. für dieses großartige, schwierige Missionswerk hegt, die Freude, den Trost, die sein Herz erfüllten bei der Nachricht von der christlichen Mildthätigkeit der Katholiken. Deßhalb ertheilte er Allen, die sich irgendwie an diesem Werke betheiligt haben, seinen reichlichsten, apostolischen Segen. Des Heiligen Vaters Freude und Segen ist euer Lohn. Aber noch mehr. Der Augenblick naht jetzt heran, in dem die verlassensten unserer Brüder ihre Sehnsucht nach Männern, die sie die Kunst lehren, ruhig zu sterben, in Erfüllung gehen sehen. Eure hochherzige Freigebigkeit hat diese beglückende Stunde beschleunigt; sie soll das Verlangen des göttlichen Heilandes nach der Bekehrung jener hundert Millionen Neger stillen, die er ebenso gut mit seinem kostbaren Blute erlöst hat, als uns Katholiken. Darum nehmt ihr auch Theil an all den Verdiensten dieser beschwerlichen Mission. Das war ja der Beweggrund, weßhalb ihr euch an diesem so unbeschreiblich verdienstvollen Werke betheiligen wolltet. Ich zweifle nicht daran, daß ihr auch in Zukunft unserer Mission dasselbe Interesse bewahren werdet, das ihr jetzt gezeigt habet. Gott läßt sich nicht an Großmuth übertreffen.

Ja, fahret fort, im Eifer, im opferwilligen Eifer für die Bekehrung von Süd-Afrika; aber ganz besonders fahret fort im Gebete, im vertrauensvollen Gebete für unser Apostolat. Diese Waffe allein kann uns verhelfen zum Siege über Satans tausendjährige Herrschaft. Seid versichert, daß die Missionäre euch nicht vergessen werden. In Afrika werde ich oft an die Liebe und Güte denken, die ich am Rhein und in Westphalen, in Bayern und Württemberg gefunden habe. Gerne möchte ich noch Jedem danken, allein was ich jetzt nicht kann, thue ich täglich bei der heiligen Messe.

Nun, Gott und Maria befohlen!

Euer dankbarer

Anton Terörde S. J.,
Missionär von Süd-Afrika.

Den nächsten Brief erhielt der hochw. P. Provinzial der deutschen Ordensprovinz aus Madeira, datirt 7. Januar 1879. Der Missionär beschreibt in demselben die Erlebnisse der Anfangs stürmischen Fahrt und den kurzen Aufenthalt auf der schönen Insel:

„Am 29. December in der Frühe schieden wir, der hochw. P. Depelchin, Bruder Nigg und ich mit fünf für das Cap bestimmten Dominicanerinnen, von Brüssel. Als das Schiff den Hafen von Ostende verließ, gerieth es auf eine Sandbank und legte sich so stark auf die Seite, daß Alles in die größte Bestürzung gerieth und die Matrosen sich bereits daran

machten, die Nachen hinunterzulassen; glücklicherweise hob sich das Schiff unter einer Woge und schoß hinaus in die See. Bald stürmte es derart, daß die Wellen über Deck schlugen, doch erreichten wir glücklich die englische Küste.

In London gab es noch viel zu thun, um unsere Reiseausstattung zu vervollständigen. Wir kauften unter Anderm in einem kolossalen Laden, der alle möglichen Reiseeffecten enthält, zwei Zelte, zwölf Hängematten, eine vollständige Küche, alle Werkzeuge für Zimmerleute, ferner Kleider, Schuhe u. s. w. zu ziemlich billigen Preisen. Am 2. Januar fuhren wir endlich von der Waterloo-Station ab und lösten unsere Billette gleich bis Capetown; jedes einzelne kostete (Gepäck inbegriffen) 660 Mark. In Southampton gingen wir gleich an Bord des Dampfers ‚Nyanza‘ und glitten gegen fünf Uhr Abends durch den Mastenwald hinaus in's offene Meer. Wir hatten am Abende in unserer Cabine Alles zur Feier der heiligen Messe vorbereitet, aber in der Nacht kam Sturm. Als ich aufwachte, tanzte das Schiff wie ein Federball, und was nicht niet- und nagelfest war, flog von einer Ecke in die andere."

Sturm und Seekrankheit dauerten bis über das Fest der Epiphanie hinaus, und so konnten die Patres auch an diesem Tage das heilige Opfer nicht darbringen. Um so mehr sehnten sie sich daher, in Madeira an's Land gehen und die heilige Messe lesen zu dürfen. Wirklich wurde ihnen dieser Trost zu Theil, aber wie uns P. Terörde erzählen wird, erst nach einem kleinen Abenteuer:

„Den 8. Januar um sechs Uhr Morgens lag Madeira vor uns. Zwei Schüsse wurden abgefeuert und von allen Seiten kamen die Nachen auf unsern Dampfer zugerudert. ‚Schlag zehn Uhr,‘ verkündete der Capitän, ‚fahren wir weiter.‘ Das reicht für uns; der hochw. P. Depelchin und ich springen schnell in eine Barke; zwei kräftige braune Gestalten bringen uns in fünf Minuten an's Land. Gleich suchen wir eine Kirche auf, müssen jedoch eine ganze Stunde lang hin- und herlaufen, bis wir irgendwo zugelassen werden. Die Priester schickten uns zum hochwürdigsten Bischofe, dieser aber ging gerade an den Altar. Die Zeit drängte; es war schon acht Uhr. Wir reichten unsere Papiere ein und kehrten zum bischöflichen Palaste zurück. Unterwegs trafen wir einen Priester; ihm theilten wir unser Anliegen mit und gleich begleitete er uns in die Kathedrale: weil aber gerade Chorgebet war, durfte nur an einem Altare in einem Seitenkapellchen gelesen werden. P. Depelchin ging an den Altar; ihm ministrirte oder besser gesagt assistirte jener Priester. Am Schlusse seiner Messe wollte ich die heiligen Gewänder anlegen, aber der alte, hinkende, taube Küster machte die größten Schwierigkeiten. Nur so viel verstand ich von seinem Portugiesisch, daß ein Laie hier zu Lande nicht Messe lese. Als ich dennoch darauf bestand, lief er zu einem Priester, der

gerade durch die Sakristei ging, und theilte ihm ganz entrüstet mein Vorhaben mit. Der Priester klärte die Sache auf und nun wurde der alte Küster die Freundlichkeit selbst; persönlich wollte er mir die heilige Messe dienen, obgleich Ministranten da waren. Wenn nur die guten Chorherren etwas richtiger oder wenigstens etwas leiser gesungen hätten! so aber war es eine wahre Qual, die heilige Messe zu lesen.

Die Insel Madeira liegt 390 Meilen von der nächsten nordwestlichsten Küste Afrika's; ihre Ufer fallen stellenweise 100—700 Meter schroff in's Meer. Der höchste Berg ist der Pik Ruivo, etwa 2000 Meter hoch; tiefe Thäler durchschneiden das Eiland. Sein Klima ist höchst beständig. In der Hafenstadt Funchal, welche 30 000 Einwohner zählt, fällt die Temperatur im Winter nicht unter 17 ° C. und steigt im Sommer nicht leicht über 23 ° C., deßhalb ist Funchal der Zufluchtsort der Schwindsüchtigen. Augenblicklich (Anfangs Januar) prangt das Eiland in seinem Frühlingsschmucke. Bananen, Orangen und Südfrüchte jeder Art werden den Reisenden mit den wohlriechendsten Sträußen von Rosen, Camelien und Veilchen angeboten. Die Altäre der Domkirche waren von Epiphanie her mit Camelien, Callas, Lilien und Rosen wahrhaft überladen. Rundum strömt Alles den köstlichsten Duft aus; man meint in einem Blumengarten zu sein; nur erinnern die unsauberen und schlechten Straßen an nichts weniger, als an die Wege eines Blumengartens. Die Einwohner von Madeira sind im Allgemeinen stark und lebhaft; die braune Gesichtsfarbe herrscht vor. Von Bettlern wurden wir förmlich umlagert; es fiel sogar einer P. Depelchin zu Füßen und malte ihm mit Kreide ein großes Kreuz auf seine Schuhe, verlangte aber dafür natürlich ein Almosen. In einigen Augenblicken waren wir wieder an Bord unseres Dampfers. Man hatte inzwischen Kohlen eingeladen, so daß sie bis zum Cap reichen, und auch für die Küche hat Madeira die nothwendigen Provisionen geliefert. Jetzt kann es weiter gehen. Die Anker werden gehoben, die Maschine setzt sich in Bewegung, um erst am Cap wieder zu ruhen, so hoffen wir wenigstens. 1210 Meilen haben wir von England aus zurückgelegt, 4741 liegen noch vor uns bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung."

In der Capstadt glücklich angelangt, beeilte sich P. Terörde, den Rest seines Tagebuches der Redaction der Katholischen Missionen zu übersenden. Wir wählen daraus folgende interessante Blätter:

„9. Januar. Der heutige Tag war der schönste, den wir bisher an Bord zubrachten. Der liebe Gott überhäuft uns mit Trost und Freude. Da es nicht möglich war, in der Cabine die heilige Messe zu feiern, wendeten wir uns an den ersten Aufwärter und dieser war so freundlich, uns auf dem Vorderdecke ein kleines Zimmerchen von 7—8 Uhr einzuräumen. Es ist freilich so winzig, daß man sich kaum in demselben umdrehen kann; allein es geht doch und wir haben täglich zwei heilige Messen

und somit wenigstens ein halbes Stündchen den lieben Heiland bei uns. Wie glücklich wir das erste Mal waren, kann ich nicht beschreiben. — Nach der heiligen Messe bemerkte ich die ersten der Canarischen Inseln. Wir steuerten mitten zwischen denselben durch; zur Linken hatten wir Lanzarote, Fuerteventura, Gran Canaria und Teneriffa, zur Rechten Gomera, Palma und Ferro. Die größte dieser Inseln ist Teneriffa mit 95 000 Einwohnern. Wir kamen so nahe, daß wir dieselbe mit Leichtigkeit betrachten konnten. Prachtvoll erhebt sie sich aus der dunkeln Fluth, unten reich an Wald und Matten, auf den Höhen wild, schroff und kahl. Ihr Stolz ist der Pic de Teyde; majestätisch hebt er sein schneeiges Haupt 4000 Meter in die Wolken empor; ungefähr eine halbe Stunde lang konnten wir seine Spitze betrachten, bis die Wolken ihn wieder in sein gewöhnliches, geheimnißvolles Dunkel hüllten. Ihm zur Seite stehen gleichsam als Stützen die über 2000 Meter hohen Berge Blanco und Chajorra. Der Insel Gomera zur Rechten kommen wir noch näher; sie ist fast ebenso groß wie Teneriffa, aber viel weniger bevölkert und fruchtbar. Kein Baum, kein Strauch war auf dem wunderlichen Zickzack ihrer Höhen zu bemerken; ein Berg im Hintergrunde erinnerte mich lebhaft an den „Hohen Kasten“ bei Feldkirch. Auf diese Höhen versetzte der liebe Gott die bekannten gelbgefiederten Sänger, daß sie mitten im Meere seine Macht und Weisheit lobten. Ich hörte zwar ihre Gesänge nicht herüberschmettern, aber unsere Canarienvögel an Bord sangen heute ihre schönsten Weisen, so daß ich einstimmte in das Benedicite volucres coeli Domino (Lobet den Herrn, ihr Vögel des Himmels)!

Die untergehende Sonne goß einen Farbenzauber über Wolken und Wellen, wie ich ihn nie geahnt hätte. Doch noch schöner in seiner Art war der Aufgang des Mondes. Düstere Wolkenmassen scheinen, auf dem Meere sich stützend, dasselbe mit ebenso vielen Hügeln eng zu umschließen; da hebt sich hinter denselben in blendendem Glanze das große Nachtgestirn; auf allen Seiten malen seine Lichtstrahlen die prachtvollsten Scenerien, wie sie niemals eines Künstlers Pinsel auf die Leinwand zaubern kann. Wie doch des Schöpfers Macht am Himmel und auf dem Meere leuchtet! Unwillkürlich drängt sich aus der Brust des Christen ein tiefgefühltes Te Deum, unwillkürlich erwacht die Sehnsucht nach dem eigentlichen Meere der Freuden, wenn schon dieses stürmische, tückische Meer solche Herrlichkeiten entfalten kann.

Am 10. Januar Nachmittags 5 Uhr erscholl plötzlich Feuerlärm. Alles lief zusammen; im Nu haben die Matrosen Schläuche und Spritzen gefüllt und die Aufwärter schleppen Decken herbei, um den Herd des Feuers abzusperren und zu bekämpfen. Aber ein zweites Zeichen erfolgt: das Feuer läßt sich nicht bewältigen, darum die Boote hinunter! Schon stehen die Matrosen oben, gewärtig, auf den ersten Wink die Stricke zu lösen oder mit dem Messer zu durchschneiden. Statt dessen heißt es: Ge-

fahr beseitigt! und die ganze Übung — glücklicher Weise ist es nur eine solche — ist zu Ende. Es ist übrigens eine wahre Freude, zu sehen, wie ruhig und geordnet bei einer solchen, selbst für die Offiziere manchmal ganz unverhofften Übung alle Kräfte ineinander greifen.

12. Januar, Sonntag. Um 10½ Uhr wurde feierlich die Schiffsglocke gezogen; im großen Saale war Alles für den protestantischen Gottesdienst vorbereitet; für jeden Passagier war ein Gebet- und Gesangbuch aufgelegt, für den Capitän vor einem Knieschemel auf einem großen Kissen eine mächtige, reich mit Silber beschlagene Bibel. Gleichzeitig feierten wir im Damensalon eine heilige Messe und wurde die heilige Communion gespendet; auch zwei Badenser und ein Italiener besuchten unsern Gottesdienst.

Den 14. Januar gewahrten wir weit vor uns einen Dampfer, der sich nicht von der Stelle zu bewegen schien. Je näher wir kamen, desto mehr überzeugten wir uns von der Richtigkeit unserer Vermuthung, daß dem Schiffe ein Unglück zugestoßen sei; die Nothflagge ließ endlich keinen Zweifel übrig. In seiner Nähe machten wir Halt; ein Nachen führte uns bald den ersten Lieutenant herüber. Er meldete, auf seinem Schiffe (Laplata Lisboa) sei am 21. December die Achse gebrochen. Was muß das für eine Lage gewesen sein, 22 Tage auf dem offenen, ruhigen Ocean herumschwanken, jeden Augenblick dem Tode ausgesetzt, ohne trinkbares Wasser und dabei Tag und Nacht in Furcht vor einer Revolte der 150 Sträflinge, welche das Schiff von Lissabon nach der Insel St. Thomas (Westküste von Afrika im Golfe von Guinea) transportiren sollte. Die Ruderer suchten uns die Sehnsucht und dann den Jubel, die Freude zu schildern, die heute morgen an Bord ausbrach, als unser Schiff in Sicht kam. So etwa muß die Sehnsucht und die Freude im Fegfeuer sein, wenn endlich der Engel der Befreiung sich zeigt.

Gleich wurde Rath gepflogen, was zu thun sei, und er dauerte lange, selbst die Passagiere wurden befragt. Die Noth ließ das Verbot, daß ein Postschiff wie die „Nyanza“ kein anderes Schiff in's Schlepptau nehmen dürfe, übersehen; es wurde also beschlossen, die „Laplata“ nach Sierra Leone in den nächsten Hafen zu bringen. Wir hatten aber diese Küste schon seit 20 Stunden passirt; somit müssen wir zurückkehren und werden in Folge dessen für unsere Seereise 2—3 Tage mehr bedürfen. Aber es handelt sich ja um 200 Menschenleben, und wer weiß, wie der liebe Gott unsere Fahrt dafür segnen wird; wir haben ja noch fast die Hälfte des Weges vor uns.

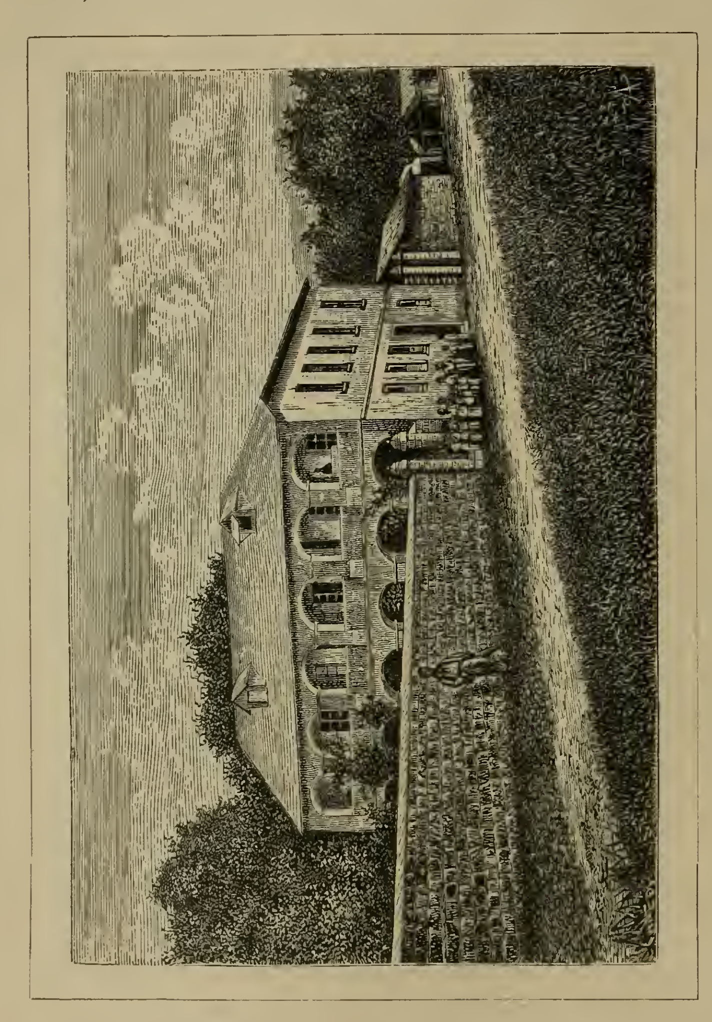
Am 15. Januar 11¾ Uhr bekamen wir die Küste von Afrika in Sicht; um 12¼ Uhr sah ich die ersten Afrikaner. Ein elender Nachen führte fünf Schwarze ganz in die Nähe unseres Dampfers; es sind hohe, kräftige Gestalten, schwarz, nur mit einem bunten Lendenschurz bekleidet;

als sie uns erblickten, hingen sie noch einen Lappen über die Schultern. Das sind sie also, zu denen Gott mich ruft — o wäre ich nur schon unter ihnen! — Um 1 Uhr kamen wir nach Freetown an der Küste von Sierra Leone. Die Stadt liegt an einer großen, schönen Bai. Rechts steigt das Ufer sanft an, Dattel- und Kokospalmen und riesige Cactus beschatten die Hügel, dazwischen liegen niedliche Häuser, Hütten und Zelte. Fußpfade mit röthlichem Sande führen auf die Hügel. Die Häuser der Stadt selbst, welche etwa 16 000 Einwohner zählt, lehnen sich an die Hügelkette hin; sie sind meist zweistöckig und mit Schiefern gedeckt. Zwei Kirchen ragen über ihre Dächer hinaus, eine ältere mit einem Thurm und eine neuere, gothische ohne Thurm. Erstere ist die katholische und wird von zwei französischen, einem englischen und einem schottischen Priester bedient; die neuere gehört den Methodisten. Die Straßen sind breit und mit Palmen und Bananen eingefaßt. Im Hintergrunde erhebt sich südlich der Calmont Creek, nördlich bildet der Sierra-Leone-Strom die Grenze. Jenseits des Flusses erstreckt sich die Küste nordwestlich tief in's Meer; die Ufer sind schroff und steil; aus der Ferne könnte man sie für Festungswerke halten. So weit das Auge reicht, erblickt es längs des Gestades üppige Waldungen.

Sobald wir uns der Stadt näherten, kam uns ein afrikanischer Lotse entgegen, um uns sicher in den Hafen zu führen. Die Leute, welche ihn begleiteten, waren anständiger bekleidet als jene ersteren. Ihr Haar ist fein wollig gekräuselt, ihre Hautfarbe dunkelbraun, selten ganz schwarz. In den Gesichtsbildungen bemerkt man große Verschiedenheit; die Einwohner gehören nämlich den verschiedensten afrikanischen Stämmen an, sie sind fast ausschließlich befreite Sklaven, die von den Engländern hierhin zusammengebracht wurden. Ihre Sprache ist ein verdorbenes Englisch.

Unser Schiff mußte, um allen Formalitäten zu genügen, bis 6½ Uhr liegen bleiben! Sofort umschwärmten die Neger in wohlgebauten Kähnen dasselbe, unter entsetzlichem Geschrei ihre Südfrüchte feilbietend: Ananas, Bananen, Kokosnüsse, Orangen u. s. w. wurden massenweise gekauft. Als unser Capitän mit einem Offizier und einem Parlamentsmitgliede, der als Commissär nach Afrika reist, an's Land stiegen, wurden auf der Spitze des Hügels sieben Kanonenschüsse gelöst und das Militär mußte unter Gewehr treten. Ganz Freetown war am Strande; es muß ein seltenes Ereigniß sein, daß zwei so große Dampfer zu gleicher Zeit in der Sierra-Leone-Bai erscheinen. Um 5½ Uhr kam die noble Welt auf Besuch an Bord, eine höchst interessante Gesellschaft von schwarzen Gentlemen, vollständig wie europäische Stutzer gekleidet. In den Salon geführt, fielen sie sofort über das Klavier her und spielten und sangen recht hübsch. Ich knüpfte mit ihnen ein Gespräch an; über die Einrichtung des Salons konnten sie sich nicht genug wundern; sie hätten auch große Schiffe, sagten

sie, aber so schön sei es auf ihnen doch nicht. Einer fragte mich gleich, ob ich nicht auch zur evangelischen Kirche gehöre; ich antwortete: nein, zur römisch-katholischen; das schien ihn sehr zu wundern. Er sagte mir, ein Drittheil von Freetown sei katholisch, es seien vier katholische Priester da, in den Schulen werde englisch gesprochen [1]. Weil es ziemlich heiß war —

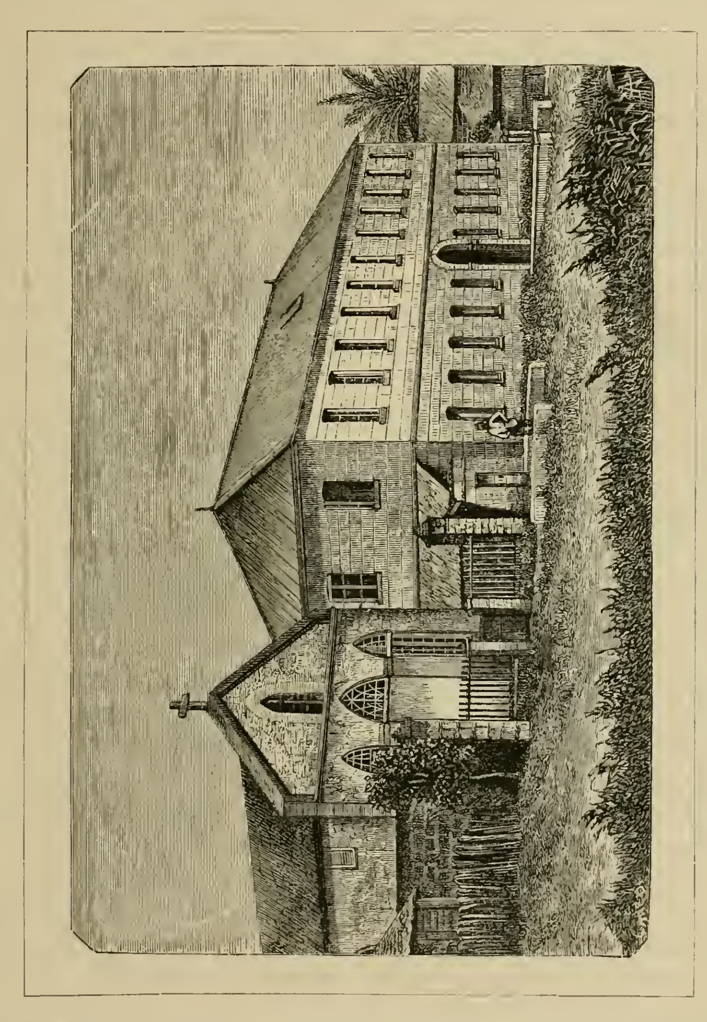


Wohnung der Missionäre in Freetown. Sierra Leone.

um Mittag hatten wir 32 ° C. —, fragte ich, in welcher Jahreszeit sie denn hier wären, ob es vielleicht Sommer sei. ‚O nein, es ist eigentlich

[1] Das apostolische Vikariat Sierra Leone besteht seit 1863 und ist, wie fast alle Vikariate West-Afrika's, den Missionären der Congregation vom heiligen Geiste und heiligen Herzen Mariä anvertraut. Der jeweilige Obere der Congregation ist auch apostolischer Provikar von Sierra Leone und verwaltet diesen Sprengel durch

Winter,‘ sagte er. Als ich ihm mein Staunen über die heutige Hitze ausdrückte, meinte er, es sei heute sogar very cool (recht kühl); es könne aber in der Regenzeit doch bisweilen noch frischer werden. Daß die guten Leute die Temperatur in der That kühl fanden, merkte ich an den vielen



Pfarrkapelle und Waisenhaus für Mädchen in Freetown. Sierra Leone.

wollenen Decken, womit eine andere Gesellschaft, die noch kurz vor der Abfahrt an Bord kam, sich vorgesehen hatte. Das Klima von Freetown

einen Stellvertreter. Als P. Terörde nach Freetown kam, war P. Gommenginger der Obere. Besondere Sorge widmen die Missionäre den beiden Spitälern, die in Folge des ungesunden Klima's beinahe stets von Fieberkranken überfüllt sind. Die von den Laienbrüdern geleitete Knabenschule zählte 80 Schüler; die Mädchenschule, welche von Joseph=Schwestern gehalten wird, besuchten 70 Kinder.

ist sehr feucht und ungesund; die Regenzeit ist eine wahre Fieber- und Sterbe-Periode. Ein Offizier sagte mir: ‚Freetown hat immer drei (anglikanische) Bischöfe, einer ist gerade gestorben, ein zweiter liegt am Sterben und ein dritter ist unterwegs.‘"

Von Freetown nahm die Fahrt ohne bemerkenswerthe Vorfälle nach dem Cap der guten Hoffnung ihren ruhigen Verlauf. Am 18. Januar passirten die Missionäre den Äquator. Fleißiges Studium der Betschuanen- und Bantu-Sprache verkürzte die vielen einförmigen Stunden, welche das Leben an Bord mit sich bringt, und endlich erreichten sie am 28. Januar die Capstadt, von wo aus der nächste Brief P. Terörde's datirt ist. Am Vorabende der Ankunft unserer Missionäre war die Nachricht von dem schrecklichen Blutbade eingetroffen, welches die Sulu in der Nähe von Rocke's Drift unter den englischen Truppen angerichtet hatten. Die Stadt befand sich in großer Aufregung, und natürlich war diese Trauerbotschaft wohl dazu angethan, das Gottvertrauen unserer Missionäre auf die Probe zu stellen.

Nicht ganz so glücklich wie die Meerfahrt P. Depelchin's und P. Terörde's gestaltete sich die Reise der zweiten Abtheilung unserer Missionäre. Am 30. Januar hatten sie auf dem „Durban", einem 86 Meter langen und 10 Meter breiten Schraubendampfer von 2800 Pferdekräften, Southampton verlassen und in rascher Fahrt die weite Strecke bis fast zum Äquator zurückgelegt, da wäre beinahe eine ernste Katastrophe eingetreten. P. Karl Fuchs beschrieb in einem Briefe an die „Kölnische Volkszeitung"[1] seinen lieben Landsleuten das ernste Abenteuer also:

„So fuhren wir dahin und erinnerten uns der Worte Ovids: ‚Maria undique et undique coelum‘. ‚Wasser ringsum und ringsum der Himmel.‘ Am 11. Februar Abends gegen 9 Uhr befanden wir uns nur noch 1° 26′ nördlich vom Äquator, als auf einmal die Schraube aufhörte, sich zu drehen. Anfangs wurde es von den Meisten nicht beachtet, bald aber war Niemand mehr über den wahren Sachverhalt im Zweifel. Der Kasten, in dem die Steuerung auf- und abgeht, war geplatzt, und unser Schiff lag da regungslos gleich einem riesigen Leichname. Unsere Lage war keineswegs ohne Bedenken. Wird es den Maschinisten gelingen, ohne andere Hilfsmittel als die an Bord befindlichen die Maschine wieder in brauchbaren Zustand zu setzen? Das war die erste Frage, die Jeden beschäftigte; und wenn nicht, was dann? Wir befanden uns an einer Stelle, wo wir vor Ablauf eines Monats keinen andern Dampfer erwarten konnten. Aber wo waren wir nach einem Monate? Mußte nicht der Wind und Gott weiß welche Strömung im Meere selbst uns immer mehr von der gewöhnlichen Bahn der Schiffe entfernen? An ein Anker-

[1] Jahrgang 1879, 20. April und 4. Mai.

werfen war natürlich nicht zu denken, da das Meer an dieser Stelle etwa 2000 Meter tief ist. So lagen wir 36 Stunden, dem Belieben des Windes und der Wellen preisgegeben.

Am 13. Februar Morgens 8½ Uhr machte die Maschine die ersten Versuche, und Gott sei Dank, wir kamen vorwärts; am Mittag hatten wir 13 Meilen zurückgelegt. So war einstweilen die schlimmste Gefahr beseitigt. Allein wie sollten wir mit dieser ächzenden und stöhnenden Maschine dem Gegenstrome und den Stürmen, die uns zwischen St. Helena und dem Cap erwarten, Trotz bieten können? Würden wir uns nicht der Gefahr aussetzen, anstatt nach dem Cap nach Brasilien zu kommen?

In Voraussicht dessen ließ der Capitän sämmtliche männliche Passagiere zusammenrufen und theilte uns mit, daß der Schaden nicht vollständig habe ausgebessert werden können und daß er deßhalb Ascension erreichen wolle. Dort hoffe er die Maschine gründlich herstellen zu können. Wir richteten also unsern Lauf gerade südlich und kamen nach dreitägiger Fahrt Sonntag, den 16., bei Sonnenuntergang vor Ascension an. Allein die Zufahrt zu dem Ankerplatze ist so schwierig, daß der Capitän nicht wagte, dieselbe bei einbrechender Dunkelheit zu versuchen. So machten wir denn während der Nacht eine gezwungene Spazierfahrt auf dem Meere. Am andern Morgen um 6 Uhr waren wir wieder zur Stelle. Im Glanze der aufgehenden Sonne lag die kleine Insel vor uns. In der Mitte derselben, etwa zwei Stunden von der Küste, erhebt sich ein 930 Meter hoher Berg mit grünem Gipfel, ein ehemaliger Krater, rings umgeben von kleineren kegelförmigen Bergen, welche eigentlich nichts anderes sind als große vulkanische Aschenhaufen ohne allen Pflanzenwuchs. Ich besuchte zweimal diesen sogenannten grünen Berg; von seinem Gipfel übersieht man die ganze Insel. Sie gehört den Engländern. In der Nähe des Ankerplatzes haben dieselben eine große Werkstätte mit Gießerei und allem, was zur Herstellung von Schiffen nothwendig ist. Ferner stehen dort ein Hospital und die Wohnungen für die auf der Insel beschäftigten Schwarzen. Ein zweites Hospital und eine kleine Kaserne befinden sich auf dem grünen Berge. Gerade auf dem Gipfel des letztern hat man einen Wasserbehälter angelegt, welcher von den meist über dem Berge hängenden Wolken gefüllt wird, die ganze Insel mit Wasser versieht und hier oben eine herrliche tropische Vegetation erzeugt. Hoffentlich verbreitet sich dieselbe bald über die ganze Insel. Die unangenehmsten Thiere des Eilandes sind eine Art Landkrabben, Ratten und wilde Katzen. Vom Schiffe aus bewunderten wir den Anprall der Wogen an die felsige Küste. Das Ufer gleicht fast überall künstlich aus Lavasteinen angelegten Grotten. In diese hinein und über dieselben hinweg stürzen sich die gewaltigen Wellen, welche, im nächsten Augenblicke in schneeweißen Schaum verwandelt, sich in hundert Wasserfällen von den dunkelbraunen Felsen herab in's Meer zurückergießen.

Die Insel ist eine Hauptbrutstätte der Schildkröten, deren Eier man allenthalben im Sande findet. Sie sind ganz rund, etwas kleiner als Hühnereier und so elastisch, daß die Kinder damit spielen wie mit Gummibällen. Die Schildkröten, welche ich hier sah, waren sehr groß; sie waren so breit, als der Stab meines Regenschirmes lang ist.

Auf der Insel fanden wir mehrere Katholiken. Am Sonntage lasen wir die heilige Messe; derselben wohnten auch 30 Matrosen des vor der Insel ankernden englischen Kriegsschiffes bei.

Am 24. Februar Mittags 1½ Uhr verließen wir Ascension und langten am 27. Morgens 5 Uhr vor St. Helena an. Hier sollte sich das Schiff nur einige Stunden aufhalten. So blieb uns denn die Wahl, entweder auf die heilige Messe oder auf den Besuch des Grabes Napoleons I. zu verzichten. Wir entschieden uns für das Letztere und lasen die heilige Messe in der Kapelle eines französischen Priesters aus der Congregation der Lyoner Missionäre für Afrika."

Ohne fernern Unfall erreichten die Missionäre den 6. März die Capstadt und den 12. Port Elisabeth, wo sie von den Patres Depelchin und Terörde, welche über das lange Ausbleiben des Schiffes in größter Besorgniß gewesen waren, begrüßt wurden. So standen jetzt Alle auf dem Boden Afrika's, dem Felde ihrer Arbeit und bald auch der Stätte des Grabes für mehr als Einen aus ihrer Schaar.

---

4. In der Capstadt und in Grahamstown.

(März und April 1879.)

Bis zur Capstadt hatten wir P. Terörde begleitet. Bevor wir den Missionären weiter nach Grahamstown folgen, haben wir die Eindrücke nachzutragen, welche das Cap der guten Hoffnung und seine Bewohner auf die neu angekommenen Glaubensboten hervorbrachten. Am 28. Januar hatte der Nyanza die Tafel-Bai erreicht. Kaum drei Tage ruhten sich die Missionäre etwas aus und traten bereits am 1. Februar die Weiterreise nach Port Elisabeth und Grahamstown an. Doch reichte auch diese kurze Frist hin, um ihr Herz an den Liebesbeweisen erwärmen zu lassen, mit welchen sie von der katholischen Geistlichkeit überschüttet wurden. Die Muße der neuen Seereise benützte unser unermüdlicher P. Terörde, um die freundlichen Eindrücke der Capstadt für seine Mitbrüder in Deutschland niederzuschreiben:

„Großartige Beschreibungen hatte ich über die Capstadt gelesen; allein die poetischen Schilderungen ihrer Schönheit schienen mir zu kühn, das Gemälde ihrer reizenden Lage zu gewagt, und was alles über den Blüthenschmuck ihrer Gärten und Veranden und über die schroffen Felsenmassen ihres Tafelberges gesagt wurde, kam mir geradezu übertrieben vor. So schaute ich denn am Morgen des 28. Januar etwas mißtrauisch das Land an, dem wir uns näherten; allein ich muß gestehen, der Anblick ist wirklich herrlich. Der Hafen bildet eine kleine Weltstadt für sich, da ankern Schiffe aller Farben und Formen, da schreit es und commandirt es in allen Sprachen. Schwarze in weißen europäischen Trachten, kaffeebraune Malaien mit ihrem wohlgepflegten Spitzbart, hagere Engländer mit langen Gesichtern und behäbige Holländer drängen sich in buntem Gemische. Im Hintergrunde kauern die armen Kaffern, als Sträflinge zu den Docksarbeiten verurtheilt. Auf dem Quai reihte sich Cab an Cab, wie in einer englischen Großstadt, und hätten mich nicht die flachen Dächer der Häuser an Afrika erinnert, so würden mich die zahlreichen prächtigen Läden und Hotels, die vielen weißen Gesichter und die breiten Straßen glauben machen, ich wäre in Europa. Die Häuser bieten einen freundlichen Anblick; ihr

Eingang ist oft von dichtem Laubwerk beschattet und mit prächtigen Oleanderblüthen geziert.

Sofort fallen die zahlreichen Malaien auf; sie bilden, über 8000 Seelen, eine Art Colonie in der Colonie. Ihre hellfarbige Kleidung in türkischem Schnitt, und namentlich das bunte, turbanähnlich um den Kopf geschlungene Tuch mit dem trichterförmigen Strohhute macht sie sofort kenntlich; es sind lauter Muhammedaner.

In 20 Minuten hatten wir die Wohnung der Dominicanerinnen erreicht. Als wir die fünf Schwestern von Augsburg einführten, trafen wir zufällig einen Priester, der uns auf das Freundlichste bewillkommte, uns aber leider mittheilte, der hochwürdigste Bischof befinde sich auf seiner Visitationsreise. Er hatte jedoch Anordnungen für unsern Empfang zurückgelassen, und wir wurden sofort in die anstoßende, höchst einfache, ja ärmliche Wohnung geführt, in welcher der hochwürdigste Herr mit seinen fünf irischen Priestern zusammenlebt. Die übrigen vier Priester besorgen einzeln vier andere Districte. Dem Hause gegenüber steht auf einem freien, etwas erhöhten Platze, von Oleandern, Akazien und Cypressen umgrünt, die kleine, in englischem Stile erbaute katholische Kirche.

Die Aussicht von meinem Fenster aus war herrlich. Hoch über die Stadt erhebt sich, oben abgeplattet, die Felsmasse des Tafelberges zu einer Höhe von über 1000 Meter und schaut kahl und nackt in düsterer Großartigkeit auf das bunte Treiben der Menschen hernieder. Zu seiner Rechten liegt der ‚schlafende Löwe‘ mit seiner wunderlichen Felsenmähne, und links reckt die ‚Teufelsspitze‘ ihre phantastischen Formen in die Wolken hinein. Eintönig und starr schließt diese Bergcoulisse den Prospect der Capstadt ab; nur an den untern Partieen bilden baumartige Aloen, stachelige Euphorbien, Akazien und Platanen einen grünen Gürtel. In ihrem Schatten hat sich der reiche Kaufmann seine reizende Villa erbaut, Schutz suchend vor den Gluthen der Sonne, die übrigens hier nicht so erdrückend wirkt, wie ich gefürchtet hatte. Das unermeßliche Meer sendet fortwährend seine wohlthuende Frische über Stadt und Land. Der Sommer dauert am Cap von December bis März, der Herbst von März bis Juni, der Winter von Juni bis September und der Frühling von September bis December. Die mittlere Wärme beträgt im Winter 12°, im Sommer 20° C.

Auf einem Spaziergange führte mich einer der Priester zum Neubau seiner Herz-Jesu-Kirche; ich erbaute mich ungemein an seinem Eifer. Überhaupt leben die Priester hier mit dem hochwürdigsten Herrn wie Ordensleute; zum Aufstehen, zum Gebete, zum Tische, zum gemeinschaftlichen Rosenkranz, zum Besuche des Allerheiligsten ruft die Glocke wie in einem Kloster. Uns gegenüber waren sie trotz ihrer dürftigen Lage voll der zärtlichsten Aufmerksamkeit und Liebe, so daß ich mich heimisch fühlte, wie unter Brüdern, und das thut wohl nach einer 26tägigen Seereise!

Die Capstadt und der Tafelberg.

Ich begreife vollkommen, daß die Gemeinde solchen Priestern mit der größten Hochachtung zugethan ist, daß sie sich so fleißig im Besuche des Gottesdienstes, so eifrig im Empfange der heiligen Sacramente, so großmüthig in der Unterstützung der armen Mission bezeigt. In der Capstadt sind gegen 2500 Katholiken, meistens aus den mittleren Ständen und den ärmeren Klassen. Unter den Eingewanderten sollen die deutschen Katholiken die eifrigsten und besten sein. Mehrere besuchte ich, die schon seit Jahren hier leben und die sich durch unverdrossenen Fleiß eine recht gute Stellung erwarben. Sie alle können nicht begreifen, ja finden unglaublich, was sie in Blättern oder Briefen von den kirchenpolitischen Verhältnissen Deutschlands lesen. Die Katholiken sind am Cap völlig frei, die Priester selbst von Andersgläubigen geachtet und geehrt. Mit Vorliebe schicken die Protestanten ihre Kinder in die katholischen Schulen, die in keinen besseren Händen sein könnten. 600 Kinder stehen unter der Leitung von Brüdern und Schwestern und ungefähr 200 unter von den Schwestern herangebildeten Lehrerinnen.

In der Cap-Colonie zählt man 53 verschiedene protestantische Sekten, die alle in der Stadt vertreten sind; die Bevölkerung der Colonie wird auf dritthalb Millionen geschätzt; dabei verhalten sich die Europäer zu den Eingeborenen wie 1 : 6. Die Hauptproducte sind Wolle, Wein und in neuerer Zeit Straußenzucht; die jährliche Ausfuhr betrug bis 340 Millionen Mark.

Am 30. Januar machten wir einen kleinen Ausflug nach dem in wirklich paradiesischer Gegend gelegenen Pensionate der Dominicanerinnen, ‚Wynberg'. Wir trafen daselbst 22 Schwestern, welche unter der Leitung des ältesten Priesters der Colonie stehen. Der ehrwürdige Greis bewohnt eine armselige Hütte, welche nur einen einzigen Raum hat, und ist augenblicklich beschäftigt, ein Kirchlein und eine bescheidene Pfarrwohnung für die kleine Gemeinde zu bauen. Am meisten hat mich in Wynberg der immense Thalgarten in Staunen gesetzt. Die europäischen Obstbäume brechen unter der Last ihrer Früchte, dazwischen stehen die riesigen Bäume und Gewächse Afrika's, und hoch über alle hinaus ragt die Norfolker Fichte. Denke man sich dazu den Farbenzauber und die Pracht der südafrikanischen Blumen! Eichenalleen umziehen den ganzen Garten, und Eichenhecken bilden die Schutzwehr der Beete mit europäischem und inländischem Gemüse. Viermal innerhalb zwölf Monaten ziehen die Schwestern in diesem Boden die schönsten Kartoffeln. Das ist wirklich ein kleines Paradies; Fleiß und Arbeit walten darin und Gottes Segen ruht sichtbar auf demselben!"

Doch die Missionäre rissen sich los von der Capstadt und ihrer freundlichen Umgebung. Weiter ging die Reise nach Grahamstown; dort sollte bis zur Ankunft des zweiten Schiffes mit dem Reste der Missionäre der Zug in das Innere vorbereitet werden.

„Um 10¼ Uhr den 1. Februar verließen wir die Tafel-Bai. Zur Rechten liegt Robben-Island, eine öde Insel, die ihren Namen von den zahlreichen Robben hat, gegen welche die Begleiter Vasco de Gama's sich nur mit Mühe schützen konnten. Jetzt scheint den Engländern dieser Sandhügel im Meere der geeignete Platz, um dahin die gefangenen Häuptlinge der Hottentotten und Kaffern zu verbannen. Zur Linken haben wir die Küste mit ihrem wilden und schroffen Felsenzickzack, aus dem sich einzelne Zinken bis zu 1000 Meter Höhe erheben. Stellenweise bedecken ihre Kämme Helichrysen in solcher Masse, daß sie gleich den Schweizerbergen



Pinguin und Fregattvogel.

mit Schnee bedeckt erscheinen. — Wir sind Cape Point gegenüber; diese Felsennase ragt weit in's Meer hinaus und bildet die sogenannte ‚falsche Bai'. Mit Recht führt sie diesen Namen, denn in wilder Wuth tobt hier das tückische Meer. Die schäumenden Wogen brausen und brechen sich an den verborgenen Klippen und bäumen sich zu hohen Schaumbergen. Abends 6 Uhr konnten wir noch die viereckige Felswand des Tafelberges erkennen. Die See ist wild und stürmisch, zwei Drittheile der Passagiere sind

seekrank. Noch nie flogen bei Tisch Bestecke und Gläser so durcheinander, wie heute Abend. Schaarenweise zeigen sich die Pinguine, sie stehen an den Felswänden lärmend und schreiend, aufgereiht wie Apothekerbüchsen, mit denen sie ihrer Form nach Ähnlichkeit haben. Zur Brutzeit sollen oft 30—100 000 zusammensitzen.

2. Februar. Fest der lieben Mutter Gottes. Die See war etwas ruhiger und wir konnten beide die heilige Messe lesen. Um 9 Uhr liefen wir in die große offene Mossel=Bai; die zahllosen Muscheln gaben ihr diesen Namen. Aus weiter Ferne ist der Leuchtthurm den Seefahrern sichtbar. Tief hat sich die wilde See schon in die Uferfelsen eingegraben und die Wände zu gewaltigen Grotten ausgehöhlt. Plötzlich tritt hinter einem Vorsprunge eine kleine Colonie hervor, freundliche zweistöckige Häuser, sanft an den Hügel hingelehnt. Die Leute müssen wohlhabend sein; wie ich hörte, besteht ihr Hauptreichthum in großen Schafheerden.

3. Februar. Gott sei Dank! der letzte Tag unserer Seereise, die mir gleichwohl nicht langweilig vorkam. Um 1½ Uhr liefen wir in die Port=Elisabeth=Bai ein. Die Pfarrer von Port=Elisabeth und Grahamstown kamen an die „Nyanza“, um uns abzuholen. Der hochwürdigste Bischof erwartete uns im Hafen. Die große Bucht ist, wie die meisten an der Ostküste, vollständig ungeschützt. Vor fünf Jahren zerschellten 31 Schiffe an den Klippen und Felsen. Deßhalb bleiben die Dampfer mitten in der Bai, und kleine Nachen bringen die Passagiere in den Hafen. Wie diese Kähne von den Wellen hin= und hergeworfen werden!

Bei den Mauthbeamten war uns ein hier wohnhafter Bayer, Herr Fraundorfer, ein braver Katholik, der herbeigeeilt war, um uns zu bewillkommnen, von großem Nutzen. Alles ist hier unglaublich theuer, und obgleich der Eingangszoll auf alle neuen Sachen 11 % beträgt, thut man doch viel besser, die ganze Ausstattung in London zu kaufen.

Der hochwürdigste Bischof Ricards führte uns gleich in die Pfarrkirche, um dem lieben Heilande für die glückliche Fahrt zu danken. Auf das Herzlichste wurden wir aufgenommen. Der hochwürdigste Herr thut ungemein viel für die Erziehung. Auch Port=Elisabeth hat ein Pensionat der Dominicanerinnen. Diese Schwestern leiten schon drei Pensionate, bald werden auch Schulbrüder eintreffen, und den Trappisten aus dem Elsaß hat der hochwürdigste Herr im Kaffern=District seiner Diöcese ein weitläufiges Grundstück angekauft. Vor 30 Jahren waren in Port=Elisabeth nur zwölf Katholiken, heute ist es die beste Gemeinde der ganzen Colonie mit 2000 Seelen.

4. Februar. Der Markt füllte sich mit den sonderbaren von 16 bis 28 Ochsen bespannten Wagen. Der hochwürdigste Herr führte uns nach dem nahe gelegenen holländischen Städtchen Uitenhage, das eine kleine Gemeinde von 300 Katholiken und ein neues Kirchlein hat. Der hochwürdigste

Bischof meint, wir würden wegen des ausgebrochenen Krieges Monate lang in Grahamstown warten müssen. Hier ist Alles in der größten Aufregung und Angst; stündlich befürchtet man einen Einfall der Sulu in Natal. Die Sulu, sagt man hier, machen keine Gefangene, sie sind geborene Soldaten und in Waffenübungen groß gewachsen; an's Heirathen darf keiner denken, der sich nicht in mehreren Gefechten bewährt hat. Nach den Farben ihrer Schilder in Regimenter eingetheilt, marschiren sie in geschlossenen Reihen gegen den Feind, und von den Portugiesen mit modernen Waffen versehen, führt Cetewayo 40—60 000 Krieger im Bunde mit den Fingos, mit den Kaffern und andern unterdrückten Völkern gegen die Colonie. Wenn wir unter diesen Umständen es versuchen wollten, in das Land der Sulu einzudringen, so würden wir unsere Karawane der Vernichtung preisgeben. Beten wir, Gott möge uns die Wege ebnen, damit wir diesem armen Volke den wahren Frieden und den echten Ruhm bringen können!

5. Februar. Fest unserer heiligen Martyrer von Japan. Sie führen uns nach Grahamstown, unserm vorläufigen Bestimmungsorte. Um 6 Uhr bestiegen wir mit dem hochwürdigsten Bischof die Eisenbahn; zwei Stunden ging es erst durch eine wilde, mit Haidekräutern und Mimosen bestandene Gegend, dann durch üppig wuchernden Wald. Auf der vorletzten Station bemerkte ich die ersten Sulu; gerne hätte ich mich ihnen verständlich gemacht. Es sind wohlgewachsene Leute; ein Häuptling, der ein Zebrafell umgeworfen hatte, fiel mir durch seine edle Haltung auf. Die Bahn geht in fortwährenden Windungen an schroffen Felsen hin, bald steigend, bald sich senkend. Um 10 Uhr erreichten wir Alicelade, die letzte Station. Bis Grahamstown sind es noch 39 (engl.) Meilen; nächste Ostern soll auch diese Strecke dem Betriebe übergeben werden. Inzwischen mußten wir diesen Weg auf einem Karren, den vier Pferde zogen, zurücklegen. An der Seite des Sitzes ist eine eiserne Stange angebracht, an welcher der Reisende sich festhalten muß, um bei den Stößen nicht hinabzufliegen. Der Kutscher schreit und knallt mit seiner ungeheuren Peitsche, und wenn das nicht hilft, wirft er sich auf die Kniee und bearbeitet mit einer Hilfspeitsche den Rücken der Renner; dann fliegen sie voran über Stock und Stein und es heißt, sich festhalten, sonst fliegt man vom Wagen. Der hochwürdigste Bischof, seit 1849 an diese Fahrten gewöhnt und mit dem Wege bekannt, machte uns zum Voraus auf die gefährlicheren Stellen aufmerksam. Der greise Herr mußte bei diesen schrecklichen Stößen gewiß viel leiden, aber das ließ er nicht merken: im Gegentheile that er Alles, um durch seine Freundlichkeit und die launige Erzählung früherer Reiseabenteuer uns zu ermuntern. Die Fahrt lief denn auch ziemlich glatt ab; freilich konnte in der letzten Hälfte ein Pferd nicht mehr mitkommen; nun, das spannten wir aus und trieben es auf die nächste Wiese; dann wollte

ein zweites nicht mehr voran, wir machten es mit diesem ebenso; endlich zerbrach die Bremse und zu guter Letzt übergoß uns der Himmel mit einem tüchtigen Regenschauer. ‚Das sind Kleinigkeiten,‘ sagte der Bischof; ‚im Ochsenwagen werden Sie ganz andere Abenteuer erleben.‘

Die Gegend, durch welche wir kamen, ist wild und hügelig, aber nicht verlassen; sie gehört einzelnen Farmern, die gewaltige Strecken besitzen. Wir brauchten drei Stunden, um durch zwei solcher kleiner Fürstenthümer zu kommen. An einem klaren Wasser im Thalgrunde haben sie sich ein bequemes einstöckiges Haus gebaut, dabei stehen ein halbes Dutzend Hütten für die eingeborenen Arbeiter und ‚der Kraal‘, ein von etwas über einen Meter hohen Mauern umschlossenes Viereck zur nächtlichen Herberge des Viehes. Gärten und Felder liegen um das Haus her. Der hochwürdigste Herr führte mich in eine solche Wohnung, und ich war erstaunt, mitten in der Einöde europäischen Luxus zu erblicken.

Von unsern Mitbrüdern in Grahamstown wurden wir sehr freundlich aufgenommen, obgleich das Haus sehr klein und arm ist. Wir trafen vier Patres und drei Laienbrüder; das Pensionat hat etwa 50 Zöglinge, welche auf mich den besten Eindruck machten. Grahamstown ist ein freundliches Städtchen mit 7—8000 Einwohnern, das aber lediglich auf Regenwasser angewiesen ist und in dem ich schon recht warme Tage (32—36° C.) erlebte; der heiße Wind von der Kalahariwüste weht wie aus einem Backofen. Doch geht es mit meiner Gesundheit sehr gut. P. Depelchin ist aber vielfach leidend. Br. Nigg ist ganz wohl und arbeitet tüchtig. Sie machen sich keinen Begriff, wie theuer hier Alles ist: Schreiner, Schuster und Schneider erhalten einen Tagelohn von 11—13 Mark! Gestern noch mußte ich eine Rechnung von 700 Mark bezahlen. Erst wenn es an die Landreise geht, sieht man, wie Vieles man nöthig hat. So viel ich jetzt weiß, wird ein guter Katholik, der die Reise schon öfters gemacht hat und mit Land und Leuten bekannt ist, unsere Expedition führen. Inzwischen erlernen wir so gut als möglich die Sprache der Sulu und Betschuanen. Näheres über unsere Abreise kann ich nicht melden, da die Kriegslage zum Aufschube nöthigt.

Heute ist der 2. März und noch ist das Schiff Durban, das die andern Patres und das Gepäck am 24. Februar nach der Capstadt bringen sollte, nicht eingelaufen. Sie können begreifen, daß wir Alle nicht wenig beängstigt sind. Wir wissen, daß das Schiff zur bestimmten Zeit Southampton verließ und daß es bereits am 22. hätte eintreffen können, und nun warten wir schon zehn Tage ohne die leiseste Ahnung der Ursache seiner Verspätung. Im günstigsten Falle ist an seiner Maschine etwas gebrochen. Erst kommt der Krieg, der jetzt noch größere Dimensionen annimmt, und nun kommt auch noch der Unfall mit dem Schiffe. Ich muß mich schon mit den Worten des Psalmes trösten, welche die heilige Kirche

auf die Apostel anwendet: ‚Die in Thränen aussäen, werden in Freuden ernten!‘

Der 5. März und noch immer nur betrübende Nachrichten. Ein Telegramm des Gouverneurs meldet dem hochwürdigen Bischof, daß wir wegen der drohenden Gefahren nicht in's Innere gehen können; ferner meldet der am Sonntage erwartete und erst heute eingetroffene Dampfer „Conwey Castle“, daß man den „Durban“ zuletzt bei Madeira gesehen habe!

Jetzt bin ich schon einen Monat hier. Den ganzen Tag studire ich die Setschuana-Sprache. Mein Haupthilfsmittel ist eine 1876 in London erschienene Bibel, der eine Grammatik von vier Seiten beigedruckt ist. Wozu diese verschrobene Übersetzung des ganzen Alten und Neuen Testamentes den Wilden dienen soll, ist freilich nicht abzusehen; nun mir dient sie in Ermangelung besserer Bücher wenigstens als Anhaltspunkt, muß aber immerhin mit großer Vorsicht gebraucht werden; so z. B. gibt der protestantische Übersetzer die Stelle Joh. 2, 3: ‚Sie haben keinen Wein mehr‘ mit: ‚Sie haben keinen Brandy (Schnaps) mehr.‘

Wenn wir, wie es den Anschein hat, noch länger hier bleiben müssen, hoffe ich etwas mehr in's Innere eindringen zu dürfen, wo sich Betschuanen aufhalten. Außerhalb der Stadt wohnen eine Anzahl Kaffern in 80—100 bienenkorbähnlichen Hütten zusammen, ich besuchte sie neulich. O das Herz blutet mir, wenn ich sehe, wie verlassen die armen Leute sind!“

Wir sehen, der Eifer des Missionärs wurde auf eine harte Geduldprobe gestellt. Cetewayo's Sieg vom 22. Januar über die englischen Truppen hielt die Bewohner der Colonie noch immer in banger Aufregung. Die Zeit des Harrens war aber für die Mission nicht verloren. Alle verlegten sich, wie P. Terörde, voll Eifer auf das Studium der Sulu- und Setschuana-Sprache. Eine Besorgniß nahm der liebe Gott schon am Tage, nach welchem P. Terörde die obigen Zeilen schrieb, aus dem Herzen der Missionäre. Am 6. März meldete der Telegraph endlich aus der Capstadt die Ankunft des „Durban“ in der Tafel-Bai. Wie wir bereits hörten, eilte P. Depelchin mit P. Terörde nach Port-Elisabeth, um die schmerzlich Vermißten zu empfangen, und Mitte März waren nun Alle wohlbehalten in Grahamstown, bereit zur mühevollen Landreise. Inzwischen wendete sich auch im Kaffernkriege das Kriegsglück auf die Seite der britischen Fahnen, und da ohnehin der Kriegsschauplatz mehr als 100 Stunden östlich von dem Wege lag, den die apostolische Expedition einzuschlagen hatte, faßte man den Entschluß, die Reise bis über die Grenzen von Transvaal hinaus anzutreten und die Gründung der ersten Station von Schoschong zu versuchen.

In jedem Falle lag dieser Platz auf dem geraden Wege zum Sambesi; der Zug war also nicht verloren, auch wenn ihnen der dortige König oder Häuptling eine Niederlassung verweigern würde. Zudem schien eine

glückliche Fügung den besten Erfolg zu versprechen. P. Terörde schreibt darüber:

„Vor zehn Tagen, am Schlusse einer Novene zum hl. Geist, wurde mir ganz unerwartet ein Bamangwato zugeführt. Die Bamangwato's bilden einen bedeutenden Stamm der Betschuanen und stehen unter dem jungen Häuptlinge Khame. Sein Vater war einer jener grausamen Häuptlinge, die mit dem Leben ihrer armen Unterthanen spielen. Jeden Tag hörte man von neuen Gewaltthaten. Die kleinen Häuptlinge des Stammes hatten am meisten zu leiden; war ihm einer verdächtig oder kam zu sehr empor, so gab er einfach Befehl, ihn bei Seite zu schaffen. Vier Männer, häufig sehr gute Bekannte, stellten sich ganz unerwartet bei dem Verurtheilten ein, sprachen eine Zeit lang über dieses und jenes und erbaten sich, wenn das Opfer gar nichts ahnte, eine Prise. Im Augenblick, wo Jener in der flachen Hand den Tabak darbot, fielen dann die Mörder über ihn her und versetzten ihm mit einem beilartigen Instrument den Schlag entweder in die Herznähe, in den Hals oder in das Rückgrat. Überdies suchte der alte Häuptling die rohen und wüsten Sitten und Gebräuche seines Stammes aufrecht zu halten und zwang Alle zur Beschneidung. Das gab Khame Veranlassung, seinen Vater zu stürzen. Khame selbst ist Wesleyaner, versteht Holländisch und wünscht sein Volk zu unterrichten. So viel ich bis jetzt von meinem Bamangwato, der mir alles dieses mittheilte, erfahren konnte, ist nur ein alter protestantischer Missionär, Dr. Mackenzie, im Stamme; das Volk ist, wiewohl augenblicklich mit den Matabelen in einen Krieg verwickelt, nicht kriegerisch; es ist arbeitsam, lebt in größeren Wohnungen und beschäftigt sich viel mit Ackerbau, Viehzucht und Anfertigung von hölzernen Instrumenten. ‚Khame wird Sie mit Freuden aufnehmen,' sagte mein Lehrer, ‚er wird Ihnen entgegenkommen, Ihnen die Hand drücken und zu Ehren Ihrer Ankunft einen Ochsen schlachten. Es wird Ihnen im Lande so gut gefallen, daß Sie es nie mehr verlassen.' Dann erzählte er mir folgenden sonderbaren Zug:

‚Am Sonntag singt Khame in der Kirche vor und überwacht dabei die Gemeinde der Frommen; sieht er einen Buben schwätzen, so stellt er ihn vorne hin; da muß der arme Schelm auf einem Beine stehen, den rechten Fuß oberhalb des linken Knie's aufstützend, und dabei mit über den Kopf erhobenen Händen eine schwere Bibel halten; dazu erhält er Hiebe, so oft er einen Versuch macht, seine Stellung zu ändern, und das dauert, bis der Vater des armen Sünders einen Ochsen als Lösepreis zum Häuptlinge führt.' (!)

Ich frug meinen Freund, ob er dieses Experiment auch schon einmal habe bestehen müssen. Ganz entrüstet antwortete er: ‚So etwas wird sich Khame mir gegenüber nicht erlauben. Sie müssen wissen, ich bin der Sohn eines Unterhäuptlings. Hier bin ich ein armer Kerl, aber wenn ich

mit Ihnen in mein Land zurückkehre, müssen die 18 Weiber meines Vaters mit allen ihren Kindern und Rindern mir entgegenkommen. Sehen Sie hier — auf seine Schläfe weisend — die drei Einschnitte? Daran erkennt jeder Betschuane, der mir begegnet, daß ich der Sohn eines Unterhäuptlings bin.'

Die Begierde, die Welt zu sehen und eine Flinte zu erwerben, trieb ihn heimlich aus seinem Lande. Das Verlangen nach einer Flinte führt Manche nach der Cap-Colonie: dort arbeiten sie oft Jahre lang, um eine solche zu erwerben. Mein kleiner Häuptling heißt Gaepañoe Mapulane, d. h. ‚Unbeschnittener, mein ist der Regen' (sein Vater verweigerte nämlich für ihn zuerst die Beschneidung); er spricht alle Dialecte der Betschuanen und ist, so viel ich bis jetzt urtheilen kann, ein herzensgutes Kind. Wie alt er ist, weiß er nicht, ich denke so etwa 24 Jahre. Wenn seine Landsleute sind wie er, so hoffe ich sie schon lieben zu können. Über sein religiöses Gefühl müssen alle staunen, die mit ihm in Berührung kommen. Neulich sprach ich ihm von Maria und fragte ihn, ob es nicht ganz natürlich sei, daß wir Maria, die Mutter Christi, verehrten. ‚Ja,' sagte er, ‚das thue ich auch; ich muß ja auch die Mutter meines Häuptlings verehren.' Wir haben diesen jungen Menschen in Dienst genommen, er wohnt bei uns und wird uns bis in's Bamangwato-Land begleiten. Mit seiner Hilfe und mit Hilfe einer trefflichen Convertitin, Missis Orpen, übersetze ich den kleinen Katechismus von P. Deharbe; Ende dieser Woche wird er fertig; dann werde ich noch ein kleines Gebetbuch zusammenstellen. Der kleine Betschuana- oder Setschuana-Katechismus macht mir eine kindliche Freude. Jetzt kann ich mir den Jubel des hl. Franz Xaver vorstellen, wenn er die hauptsächlichsten Gebete und Wahrheiten in eine fremde Sprache übersetzt hatte. Wie wird sich P. Deharbe im Himmel freuen, wenn er seine schönen Sprüche und Verslein, die auch übersetzt sind, zum ersten Male in der Setschuana-Sprache singen hört!

Allerdings gebührt das Hauptverdienst der Übersetzung Missis Orpen. Sie wurde im Basuto-Lande (Sesuto ist ein Dialect von Setschuana) geboren, ihr Vater war daselbst ein hugenottischer Prediger. Vor einigen Jahren convertirte sie, und nach und nach wurden ihre sieben Kinder katholisch; hoffentlich folgt ihr Mann diesem Beispiele; ich empfehle denselben dem Gebete meiner Freunde, denn ohne diese Frau wäre ich mit meinem Setschuana-Katechismus nicht zu Stande gekommen. Sie wirkt hier ungemein viel Gutes, zumal unter den Schwarzen, weil sie ihrer Sprache mächtig ist, und hat zugleich eine Sonntagsschule für die armen schwarzen Kinder eröffnet; aber auch der Deutschen nimmt sie sich liebevoll an, denn sie ist auch mit der deutschen Sprache ganz gut vertraut."

Der Rest des Märzmonates und die erste Hälfte des April wurde mit allem Eifer auf die letzte Ausrüstung der Karawane verwendet. Drei große Zeltwagen und ein Gepäckwagen standen bald fix und fertig

im Hofe des St.-Aidans-Collegs und erhielten ihre letzte Bemalung, die nach Landessitte bunt genug ausfiel. Die rothen Räder, der grüne Kasten, die blaue Decke waren wohl geeignet, die Bewunderung der Eingeborenen hervorzurufen. Ein solcher Wagen kostet 120—150 Pfund St. (2400 bis 3000 Mark). Die Bespannung besteht aus 12—16 Ochsen, jeder Ochs à circa 10 Pf. St. (200 M.). Dann mußten die Ladung, die verschiedensten Tauschgegenstände und der nothwendige Mundvorrath beschafft werden, wiederum eine enorme Auslage; Treiber und Führer mußten angeworben und besoldet sein, so daß jeder Wagen etwa 1000 Pfund St. (20 000 M.) und die ganze Ausrüstung demnach, den Mittheilungen des P. Weld zufolge[1], etwa 80 000 Mark kostete. „Jedermann, der durch sein Almosen zu der Verwirklichung dieses Unternehmens beitrug," schreibt derselbe Gewährsmann, „mag die Befriedigung in seinem Herzen empfinden, mitgeholfen zu haben zu einem großen Werke zur Rettung der Seelen, das ohne solche Hilfe nie hätte unternommen werden können."

Kurz vor Ostern konnte P. Terörde endlich berichten:

„Die Kisten sind geordnet, das Fehlende angeschafft, die Wagen stehen bereit, 64 Ochsen sind gekauft, der Führer ist gefunden und der Krieg scheint durch die Niederlage der Sulu am 3. April eine für uns günstige Wendung zu nehmen. So ist Alles in Ordnung; am Dienstage in der Osterwoche ist Morgens Hochamt in der Kathedrale und am Nachmittage werden wir die Reise antreten. Jeder Wagen hat seinen Namen und seinen Patron erhalten: St. Ignatius, St. Franz Xaver, Sel. Petrus Claver und Sel. Johannes de Britto; letzteren werden wir Deutsche beziehen. In der Nähe von Grahamstown wollen wir die erste Nacht rasten, um noch etwa Mangelndes schnell beschaffen zu können. Von da an werde ich mein Tagebuch fortsetzen; hoffentlich wird man uns in Deutschland mit frommen Gebeten begleiten, denn auf dieser Strecke brauchen wir erst recht den Beistand des Himmels."

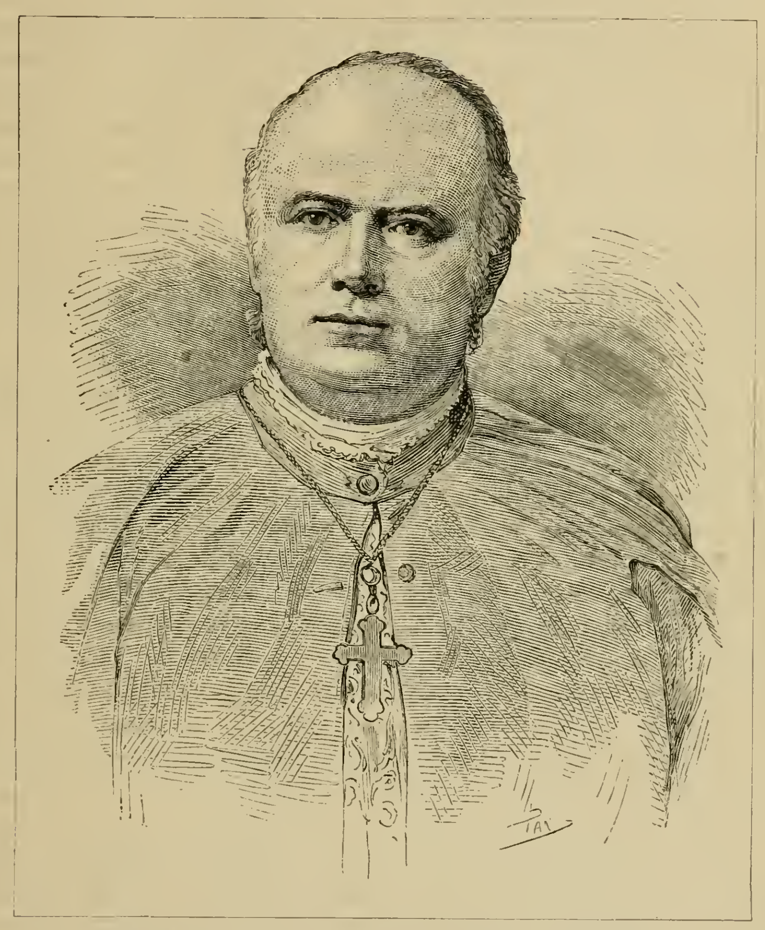
Das Osterfest kam, das Siegesfest des Erlösers, das Abschiedsfest der muthigen Schaar, welche im Begriffe stand, die Osterfahne und das „Lumen Christi", das Licht der Osterkerze, hineinzutragen in die Nacht des dunkeln Continentes. Am Osterdienstage, den 15. April, feierten sie in der bescheidenen Kathedrale Bischof Ricards den Abschieds-Gottesdienst. Der Eastern Star, eine englische in Grahamstown erscheinende Zeitung, widmete den scheidenden Missionären Zeilen voll warmer Theilnahme, aus denen wir den folgenden Auszug mittheilen.

„Die Freunde des Missionsunternehmens für das Sambesi-Thal — und sie sind zahlreich in Afrika sowohl, als in Europa — werden mit Freuden vernehmen, daß die Missionäre, gefolgt von den Gebeten und Segens-

---

[1] A. a. O. p. 20.

wünschen ihrer Brüder in Grahamstown, abgereist sind. Überaus ergreifend war der Anblick, welcher sich in der Kathedrale am Osterdienstage der zahlreichen frommen Gemeinde bot. Die Missionäre celebrirten vor dem hochw. Bischofe ein feierliches Hochamt. Die kleine Kirche prangte in ihrem reichsten Festschmucke. Von dem Augenblicke, da die Missionäre



Bischof James Ricards, apostol. Vikar von Ost-Capland.

das Chor betraten, bis zu den letzten feierlichen Worten des katholischen Reisegebetes (Itinerarium): ‚Procedamus in pace, in nomine Domini — Laßt uns im Frieden vorangehen, im Namen des Herrn' — waren Aller Augen auf die kleine Schaar dieser christlichen Helden gerichtet, die auf den Wunsch des Stellvertreters Christi Freunde und Heimath und Alles verließen, mit der Aussicht auf ein Leben unter den Wilden, auf Entbeh-

rungen aller Art und vielleicht auf Marter und Tod, um den einzigen Preis, die frohe Botschaft der Erlösung den Eingeborenen zu bringen.

Das Hochamt wurde von P. Depelchin gesungen, der hochwürdigste Bischof assistirte demselben auf seinem Throne, während die Patres und Brüder der Mission zum letzten Male für eine lange Zeit um einen Altar in einem civilisirten Lande knieten.

Bruder Theodor Nigg schritt bei der Prozession voran, hoch das herrlich und reich gestickte Banner des heiligsten Herzens tragend, die geschmackvolle Arbeit katholischer Damen von Brügge. Papst Leo XIII. hat diese Fahne gesegnet. Manchen, der die schöne Feier in St. Patrik mitbeging, erinnerte diese Fahne an längst vergangene Zeiten und an jene andere Fahne, die einst der hl. Gregor dem hl. Augustin übergab, als dieser heilige Glaubensbote die Reise nach England antrat, um dieser Insel das Evangelium zu verkünden. Die Bewohner Englands standen damals an Gesittung nicht hoch über den Bewohnern des Sambesi-Thales. Welch ein Glück für Afrika, wenn die Bemühungen unserer Missionäre mit einem ähnlichen Erfolge gekrönt würden!

Nach dem Evangelium hielt der hochwürdigste Bischof eine ergreifende Anrede über die Worte des hl. Paulus: ‚Charitas omnia sustinet — die Liebe erträgt Alles.' Die Erinnerung an die Arbeiten und Mühsale von acht Jahren seiner bischöflichen Hirtensorge, an die scheinbar unübersteiglichen Schwierigkeiten, die doch besiegt wurden, an die großen Unternehmungen, welche die Kräfte des kleinen Sprengels weit zu übersteigen schienen, gab den Worten des Oberhirten eine besondere Wärme. Manchmal versagte seine Stimme beinahe vor innerer Ergriffenheit, und die Zuhörer waren ganz hingerissen, besonders als der hochw. Herr von den Opfern, Entbehrungen und Gefahren redete, denen die Sambesi-Missionäre entgegen gehen. Der hochwürdigste Herr schloß mit einem feurigen Gebete für den Erfolg dieser Mission, und während er dieses Gebet verrichtete, wurde er zu Thränen gerührt und man kann in Wahrheit sagen, daß die Augen aller seiner Zuhörer mit ihm in Thränen schwammen.

Nach der Feier baten Viele um den Segen der Missionäre. Am Abende versammelte sich eine große Schaar Katholiken auf dem Hofe des St. Aidan's-College, wo die vier Wagen, jeder mit 16 Ochsen bespannt, vollkommen gepackt und reisefertig standen. Da wurden beim Fackelscheine über die ganze Karawane die Segensgebete der Kirche gesprochen und am andern Tage, den 16. April, verließ der Zug Grahamstown. Mögen die heiligen Engel Gottes die Missionäre auf ihrer weiten Fahrt geleiten!"

5. Auf dem Wege nach Kimberley[1].

(13. April bis 22. Mai 1879.)

Tagebuchblätter des P. Terörde.

13. April, Ostersonntag, begann ich wieder Notizen in mein Tagebuch niederzuschreiben. Als der hochwürdigste Bischof Ricards nach der kirchlichen Feier in vertraulichem Kreise von uns Abschied nahm, weinte der gute Greis vor Freude und Glückseligkeit. Er sah seinen 25 Jahre lang gehegten Herzenswunsch, sein langjähriges, unerschütterliches Bemühen endlich in Erfüllung gehen. In diesem Augenblicke liefen zwei Telegramme aus Capetown ein. Der hochwürdigste Bischof und seine Priester sandten die herzlichsten Glückwünsche für die Reise. Es war unmöglich, die Wagen heute Abend für die Abreise fertig zu stellen; so schliefen wir diese Nacht noch ruhig in Grahamstown.

16. April, Ostermittwoch. Am Morgen erhielt ich zum dritten Male 5 Pf. St. (100 Mark) von einem guten Deutschen aus King-Williamstown. Um vier Uhr Nachmittags versammelte P. Depelchin alle Missionäre in der Hauskapelle von St. Aidans und hielt uns nochmals eine kurze Ansprache. Wie der Mann brennt vor Seeleneifer! Wie er für die Mission lebt und bemüht ist, uns im rechten Geiste zu erhalten und mehr und mehr zu bestärken! Nach der Ansprache betete er das Itinerarium, und führte uns zu den Wagen, wo uns der hochwürdigste Bischof und fast noch mehr Leute erwarteten als gestern Abend. Grahamstown zeigte uns eine Sympathie, die an's Unglaubliche grenzt. Der Abschied wurde schwer. Die Leute begnügten sich nicht damit, die Hände zu küssen, sie warfen sich selbst auf den Boden, um die Füße zu küssen. P. Depelchin bleibt noch acht Tage in Grahamstown, um mehrere Geschäfte abzumachen. Er wird die Post nach Kimberley benützen, wo er ungefähr vierzehn Tage vor uns ankommen wird. So hat er Zeit, unsere Weiterreise vorzubereiten.

Um fünf Uhr wurden die Ochsen angespannt. Das ist eine wahre

---

[1] Zu der Reise von Grahamstown bis Schoschong vgl. die beigegebene Kartenskizze I.

Herkulesarbeit. Beim Abschreiben dieser Notizen werde ich wieder lebhaft an jenen Abend erinnert. Ich sitze an der Öffnung des Wagens auf Strohsäcken; auf den Knieen habe ich einen kleinen Koffer, der mir als Schreibtisch dient. Vor mir laufen mehr als hundert Ochsen durcheinander, die man an sechs Wagen anspannen will. Doch wenn die Thiere einmal etwas dressirt und an einander gewöhnt sind, ist es nicht mehr so schwer. Sie drängen sich an ihren betreffenden Wagen und stellen sich in einer Reihe an ihre Joche. Bis unsere 64 Ochsen angespannt waren, brauchte es wenigstens eine Stunde. Zuerst fuhr der eigentliche Packwagen „B. Claver" ab. Er trägt das meiste Gepäck und hat nur am Hintertheil ein kleines Zelt, so groß wie eine holländische Hufkarre. Dann kam „B. Britto" für die drei Deutschen; diesem folgte „St. Franz Xaver" für P. Law, P. Croonenberghs und Br. de Sadeleer; endlich machte „St. Ignatius" mit P. Blanca, Br. Paravicini und Br. de Vylder den Schluß. Um sechs Uhr fuhren wir ab. Die Leute und das ganze Colleg begleiteten uns eine lange Strecke und ließen die Sambesi-Missionäre fortwährend hochleben. Bald krochen wir in unsere Wagen, denn die 256 Ochsenbeine wirbelten einen solchen Staub auf, daß wir unmöglich länger folgen konnten. Die Wagen sind sehr stark, noch viel stärker und schwerer, als die mächtigen Frachtwagen in den Städten. Die Hauptfarbe ist grün, aber ohne große Mühe findet man alle Farben des Regenbogens heraus. Die Räder mögen fast 2 Meter und der Kasten mit seinem Zelte 2½ Meter hoch sein. 1½ Meter hoch ist Alles mit Kisten und Säcken ausgefüllt; darüber liegen einige Säcke, die sich Jeder so bequem als möglich einrichten darf. Zum Liegen haben wir nicht die ganze Länge des Wagens, sondern nur so viel, daß wir uns noch eben unter dem Zelte befinden, die Füße sind gewöhnlich im Freien. Wenn wir alle Drei neben einander liegen, dann ist der Raum so beschränkt, daß man sich wirklich nicht umwenden kann. In der finsteren Nacht ging's über Stock und Stein. An's Schlafen war nicht zu denken. Ich fürchtete jeden Augenblick, seekrank zu werden. Um 10½ Uhr machten wir Halt. Die Ochsen werden in der Nacht nicht ausgespannt, nur bei Tage; und man fährt gewöhnlich in der Nacht, weil die Ochsen nur bei Tage weiden. Im Nu flackerte ein schönes Feuer und bald hatte Br. Nigg den Thee fertig. Eine höchst interessante Scene, zumal aus dem fernen Dunkel betrachtet! Von 12—3 Uhr suchte Jeder zu schlafen. Um drei Uhr wurden die Ochsen wieder aufgetrieben, und weiter ging's durch die mondstille Nacht. Man hört nur das Rasseln der Wagen, das Schwirren der langen Peitsche. Dabei ruft der Treiber seine lieben Ochsen immer beim Namen. Da hört man jeden Augenblick „Natal, Holland" u. s. w. Gewöhnlich wird der Name drei Mal gerufen: das erste Mal ganz sanft „Hartmann", das zweite Mal schon entschiedener, und folgt er noch nicht, dann wird zum dritten Male ganz ärgerlich gerufen.

Die Treiber sind Kaffern, doch könnten gebildete Fuhrleute sehr viel von ihnen lernen, besonders auch, wie man die Thiere zum Marschiren bringen kann, ohne je zu fluchen. Einen Fluch hören Sie nie von diesen Leuten.

Der Morgen des 17., Donnerstag, war wunderschön. 7½ Uhr wurden die Wagen zusammengefahren, die Ochsen abgespannt und zum besten Gras getrieben. Zur Linken hatten wir eine große Farm, die zugleich Wirthshaus und Post war; zur Rechten ein Flußbett mit einem schwachen Wasserfaden; an dem andern Ufer erhob sich ein 300 Meter hoher Berg. Nach einer halben Stunde waren am Fuße dieses Berges drei Altäre aufgeschlagen, und drei Priester feierten an dieser einsamen Stelle zusammen die heilige Messe. Turteltauben und andere Vögel bildeten den Chor. Zum Mittagessen hatte Br. Nigg Fleisch und Kartoffeln in einem großen Topf zusammengekocht. Er setzte den ganzen Topf vor und Jeder durfte nehmen, so lange etwas da war. Selten wurde ein Mittagessen so schmackhaft gefunden. Um vier Uhr wurden die Ochsen zusammengeholt und angespannt. Einige von uns gingen voraus, um bei dem schönen Abend die großartige Natur zu betrachten. Der Weg führte uns lange an einem Flusse vorbei, der sich durch die Hügel und Felsen hindurchschlängelt. Kein Haus, keine Hütte, kein Mensch! nur Vögel, unzählige Vögel belebten die Gegend. Cactus, Mimosen und der Wolfsmilchbaum bekleiden die Abhänge. In ihrem Schatten stehen Tausende von den verschiedensten, schönsten Blümchen, Gräsern und Kräutern. Die schönen wilden Geranien zogen besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Eine sonderbare Bemerkung mußte ich schon gleich an diesem Abend machen, daß nämlich hier in Afrika fast jeder Strauch, jede Blüthe Dornen und Stacheln trägt. Hier bringt die Erde im Vergleich zu andern Gegenden in Wahrheit nur Disteln und Dornen. Heute betete ich zum ersten Mal den Rosenkranz in der Setschuana-Sprache. Abends überzog sich der Himmel; es wurde stockfinster. Dabei ist der Weg abscheulich. Sechsmal blieb ein Wagen stecken; zwei kamen erst anderthalb Stunden nach den andern am Lagerplatz an. Licht wollen die Leute keines, obgleich sie links hart am Felsen und rechts an Abgründen vorbeifahren, die 20—30 Meter tief sind. An eine Einfassung der Wege ist nicht zu denken, viel weniger an Ausbesserung. Fährt man fest, so sucht man wieder herauszukommen, ruft die Treiber der anderen Wagen zu Hilfe und dann wird auf die armen Ochsen losgehauen. Ist man glücklich aus dem Moraste heraus, so fährt man weiter und läßt unbekümmert einen Andern in dasselbe Loch fahren. Alle mußten an diesem Abende zu Fuß gehen; im Wagen war es zu gefährlich, fast nicht weniger auf der Straße. Wie oft bin ich gestolpert und hingefallen! Man konnte keinen Schritt weit sehen. Dabei regnete es ganz gewaltig. Man freute sich, wenn es blitzte, um sehen zu können, wohin man den Fuß setzte. Um zehn Uhr langten wir auf dem Halteplatz an.

Freitag, 18. April. Wir passirten den großen Fishriver. An einem kleinen Weiher, in der Nähe einer großen Farm, schlugen wir die Altäre auf. Während der heiligen Messe kam eine ganze Schaar Strauße an meinen Altar und streckten neugierig ihre langen Hälse empor. Diese Notizen schreibe ich an einem ziemlich breiten Flußbett, im Rücken habe ich den kleinen Weiher, vor mir geht's circa 15 Meter tief in den Fluß hinab. Auf der andern Seite herrscht ein buntes Leben und Treiben der



Gesellige Webervögel am Fishriver beim Nestbauen.

verschiedensten Vögel. Prachtvoll ist ihr Gefieder, aber minder schön ihr Gesang. Vor mir hängen die Nester der goldenen Webervögel [1]. Wie an

[1] Die Webervögel (Ploceinae), zu den Sperlingsvögeln gehörig, zählen zu den kunstfertigsten Nestbauern. Vielen Bäumen Mittel= und Südafrika's und Südindiens verleihen sie durch ihre im Winde schwankenden Nester einen herrlichen Schmuck. Bäume, welche einen Theil ihrer Krone über einem Gewässer ausbreiten, werden von den gefiederten Künstlern ganz besonders gern zu ihren geselligen Ansiedelungen gewählt; solche mit Nestern ganz behangene Bäume bilden geradezu ein hervorstechendes

einem dünnen Faden schwanken die kunstvollen Nester an den äußersten Enden der Äste. Um ein Uhr Mittagessen, d. h. Mehlbrei mit Brod und Wasser. Um drei Uhr ging ich mit P. Fuchs und P. Law voraus. Als die Wagen so lange auf sich warten ließen, legten wir uns unter das Gestrüpp des sogen. Elephantenholzes. Ganze Haufen trockenen Reisigs lagen da. Jeder sammelte einen schönen Bündel und trug ihn an die Straße, um ihn nachher auf die Wagen zu packen. Das übrige Holz schleppten wir zusammen, und bald loderte und flackerte ein wahres Osterfeuer empor. Die Gegend, welche wir heute Abend durchzogen, war prachtvoll, Hügel wechselnd mit Thälern, reich an Gestrüpp und den verschiedensten Kräutern. Das Elephantenholz, oder der Speckbaum der Holländer, ist eine besondere Wohlthat der Vorsehung. Die kleinen speckigen Blätter enthalten einen angenehmen Saft, der den Durst ganz vortrefflich stillt. Es ist nur ein Gestrüpp, das höchstens $2\frac{1}{2}$ Meter hoch wird. Sein Holz bietet treffliches Brennmaterial. Der Reichthum und die Üppigkeit der Gegend ist erstaunlich. Nur fehlt der Mensch, der nachhilft. Ich ging dem Wagen voraus, um meinen Katechismus zu studiren und die Natur nach Muße zu betrachten. Abends hörten wir auf beiden Seiten der Straße ein ganz sonderbares Geheul. Die Schakale, die hier sehr zahlreich sein sollen, gaben uns ein Abend-Concert. Der Regen ließ nach und der Abend wurde noch schön.

Samstag, 19. April. Obgleich wir wie die Häringe im Wagen zusammengepfercht lagen, wachten wir doch oft wegen der Kälte auf, und gegen Morgen gingen wir Alle zu Fuß; im Wagen war es nicht zum Aushalten. Selten habe ich in Europa bei der heiligen Messe so gefroren wie hier. Der Wind war ganz empfindlich kalt. Br. Riggs Kaffee restaurirte uns bald. Nachher griff Jeder zu seinen Winterkleidern. Wir sind jetzt 42 englische Meilen von Grahamstown, im sogen. Fishriverland. Zu dem kalten Wind gesellte sich ein noch kälterer Regen. Zuletzt drang er auch durch unser Zelt, und wir wußten nicht, wohin wir uns zurückziehen sollten. Unsere Jäger waren überdieß so unglücklich gewesen, daß sie dem Br. Rigg nur einen mageren Vogel zum Mittagessen überreichen konnten. Er suchte aus Kartoffeln etwas zurecht zu machen. Kurz nach dem Mittagessen besuchte uns ein protestantischer Farmer. Er hatte den Br. Rigg bei dem Besuche seiner Tochter im Convente zu Grahamstown kennen gelernt, und da er von unserer Reise hörte, kam er fünf Meilen weit her,

---

Merkmal mancher afrikanischen und indischen Landschaft. Selten findet man nur ein solches Nest an einem Baume, gewöhnlich 20—30, selbst 100. Sie sind so fest aus Grashalmen geflochten, daß sie Jahre lang Wind und Wetter Trotz bieten. Diese Festigkeit veranlaßte bei den Malaien die Sage, wer so glücklich sei, eines dieser Nester auseinanderzunehmen, ohne dabei einen seiner Halme zu knicken, werde in seinem Innern eine goldene Kugel finden.

um uns eine glückliche Reise zu wünschen. Er hatte zwei Knechte bei sich, die für uns Brod, Milch und Fleisch brachten. Das tröstete nicht bloß den Koch, sondern auch alle Missionäre. „Morgen geht's hoch her," sagte Br. Rigg. Frühzeitig zogen sich Alle in ihren Wagen zurück. Um vier Uhr fuhren wir weiter unter beständigem Regen. Alles Holz war naß; das Feuer wollte nicht brennen, so mußten wir uns um elf Uhr mit einem Butterbrod begnügen. Von jetzt ab sangen wir jeden Abend die lauretanische Litanei.

Sonntag, 20. April. Unter dem Zelte lasen wir die heilige Messe. Von 4—7 Uhr fuhren wir über ein hügeliges Land, wo auch nicht ein Strauch zu sehen war; hier fanden wir prächtige Wassermelonen, ähnlich wie sie in der Kalahari-Wüste gefunden werden sollen. Wir sahen in der Ferne ein ganzes Rudel Steinböcke. Unser Lagerplatz war Goba — fünf Häuser, die Hälfte des Weges nach Kradok. Um zwei Uhr läutete Br. Rigg. In einem kolossalen Topf war Suppe, Kartoffeln und Fleisch zusammen. Ein lukullisches Mahl! nur hatten wir kaum ordentliches Wasser zum Trinken. Den Mangel an Wasser fühlen wir am meisten. Erst nach zwölf Uhr in der Nacht fuhren wir weiter. Der Weg war abscheulich. Jeden Augenblick blieb ein Wagen stecken. Ich konnte nicht schlafen und ging deßhalb von drei Uhr an zu Fuß. Der Morgen ist herrlich, frisch wie jene schönen Herbstmorgen in Vorarlberg; die Gegend waldig, gebirgig, ähnlich dem Wege zum hohen Fröschen bei Feldkirch. In einer einzigen Stunde fand ich heute Morgen mehr als zehn Ochsenskelette am Wege. Wir machten um acht Uhr Halt. In einem kleinen Gebüsch, wo es wimmelte von allerhand Vögeln, schlugen wir unsere Altäre auf. Um zehn Uhr besuchte uns der hochw. Mazeroti, Seelsorger in Bedford, das nur einige Meilen von hier ist. Der Lagerplatz ist sehr schön. Der Farmer hat zahllose Ziegen und sehr viele Strauße. Sie wundern sich vielleicht, daß ich nie Ortschaften erwähne. Der Grund ist höchst einfach: es gibt keine. Goba, nicht weiter als sieben Meilen von Bedford, mit seinen fünf Häusern, ist die größte Stadt, die ich seit Grahamstown getroffen. Nicht die Ortschaften, sondern das Wasser und Gras bestimmten den Haltepunkt. Wir können 3—4 Stunden fahren, ohne auch nur eine Wohnung anzutreffen. In Zwischenräumen von vier Stunden findet sich gewöhnlich eine Farm, deren Besitzer zugleich Wirthschaft, Post und Telegraph besorgt. Hier wechselt die Post die Pferde. Es traf sich fast immer, daß wir bei einer solchen Wohnung Halt machten. Diese Farmer, gewöhnlich Holländer, sind Herren der unermeßlichen Gebiete, die in weiten Umkreisen um ihre Wohnung liegen. Da weiden die Strauße, Ziegen, Schafe, Kühe und Pferde. Die Häuser sind einstöckig, klein, weiß getüncht; Stallungen braucht man nicht. Der Kraal (Nachtquartier für's Vieh) wird aus aufgehäuften Steinen oder Mimosensträuchern gebildet; nebenan schläft der Hirt. Häufig

finden sich in der Nähe des Bauernhofes einige Kaffernhütten, bewohnt von den Arbeitern und Hirten des Bauern. Der Abend war schön. Um sechs Uhr ist's jetzt schon dunkel und sternenklar. P. Fuchs, Br. Rigg und ich saßen auf dem Bock, beteten zuerst zusammen den Rosenkranz und dann wurde ein Liedchen nach dem andern gesungen. P. Fuchs, allgemeiner Musikdirector, übt jetzt schon die Lieder für den Mai ein. Wir werden, wie in jeder geordneten Ordensgenossenschaft, auch unsern Monat Mai haben. Um neun Uhr machten wir Halt in Daggaboer. O das ist etwas Erhebendes, dieser Gesang in später ruhiger Nacht, umschlossen von den hohen Gebirgszügen unter Gottes prachtvollem Sternenzelte!

Mittwoch, 23. April. Sieben Uhr langten wir in Loskoy an. Herrlicher Platz am Ufer des großen Fishriver. Wegen seiner Breite scheint er den Namen großer River nicht zu verdienen; er wird so benannt im Vergleich zu dem kleinen gleichnamigen Nebenflusse. Um vier Uhr brachen wir auf. Schwarz und düster zog ein Donnerwetter empor. Zur Linken hatten wir immer den schönen Fishriver. Eine schönere, wildere Gegend wie diesen Abend habe ich nie gesehen. Zur Rechten ein gewaltiger Felsenzug; gespensterhaft schauten die herüberhängenden Blöcke auf uns herab. Der ganze Abhang war ein Conglomerat von losgerissenen Felsmassen, darauf hausten die Paviane und andere Affen und machten sich lustig über die da drunten. Hart am Felsen führte der Weg vorbei, so breit, daß kaum zwei Wagen an einander vorbeifahren konnten. Auf der andern Seite senkte sich eine schiefe Ebene zum Strom hinab; diese ist wie der Felsabhang übersät mit Blöcken von der Größe eines kleinen Hauses. Dort unten, wenigstens 50 Meter tief, winden sich die Wasser durch und brausen über die gewaltigen Steinmassen. Feenhaft wurde die ganze Scenerie, wenn die Blitze das Dunkel der Nacht durchbrachen. Um neun Uhr kamen wir glücklich in Krabok an.

Donnerstag, 24. April. In Krabok hat uns der liebe Gott große Tröstungen bereitet. Es ist ein kleines Städtchen mit ungefähr 2000 Einwohnern, liegt 970 Meter über dem Meeresspiegel, im Halbkreis an dem schönen Fishriver, der hier einen großen Bogen bildet. Diesem Strom verdankt der Ort seine fruchtbaren Gärten. Das Klima soll sehr gesund und für Schwindsüchtige besonders ersprießlich sein. Hinter der Stadt jenseits des Flusses steigen die Hügel sanft an, darüber ragt hoch in die Lüfte ein einzeln stehender Berg, der vollständig einer Todtenlade gleicht. Rechts davon erhebt sich ein ähnlicher, aber viel längerer Tafelberg, an dessen Enden sich quer ein gleicher Berg anlehnt. Krabok hat niedrige aber schöne Häuser, drei akatholische Kirchen; nur die 30 Katholiken haben weder Kirche noch Priester. Sie sind ganz verlassen. Ihretwegen werden wir hier zwei Tage verweilen. Der hochwürdigste Bischof hat sie von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt. Heute Morgen kamen sie in aller Frühe an

unsere Wagen. Am Mittag besuchte uns ein Protestant, um uns für den Gottesdienst einen prachtvollen Saal seines Hauses anzubieten. Wir waren über dieses Entgegenkommen nicht wenig überrascht. Mit Dank nahmen wir das Anerbieten an. Am Nachmittag ging P. Law zu den englischen Katholiken, um sie zur Beicht- und Communion einzuladen. Ich suchte die deutschen Familien auf, fand aber nur ein katholisches Ehepaar. Gegen Abend verwandelte ich den Saal in eine Kapelle. Den Hintergrund des Altares bildete unsere schöne Herz-Jesu-Fahne, das Übrige lieferte meine Kapelle. Die Katholiken hatten selten einen schöneren Altar gesehen.

Freitag, 25. April. Fast alle Katholiken waren bei unserm Gottesdienste zugegen, zwei Drittheile empfingen die heiligen Sacramente; drei junge Leute von 15—25 Jahren gingen zur ersten heiligen Beichte und Communion. Die letzte Messe war um $9^1/_2$ Uhr. Nach derselben legten die guten Leute ein reichliches Almosen auf den Altar. Als wir dem protestantischen Kaufmann dankten für die Bereitwilligkeit, womit er uns so unerschrocken und so großmüthig seine Wohnung zur Verfügung gestellt hatte, gab er noch für die Mission 70 Mark und einen Sack voll Kartoffeln. Könnte der liebe Gott das unbelohnt lassen? Sie müssen wissen, daß Kradok sonst ein ganz verbissenes protestantisches Nest ist; jeder, der sich Katholik nennt, hat nur Spott und Verachtung zu erwarten. Bei den Gängen in der Stadt wurden wir mehrmals ausgelacht und verhöhnt. Den Abend dieses Tages verbitterte mir ein herber Schlag. Kurz vor unserer Weiterreise erklärte mein lieber Betschuana-Lehrer, daß er nicht weiter mitgehen könne, sondern zu seinem Bruder nach Grahamstown zurückkehren müsse. Abends fünf Uhr verließen wir unter den herzlichsten Glückwünschen der Katholiken das so liebgewonnene Kradok. Die Fahrt längs des Fishriver verlief glücklich trotz der gefährlichen Stellen, die wir passiren mußten.

Samstag, 26. April. Um sieben Uhr lagerten wir am Quaairiver. Einige Minuten vor dem Lagerplatz mußten wir denselben passiren. Der Britto-Wagen blieb stecken; man mußte vorspannen. 24 Ochsen brachten den Wagen endlich aus dem Fluß. Unsere Jäger waren heute ziemlich glücklich; sie brachten einen prächtigen Hasen und eine über einen Meter lange Puffotter heim. In Ermanglung von Holz mußten wir heute die sogen. afrikanische Kohle, den trockenen Mist, gebrauchen. Er liefert ein gutes Brennmaterial; die Farmer, die kein Holz haben, müssen sich dessen auch bedienen. Wenn der Kraal mit solchem Material ziemlich angefüllt ist, legen sie einen neuen an, und wenn der alte ordentlich ausgetrocknet ist, wird er als Torffeld benützt. Den ganzen Tag über war die Hitze entsetzlich, noch ärger der Staub; nur im Schatten der Wagen kann man sich ein wenig schützen. Der Staub durchdringt Alles, er füllt Alles an. Weil immer im Freien gekocht und gegessen wird, so ersetzt

der Staub reichlich die fehlenden Gewürze. Von 9 bis 4 Uhr weht gewöhnlich ein sehr starker Wind. Am Abend kamen wir zwei Stunden durch eine baumlose, spärlich mit Gras und Kräutern bewachsene Gegend. Wir trafen zwei Bäume, d. h. hohe Mimosensträuche. Der Lärm der Vögel zog mich an; ich näherte mich und fand in jedem derselben wenigstens 30—40 Nester; ich glaube nicht, daß noch ein Nest Platz gehabt hätte. Die Nester waren meistens Stollen; alle, welche ich berühren konnte, bargen eine zahlreiche Familie. Abends 9 Uhr kamen wir nach einer sehr lästigen Fahrt in Adams-Fontein an. Der Weg war sehr holperig und steinig; überdieß mußten wir fortwährend steigen. Krabok liegt, wie gesagt, 970 Meter, Adams-Fontein bereits 1200 Meter über dem Meeresspiegel.

Sonntag, 27. April, Fest des sel. Petrus Canisius. Um 1 Uhr in der Nacht ging's weiter. Wir wurden im Wagen so gerüttelt und geschüttelt, daß ich von $3\frac{1}{2}$ Uhr an zu Fuß ging. Der Morgen war schön. An Betrachtungsstoff fehlte es nicht; es ist ja das Fest des seligen Petrus Canisius und der Sonntag des guten Hirten. Um 7 Uhr las ich die heilige Messe für all die lieben Brüder in der Ferne und für das arme Deutschland. Beim Frühstück wurde zu unserem größten Erstaunen Wasserkresse servirt. Einer der Brüder hatte auf seinem Gange nach Wasser eine sehr schöne Quelle entdeckt. Der Gang nach Wasser und Holz sind immer die ersten Gänge, so oft wir halten. Von dieser Quelle hat der Ort seinen Namen Zoote-Fontein. Es ist eine herrliche Farm, mit einem immensen Garten oder Feld, das mit einer undurchdringlichen Kaffernfeigenhecke umzäunt ist. Unser erster Gang nach dem Frühstück galt der Quelle, um auf Canisiusfest einen Becher guten Wassers zu trinken. Auf unserem Lagerplatz halten noch 15 andere Wagen. Heute gelang es dem Bruder zum ersten Male, ordentliches Brod unter der Asche zu backen. Um vier Uhr brachen wir auf. Stundenlang ging's durch öde Gegend; nur das Gras wird etwas besser. Rings herum die schönsten Gebirge in den verschiedensten Formationen. Zwei riesige Berge fallen besonders auf: der eine, Table-Mountain, ist ein regelmäßiges, schräg aufsteigendes Viereck, das in einen Steinaufsatz ausläuft; der andere, Theebus-Mountain, ist eine vollständige Kuppel mit einem stumpfen, viereckigen Thürmchen. Ungefähr $6\frac{1}{4}$ Uhr kamen wir am Philipps-Hotel vorbei, das 1260 Meter über dem Meere liegt. Eine halbe Stunde später standen wir vor dem fischreichen Theebus-River, ein schöner Fluß, der reichliches Wasser mit sich führt. Sechs andere Wagen waren schon durch's Wasser gezogen. Jetzt kam die Reihe an uns. Unser Britto-Wagen ging an der Spitze. Als die zugführenden Ochsen an's Wasser kamen, bäumten sie sich und wendeten sich um. Wir empfahlen uns dem hl. Johannes von Nepomuk. Alles ging gut. Ein prachtvolles Bild! Der Mond warf seine vollen Strahlen auf die silberne Wasserfläche und das sonderbare Gespann. Als wir aus

dem Flußbett herauftauchten, hatten wir die nächtliche Scene der sechs anderen campirenden Wagen vor uns. Zwei hochauflodernde Feuer beleuchteten die Gruppe der Treiber und Führer. Im Hintergrunde sieht man die Wagen und die bunt durcheinander liegende Ochsenschaar. Um 9 Uhr machten auch wir Halt. Kurz nach Mitternacht brachen wir wieder auf, um dann von 3½—5 Uhr wieder zu rasten.

Montag, 28. April. Um 7½ Uhr erreichten wir Braakriver. Unsere Jäger arbeiteten vergebens, sie brachten nichts heim. 3½ Uhr machte ich mich auf den Weg. Ihn zu verfehlen, wäre ein wahres Kunststück. Es geht nur eine Straße nach Colesberg. Mein Spaziergang führte mich längs des Braakriver. Ich bestieg einen kleinen Berg, um die Aussicht besser zu genießen. Welche Pracht! Die untergehende Sonne warf ihre letzte Gluth auf die Bergketten, die ringsum das Thal umgürten. Im fernen Hintergrunde thürmen Theebus- und Table-Mountain ihre Steinmassen in die Wolken. Ringsherum ist Alles großartig wild. Hier, wo der Mensch fehlt, scheint die Natur sich anzustrengen, des Schöpfers Macht und Weisheit nach Kräften zu loben und zu preisen.

Seit der Betschuane von uns geschieden, hat Bruder Nigg sich hinten in unserm Wagen ein Nestchen gemacht. Als er 7½ Uhr hineinkroch, sang er:

„Hier in diesem Loch
Liegt der Bruder Koch;
Wär' er nicht so klein,
Käm' er nicht hinein."

Als die Stöße wieder so gewaltig wurden, rief er: „Pater, wenn wir Milch wären, wir würden bald zu Butter." Ich meine auch, zu einer solchen Ochsenfahrt gehöre eine besondere Berufsgnade. Wir glaubten, der Wagen müsse jeden Augenblick zusammenbrechen.

Dienstag, 29. April. Leider hatten die Meisten wegen der kalten Nachtluft nicht schlafen können. Um 5 Uhr wurde Halt gemacht. Wir sind in Ezelhock-Fontein, von Anderen Leis-Fontein genannt. Nach dem Frühstück nahm ich einige Bücher und begab mich in ein kleines Thal. Auf dem Wege stieß ich auf zwei Springhasen. Hier sitze ich hoch oben auf einem muldenförmigen Berge. Zu seiner Rechten und Linken fließt ein spärlicher Bach. Hart an diese Bäche reihen sich auf beiden Seiten hohe Bergketten; diese gestatten mir, gegenüber den beiden Flüßchen, einen Durchpaß von höchstens 30—50 Schritt Breite. Durch diese Öffnung schweift das Auge auf die Ebene hinab, wo neben unseren Zeltwagen noch zehn andere Wagen campiren. Den Hintergrund schließen die hohen Berggruppen, über die noch immer der riesige Theebus herüberragt. Die Abhänge der Felsen sind Rüfen mit spärlichem Pflanzenwuchs. Mir gegenüber auf einer Felsplatte steht ein schlanker Steinbock, grau wie der Stein, so

groß wie ein Reh. Er muß wohl von meinem Rufe als Jäger gehört haben, sonst würde er nicht so ruhig zuschauen. Um mich herum flattern die glänzend schwarzen Krähen mit ihrem Schneeband um den Hals. Trügen diese Felsen das Kleid des Vorarlberger Gebirges, so würde es einer der schönsten Punkte sein, die ich je gesehen habe. — Wir verließen Leis-Fontein um 4 Uhr. Der Weg führt immer bergan durch feinen tiefen Sand. Der Staub war so dicht, daß man vom Wagensitze aus kaum den dritten Ochsen sehen konnte. Die Gegend ist wüst und öde, nur die fernen aber so nahe scheinenden Berge bringen etwas Abwechslung hinein. Um 7 Uhr hatten wir den Berg oder besser gesagt die Hochebene erstiegen. In dem tiefen Sand waren die Thiere zu müde geworden, deßhalb wurde $7^1/_4$ Uhr gerastet. Um Mitternacht ging es weiter, immer durch die tiefe Sandfläche.

Mittwoch, 30. April. Um 6 Uhr waren wir in Macassar-Fontein oder, wie unsere Treiber sagen, in Swart-Kop. Die Strecke, welche wir heute Morgen zuletzt passirten, ist eine öde Haide; selten findet man auch nur das kleinste Blümchen. $4^1/_2$ Uhr verließen wir unseren kalten Herd, um anderswo wieder Futter für unsere Thiere zu suchen und einen neuen Herd aufzuschlagen. So geht es schon 14 Tage. Und wie lange wird dieses patriarchalische Leben noch dauern? Hoffentlich wird es uns in der Folge so gut ergehen wie bisher. Auf dieser Strecke können wir den offenbaren Schutz Gottes nicht verkennen. Das Wetter war günstig, die Wege ordentlich; Wasser und Futter in Fülle. Dabei sind wir Alle gesund und finden Gelegenheit genug, uns als Ordensleute zu bewähren. Was können wir für den Augenblick mehr verlangen? Einen besonderen Beistand verdanken wir Alle dem hl. Antonius. Es ist kaum einer unter uns, der diesem Heiligen nicht einen besonderen Dank schuldet. Ich will hier nur eine Gunstbezeugung anführen. Bruder Rigg hatte eines Tages seine Schlüssel verloren. Das setzte uns Alle in große Verlegenheit, weil mancher Schlüssel zur Küche gehörte. Wir forderten ihn auf, sich an den hl. Antonius zu wenden. Er meinte aber, der hl. Antonius habe zu viel für ihn zu thun, und er müßte zu weit gehen, um ihm die Schlüssel wieder zu bringen. Zuletzt verstand er sich doch dazu. Kaum hatte er sein Gebet verrichtet, als ein Schwarzer daherkam und fragte, ob wir einen Bund Schlüssel verloren hätten, er habe sie fünf Meilen von hier gefunden. Richtig, das waren die Schlüssel des Bruders, auch nicht einer fehlte! Nicht umsonst haben wir uns dem hl. Antonius empfohlen, und vor seinem Bildniß in Brüssel vom Tage unserer Abreise an zwei Monate lang eine mächtige Kerze brennen lassen. — Heute Abend sah ich bei einer Farm die ersten eigentlichen Felder. Weizen, Hafer, Gerste und anderes europäisches Getreide gedeiht ganz vortrefflich neben den gewöhnlichen Gartenfrüchten. Nur fehlen die Obstbäume. Das Ganze

ist zum Schutz gegen die wilden Thiere mit einem Steinwall eingeschlossen. Das Feld liegt in einer Niederung, rings herum wächst kein Gras. Der Fleiß des Farmers hat dieses Thal zu einem fruchtbaren Garten umgeschaffen. An beiden Seiten hat er große Reservoire angelegt, um das Wasser zu sammeln und seinen Garten zu bewässern. Wasser wirkt hier Wunder.

Donnerstag, 1. Mai. Welch schöne Erinnerungen bringt der heutige Tag zurück! Wie oft war ich heute in der lieben Stella matutina zu Feldkirch und bei der Gottesmutter von Rankweil! Bruder Niggs Muttergottesstatue, die der Bischof in Grahamstown gesegnet hat, steht während der heiligen Messe auf dem Altare. Davor beten wir die Litanei. So grüßen wir im Maimonat dreimal im Tage gemeinschaftlich Maria mit ihren liebsten Titeln nach der heiligen Messe, am Mittag in der gewöhnlichen Abendlitanei und Nachts in der Absingung derselben Litanei, der wir noch andere Muttergotteslieder beifügen. Wir lagern heute in Groon-Fontein, ungefähr 18 Meilen von Macassar-Fontein. Groon-Fontein ist eine reichlich bewässerte Farm. Morgen kommen wir, so Gott will, nach Colesberg. Ich sehne mich ganz gewaltig danach, hoffentlich finde ich da einige Nachrichten aus Deutschland. Von Colesberg nach Kimberley haben wir noch 162 Meilen, nicht ganz so weit als von Grahamstown nach Colesberg. Wie gestern und vorgestern verließen wir auch heute unter Donner und Blitz den Lagerplatz; doch es kam nie eigentlich zum Regnen. Wir sehnten uns Alle nach etwas Regen, denn der Staub war unausstehlich. Die zehn Wagen, die hinter einander fuhren, erzeugten eine einzige dichte Staubwolke. Das Stoßen und Rütteln und Schütteln der Wagen soll diesen Abend ärger als je gewesen sein. Ich merkte wenig, denn ich zog vor, in der schönen Abendluft zu Fuß zu gehen.

2. Mai. Morgens 6 Uhr erreichten wir Colesberg. Eine lange doppelte Reihe alter Häuser, von Felsenhaufen eingeengt, macht die ganze Stadt aus. Ringsum sieht man nur Steinmassen, zwischen welche hinein die Kaffern ihre viereckigen Lehmhütten gebaut. Die Gegend scheint arm zu sein. Nur zwei Katholiken sind in diesem Orte; der eine, ein braver Königsberger, lebt schon 21 Jahre in der Colonie. Seit sechs Jahren war kein Priester dagewesen; und trotzdem welch ein Eifer, welch eine Lebendigkeit des Glaubens in diesem Manne! Er war zu glücklich, einmal wieder einen Priester zu sehen, und ließ uns keine Ruhe, bis ihm versprochen wurde, daß einer von uns für die heilige Messe zurückbleiben würde. Abends hörte ich seine Beicht; seine zwei Kinder wurden zur ersten Communion zugelassen und das Glück des Mannes hatte seinen Höhepunkt erreicht. Obgleich Colesberg so klein ist, so hat es doch vier akatholische Kirchen. 5 Uhr Abends verließen wir die Stadt; 10 Uhr machten wir Halt. Die Gegend ist mehr bebuscht.



Landschaft aus dem Oranje-Freistaat (Umgebung von Bloemfontein).

3. Mai. Um 2 Uhr Morgens fuhren wir weiter; die Nacht war wunderschön. Von 4 Uhr an ging ich zu Fuß. 7 Uhr standen wir am Oranje-River. Ein herrlicher Strom, so breit wie der Rhein bei Köln; vier Gespanne von 26 Ochsen können ganz bequem hinter einander ziehen; er ist an dieser Stelle nur etwa einen Meter tief. Es war ein köstlicher Anblick, als diese Gespanne im Glanze der Morgensonne durch den prächtigen Strom zogen, während schon ein anderes Heer von Ochsen den Hügel hinaufkletterte. An die 30 Wagen hatten den Fluß zu passiren; fortwährend war eine ganze Schaar von Ochsen im Wasser. Wir kamen trockenen Fußes auf das Gebiet des Freistaates. Am beschwerlichsten war die Fahrt den Sandhügel hinauf. Fast einen halben Meter tief gingen die Räder durch den Sand, und erst um 11½ Uhr kam unser letzter Wagen herauf; zweimal saß er im Sande fest, zweimal riß die gewaltige Kette, mehr als 30 Ochsen zogen daran. Ungefähr zehn Minuten weit von unserer Fuhrt wird eine Brücke über den Oranje-Fluß geschlagen; unsere Nachfolger können dann diese bequemere Fahrt machen. Die Brücke wird ganz aus Eisen errichtet, und zwar auf einer einzigen Reihe von 16 Pfeilern. Gegen 4 Uhr gestaltete sich unser Stapelplatz zu einem großen Markte. An die 300—350 Ochsen wurden zum Einspannen herbeigetrieben. Eine solche Scene läßt sich nicht beschreiben; das muß man mit angesehen haben. Geschrieen wird entsetzlich; aber Sie hören aus dem Munde der Schwarzen kein Fluchwort; das Ärgste, was sie sagen, ist: Khomo — „Rindvieh", oder „nichtsnutziger Bube". In Colesberg sagte man mir, daß an einem Tage oft 100 Wagen daselbst zusammentreffen; Sie sehen also, wie stark der Verkehr ist. Wollte man einmal beginnen, das Land gehörig auszunützen, so brauchte man nicht so viel zu importiren. Gegen 5 Uhr verließen wir den Fluß und zogen in den Freistaat hinein; unser Weg führte uns fast immer über spärlich bewachsene Sandflächen. Glücklicherweise hatten die Brüder auf dem letzten Lagerplatz viel Holz gesammelt, sonst hätten wir nicht einmal Thee kochen können. Unsere Nächte sind ebenso unregelmäßig wie die Tage. Um 11 Uhr beteten wir die Litanei und sangen ein kräftiges O Sanctissima. Welche Freude für die Engel des Himmels, daß das Lob ihrer Königin auch endlich in diesen verlassenen Gegenden, vielleicht zum ersten Male, erschallt!

4. Mai. Schutzfest des hl. Joseph. Um 2 Uhr ging der Zug weiter. Die aufgehende Sonne führte uns nach Philippopolis. Beim Eintritt in's Dorf mußte für jeden Wagen 20 Mark Eingangszoll erlegt werden; das Dörfchen liegt zwischen großen Steinhaufen um einen kleinen Hügel gruppirt; es besitzt eine sehr gute Quelle, ist fast ausschließlich holländisch und zählt höchstens 20 ordentliche schmucke Häuser; die übrigen sind Hütten und Ruinen. Hier zu Lande scheint man Zerrissenes nicht zu flicken, Zerfallenes nicht wieder auszubessern. Der Ort besitzt drei akatho-



Ochsenwag



issionäre.

Zu Seite 64 ff.

lische Kirchen mit schönen Glocken. Als wir diesen Morgen durch Philippopolis fuhren, wurde ich sehr überrascht, fast vor jedem Hause einen schmucken, leichten Wagen zu treffen; es waren die Wagen der Farmer, die zur Sonntagsfeier herübergekommen waren; am Abend verließen sie wieder das Dorf. Abends um 5 Uhr schieden auch wir von Philippopolis und zogen bis 10 Uhr durch dichte Staubwolken. Man sieht nur Sand und Stein.

5. Mai. Um 2 Uhr fing das Rütteln und Stoßen wieder an; der Weg ist holperig. 7½ Uhr machten wir bei einer großen Farm Halt. Sie hat ihren Namen von der wasserreichen Quelle Shit-Fontein. Hier sieht man wieder, wie Wasser und Fleiß Afrika's unfruchtbaren Boden in die herrlichsten Gefilde verwandeln kann. In einem Pferch von Steinhaufen, die einer Festungsmauer gleichen, deren Gesimse mächtige Torfkuchen aus getrocknetem Dünger bilden, hat der Farmer mehr als 120 prächtige Pferde, daneben große Schaf-, Ziegen- und Gänse-Heerden. An der Quelle sehe ich die ersten vier prächtigen Gummibäume, an deren Zweigen unzählige Nester hängen. Im Garten selbst sieht man Obstbäume, Weinstöcke und allerhand Beeren. Trotz der großen Viehheerden konnten wir keinen Tropfen Milch haben. Das Vieh läuft den ganzen Tag draußen, oft Stunden weit von der Farm. Da wäre das Melken zu umständlich, deßhalb überläßt man es den Jungen.

Nirgends fand ich so viele Ochsenskelette als hier; Livingstone schreibt von einer andern Gegend, daß der Weg durch die Masse von Skeletten gezeichnet sei; hier gilt dasselbe. Auf meinem Spaziergange traf ich an die 60 Springböcke. Um gegen 9 Uhr Feuer machen zu können, mußten wir Haidekraut sammeln.

6. Mai. Um 12 Uhr mußten die armen Ochsen schon wieder weiter. Es ging beständig durch eine eigentliche Sandhaide. Gegen 4½ Uhr trafen wir Gras, deßhalb wurden die Ochsen ausgespannt. Sie dürfen sich aber unter diesen Grasflächen nicht grüne Wiesen oder Alpen vorstellen; nein, es sind nichts weiter als einzelne trockene Grashalme zwischen dem Haidekraut. Die armen Thiere müssen lange suchen, bis sie ein Maul voll finden; ich begreife nicht, wie die Ochsen bei solch schmaler Kost noch so arbeiten können. Seit gestern fand ich in weitem Umkreise auch nicht so viel Holz, daß man einen Federhalter daraus hätte machen können. Es ist eine öde, traurige Sandwüste mit Haidekraut bewachsen; landeinwärts soll es besser sein als hier an der Straße. Allein ich würde Keinem rathen, in diese Gegend, welche wir bereist haben, einzuwandern; es sei denn, daß er das Einsiedlerleben der Thebais führen wolle. Von 8 bis 10 Uhr ging's durch dieselbe Wüste. Vor mir über den Weg sprangen zehn Springböcke. Auf dem Lagerplatz ist lauter rother Sand, mit dem der Wind spielt. Glücklicherweise fing es während der heiligen Messe —

11 Uhr — an zu regnen; statt der Milch kam vom Himmel reichlich Wasser in den Kaffee. Das Wetter ist kalt, der Wind sehr stark. Überhaupt Kreuz und Leid gibt es auf einer solchen Afrika-Reise genug; wenn man aber jeden Morgen vor Sonnenaufgang einen neuen Scheffel voll Geduld-Manna sammelt, so wird die andere Hälfte leicht, ja eine solche Reise kann trotz Allem noch interessant werden, und man kann mit Br. Nigg singen: Ich bin froh, daß ich froh bin.

Einer unserer Brüder hatte gestern Abend zu seinem größten Ärger die schönen Springböcke verfehlt; heute Morgen wollte er seine Ehre retten. In aller Frühe zog er mit seinem Gewehre aus, und es währte nicht lange, so bemerkte er ein Rudel. Aber sie waren zu schnell davon; wie der Wind eilen sie dahin. Er glaubt in der Ferne noch einen zu sehen. ‚Den mußt du haben,‘ sagt er, kriecht auf allen Vieren ganz vorsichtig an die 100 Schritt voran. Das Thier steht noch immer ruhig da. Er ist seines Schusses sicher, legt an, drückt und trifft richtig. Aber sonderbar, der Bock regt sich nicht, er ist gleich maustodt. Der Bruder eilt hin — und was war's? — ein angeschossener Ameisenhaufen. Ameisennester habe ich bis jetzt erst eines an einem Strauche gefunden. Diese sollen bei gewissen Stämmen als die grausamste Marter gegen Solche in Anwendung gebracht werden, welche wegen Verdacht von Zauberei zum Tode verurtheilt sind. Das arme Opfer wird in warmem Wasser mürbe und empfindlich gemacht, in der ärgsten Sonne auf dem Boden befestigt. Über ihm zerbricht man dann solche Nester und überläßt es den gierigen Ameisen. Der Unglückliche leidet oft Tage lang unter diesen quälenden Geschöpfen, bis sie sein Herz zernagt haben. Ein Augenzeuge beschrieb mir das Entsetzliche dieser Teufelsmarter in Farben, die ich kaum wiederzugeben wage.

7. Mai. 6½ Uhr hielten wir bei der Farm Riet-Fontein. Statt besser scheint die Gegend immer öder zu werden. Um 4½ Uhr brachen wir auf; ein Wagen blieb stecken; bald erhob sich ein fürchterliches Gewitter; aber Gott ließ es an uns vorüberziehen; dafür entlud sich aber ein zweites während der Nacht; der Regen goß in Strömen herab, so daß wir nicht weiterfahren konnten.

8. Mai. Um 6 Uhr lasen wir die heilige Messe und um 8 Uhr fuhren wir dem Riet-River zu. Lange Zeit ging ich am Ufer entlang. Es ist ein schöner Fluß, so breit wie die Maas bei Roermond, von zwei Meter hohen Binsen und wilden Tabaksstauden eingefaßt. Letztere Pflanze wird an sieben Meter hoch; ihre Blätter sind nicht so lang wie am cultivirten Tabak und ihre Blüthe ist gelb; selbst die Schwarzen verschmähen diesen Tabak, weil er zu bitter ist. Um 9½ zogen wir durch den Fluß. Es ist interessant, zu hören, mit welchem Hochgefühl der Unabhängigkeit diese Freistätler an uns die Frage richten: „Ihr kommt wohl aus der Colonie?" Sie sind der Mehrzahl nach Holländer, die sich vor der eng=

lischen Regierung aus der Colonie über den Oranje-River zurückgezogen haben. In ihren Schulen wird neben der holländischen auch die englische Sprache gelehrt. Gegen $5^1/_2$ Uhr verließen wir den Riet-River. Wir hatten schon wieder ein Gewitter. Die Gegend ist vollständig flach.

9. Mai. Etwas vor 6 Uhr kamen wir nach Jacobsdaal, einem Dorf von ungefähr 30—40 Häusern; es wird da eine Kirche erbaut, die für Tausende berechnet ist. Natürlich sind nur Akatholiken da; nur ein einziger Katholik lebt seit 13 Jahren unter ihnen; er empfing uns bei unserem Einzuge in's Dorf auf's Freundlichste und lud uns in seine Wohnung ein. Wie glücklich diese Leute waren, so viele Priester und Religiosen im Hause zu sehen! Sie wußten nicht, was sie für uns thun sollten. Leider konnten wir uns nicht lange aufhalten; unsere vier Gespanne warteten auf uns. Die Gegend ist noch immer vollständig flach. In Jacobsdaal haben die Leute schöne Gärten, in denen sie auch Wein und alle europäischen Früchte ziehen. Um 9 Uhr erreichten wir den Modder-River, Morastfluß, der von allen Flüssen unserer Route am schwierigsten zu passiren ist, nicht so sehr wegen seiner Breite — augenblicklich war er sehr klein —, sondern wegen des lockern Bodens. Nicht ohne Gefahr fährt man den abschüssigen Sandhügel hinab zum Fluß. Seit Kradock ist überall ein Mr. Lake mit seinen vier Wagen bei uns. Des Weges, der Wasser- und Weideplätze besser kundig als unser Führer, ist er uns ein lieber Gefährte und oft von großem Nutzen. Seine Wagen eröffneten wie gewöhnlich den Zug; drei derselben passirten glücklich; aber der vierte blieb stecken. Es wurde auf die armen Thiere losgeschlagen, aber es half nichts; sie bäumten sich, sie brüllten vor Wuth und Schmerz; allein es ging nicht; die vorderen Räder saßen bis an die Achse im Moraste. Winden oder Hebel zu gebrauchen, daran denken diese Leute nicht; sie haben sie auch nicht. Den Wagen zurückschieben können sie nicht mit ihrem sonderbaren Gespann; ihn zurückziehen lassen und in eine andere Fährte bringen, das ist ihnen zu lästig. Wir stiegen aus, um beim Vollmonde die malerische Landschaft zu genießen. Etwas Schöneres kann man sich kaum denken. Wir bedauerten nur, diese Scenerie nicht bei Tag betrachten zu können.

Inzwischen wurde es 10 Uhr und es war noch keine Aussicht, den Wagen herauszubringen. Br. Nigg meinte, man solle zur Sicherheit auf dieser Seite das Abendessen bereiten; aber der Führer war anderer Ansicht. „Nein, drüben wollen und müssen wir zu Nacht essen. Gehen Sie," sagte er zum Br. Nigg, „mit Ihrem Kessel und Hafermehl voraus und kochen Sie drüben." „Aber wie soll ich hinüber kommen?" „Nichts leichter als das. John, komm' und bringe den Bruder Nigg hinüber." John, ein stämmiger, schwarzer Basuto, nahm in die eine Hand den Kessel, in die andere das Mehl, hockte auf den Boden, und Br. Nigg schlang sich um den Nacken des Schwarzen und ritt singend zur allgemeinen Erheiterung

durch das Wasser. Schade, daß ich nicht zeichnen kann, um Ihnen eine Skizze von diesem Wasserritt in mondheller Nacht zu schicken! Glücklich gelangte er auf die andere Seite, füllte seinen Topf mit Wasser und eilte, ein Feuer zu machen. Nicht so interessant war es, den Wagen und die armen Thiere im Wasser zu sehen; man spannte noch 18 Ochsen vor, aber es ging dennoch nicht. So viele Ochsen hätten den Wagen voranbringen müssen, wenn sie abgerichtet gewesen wären, auf Commando gleichzeitig in einer geraden Linie zu ziehen; allein das fehlt, es ist gewöhnlich ein unbeschreibliches Durcheinander. Acht Mann hieben mit ihren Mordinstrumenten auf die Ochsen los und schrieen dabei aus Leibeskräften. Die Ochsen, „warm“ geschlagen, nahmen einen neuen Anlauf: aber o weh, an drei Stellen reißt die Kette, und die Thiere stürmen durch das Wasser davon. Acht andere Joche wurden vorgespannt und, Gott sei Dank, der Wagen gab nach und rollte hinter diesem Heere von 32 Ochsen durch den vom Monde herrlich beleuchteten Strom. Jetzt kam die Reihe an uns. Wir empfahlen uns unserem Wagenpatron, dem sel. Britto, schlugen einen andern Weg ein und passirten ohne die geringste Schwierigkeit.

Es ist sonderbar mit den hiesigen Flüssen. Heute ist eine Stelle ohne Gefahr und sehr bequem zu passiren und nach einem Gewitter ist dieselbe Stelle sehr gefahrvoll. Um 11 Uhr waren unsere Wagen auf der Höhe angelangt und Alles schaarte sich um das Feuer des Br. Rigg. Der Ritt hatte den Bruder in die heiterste Stimmung versetzt; seine trockenen Witze sprudelten in Einem fort und zumal seine englische Sprache war klassisch und zum Kranklachen. Ich glaube, bis jetzt wurde nie so gelacht, als in dieser Nacht. Er vergaß seinen Basuto nicht; mit ihm theilte er nachher brüderlich den Haferbrei.

10. Mai. Gegen 3 Uhr zogen wir weiter und um 7 Uhr hielten wir in Magre-Fontein (Mars fountain), 15 Meilen von Kimberley. Soeben erbat ich mir vom Farmer die Erlaubniß, seinen Garten besichtigen zu dürfen. Wie staunte ich, hier in der Sandwüste neben den Südfrüchten unsere gewöhnlichen Gartenfrüchte in der größten Üppigkeit und reichlichsten Fülle zu finden! Wie ist das möglich? Alles verdankt der Farmer der Quelle; sie führt ihr Wasser jedem Gartenbeete zu, sie gibt seinem Fleiße Gedeihen. Wenn die Klugheit hier zu Lande das Wasser verwerthet, dann wird die Sandwüste zur Oase, zum Paradies; ohne das aber bleibt sie die verfluchte Erde, welche nur Disteln und Dornen hervorbringt. Dieser Farmer zieht hauptsächlich Kohl in seinem Garten und erzielt, wie er sagte, jährlich allein aus seinem Garten 30 000 Mark; allerdings verlangte er auch für einen einzigen Kohlkopf eine Mark.

11. Mai. Fest des hl. Franz von Hieronymo. Um $3^1/_2$ Uhr Morgens wurde aufgebrochen; $5^1/_2$ waren wir in Dupois-Fontein (Dutspan), wenn Sie wollen, ein Vordorf von Kimberley, mit 100 Katholiken.

Ansicht von Kimberley.

Alles ist baumlose Sandfläche. Hier hört man den Namen Kimberley sehr selten, man nennt es nur „the Rush“, weil bei Entdeckung der Diamanten im Jahre 1870 sich das Volk wie ein Wasserschwall nach Kimberley wälzte. Gegen 9 Uhr kam P. Lenoir, der Pfarrpriester, uns zu besuchen. Wir sind hier in der Diözese von Bischof Jolivet, im West-Griqualand. Wegen des entsetzlichen Staubes konnten wir kaum ein Frühstück bereiten. So arg wie heute war es noch nie auf unserer Reise. Wir waren noch eine halbe Stunde vor Kimberley, als schon die Polizei kam und uns meldete, daß es nicht erlaubt sei, Wasser zu schöpfen, es sei denn, daß man für jedes Fäßchen (14—16 Liter) eine Mark zahle. Für das Mittagessen waren wir Alle bei einem katholischen Kaufmann eingeladen; da fand ich einen „theuern“ Landsmann: eine Flasche Bier aus der Brauerei Overbeck in Dortmund, die nur 3 Schillinge (3 Mark) hier zu Lande kostet. Abends hatten wir das Glück, seit langer Zeit wieder einem Segen mit dem hochwürdigsten Gute beizuwohnen. An die acht Tage werden wir hier in Kimberley bleiben, in der Mitte der Diamantenfelder.

In Kimberley erhielt ich liebe Briefe aus Deutschland; wie freudig begrüßt man auch die geringsten Nachrichten aus der Heimath hier im Herzen Südafrika's! Wenn auch noch weit von unserer Mission entfernt, sind wir doch schon mitten in Süd-Afrika. Kimberley ist die Hauptstadt von West-Griqualand, verdankt aber seine ganze Bedeutung wie auch sein Entstehen den nahen Diamantenfeldern.

Im März 1867 wurde in Hopetown am Oranje-Fluß der erste Diamant gefunden; bald entdeckte man auch auf beiden Ufern des Vaal-Flusses große Fundstätten, namentlich in dem nur eine Viertelstunde von Kimberley entfernten Dutoits-Pan; dieser ganze Platz schien wie besäet mit Diamanten; man fand sie selbst in den Lehmwänden der Schwarzen. Die großartigsten Felder liegen jedoch am Vaal im Griqualand. Der Oranje-Staat machte auf diesen Winkel Anspruch, allein die englische Regierung annexirte ihn im Oktober 1871 und speiste die Boeren mit einer kleinen Münze ab. Zwar verlangten diese, die Entscheidung der Streitfrage dem deutschen Kaiser Wilhelm zu überlassen; aber davon wollten die Engländer nichts wissen. Vor der Entdeckung der Diamanten war Griqualand nur von einigen hundert Griquas unter dem Häuptling Waterboer und von wenigen Engländern und Holländern bewohnt; sobald aber der Schatz entdeckt war, strömten Hunderte und Tausende aus der Capcolonie, aus Transvaal und Natal und später aus England, Deutschland, Holland, Amerika und Australien herüber, so daß in kurzer Zeit 60 000 Menschen um die Minen sich gesammelt hatten. Im Anfange lebten die Leute unter freiem Himmel oder in Zelten, dann begann man in Kimberley einige Häuser aus Stein aufzuführen, aber man sieht deren höchstens einige Dutzend. Alles wird jetzt aus Zink und Eisenblech gemacht; inwendig werden die

Wände mit grobem Zelttuch überzogen und der Lehmboden mit Matten und Teppichen belegt. Diese Wohnungen sollen in der Nacht angenehm kühl sein. Die Kirche, die Schule und die Wohnung der Missionäre sind auch aus Eisenblech. Eine neue große, katholische Kirche ist in Liverpool bestellt; sie wird dort fertig gemacht und hierhin transportirt. Daneben sieht man große Zelthäuser, die ohne viele Mühe weiter gerollt werden können. Kimberley's Einwohnerzahl wechselt von Monat zu Monat; jetzt sollen an 30 000 da sein, darunter 800—1000 Katholiken, die als solche bekannt sind. Die Stadt hat ihren Marktplatz, ihre Banken, Kirchen, großen Gesellschaftslocale und selbstverständlich ihre Freimaurerlogen. Man sieht nur Läden; Alles kann man haben, allein nur für entsetzliche Preise, dafür ist aber auch der Verdienst groß. Zwei deutsche Schreiner sagten mir, sie verdienten täglich zusammen 2 Pfund Sterling (40 Mark). Der neue Rush, wie Kimberley im Anfange hieß, soll seit 1871 für 12 Millionen Pfund Sterling (240 Millionen Mark) Diamanten geliefert haben. Das Terrain, auf welchem die Diamanten gefunden werden, ist gar nicht sehr groß; anfangs wurde es in Parcellen von je etwa 40 Quadratmeter getheilt; weil aber die Anfragen so häufig und der Boden so reich war, wurden diese Parcellen wieder in kleinere von je 3 Quadratmeter geschieden. Die ganze Fläche ist fast 100 Meter tief ausgehöhlt. Es ist höchst interessant, die Digger (Gräber) bei ihrer Arbeit zu beobachten. Man möchte glauben, einen unermeßlichen Ameisenhaufen zu sehen; wie da Alles beschäftigt ist, der Eine den Andern drängt, Jeder an seiner Arbeit, besorgt, entstandene Schäden wieder auszubessern, und dann dieses Netzwerk von Stricken und Seilen, an denen die Körbe mit der ausgegrabenen Erde auf- und abgehen! Die Arbeiter sind hauptsächlich Farbige; sie arbeiten da drunten mit ihren Spaten und Hacken, laden die bläuliche Erde auf, die dann oben gesiebt, gewaschen und sorgfältig mit Hilfe eines Messers oder sonstigen Instrumentes auf einem Tische im Freien untersucht wird. Augenblicklich sollen die Diamanten sehr niedrig im Preise stehen; das kann sich aber in Zeit von einem Monat vollständig wieder ändern. Fortwährend kommen neue Glücksjäger. Alles lebt hier von der Hoffnung; leider nicht von jener Hoffnung auf das ewige Leben, sie suchen nicht die gute Perle, wie der Kaufmann im Evangelium. Andere, die etwas vernünftiger sein wollen, eilen auf Afrika's Goldfelder bei Lydenburg &c., aber auch diese ‚laufen dem Golde nach und setzen ihre Hoffnung auf Geld und irdische Güter'.

---

6. Die Weiterfahrt bis Schoschong.

(Vom 13. Mai bis 23. Juli 1879.)

Tagebuchblätter des P. Terörde.

13. Mai. Unsere Treiber hatten die Unvorsichtigkeit, die Ochsen auf ein fremdes Grundstück zu treiben. Die Thiere wurden mit Beschlag belegt und das Stück mußte mit einer Mark losgekauft werden. Wir sahen uns gezwungen, den Hauptführer zu entlassen, von den Treibern und Knechten verließen uns alle bis auf drei.

14. Mai. Hier ist für das Vieh weder Futter noch Wasser zu haben und für die Menschen für schweres Geld kaum das Nothwendigste. So beschlossen wir, sechs englische Meilen voran über Kimberley hinaus auf einen Bauernhof zu ziehen. In Ermangelung von Treibern mußten die Brüder aushelfen. Bruder Nigg sagte, er habe noch nie so viel gezogen als heute, nämlich 16 Ochsen und einen ganzen Wagen. Bei einer Farm machten wir Halt. Eine Heerde von mehr denn 1000 Schafen und Ziegen kam neugierig an unsern Wagen. Abends war große Besorgniß wegen der Ochsen. Der Bube hatte sie allein laufen lassen, und als man sie nachher wie jeden Abend an den Wagen legen wollte, fand man sie nirgends. Bis 12 Uhr hatte ich die Nachtwache mit P. Fuchs.

15. Mai. In aller Frühe wurden Treiber und Brüder nach allen Richtungen ausgeschickt. Nach dem Frühstück machte ich mich auch auf den Weg, suchte aber vergebens bis 12 Uhr. Wenigstens $2^1/_2$ Stunden irrte ich durch Haide und Sandwüste mit spärlichem Grase. Inzwischen waren die Ochsen drei Stunden weit vom Lagerplatze unter fremdem Vieh gefunden. Als ich von meiner Wanderschaft heimkehrte, war rings um unsere Wagen alles mit Soldaten, Reitern, Kutschen und Wagen angefüllt. Es handelte sich um einen großartigen Empfang. Sir H. Bartle Frere war soeben in der Farm angekommen und sollte feierlich nach Kimberley escortirt werden. Abends war in Kimberley Feuerwerk.

16. Mai. Zwei Treiber verließen uns; so bleibt uns nur noch einer.

17. Mai. Am Morgen war es sehr kalt, starker Reif, zwei Grad

unter Null. Für das Mittagessen mußten alle Patres zum Pfarrhause, zu den beiden Patres Oblaten. Die Stadt war großartig geziert. Englands gehässige Urtheile über den verdienten Gouverneur werden hier nicht nur nicht getheilt, sondern seine Verdienste und Handlungsweise gebührend anerkannt. P. Superior war $1^1/_2$ Uhr zum Lunch beim Gouverneur eingeladen. Er war ganz entzückt über die Aufnahme und ward für den folgenden Tag zu einer Besprechung gebeten. Abends kehrten wir Alle zum Lager zurück. Gegen 8 Uhr lagerte neben uns ein Wagen mit 24 Freiwilligen, die in den Sulu-Krieg zogen. Eine saubere Nachbarschaft! Um Mitternacht wurde ich plötzlich aufgeschreckt. „Herbei, Jungen," rief eine rauhe Stimme, „erschießt den Schwarzen!" Ich kroch zum Wagen hinaus und sah zu meinem Entsetzen, wie einer von diesen Vaterlandsvertheidigern unsern letzten Treiber, den Basuto, mit den Fäusten in's Gesicht schlug. Von den Herren war er betrunken gemacht und so entstand bald Streit. Man stellte an ihn das Ansinnen, einige von unseren Ochsen zu vertauschen und Riemen abzutreten. Glücklicherweise hörte ein Bruder das und die Wachtposten wurden verdoppelt. Unter unserm weißen Capitän waren schon zwei schöne Ochsen gegen schlechtere vertauscht worden.

18. Mai, Sonntag. Der letzte Treiber verläßt uns. Unglaublich, aber doch wahr! Wir stehen ganz allein mit allen Ochsen und Wagen. Am Nachmittag führten uns sechs Kutschen die ersten katholischen Familien von Kimberley zu. In der Abendandacht wurde eine Sammlung zum Besten unserer Mission veranstaltet. Sie ergab 640 Mark; außerdem brachten sie uns an nothwendigen Gegenständen wenigstens für 500 Mark.

19. Mai. Zwei Treiber kommen. Bruder Nigg wird als Koch abgesetzt, dafür zum Ochsenaufseher ernannt. Nicht als wenn er als Koch die Sache nicht gut gemacht hätte, sondern weil wir nothwendig einen Aufseher brauchen, da wir den Anderen nicht trauen können. Seine Excellenz der Gouverneur stellte uns ein schönes Geleitschreiben aus, versehen mit seinem Siegel. Er empfiehlt uns in demselben allen Häuptlingen und Stämmen, zu denen wir kommen, auf das Wärmste und verlangt, daß sie uns gut aufnehmen, wenn sie anders Freunde der Regierung sein wollen.

20. Mai. Unsere Abreise mußte aus Mangel an Treibern noch verschoben werden. Am Morgen war es recht kalt. Bis jetzt habe ich in Afrika mehr von der Kälte als von der Hitze gelitten. Ich wenigstens fühle hier die Kälte mehr als im Norden. Deßhalb bin ich sehr froh, daß ich meine Winterkleider mitgenommen. Seit längerer Zeit trage ich dieselben Kleider, welche ich im Monat December in Deutschland trug; will man sich nicht erkälten, so ist man dazu gezwungen, wenigstens von 6 Uhr Abends bis 9 Uhr Morgens. P. Fuchs benutzt diese Rasttage, um unsere Altartische praktischer einzurichten. Für solch eine Reise ist es am besten, einen leichten, eisernen, zusammenlegbaren Tisch mit einer dün-

nen, beweglichen Platte zu wählen, oder den unteren Theil des Tisches so einzurichten, daß die Kiste mit den Altarsachen als Platte leicht darauf gesetzt werden kann. Unser Altar ist schön, fein und kostbar, aber zu einer solchen Reise zu fein, zu zerbrechlich. Er ist gut in einem Hause als Hauskapelle. Kelch, Ciborium und Missale sollten in einem Futteral sein, Kreuz, Leuchter viel kleiner, der Altarstein dünner; die Leuchter sollte man in den Altar einstecken und sie mit einer kleinen Laterne versehen können. Bis jetzt konnte ich höchstens sechsmal von meinen Leuchtern Gebrauch machen; selbst unter dem Zelte mußten wir uns der Wagenlaternen bedienen. Das Meßbuch sollte so klein als möglich, ein eigentliches Vade mecum sein; ein Glas, welches über die Hostie gelegt werden kann, ist durchaus nothwendig; selbst einen decenten Gegenstand braucht man, um die Palla auf dem Kelche zu beschweren. Die Canon-Tafeln sollte man auch an den Altar befestigen können. Die Meßgewänder sind äußerst praktisch, nur würde ich ein eigentliches Kreuz darauf vorziehen; ebenso Alben ohne Spitzen. Es würde sich der Mühe lohnen, ein eigentliches Studium anzustellen, um einen möglichst kleinen, möglichst leichten Altar aus Eichenholz mit einem gegen Staub und Regen schützenden Überzug zu verfertigen. Die belgischen Kelche und Ciborien in den Tragaltären sind vorzuziehen; sie nehmen wenig Platz ein und werden nicht so leicht beschädigt. Die Blechreifen an meiner Altarkiste haben sich an der Sonne so gezogen, daß sie zu förmlichen Wellenreifen geworden sind. — Die Besuche aus der Stadt dauern an.

21. Mai. Um 10 Uhr kam P. Depelchin in's Lager. Ihm folgten bald die vornehmsten Katholiken Kimberley's mit ihren Familien. Welche Anhänglichkeit an uns Fremde! Eine Adresse, mit zahlreichen Unterschriften versehen, wurde verlesen und eine Börse mit 100 Pf. St. (2000 Mark) überreicht. Beim Abschiede weinten die Männer wie Kinder; als Alle eingestiegen waren, brachte Mr. Chapman, ein Bruder des berühmten Afrika-Reisenden, der noch vor Livingstone den Sambesi erreichte, ein Hoch aus auf den Heiligen Vater, auf die Missionäre und den Erfolg der Mission. Um 5 Uhr wurde eingespannt. Weil alle Leute fremd und mit den Ochsen unbekannt waren, nahm das Einspannen sehr lange Zeit in Anspruch. Statt nach Kimberley zurückzufahren, um auf die eigentliche Transvaal-Straße zu kommen, wollten die Führer einen kürzern Weg wählen. Dieser war aber so sandig, daß wir jeden Augenblick festsaßen; statt drei Stunden Wegs zurückzulegen, kamen wir bloß eine halbe Stunde weit, bis wir Abends um $10^1/_2$ Uhr vollständig im Sande stecken blieben.

22. Mai. Christi Himmelfahrt. Um 9 Uhr Morgens wurde eingespannt, aber wie lange dauerte es, bis wir uns aus dem Staube herausgearbeitet hatten! Eine Weile ging es gut, aber bald mußte vorgespannt werden, um einen Wagen nach dem andern hinaufzuholen. Statt

um 11 kamen wir um $3^1/_4$ Uhr an den Lagerplatz. Das war ein Himmelfahrtsweg! Wenn der Weg zum Himmel so sandig wäre, so müßten uns gar viele Engel entgegenkommen. Die Gegend, welche wir durchzogen, hat trotz des Sandes üppiges Gras und, was noch mehr zu verwundern, außerordentlich viele Wassermelonen und eine Art Zwiebeln, die selbst mitten auf dem Wege wachsen. Aber auffallenderweise sind die Melonen bitter wie Galle. Wir hofften, noch am Abend zum nächsten, nur $2^1/_2$ Stunden entfernten Lagerplatz zu gelangen, deßhalb brachen wir um $5^1/_2$ Uhr auf. Der Weg sollte besser sein — aber o weh! schon nach einer Viertelstunde blieben zwei Wagen im Sande stecken, und der unserige folgte ihrem Beispiele, während die anderen weiterfuhren. Von 6—$10^1/_2$ Uhr arbeiteten wir vergebens in der finstern Nacht; wir sahen keine Möglichkeit, allein aus dem Sande herauszukommen, und schickten um Hilfe zu den anderen Wagen. Allein diese waren schon weit; es dauerte uns zu lange; wir machten also selbst einen neuen Versuch und endlich gelang es. Nach einer Viertelstunde kamen unsere Boten zurück, aber ohne Gespann; nun, das brauchten wir nicht mehr; dafür brachten sie uns etwas Besseres, etwas zu essen und zu trinken. Wir zogen langsam und ruhig weiter; denn mitten im Felde wollten wir doch nicht übernachten. Gegen $11^3/_4$ Uhr stießen wir auf den Loyola-Wagen; auch er konnte nicht weiter. Da beschlossen wir denn, hier zu bleiben, und erst am folgenden Morgen um $7^1/_2$ Uhr erreichten wir die Anderen.

23. Mai. Gegen 10 Uhr ging's weiter, immer durch denselben tiefen Sand, bis $3^1/_2$ Uhr waren drei Wagen an der Haltstelle. Beim vierten sitze ich hier allein mitten im Felde, eine halbe Stunde weit von dem Lagerplatze. Die Ochsen konnten nicht weiter. Fortwährend ziehen schon seit einigen Tagen Schwarze an uns vorüber, die Kimberley verlassen und in ihre Heimath zurückkehren. Als Grund gab man mir an, daß sie von ihrem Häuptling heimgerufen seien. Aber noch zahlreicher sind diejenigen, welche aus dem Innern herauskommen. Es sind prächtige, stämmige Figuren; lauter Soldaten.

24. Mai. Auxilium Christianorum. Gegen $8^1/_4$ Uhr wurde eingespannt, $10^1/_2$ Halt gemacht. Der Weg war sehr bequem, die Gegend wie bisher wüst und öde. Bruder Nigg kaufte drei neue Ochsen, das Stück für 180 Mark, während wir in Grahamstown für weit schlechtere Ochsen 240 Mark geben mußten. Einer unserer Ochsen ist krank. Vor Kimberley mußten wir für ein Schaf 18—20 Mark zahlen, hier konnten wir's für 4 Mark haben. Gegen 5 Uhr fuhren wir weiter und machten um 8 Uhr Halt. An den Mimosen fand ich den besten Gummi.

25. Mai. Um 4 Uhr ließ Bruder Nigg einspannen. Weil wir um 6 Uhr bei der Farm kein Wasser fanden, so mußten wir nach der Messe um 8 Uhr noch weiterfahren bis 11 Uhr. Heute trafen wir seit

langer Zeit wieder Gummibäume. Hier verlangte ein Bauer 20 Mark für ein Schaf. In dem Freistaat glaubt man von den Engländern Alles verlangen zu dürfen. Abends war große Aufregung im Lager. Um $4^1/_2$ sollte weitergefahren werden. Der Bube, der zum Holen der Ochsen ausgeschickt war, fand eine Heerde Ochsen, aber ohne Hirten. Er treibt sie zu den Wagen, aber siehe, nicht weniger als 16 fehlen. Wo sind diese, wo ist der Hirt? Man holt die Ferngläser, kann aber nichts entdecken. Brüder und Treiber gehen in alle Richtungen hinaus, kehren aber um 7 Uhr, weil es zu dunkel, ohne Ochsen heim, um am folgenden Morgen in aller Frühe wieder zum Suchen auszuziehen. Es fehlte noch immer ein Bruder. Wie gewöhnlich stellten wir zwei Laternen als Leuchtthurm auf die Spitze des Wagens. Schade, daß wir für diesen Zweck keine Laternen mit bunten Gläsern haben. Um 8 Uhr kam der Hirt mit den 16 Ochsen. Wie war das zugegangen? Er hatte geschlafen, und als er aufwachte, fand er seine Ochsen nicht mehr beisammen. Er trieb diejenigen, die noch beisammen waren, in die Richtung der Wagen und suchte die übrigen. Um dem Bruder, der noch immer in der Finsterniß herumirrte, ein Zeichen zu geben, wurde das Horn geblasen und zwei Schüsse abgefeuert. Man wartete, aber vergebens. Endlich wurden Zwei abgeschickt, um ihn zu suchen. Es wurde verabredet, daß derjenige, der ihn finden würde, einen Schuß abfeuern sollte. Kaum waren die Zwei eine Viertelstunde fort, als der Bruder bei den Wagen anlangte. Bruder Nigg holte gleich sein Gewehr und knallte in die Nacht hinein. Nach einer halben Stunde war Alles in Ordnung. Menschen und Vieh waren wieder zu Hause; aber an ein Weiterreisen war nicht mehr zu denken.

26. Mai. Um $3^1/_2$ Uhr weckte Bruder Nigg seine Leute, aber keiner wollte aufstehen, weil sie gestern kein Fleisch bekommen hätten. Als der Bauer für ein Schaf 20 Mark verlangte, verzichteten wir darauf und begnügten uns mit einem Stückchen Speck; die Buben bekamen dasselbe wie wir; aber sie waren nicht zufrieden und meinten durch Trotz etwas zu erreichen. Da sagte Bruder Nigg ganz ruhig: „Jungen, wenn ihr nicht aufstehen wollt, hole ich die Peitsche.“ Inzwischen kam P. Minister und erklärte ihnen ganz einfach: „Wenn ihr nicht zufrieden seid, so könnt ihr gehen.“ Das hatten sie nicht erwartet. Schnell machten sie sich an's Einspannen. Man hatte uns gesagt, nach $2^1/_2$ Stunden würden wir bei einer Farm Wasser und Futter finden. Schon nach zwei Stunden langten wir an. Aber der Bauer wollte nicht erlauben, die Ochsen zu tränken, weil er fürchtete, daß ihm das Wasser ausgehen werde. So mußten wir weiter; nach $1^1/_2$ Stunden sollten wir an den Vaal River kommen; aber o weh, wir fuhren von 7 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags — zwei Wagen bis 5 Uhr — in der ärgsten Sonnenhitze, oft durch tiefen, rothen Sand, in welchem die Wagen oft stecken blieben. Natürlich die Ochsen

wurden entsetzlich müde; manche ließen sich einfach fallen. Aber es half nichts, wir mußten voran. Menschen und Vieh lechzten nach Wasser. Endlich fanden wir solches; aber weit und breit war kein Gras. Wir mußten daher bis zum folgenden Nachmittag warten und frühzeitig die Ochsen hinuntertreiben, woher wir gekommen waren. Um 6 Uhr nahmen wir nach großer Leute Brauch das Diner. In den letzten Tagen konnte man ohne Gamaschen nicht mehr durch's Gras gehen; wie die Gerstenähren bohrt sich die Grasähre durch die Beinkleider.

27. Mai. Auf der Farm an dem Vaal trafen wir einen französischen Katholiken, der mit großem Eifer die heiligen Sacramente empfing. Gegen 9 Uhr kam P. Superior mit einer schönen wilden Ente heim. Ein Raubvogel hatte sich dieselbe zum Frühstück geholt, aber P. Depelchin jagte sie ihm ab und brachte sie uns zum Mittagessen. Um 2 Uhr Nachmittags fuhren wir fort; in fünf Stunden sollten wir die Furt erreichen. In den drei ersten Viertelstunden war der Weg so sandig, daß schon nach 20 Minuten ein Vorspann unseren Britto-Wagen aus dem Sande holen mußte. Am Wege ist gutes Gras. Dann trafen wir zwei Meilen lang eine vortreffliche Straße, aber darauf folgte eine vollständige Rüfe. Wir zogen östlich und hörten zur Linken immer das Rauschen des Vaal. Um $7^1/_2$ ließen wir an einer Wasserpfanne die Ochsen saufen und fuhren $8^1/_2$ weiter. Glücklicherweise war Mondlicht. Gleich ging es bergan in abscheulichem Sande. Wir mochten ungefähr eine Stunde gefahren sein, als an unserem Britto-Wagen der zweitletzte Ochse über einen Stein strauchelt, die Jochhölzer bricht und hinfällt. Der Treiber schreit aus Leibeskräften wöhkarau, um die Ochsen zum Stehen zu bringen; allein das geht nicht so rasch; sie ziehen voran und der Wagen geht mit einem fürchterlichen Gekrach über den Ochsen. „Er ist todt," heißt es; „nein," sagt P. Fuchs, „er ist noch nicht ganz todt, aber man muß ihn gleich todtschießen." Allein Bruder Nigg hielt es nicht für so gefährlich. Er ließ den Wagen langsam und vorsichtig von den Treibern voranschieben, bis der Ochse frei lag. Ein Treiber packte ihn beim Schwanze: ein gewöhnliches Verfahren dieser Leute, um die Thiere anzustacheln. Der Ochse springt auf und rennt zum allgemeinen Staunen ohne Verletzung davon. Unter dem Wagenbaum hängt noch ein zweiter Nothbaum an schweren Ketten mit anderen eisernen Instrumenten, so daß von der Erde höchstens noch 65 cm und vom Rad zum Baume nicht mehr als 80 cm Zwischenraum war. Da lag das Thier mit seinen wenigstens 30 cm langen Hörnern zusammengekauert. Hätte der Wagen nicht zeitig gehalten, so würde es mit fortgeschleppt worden sein; denn hinten ist ein Fuß über der Erde eine Vorrichtung am Wagen, um Kücheninstrumente und Holz darauf zu legen. Für den Schrecken wurde das Thier ausgespannt, und der kranke Ochse, der seit einigen Tagen nebenher lief und sich ziemlich

erholt hatte, mußte an seiner Stelle in das Joch treten. Wie froh waren wir jetzt, einen Ersatzochsen zu haben, zumal wenn man mit so vielen schwachen Ochsen zu thun hat, die der famose Capitän für so schweres Geld uns gekauft hatte. Nur zwei unserer Gespanne kann man ordentlich nennen. Mit stämmigen, kräftigen Ochsen hätten wir nicht die Hälfte dieser kleinen Schwierigkeiten gehabt. Und doch wie gut ging es uns noch! Als P. Briar, Priester in Kimberley, mit den Nonnen von Queenstown nach Kimberley kam, verloren sie in einem Monat nicht weniger als fünf Ochsen. Die Rettung dieses Zugthieres sollte heute Abend nicht der einzige Beweis der besonderen Vorsehung sein. Eine halbe Stunde nach diesem Ereigniß fuhr der St.-Xavers-Wagen in eine beinahe metertiefe Spalte. Glücklicherweise war der Boden steinhart. Der schwere Wagen hing ganz auf die Seite, es war doch die größte Gefahr, daß die Räder brechen oder der Wagen umschlagen würde. Alle mußten gegen den Wagen stemmen. Wir halfen mit Haue und Grabscheit nach, und in Zeit von einer Viertelstunde war der Wagen wieder flott. Um 10½ erreichten wir die Furt. Jetzt merkte P. Minister, daß er sein Brevier verloren hatte. Er fand es nirgendwo. Wir wendeten uns mit Vertrauen an unsern lieben hl. Antonius. Und siehe, am folgenden Mittag brachte es ihm ein Mann zurück, der es drei Stunden jenseits des Vaal gefunden hatte.

28. Mai. Der Vaal-River entspringt auf den Drakenbergen in Natal, nimmt den Vet-River und den Modder, der durch Bruder Riggs Überfahrt unvergeßlich geworden, auf und führt sein Wasser dem Oranje-River zu. Der Vaal ist hier breiter als der Oranje-River, wo wir letzteren passirten. In seinem steinigen Bett sieht man zahlreiche Inseln. Er bildet die nördliche Grenze des Freistaates. Auf dem andern Ufer beginnt Transvaal. Transvaal ist 294 581 Quadratkilometer groß, liegt zwischen dem Vaal und dem Limpopo. Seine östliche Grenze bildet die Lobombo-Hügelkette, die es von den portugiesischen Besitzungen an der Delagoa-Bai trennt, und die Drakenberge, die es vom Sululand scheiden; im Westen trennt es der Maquassi-Sprint oder Pogola-River von den Betschuanen. Es zählt 40 000 weiße und 600 000 bis 700 000 farbige Einwohner[1]. Seine Hauptstadt ist Pretoria. Um 9 Uhr Morgens passirten wir glücklich den Fluß und machten eine halbe Stunde nachher hinter Christiana Halt. Christiana zählt acht Häuser mit ungefähr 70 Einwohnern. Unter ihnen trafen wir eine katholische Frau, die ganz glücklich war, nach langen Jahren wieder einmal beichten und ihr Kind taufen lassen zu können. In ganz Transvaal ist nur ein katholischer Priester in Pretoria, der hochw. Bischof Carl Jolivet, Oblate. Bis zum folgenden Tage blieben wir hier.

[1] P. Terörde greift hier die Zahl der farbigen Einwohner offenbar zu hoch. Dr. Behm schätzt die Einwohner Transvaals auf nur 315 000 Seelen. (Ergänzungsheft Nro. 62 u. Dr. Petermann's Mittheilungen 1880.)

29. Mai. Als Br. Nigg um 3 Uhr seine Leute weckte, fand er, daß der Treiber Adam nicht da war. Es hieß, er habe die Nacht im Dorfe zugebracht und man wolle auf ihn warten. „Voran," schrie Bruder Nigg, „die Ochsen angespannt; wir brauchen ihn nicht." Auf dem Lagerplatz um 7 Uhr holte er uns ein. ‚Baas' Nigg erklärte ihm, er könne nun zurückkehren, woher er gekommen; er wolle ihn nicht mehr als Treiber. Um 10 Uhr war er schon fort. Seit Christiana fahren wir nördlich, den Vaal River zur Rechten lassend, durch eine öde, wüste Gegend. Hier sahen wir die ersten Reiter hoch zu Ochsen; es machte sich ganz nett, es ging in einem gemäßigten Galopp. Die Ochsen sind hier nicht so steif und unbeholfen wie anderswo; ich sah, wie sie mit einer gewissen Gelenkigkeit über die Deichsel sprangen, als wenn sie bei einem preußischen Unteroffizier das Turnen gelernt hätten. Wir konnten in aller Muße die Schönheit des Vaal-River genießen. Es ist doch ein prächtiger Strom! Wie der Anblick der klaren Wasserfläche, in der sich die Weiden und das andere Ufergestrüpp abspiegelten, dem Auge wohlthat! In Europa würde man so etwas kaum beachten; aber hier in diesen Steppen ruft es nicht bloß liebgewonnene Erinnerungen wach, sondern läßt auch das Auge ruhen und ergötzt Herz und Sinn. Nur vermißt man an und auf dem Strome das Leben. Kein Schifflein schaukelt auf seinen Fluthen, kein Landhaus ziert seine zahlreichen Inseln, nur selten erscheint an seinen Ufern eine Farm. Fast unglaublich ist die Öde an seinen Gestaden. Kaum trifft man hier mehr Wohnungen als im Freistaate; nicht einmal Kaffernhütten sieht man oder vielmehr Betschuanenhütten, denn früher war dieß Land von einem Betschuanenstamme bewohnt. Hier tritt eine weiße Ameisenart auf, die ihre Wohnungen in Form eines umgekehrten Trichters aufführt. Gegen $7^3/_4$ übernachteten wir mitten im Felde.

30. Mai. Abfahrt um 4 Uhr. Die Nächte sind sehr kalt, dagegen ist es von 10—3 Uhr in der Sonne sehr heiß. Nach seiner Messe fand P. Superior einen todten, aber noch gut erhaltenen Leguan. Er gehört zu der Klasse der Eidechsen, mißt 2 Meter, seine Hinterbeine messen 33 cm, seine Vorderbeine sind nicht ganz so lang; an jedem Fuß hat er fünf scharfe Klauen; sein Gebiß ist wie eine Säge, seine Hautfarbe braun mit grünlich-weißen Schuppen. Nach dem Frühstück schickte P. Superior P. Fuchs und mich mit P. Croonenberghs aus, um mich im Schießen zu üben. Ich schoß zum ersten Male in meinem Leben und traf richtig meinen Vogel. Ich wurde beinahe stolz, als P. Fuchs sechsmal vorbeischoß. Gerade wollte ich wieder anlegen, als P. Superior, der am Flusse spazieren ging, uns rief. Wir eilten hin. Unten am Flusse an einer Weide zeigte er uns eine Leiche. Es war ein Zulu, kaum seit zwei Tagen todt; schon begann er in Fäulniß überzugehen. Es schien einer jener Armen zu sein, die aus dem Innern kommen und Arbeit suchen.

Weil wir weder Decke noch sonst etwas von dem, was diese Leute gewöhnlich bei sich tragen, vorfanden, mußten wir schließen, daß er von seinen Freunden verlassen worden war. Ich eilte, einige Spaten zu holen, und mit Hilfe unserer Treiber begruben wir die Leiche so gut wir konnten. Wir verließen unsern Lagerplatz um dieselbe Stunde wie gestern.

31. Mai. Um 6 Uhr langten wir vor Bloemhof an. Wir werden hier einige Tage rasten und das schöne Pfingstfest feiern. Bloemhof zählt höchstens zehn Häuser mehr als Christiana. Woher es den schönen Namen hat, weiß ich nicht; sicher nicht von seinen Blumenbeeten, denn dafür scheint der steinige Boden nicht angelegt; wollte man ihn etwas bearbeiten, so könnte man sicher viel erzielen. Sie finden wahrscheinlich auf der Karte, daß wir einen Umweg machten; wir mußten diesen Weg einschlagen, wenn wir die Kalahari-Wüste vermeiden wollten.

Von hier werden wir die Straße nach Seerust-Schoschong einschlagen; so viel ich jetzt weiß, werden wir uns zuerst im Matabele-Gebiet niederlassen.

1. Juni. Pfingsten. Die hiesigen drei katholischen Familien wetteifern mit den Katholiken Kimberley's in der großmüthigen Hingabe an unsere Mission. P. Superior und P. Minister lasen die heilige Messe im Hause einer dieser Familien; in jeder Messe war Predigt und ebenso in der Abendandacht. In unseren Zeltkapellen brachten wir als Altarbild ein Herz Jesu an. Abends widmeten wir uns und unsere Mission dem göttlichen Herzen und sangen dann die Litanei vom heiligsten Herzen. Das wird jeden Tag unsere Herz-Jesu-Andacht im schönen Juni-Monat bilden.

2. Juni. Es wüthet ein entsetzlicher Sturm; vor dem Sand und Staub weiß man sich nicht mehr zu schützen; die Zelte mußten niedergelegt werden. Zehn Ochsen wurden gegen bessere ausgewechselt. Bis jetzt hatten wir bloß einen gewechselt und zwei dazu gekauft. Hier wundert man sich allgemein, daß wir mit diesen Thieren 450 Meilen von Grahamstown bis hierher zurücklegen konnten. Die Thiere sind nicht krank, aber man muß fürchten, daß ihre Füße leiden. Hier beschuht man die Ochsen selten, und dann nur im Nothfalle, wenn die Füße schon wund sind. Das nützt aber dann sehr wenig. Der Schuh ist nichts weiter als ein mit vier kleinen Nägeln befestigtes Eisen. Gewöhnlich wechselt man in Kimberley alle Ochsen; daher erklärte sich, was uns Allen aufgefallen ist, nämlich daß wir von Kimberley bis hier auch nicht ein einziges Ochsenskelett am Wege fanden, während von Colesberg bis Kimberley der Weg damit gekennzeichnet war. Uns schienen die Auslagen zu bedeutend, und deßhalb ziehen wir noch immer mit den nämlichen Thieren voran.

Gestern war hier ein wahrer Sammelplatz von Auswanderern. Die

Einen kehren von Kimberley in ihre Heimath zurück, die Anderen kommen aus dem Inneren, um Diamanten zu suchen. Erstere sind schwer bepackt mit allerhand oft kindischen Sachen, wie bunten oder weißen Sonnenschirmen, die sie auf dem Kopfe in die Heimath tragen; nicht selten führen sie auch ein Paar Kühe oder ein Pferd mit sich und ziehen als große Herren heim. Letztere kommen als wahre Bettler aus dem Lande, haben kaum zu essen, und noch weniger, um sich zu kleiden. Sie träumen nur von den Diamantenfeldern und von der großen europäischen Stadt. Das läßt sie alle Strapazen und selbst den Tod verachten. Denn gar Mancher von ihnen bleibt am Wege liegen aus Mangel an Nahrung und erstarrt vor Kälte. Vor einigen Jahren fand ein Herr, wie er mir selbst erzählte, auf einer Strecke von drei Meilen an die 60 solcher armen Leute, die vor Kälte gestorben waren. Das scheint gar nicht unglaublich, wenn man diese Armen in ihrem erbärmlichen Zustande gesehen. Trotzdem zieht sie die Stadt und das Diamantenfeld an. Wir brauchten einen Treiber und hofften einen von diesen engagiren zu können. Allein einer der hiesigen Katholiken sagte: „Wenn Sie ihnen einen Hut voll Gold anböten, würde sich noch keiner dazu verstehen. Wie oft habe ich versucht, einen zur Arbeit zu nehmen, aber es war mir nicht möglich. The New-Rush ist der Magnet. Wie das himmlische Jerusalem die Heiligen, so zieht Kimberley diese armen Leute an sich." Oben sagte ich schon, daß Bloemhof höchstens 15 Häuser und Christiana deren nur acht zählt. Ist es nicht drollig, die Leute immer von der Stadt sprechen zu hören? Christiana ist die Bezirksstadt und heißt nur die Capitale. Ein irischer Katholik, der reichste Kaufmann der Stadt, pflanzte im vorigen Jahre ziemlich viele Weinstöcke; in einem Jahre trieben sie Schößlinge von mehr als zwei Meter und trugen zweimal Trauben. Seine Feigenbäume tragen auch zweimal im Jahre und zwar eine Unmasse von Früchten.

Mit dem längeren Aufenthalte in der Nähe von Städten und Dörfern ist fast unvermeidlich der Übelstand verbunden, daß unsere Treiber die Wirthshäuser und Kaffernhütten besuchen. Am ersten Abende wurden in Folge dessen die Schlägereien so arg, daß wir uns in's Mittel legen mußten. Ich sagte Br. Nigg, er müsse als Baas (Meister) das verhindern und solle, um sie bei ihrem Feuer zurückzuhalten, seine Musikinstrumente zur Hand nehmen. Heute Abend hätten Sie ihn sehen müssen! Er setzte sich oben auf den Wagen und spielte seine Handharmonika. Es dauerte nicht lange, da bekamen die Treiber Leben in die Beine; sie sprangen wie toll herum. Je mehr er spielte, desto ärger tanzten die Schwarzen. In den Intermezzos lobte er sie, daß sie so gut tanzten; dann ging es wieder los; es war wirklich zum Kranklachen. Er meinte, heute zum ersten Male in seinem Leben Tanzmusik zur größeren Ehre Gottes gegeben zu haben.

3. Juni. In der Stadt hielten wir Schulprüfung ab. Eine gewisse Missis Quen hat die Kinder von Bloemhof an sich gezogen und eine vollständige Schule in ihrer Küche eingerichtet. Elf Kinder, von denen nicht ein einziges katholisch getauft ist, besuchen dieselbe; auch eine deutsche Jüdin ist darunter. Außer im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet sie die Kinder im katholischen Katechismus. Es war höchst interessant, als die Kleinen die Gebete und hauptsächlichsten Wahrheiten und Pflichten eines Katholiken sangen und sich dann gegenseitig im Katechismus prüften. Es ist unglaublich, was diese eine Frau hier leistet. Sie arbeitet wie ein Apostel.

Abends um 5 Uhr verließen wir Bloemhof und den schönen Vaalfluß. Die braven Katholiken wußten nicht mehr, was sie uns noch Gutes erweisen sollten. Brod, Butter, Fleisch, Kartoffeln und prächtige Felle als Teppiche für unsere beiden Zeltkapellen, alles Mögliche brachten sie an unsern Wagen. Während unserer Anwesenheit hatte Mr. Daily, der reichste Kaufmann des Ortes, die Fahne ausgehängt. Wir waren schon eine Stunde von Bloemhof entfernt, als man uns noch Zwieback und Milch nachschickte. Die Vorsehung behandelt uns als wahre Schooßkinder. Wenn wir in den ersten acht Tagen hie und da Mangel litten, so war es mehr unsere eigene Schuld. Zumal seitdem der liebe P. Depelchin unter uns ist, fehlt es uns an gar nichts. Wir fuhren durch Bloemhof, nordöstlich durch ein flaches Grasfeld. Hier gibt es mehr „Sourgras" als „Sütgras"; ersteres gleicht einem Haferfeld, letzteres ist das kurze Untergras. Ochsen, die nicht an das saure Gras gewöhnt sind, sollen hier in der Gegend nicht fortkommen. Mitten in diesem Grase machten wir Halt.

4. Juni. Um 4 Uhr fuhren wir weiter. Der Morgen war herrlich. Im Halbdunkel glich die Fläche vollständig der ruhigen Meeresfläche. Um $5^1/_2$ Uhr sahen wir zum letzten Male den Vaalfluß. Riet-Fontein, 15 Minuten von Bloemhof, unser Lagerplatz, ist eine große Farm mit Wirthshaus und Kramladen. Daneben ist eine große „Wasserpfanne", d. h. ein Weiher; sie wird von wenigstens sieben Quellen gespeist. Der Boden ist der reinste Kalk. Es ist auffallend, wie der Kalkstrich auf einmal wie abgeschnitten ist und von ächt schwarzer Torferde unterbrochen wird. Das Gras ist herrlich, wie ein Kornfeld. Eine alte, lange, künstlich angelegte Wasserleitung und die zahlreichen runden Plätze mitten im Grase ließen mich schließen, daß einst zahlreiche Hütten an diesem See standen; in der That war dieser fruchtbare Strich ehemals von Betschuanen dicht bevölkert. Gegen $5^1/_2$ Uhr bot der Himmel ein Schauspiel, wie ich's sonst nie gesehen: im Westen die untergehende Sonne in ihrer vollen Gluth, im Osten der aufsteigende Mond in seinem neuen Glanze, im Norden auf dem dunkelblauen Hintergrunde züngelnde Blitzstrahlen.

5. Juni. Aufbruch 4 Uhr. Mit Sonnenaufgang kamen wir nach

Bambus Sprut, 18 Meilen von Riet-Fontein; Wasser und Gras im Überfluß, aber kein Holz. Nach der Messe kam an uns ein französischer, calvinistischer Missionär mit seiner Familie vorüber. Vor zwei Jahren drang er in das Innere vor, wurde aber von Lo Bengula, dem Häuptlinge der Matabele, zum Lande hinausgewiesen, weil er keine Empfehlung vom Gouverneur hatte und nicht um die Erlaubniß eingekommen war, das Land betreten zu dürfen.

6. Juni. Wir sind in Makwasi-Sprut. Unmittelbar vor der Messe traf ich einen deutschen Katholiken aus Trier, der mit seiner Frau und seinen neun Kindern als Maurer herumfährt. Er war ganz glücklich, die heiligen Sacramente empfangen zu können; nachher taufte ich sein zwei Monate altes Söhnchen. Ich gab ihm den Namen Joseph.

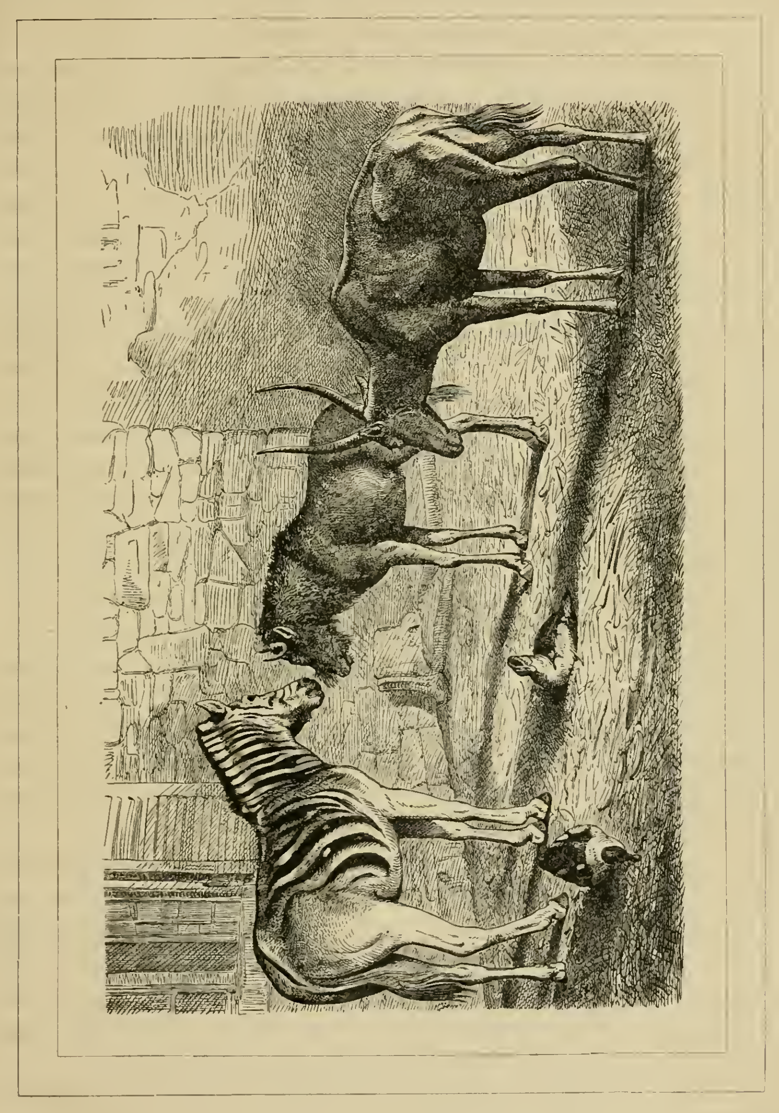
7. Juni. Ich taufte zwei Mädchen eines deutschen Lutheraners. Er gab vor dem hochw. P. Depelchin das Versprechen ab, sie katholisch bei den Schwestern erziehen zu lassen. Das eine erhielt den Namen Maria, das andere den Namen Friederike. Ich versuchte, den Mann und die Frau auch zur Wahrheit zu bringen, allein sie hatten allerlei Schwierigkeiten. Ich schritt deßhalb zur Taufe der Kinder und begab mich dann zum Wagen zurück und bat den lieben Gott, das Herz des Mannes zu ändern. Vor der Abreise wollte ich noch einen letzten Versuch machen. Aber siehe, wie der liebe Gott die Herzen lenkt. Wir saßen eben beim Mittagessen im Zelte zusammen, als Br. Nigg mir mittheilte, der Deutsche sei wieder da und wünsche mich zu sprechen. Als ich zu ihm kam, sagte er mir: „Meine Frau (sie gehörte zur reformirten holländischen Secte) läßt Sie fragen, ob Sie sie nicht auch in die Religion aufnehmen wollen, worin Sie soeben die Kinder getauft haben? Sie ist ganz glücklich und will absolut katholisch werden.“ Wie ich dem Herzen Jesu dankte! Gleich bat ich den hochw. P. Superior, bis zum folgenden Tag an diesem Platze, Flat-Fontein, zu bleiben. „Natürlich,“ sagte er, „wenn Sie die Familie in die katholische Kirche aufnehmen können, so müssen wir bleiben, das entspricht ja ganz unserem Ziele.“ Auf dem Wege zur Farm sprach ich noch einmal mit dem Manne, aber es brauchte nicht viel. „Ja,“ sagte er, „die Taufe meiner Kinder hat mich vollständig geändert, ich muß endlich auch katholisch werden.“ In Capetown und Grahamstown hatte der Mann schon früher lange die katholische Kirche besucht. Jetzt fehlte nur noch Einer, der schwarze Knecht. Der junge Mann, ungefähr 20 Jahre alt, hatte am Morgen einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht. Als ich in's Haus trat, saß er am Herde und wiegte das kleine Kind. Ich trat zu ihm und sagte: „Reuter,“ so hatten ihn die Bauern benannt, „wie hat dir das heute Morgen gefallen? Bist du schon getauft?“ — „Oh! noch nicht,“ seufzte er, „aber nicht wahr, Sie werden auch mich taufen?“ Das sagte der junge Mann in einem solchen Tone, daß ich ganz gerührt

wurde. „Nun, was meinen Sie dazu?“ sagte ich zum Farmer. — „Ich bin froh,“ antwortete er, „daß Sie ihn selbst fragen. Nach der Taufe der Kinder seufzte der gute Junge: ‚Oh, daß ich doch auch getauft würde,‘ und bat mich, Sie um die Taufe zu bitten. Allein ich fürchtete, Sie zu sehr in Anspruch zu nehmen.“ — „Ich will versuchen,“ sagte ich, „ob ich ihn noch hinreichend unterrichten kann; dann will ich ihm die Taufe ertheilen.“ Da hätten Sie die Freude dieses Jünglings sehen sollen! Jauchzend rief er: „Ich danke Ihnen, Ohm!“ Ich bat P. Blanka, den Mann und die Frau zu unterrichten, während ich den Knecht belehrte. Hier kam mir mein westphälisch Platt und das Holländische sehr gut zu Statten. Ohne der holländischen Sprache wenigstens etwas kundig zu sein, kann man unsere Reise schwerlich machen. In Zeit von einigen Stunden mußte mein Jüngling die nothwendigen Dinge und die Hauptsache von der heiligen Communion. Er wurde geprüft und zu den Sacramenten zugelassen. Jetzt erbat ich mir vom Vater die Erlaubniß, auch seinen Sohn von sechs Jahren bedingungsweise zu taufen. Er ging darauf ein. Um 6 Uhr taufte ich den Schwarzen und gab ihm den Namen Peter Claver; zur gleichen Zeit ertheilte ich nach der Ablegung des Glaubensbekenntnisses dem Manne, der Frau und dem Knaben bedingungsweise die heilige Taufe, und dann ebenso die Absolution. Glücklicher Tag! Dank dem Herzen Jesu!

8. Juni. Fest der heiligen Dreifaltigkeit. Um 7 Uhr bereitete ich den Altar in der Farm; P. Superior hielt vor seiner Messe eine kurze Ansprache über die heilige Communion, Br. Nigg ministrirte; der Mann, die Frau und Peter empfingen ihre erste heilige Communion aus der Hand des hochw. P. Depelchin. Dann las ich die heilige Messe und erklärte nachher die Ceremonien der heiligen Messe. Wie diese Leute glücklich waren! Wie sie ihr Glück einem protestantischen Besucher, einem Thierarzt und Brunnengraber aus Magdeburg, schilderten! Nachher hing ich in ihrer Wohnung ein Crucifix, ein Herz-Jesu- und ein Marienbild und eine Medaille von der immerwährenden Hilfe auf und schenkte ihnen einen holländischen Katechismus zur weitern Belehrung. Um 3 Uhr fuhren wir weiter.

Auf den Rath des Thierarztes tauschte Br. Nigg sein Pferd gegen zwei schöne Ochsen um. Hier stellte sich heraus, daß der als drei Jahre alt verkaufte Hengst erst 18 Monate zähle, und somit die Krisis der Gallenkrankheit, welche die Pferde hinter Schoschong durchzumachen haben, wahrscheinlich nicht bestehen würde. Wir mußten auch einen Ochsen zurücklassen, der die so gefährlich ansteckende Lungenkrankheit hatte. Es steht eine große Strafe darauf, ein an dieser Krankheit leidendes Thier auf offenem Felde liegen zu lassen, ohne es tief in die Erde zu verscharren. Die Wege sind wenig befahren, sie führen uns durch Grasflächen, auf denen Hunderte von

Bläßböcken in Heerden zusammen weiden[1]. Gegen 6 Uhr hörten wir in der Ferne das Geheul der Schakale. Um 7 Uhr machten wir bei der Farm Redvley, 26,48° südl. Breite, Halt.



Quagga. Junges Wilde-Beest. Bläßbock.

[1] Der Bläßbock (Bubalis albifrons, Antilope albifrons) gehört zu den Kuhantilopen. Er erreicht eine Schulterhöhe von etwa 1 Meter, eine Länge von 1½ Meter. Die Stirne ist weiß gezeichnet (daher der Name), ebenso die Unterseite und die Innenseite der Läufe; sonst ist die Färbung braunroth, die Schwanzquaste schwarz. Zahlreiche Rudel dieser Antilopenart beleben die südafrikanischen Steppen.

9. Juni. Weil die andere Farm, oder besser gesagt, das nächste Wasser wenigstens sechs Stunden von hier ist, so können wir den Weg nicht in einem Zuge machen und müssen deßhalb bis 3 Uhr Nachmittags warten. Die Vorsehung brachte uns an diesen Platz: unsere Buben fanden beim Viehhüten einen sterbenden Sulu. Er wurde so gut als möglich vorbereitet und P. Superior ertheilte ihm die heilige Taufe. Als ich nach der heiligen Messe den Altar abräumte, führte P. Minister einen Makololo zu mir, um mit ihm zu sprechen. Er verstand Setschnana. Die Makololo gehören zu dem großen Stamme der Betschuanen. Ich holte meinen Katechismus und der gute Mann bat mich, ihn zu unterrichten. Ich fragte P. Superior, was ich thun solle; er rieth mir, ihn zu unterrichten, und wenn er es verlange, ihn zu taufen, weil der gute Mann wahrscheinlich diese Gelegenheit nie mehr finde. Ich ging mit ihm zu seiner Hütte und fand dort seine alten ehrwürdigen Eltern. Selten habe ich ein so ehrfurchtgebietendes Alter gesehen. Als ich dem Sohne das vierte Gebot und seinen Segen erklärte, zeigte er auf seine alten Eltern. Ich unterrichtete die Drei so gut es ging und gab in der heiligen Taufe dem Vater den Namen Petrus, der Mutter den Namen Anna und dem Sohne den Namen Joseph.

Im Augenblick, wo wir abfuhren, brachte mir Joseph einen schönen Bläßbock, den er soeben geschossen, und sagte: „Den gebe ich Ihnen, era gonne pelu ea me e Aumela thata thata — weil mein Herz überglücklich ist.“ Um 3 Uhr fuhren wir ab, immer durch Grasflächen, in die nur die zahllosen Ameisenhaufen und die Böcke eine Abwechslung bringen. Heute Abend sahen wir zum ersten Mal den vollständigen großen Bär. Br. Nigg sagte, als wir hielten: „Es ist heute Abend gerade so wie in der Weihnachts-Nacht, wenn ich nach Vaduz ging, nur fehlt unter den Füßen der krachende Schnee.“ Um unsere Füße etwas zu wärmen, stampften wir auf dem harten Wege herum. Dazu kam noch, daß wir gar kein Brennholz hatten und unser Dünger nicht trocken war.

10. Juni. Starker Reif, um 7 Uhr 2° unter Null; beim Waschen mußte ich zuerst das Eis aufschlagen; auf dem Wege zahlreiche Böcke; wie diese schlanken, schönen Thiere in ihren Wellensprüngen dahinfahren! Wir sind 1100 Meter hoch, in Wesselbadens Farm, 26° 25′ südl. Breite. Auf dem ganzen drei Stunden langen Weg sieht man nur Gras und Springböcke. Gegen $7^1/_2$ Uhr machten wir in der reformirten Missionsstation Paul Meet-Fontein Halt. Es war ein prächtiger Winterabend.

11. Juni. Um 3 Uhr fuhren wir weiter, passirten Schwartkraal und hielten um 7 Uhr in Malcas-Fontein. Wir haben 3° unter Null, das Wasser gefror im Waschbecken. Sobald die Ochsen ausgespannt waren, stürzte sich eine Unmasse von großen Vögeln auf dieselben. Sie setzten sich auf ihren Rücken und krochen dann überall an ihnen herum, um die Zecken aus ihrer Haut zu holen. Die Thiere hielten ganz stille. Die

Vögel sind von der Größe unserer Krähen, schreien wie sie, gleichen aber in der Farbe unsern Elstern. Hier fällt mir die große Zahl und Mannigfaltigkeit der Vögel auf. Singvögel hört man fast nie, die meisten lassen nur einen abgestoßenen, pfeifenden, piependen oder krächzenden Laut vernehmen. Die Gegend, welche wir seit Krabock passirten, kann man füglich das Land der Kibitze nennen. Hier erscheinen wilde Pfauen und Kormorane; die Umgegend der Farm ist sumpfig; schon 20 Minuten nach der Abfahrt von unserem Lagerplatze saß der erste Wagen, der Packwagen, bis an die Achse im Graben, den wir passiren mußten. Es wurde vorgespannt, aber es ging nicht, viermal brach die Kette. In der Besorgniß, der Wagen könnte zusammenbrechen, wurde Alles abgeladen; nach drei Stunden war Alles wieder in Ordnung. Aber die Nacht hatte uns übereilt, und Vieh und Menschen waren zu müde; deßhalb machte Br. Nigg den Vorschlag, die Nacht hier zuzubringen und erst nach der heiligen Messe weiterzuziehen.

12. Juni. Frohnleichnam. In der Farm von Malcas-Fontein gaben wir für das Pfund Tabak nur eine Mark, während man in Christiana und Bloemhof 4 Mark für's Pfund verlangte. Heute Morgen gefror das Wasser in meiner Altarflasche. 8½ Uhr fuhren wir ab. Wider Erwarten war der Weg gut; eine Zeitlang ging's durch Gras, oder besser gesagt, durch Heu, das mir bis unter die Arme reichte; bald gelangten wir in einen lichten Wald von Gummi- und Mimosen-Bäumen, ein Sammelplatz von den schönsten kleinsten und größten Vögeln. Hier trafen wir sieben Nester aus Dornen gemacht und inwendig mit Lehm ausgetüncht, so fest und groß, daß, wenn sie ganz hohl wären, ein mittelmäßiger Mensch darin Platz fände; die Öffnung, eng und klein, ist an der unteren Seite und war an sechs derselben so angebracht, daß ein dichtes Dornengebüsch den Zutritt verhinderte. Der Architekt dieses sonderbaren Baues ist der sogen. Hammerkopf, ein verhältnißmäßig kleiner Vogel. Hier sammelten wir einen guten Vorrath von Holz. Um 11 Uhr langten wir bei der Farm Schleipstein an. Der Farmer zieht die schönsten Orangen, forderte aber für 100 Stück 10 Mark. Nirgendwo sah ich bis jetzt so ausgedehnte Maisfelder, aber der Mais ist nicht so schön, wie z. B. in Vorarlberg; eine Staude trägt höchstens zwei Kolben. Um 4 Uhr verließen wir Schleipstein; nach einer Fahrt von einer Stunde gelangten wir auf der andern Seite des Hügels zu der Farm eines Engländers. Glücklicherweise entdeckten wir zeitig den Sumpfboden im hohen Grase und kamen auf einem Umwege ohne Schwierigkeit auf die andere Seite des Sumpfes. Wir fuhren noch 2¼ Stunden und machten dann Halt in Riet-Fontein. In weiter Ferne sahen wir ein wahres Feuermeer.

13. Juni. St. Anton[1]. Um 4 Uhr brachen wir auf; starker Thau;

[1] Der Namenstag des seligen P. Terörde.

es ist nicht so kalt, dafür weht ein entsetzlicher Wind, ich könnte sagen ein wahrer Orkan. Wir ziehen durch strauchlose, etwas hügelige Grasfelder. Um 7 Uhr standen wir vor der Brandstätte. So weit das Auge reichte, hatte die Flamme alles Gras gefressen, eine immense schwarze Fläche, einem verkohlten Stoppelfelde ähnlich, dehnte sich vor uns aus. An ein Weiterfahren war für den Augenblick nicht zu denken. Die Ochsen waren zu hungrig und müde, als daß sie diese Fläche noch hätten passiren können. Deßhalb wurde ausgespannt. Es blieb uns noch eben so viel Wasser, um etwas Kaffee bereiten zu können. Unter dem heftigsten Sturme lasen wir in unseren Zelten die heilige Messe. Am Altare gedachte ich aller derjenigen lieben Mitbrüder, Freunde und Wohlthäter, die sich heute meiner erinnerten. Nach dem Frühstück brachen wir unser Lager ab. Ungefähr $1^3/_4$ Stunden lang fuhren wir über die verkohlte Wiese; der Wind trieb uns genug Staub in's Gesicht, um uns so schwarz wie unsere schwarzen Treiber zu machen. Mit 11 Uhr standen wir wieder vor einem dieser Morastgräben; die beste Stelle zur Überfahrt wurde ausgesucht, allein der Wagen blieb in der klebrigen Masse stecken und es erging uns wieder wie in Malcas-Fontein, es mußte ab- und aufgeladen werden. Wir wurden so genöthigt, den Mittag über hier zu bleiben und konnten nicht zu der Farm gelangen. Die Frau des Farmers fragte einen der Patres, ob sie nicht zu den Wagen kommen dürfe, um mit den „Ladies" Bekanntschaft zu machen; die Frage nach unseren Frauen ist eine ganz gewöhnliche. Die Leute können das gar nicht begreifen; wenn sie Missionäre sahen, trafen sie eben immer den Familienvater mit seiner besseren Hälfte. Auf einem langen Umwege passirten die drei Anderen glücklich den Graben, oder den „Sprut", wie die Leute hier sagen. Der Sturm war so stark, daß wir kaum unser Mittagessen zusammen halten konnten. Nur unter den größten Schwierigkeiten kamen die Wagen voran. Gegen $6^1/_2$ Uhr verwandelte sich der Sturm in ein gewaltiges Donnerwetter. In der Finsterniß konnte man nichts unterscheiden. P. Minister hielt einen Baum für ein Haus und ließ Halt machen. Bald merkten wir die Täuschung, aber wir blieben doch.

14. Juni. Glückliche Täuschung! In der Nacht und am Morgen strömte es vom Himmel. Gegen $5^1/_2$ Uhr ließ P. Superior anspannen und machte sich mit P. Minister auf den Weg. Kaum war er fünf Minuten gegangen, als er vor einem Graben stand, der ärger war, als der gestrige. Wären wir gestern Abend noch eine kleine Strecke weit gefahren, so würden wir sicher in diesen Morast gerathen sein. Es wurde wieder ausgespannt, die heilige Messe gelesen und eine bessere Passage ausgesucht. Als sich der Himmel aufklärte, bemerkten wir in einer Entfernung von vier Meilen die Stadt Lichtenburg mit ihren neun oder elf Häusern. Welch pomphafte Namen diese „Städte" tragen — Philipopolis, Christiana, Bloemhof! P. Minister begab sich zur Post und brachte die Nachricht vom

Tode des jungen Napoleon zurück. Der unglückliche Prince impérial kam, wie Sie wissen, zum Sulu-Kriege herüber. Im Augenblicke, wo er mit drei Offizieren in einer Hütte einige Skizzen entwarf, wurde er von Sulus umzingelt und mit Assegaien durchbohrt. Ferner erfuhren wir, daß die Sulu, von den Engländern eingeschlossen, 5000 Mann verloren, während von diesen nur 17 gefallen sein sollen[1]. Früher schrieb ich Ihnen von Dr. Mackenzie, dem protestantischen Missionär in Bamangwato beim Häuptlinge Khama. Dieser gab sein Missionshandwerk auf und ließ sich in Kimberley vom Gouverneur zum Präsidenten der jenseits des Malopo annexirten kleinen Stämme machen. Wird nicht die Anwesenheit der großen englischen Truppenmasse noch manche Stämme der Krone einverleiben? Die nächste Zukunft der Matabelen und des Bamangwato-Volkes wird uns das zeigen. Mackenzie erinnert mich an einen deutschen Bibelmissionär dieser Gegend, von dem mir Jemand sagte, daß er von Profession Schreiner ist, als Farmer das beste Vieh der Umgegend hat, als Doktor ein immenses Geld verdient und nebenbei als Missionär arbeitet; nächstens, fügte Jener bei, wird er wohl nach Europa zurückkehren, um von seinen Renten zu leben. Auf einer Fahrt von $^3/_4$ Stunden mitten durch's Feld umgingen wir den Graben und gelangten gegen 3 Uhr auf die andere Seite von Lichtenburg. Bald stellte sich die Polizei ein und verlangte zu wissen, ob wir auch Pulver mit uns führten; sie wollte absolut die schriftliche Bevollmächtigung dazu sehen. Solch ein prächtiges Gras wie hier habe ich noch nie getroffen. Unsere Buben fingen einen angeschossenen Bock, der kam wie vom Himmel geschickt; es blieb uns kein Stückchen Fleisch mehr. Unsere Jäger bemühten sich vergeblich. Sie müssen aber nicht glauben, daß wir als eigentliche Jäger ausziehen; nein, wir dürfen nur schießen, wenn sich gerade in der Nähe Gelegenheit bietet, und auch dann nur mit jedesmaliger Erlaubniß von P. Superior. Um 7 Uhr kamen zwei Jäger an uns vorbei; an ihren Pferden hatten sie fünf Böcke hängen, die sie in einer halben Stunde geschossen hatten. Wir kauften drei davon für nur 3 Mark; in Deutschland würde man nicht einmal die schöne Haut für 3 Mark haben können. Für ein paar Kapseln gaben sie noch die zwei andern mit in den Kauf. Wenn hier Einer nur Pulver hat, dann fehlt's ihm nie an Fleisch, und zwar an einem so zarten und wohlschmeckenden, wie man's selten findet. Wir werden an jedem Halteplatze mit Betteleien um Pulver und Kapseln fortwährend belästigt; gleich ist der Bauer bei dem Wagen und bittet für sich um Schießmaterial und für seine Frau um Reis und Kaffee.

15. Juni. Heute Morgen ist es wieder sehr kalt. Ein Bruder fragte einen Bauer: „Was sind Sie? Sind Sie katholisch?" „Nein."

---

[1] Diese ersten Nachrichten über den Tod des Prinzen Napoleon, wie sie P. Terörde hier in sein Tagebuch eintrug, wurden bekanntlich später vielfach berichtigt.

„Sind Sie protestantisch?“ „Nein.“ „Was sind Sie denn?“ „I am a boer. Ich bin ein Bauer.“ Das ist recht bezeichnend. Diese Leute leben in Mitte ihrer reichen Heerden in Wohnungen, die wahre Hütten, Ruinen sind, oft in einem Schmutze, der unbeschreiblich, in einer Abgestumpftheit gegen jedes religiöse Gefühl, die höchst bedauernswerth ist; sie leben nur mit ihrem Vieh; höhere Bedürfnisse kennen sie kaum. Wir bleiben heute hier; Gras, Wasser und Holz in Hülle und Fülle, dazu wohnt in der Nähe ein Farmer, der neben seinem beweglichen Wagenhaus auch noch eine milchgebende Kuh hat. In der großen, drei Viertelstunden entfernten Stadt Lichtenburg ist nicht einmal ein Kohlkopf oder Kürbis zu haben. Ich zerbrach mein Uhrglas; in dieser Gegend ein großes Mißgeschick. Woher ein Glas nehmen? Glücklicherweise habe ich noch ein Ersatzglas. Am besten ist eine Kapsel. Meine Uhr vom Grafen Oberndorff geht ausgezeichnet. Mit unserem Chronometer [1], der 25 Pfund (500 M.) kostete, hatten wir Unglück; er geht von allen Uhren am schlechtesten. Die gemüthlichsten Augenblicke sind die Abende, wenn Alle zusammen den Kreis um ein Feuer bilden. Man muß eine Reise durch Afrika machen, um ein herrliches Feuer zu sehen und recht zu genießen. Heute kamen uns 15 Bamangwato's nach und baten um die Erlaubniß, unserm Wagen folgen zu dürfen, weil sie sich fürchteten, die Reise allein zu machen. Wir konnten das natürlich nicht verweigern, sie haben eben so viel Recht, als wir, zu lagern, wo es ihnen beliebt. Drei von ihnen boten sich zu jeder Arbeit an, wenn sie nur ihren Bündel auf den Wagen legen und mit unsern Treibern essen dürften. Wir nahmen sie; Gott wird schon für Nahrung sorgen.

16. Juni. St. Franz Regis. Sehr starkes Eis. Hätte ich vor meiner Abreise gefragt, ob ich Handschuhe einpacken sollte, so würde ich wahrscheinlich ausgelacht worden sein; ich bin aber jetzt sehr froh, daß sich die warmen Handschuhe, welche mir Fürstin W.... schenkte, unter meine Sachen verirrt haben. Br. Nigg sagt oft: „Wenn ich aber später wieder nach Afrika gehe, dann lasse ich mir nicht mehr so viel aufbinden.“ Ein Telegramm in Lichtenburg sagt, daß man den Leichnam des jungen Napoleon von sieben Assegaien durchbohrt gefunden habe. Die Bamangwatos leisten unsern Leuten gute Gesellschaft beim Topfe. Seit Samstag Abend haben sie schon zwei Böcke bemeistert. Obgleich sie Pfanne und Töpfe haben, so ziehen sie doch vor, ganze Stücke Fleisch einfach auf den glühenden Kohlen zu braten. Am interessantesten ist es, zu sehen, wenn sie Abends im Kreise um den Papptopf sitzen und jeder mit seinen Fingern hineinfährt. Um 3 Uhr brechen wir unser Lager bei Lichtenburg ab. Der Weg ist rauh und holperig; die Gegend zeigt einige Bäume und wird von zahllosen

[1] Diese kostspielige Uhr wurde zu wissenschaftlichen Zwecken angeschafft (für geographische Längebestimmungen).

Böcken durchzogen. Aber der liebe Gott scheint nicht zu wollen, daß unsere Leute einen schießen, er schenkt sie uns lieber. Gegen 7¼ wurde Halt gemacht; bald flackerten vier prächtige Feuer. Herrliche Scene! Wie die Schwarzen um das Feuer herumhocken! Es muß sie gehörig frieren; keiner von ihnen trägt ein Beinkleid; einige haben Sandalen, alle tragen Ringe an den Füßen und Armen, am Halse allerhand Spielereien als Amulette; ihre ganze Kleidung, ihr ganzes Bett ist ein Stück von einer alten Decke. Dabei haben sie nichts zu essen; wie hungrige Wölfe fallen sie über unsere Küchenreste her. Trotzdem ist ihre erste Frage immer nach Tabak. Wenn sie den nicht haben, rauchen sie ihren Dagga. Denken Sie sich ein Bambusrohr in ein mit Wasser gefülltes Ochsenhorn gestellt. Das Rohr trägt an der Spitze einen eisernen Aufsatz, wie zwei Pfeifenköpfe; der obere birgt den Dagga, ein greulicher Schnupftabak mit einer glühenden Kohle, der untere Kopf steht auf dem Rohre. An der Öffnung, die das Rohr am Horne läßt, wird der durch das Wasser gehende Dampf eingesogen, eine Zeitlang im Munde gehalten und dann ausgeblasen. Jeder in der Runde thut einen, höchstens zwei Züge; dann geht das Husten los, als wenn die Seele heraus sollte. Dieß ist die einfachste Art. In Rebvley sah ich in einer Betschuanenhütte eine vervollkommnete Art. Der Mann hatte aus Bambus eine regelrechte kolossale Pfeife verfertigt, die, auf dem Boden ruhend, unten mit Wasser angefüllt war. Nach jedem Zug griff er zu einem Horn, blies den Rauch in das Wasser hinein, fing ihn wieder auf, behielt ihn eine Zeit lang mit dem größten Wohlbehagen im Munde, begann zu husten und ließ seinen Auswurf durch eine etwa zwei Meter lange Rinne aus gespaltenem Bambus weiterfließen. Während dieser Magen- und Kehle-Quälerei wurde der Nase reichlicher Tabak, den ein Mädchen in der flachen Hand ihm vorhielt, zugeführt. Statt des Taschentuches bediente er sich eines kleinen eisernen Instrumentes, in der Form eines Herzens mit einem eine Spanne langen Stiele, das er am Halse trug. Das erinnert mich an eine andere Gewohnheit, die ich bei vielen Sulus und auch bei unsern Treibern beobachtet habe. Früher theilte ich Ihnen schon mit, daß die Sulus als Nationalzeichen ein Loch im Ohrläppchen tragen. Ist nun ihr kleines, europäisches Pfeifchen ausgegangen, so stecken sie es in's Ohrläppchen — fast wie europäische Gelehrte die Feder hinter das Ohr. Heute sind es gerade zwei Monate, daß wir Grahamstown verlassen haben. Allerdings eine lange Zeit, aber mir ist es, als wenn wir erst seit einer Woche in den Wagen lebten. In zwei Tagen sollen wir nach Seerust kommen; hoffentlich finde ich da Nachricht von meinen lieben Mitbrüdern. Dann gehen wir dem Mariko entlang bis zu seiner Mündung in den Limpopo, wo unser Gebiet beginnt, von da nach Schoschong, der Hauptstadt des Bamangwato-Landes.

17. Juni. Um 7½ Uhr kamen wir nach Gefonden-Fontein unter-

halb Wonder-Fontein, wohl der schönste Lagerplatz seit Kradock; prächtige Bäume, europäische, offene Felder und Äcker. Wir sind 1010 Meter hoch. Bis jetzt hatten wir noch nie einen so langen felsigen Weg. „In dem Wagen war's zehnmal ärger," meinte Br. Hedley, ein alter Segler, „als beim stärksten Sturme zur See."

18. Juni. Um 7 Uhr erreichten wir Malmania, ein von der Wonder-Fontein reichlich bewässertes Thal mit ungefähr zehn Wohnungen: der Bach treibt eine kleine Mühle, zu der selbst die Leute von Bloemhof ihren Mais bringen. Schlag 3 Uhr verließen wir dieses schöne, fruchtbare Thälchen. Mit jeder Stunde wird die Gegend anmuthiger, romantischer. Bis 6½ stiegen wir 150 Meter hinab. Der Weg ist eben und schön und führt lange Zeit dem klaren, kataraktenreichen Buffalo-River entlang; angenehmer noch ist die milde Abendluft mit ihrem linden Zephyr.

19. Juni. Der Morgen war wohl noch schöner als der Abend. Der Weg windet sich durch prächtige Gummibäume, die trotz des Winters in ihrem grünen Gewande prangen. Links lassen wir in schönem Thale ein zweites Jakobsdaal liegen und passiren die erste Brücke. Eine Stunde später halten wir in Malengo, bei der Farm des Holländers Butter. Hier steht die Natur in ihrem tropischen Winterschmucke; goldene Apfelsinen belasten die dunkelgrünen Kronen der schönen Orangebäume, und Cypressen, schlank wie Pappeln, überragen Haus und Hof. Wenn so das Winterkleid, wie muß da das Frühlingsgewand sein! Gegen 9 Uhr entlud das Gewitter einen wahren Frühlingsregen. Kaum zehn Schritt vor unserem Wagen ist die Familiengrabstätte des Farmers. Die Todten werden von den Bauern gewöhnlich in der Nähe des Hauses beerdigt; ein viereckiger Steinhaufen bezeichnet die Stelle und dient als Belastung, damit wilde Thiere die Leichen nicht ausscharren. Um 2 Uhr fuhren wir von Malengo ab. Am Wege trafen wir eine große Masse von rothen Kaktusblüthen, ähnlich den Königskerzen. Nach drei Stunden lag Seerust vor uns; vor der Stadt bogen wir links ab und machten nach zehn Minuten Halt. Der Ort liegt am Fuße einer Gebirgskette, wird von einem reichen Bache bewässert und hat in Folge dessen schöne Gärten und Anlagen. Er zählt 4—500 Einwohner in schmucken Häusern, aber keinen Katholiken. Nach dem regen Eifer zu schließen, womit ringsherum gebaut wird, muß sich das Städtchen in nächster Zukunft bedeutend erweitern. Während der ganzen Nacht goß es vom Himmel.

20. Juni. Fest des heiligsten Herzens; Schutzfest unserer Mission. Die Zeltkapelle wurde so gut als möglich geziert, in der ersten heiligen Messe das heilige Sacrament ausgesetzt, vor der letzten Messe die Segensandacht gehalten. In der Nähe von Schoschong werden wir, so Gott und Khama will, die erste Station errichten. P. Superior sagte mir dieser Tage, daß ich dort bleiben würde; mit wem, weiß ich noch nicht."

In dem Städtchen Seeruſt raſteten die Miſſionäre zwei Tage. Dann ſetzten ſie längs des Marico in nordöſtlicher Richtung ihre mühſame Fahrt nach dem Limpopo, der Grenze ihres Miſſionsgebietes, fort. Wir folgen ihnen mit Hilfe der Tagebuchblätter unſeres unermüdlichen P. Terörde:

„Am 23. Juni verließen wir Seeruſt. Kurz vor der Abreiſe beſuchte uns ein Rheinländer, Herr Janſen, proteſtantiſcher Miniſter in Lityna, einer nur vier Stunden entfernten Niederlaſſung von 6000 Baharutſe, die an Setſcheli's Gebiet ſtößt, aber noch zum Transvaal gehört. Seit 15 Jahren lebt er, der einzige Weiße, unter dieſen Schwarzen. Er lud uns ein, ihn zu beſuchen, er würde uns dann ſeine gemachten Erfahrungen mittheilen und mit Früchten für die Reiſe verſehen. Allein wir hätten einen Umweg von mehr denn ſechs Stunden machen müſſen und wären genöthigt worden, durch Setſcheli's Reich zu ziehen. Unterwegs trafen wir den Häuptling ſeiner Station. Nur eine prächtige Straußenfeder zeichnete ihn aus vor den ſchwarzen Reitern, welche ihn begleiteten. Um 4 Uhr fuhren wir ab, wurden aber bald lange aufgehalten, weil alle Haken, welche Br. Nigg in Seeruſt zur Ausbeſſerung der gebrochenen Ketten hatte machen laſſen, hintereinander unbrauchbar wurden. Die Leute fordern hier enorme Preiſe, und dann iſt man nicht einmal ſicher, ob man gute Waare erhält. Hätten wir in Seeruſt (oder little England, wie die Regierung es nennt) Alles gekauft, was man uns als „unumgänglich nothwendig" aufdringen wollte, ſo hätten wir die Pfunde mit vollen Händen hinauswerfen können. Der Eine ſuchte uns eine Gefälligkeit mit drei Pferden zu erweiſen, ohne die wir gar nicht zurechtkommen könnten, das Stück für 1080 Mark; ein Anderer hatte alles Mögliche an unſerm Wagen auszuſetzen und trachtete, neue Wagen anzubringen. Als ſie auf dieſe Weiſe kein Profitchen machen konnten, wurden die Gefahren des Weges und des Klimas in Farben geſchildert, daß weniger Muthige alle Luſt hätten verlieren können. Einer von ihnen prophezeite, daß keiner von uns am Leben bleiben würde. Das war noch geſcheidt und ehrlich. Wir könnten, ſagte er, unmöglich in dieſer Jahreszeit nach Schoſchong ziehen, wir würden auf dem Wege liegen bleiben müſſen; das gehe aber nicht; das Beſte ſei, uns einige Monate in Seeruſt aufzuhalten; er habe ein neues Haus und würde es uns gerne für einen mäßigen Preis vermiethen. Das wiſſen die Leute ſo vorzulegen, daß man es leicht für Uneigennützigkeit halten, und dabei Zeit und Beutel einbüßen könnte. Wir konnten nicht umhin, einen gewöhnlichen Keſſel für die Treiber zu kaufen, weil ihnen einer in Stücke gegangen war, mußten aber dafür 30 Mark zahlen. Eine ehrenwerthe Ausnahme machte der Landdroſte von Seeruſt, Herr van Ypern. Obgleich Proteſtant, ſuchte er uns jede Gefälligkeit zu erweiſen, lud uns Alle zum Abendeſſen ein und ſchickte unmittelbar vor der Abfahrt einen ganzen Schubkarren voll Gemüſe jeder Art. Jetzt bereuen wir's, daß wir nicht eine Proviſion von den getrockneten Afrika=

Gemüsen mitgenommen. Hiesige Ärzte sind durchaus gegen das häufige Fleisch, und zumal gegen das getrocknete Fleisch, wie es die Eingeborenen zu essen pflegen. Wir ließen, wie gesagt, Seerust rechts liegen und zogen in die Berge hinein. Der Weg ist bei Tage ziemlich gut; in der Nacht etwas gefährlich. Einen Ochsen mußte man am Schwanze und an den Hörnern aus einem Loche ziehen. Abends 8½ hielten wir mitten im Felde.

24. Juni. Gegen 5 Uhr zogen wir unseres Weges weiter. Bis 8 Uhr sahen wir seit gestern weder Haus noch Hütte. In einem Thalkessel trafen wir Regenwasser und machten dort Halt. Die Gegend ist hügelig; lebhaft erinnert sie an das schöne Vorarlberg; sie birgt viele graue Papageien und trägt Bäume der verschiedensten Art, wie sie mir bis jetzt noch nie zu Gesicht gekommen sind. Von 10—4 Uhr ist es wieder sehr heiß. Gegen 3 Uhr fuhren wir weiter. Wir zogen zur Rechten einen Hügel hinauf. Nach einer halben Stunde merkte P. Minister, daß P. Superior, wie er es zu thun pflegte, schon lange vorausgegangen war, aber nicht unsern Weg, sondern den geraden Weg durch zwei Bergzüge eingeschlagen hatte. Mit dem Horn wurden die verabredeten Signale gegeben und zwei Brüder abgeschickt. Allein es dauerte dem P. Minister zu lange, und als er hörte, daß der andere Weg nicht übel sei, ließ er auf diesen umlenken. Aber bald wurde er entsetzlich; die letzten Regengüsse hatten ihn stellenweise metertief ausgehöhlt; dann unterbrachen ihn Lachen und Steingeröll; dabei konnte wegen des Gebüsches nicht ausgebogen werden. Sobald es anfing Nacht zu werden, mußten wir vorsichtshalber ausspannen. Auch heute sahen wir noch keine menschliche Wohnung; doch die Schluchten müssen Kaffernhütten bergen. Oft hatte die Gegend das vollständige Gepräge eines romantischen Parkes.

25. Juni. Erst um 6 Uhr arbeiteten wir uns voran auf dem gefährlichen Wege. Bäume, Löcher, Felsen hemmten jeden Augenblick die Fahrt. Vom Packwagen reißt ein Baum das ganze Zelt herunter. Ganz unerwartet sehen wir uns vor einem dieser Bergströme, Beesbort genannt, der tief in seinem Felsenbett einen Wagen mitten in der Furt gefesselt hält. In der Nacht war der arme Handelsmann hineingerathen und wußte nicht, wie er herauskommen sollte. Welche Fügung, daß wir diesen Weg einschlugen! Der liebe Gott wollte diesem Manne Hilfe schicken. Wir spannten unsere Ochsen vor und zogen seinen Wagen heraus. Wir fragten ihn, weßhalb er nicht den andern Weg gewählt habe, den wir anfänglich eingeschlagen hatten. „Der Weg,“ sagte er, „ist noch schlimmer als dieser.“ Wie uns die Vorsehung hier wieder geführt hatte! Nach einer Viertelstunde standen wir vor einem zweiten Flußbett, natürlich auch, einige Pfützen abgerechnet, ohne Wasser. Wir meinten, die Wagen müßten auf diesem Felsengeröll in tausend Stücke gehen; allein Alles blieb unversehrt. Um 10 Uhr wurde ausgespannt und die heilige Messe gelesen. Es war

ein Stück von einem Urwalde, was wir passirt hatten; großartig, romantisch, ein prachtvoller botanischer Garten, in dem zahllose Vögel und Vögelein ihr Morgenconcert sangen, in dem jeder Schritt einem anderen, nie gesehenen Strauch und Baum begegnet, unter welchen verwitterte Felsen ebensoviele natürliche Sitze bilden. Welch ein Lustgarten, wenn er sich in sein Frühlingsgewand hüllt und in seinem vollen Schmucke prangt! Am Nachmittag schoß ich sechs Papageien; ein herrliches Essen! In der Dunkelheit fuhr ein Wagen gegen einen Baum und zerbrach die Deichsel. Wir mußten an Ort und Stelle liegen bleiben.

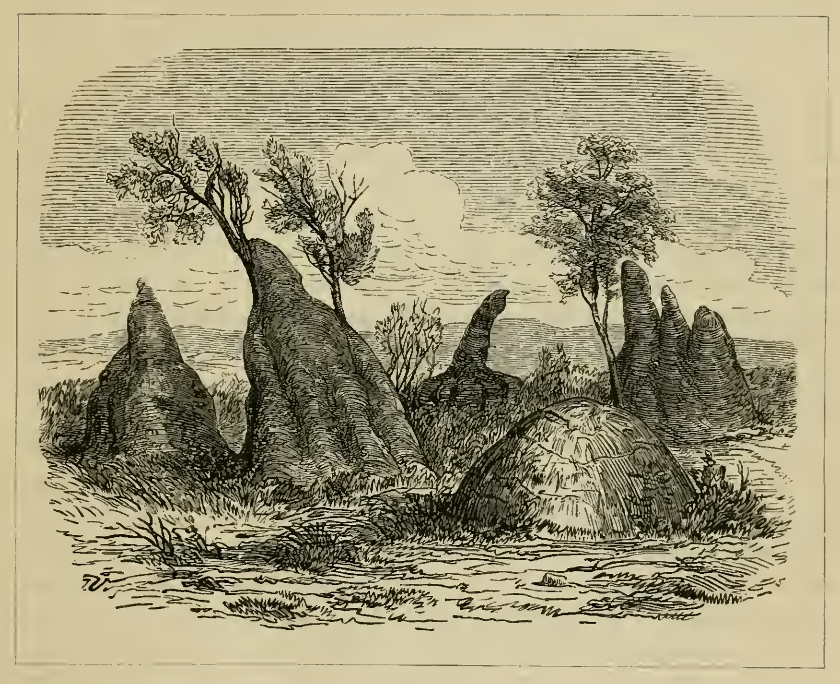
26. Juni. Die Gegend nimmt wieder das alte Gewand an; Sand, tiefer Sand, Gras und Mimosen. Um 9 Uhr erreichten wir mit aller Noth Hunds-Fontein oder Melitz, die Farm eines Holländers. Das Wasser war sehr schlecht. Ein Bruder schoß einen Pfäfe, ein Vogel von der Größe einer Taube, mit einer azurblauen Federpracht, wie man es selten sieht. Am Schwanze trägt er zwei lange Federn, die in der Mitte auf einmal in eine Spitze zulaufen. Nur Cetewayo, der Häuptling der Sulus, trägt eine hohe Krone aus diesen Schwanzfedern künstlich zusammengestellt. Eine halbe Stunde nach der Abfahrt saßen die Wagen schon im Sandhügel fest; es mußte vorgespannt werden. Nahe bei der Haltestelle fiel ein Ochs; er mußte zurückgelassen werden. Um 9 Uhr kamen wir zur Farm Drey-Fontein. Hier fanden wir seit Seeruft endlich wieder genießbares Wasser. Seit drei Tagen tranken wir nur aus Lachen und Sümpfen.

27. Juni. Bis 3 Uhr Nachmittags blieben wir in Drey-Fontein, um das gute Quellwasser zu genießen und neue Ochsen zu kaufen. Der Preis eines guten Ochsen ist 160—180 Mark. Nach meiner Ansicht hätte man wohlfeiler und vortheilhafter alle Ochsen in Kimberley gewechselt; ferner glaube ich nicht, daß irgend ein Bruder, der zum ersten Male eine solche Reise macht, im Stande ist, die Oberleitung über Treiber und Vieh so zu handhaben, wie es nothwendig, ohne sich großen Verlusten, Unannehmlichkeiten und unnöthigen Sorgen auszusetzen. Die Kenntniß der Sprache und die Wegekunde, kurz das Nothwendigste geht ab. Ohne kundigen Führer zu reisen halte ich in jedem Falle für höchst gewagt. Am Abend machten wir nur eine Strecke von einer Stunde und hielten in Schwart-Fontein.

28. Juni. Wir können erst um 2 Uhr abfahren; vor uns liegt eine Strecke von 12 Stunden, auf der das Vieh kein Wasser findet; deßhalb müssen wir diesen Weg am Abend und am Morgen zurücklegen. Die Gegend hat nichts Auffallendes; nur Gras und Mimosen. Die Farmhäuser sind wahre Hütten, 2,7 Meter hohe Lehmwände, mit zwei oder drei kleinen Öffnungen, die auf Fenster warten und inzwischen mit alten Säcken abgeschlossen werden, mit einem Dachstuhl aus rohen Sparren, auf denen die Latten durch Bambusrohre ersetzt, mit Riemen befestigt und mit

Grasbündeln bedeckt sind. Der Herd mit einem primitiven Backofen ist im Freien. Das ist die ganze Einrichtung. Ordnung oder eine schaffende Hand um das Haus herum kann man nicht entdecken. Sobald wir irgendwo halten, ist gleich der holländische Bauer da, liegt den ganzen Tag am Herd und schaut in die Töpfe hinein. Verlangt man Milch oder dergleichen, so wollen sie gewöhnlich kein Geld annehmen, fordern aber dafür Kaffee, Pulver u. s. w.; von vornherein haben wir uns darauf nie eingelassen. Dieser Bauer, reich an Vieh wie kaum ein Fürst in Europa, lebt in einem runden Lehmkorbe, dessen einzige Öffnung eine enge Thüre bildet. Nur das Haus gehört der Familie; jeder andere Platz außer dem Hause gehört dem lieben Vieh. Eine gute Stunde von hier lebt eine irische, katholische Familie, seit Jahren vollständig aller Tröstungen der katholischen Kirche beraubt. Mit den Wagen können wir nicht hinziehen, weil dort für so viel Vieh nicht Wasser genug ist. P. Law ging zu Fuß hin, um dort die heilige Messe zu lesen und die nothwendigen Sacramente zu spenden. Darum bleiben wir noch einen Tag länger hier. Mit P. Superior besuchte ich ein Betschuana-Dorf vom Stamme der Baharutse. Die Wohnungen, 14 an der Zahl, sind runde, mit Schilf oder Binsen gedeckte Hütten auf etwa 1 Meter hohen Pfosten in der Runde, mit einem Pfeiler in der Mitte, Lekotoana genannt, ähnlich einem großen Regenschirm. Die Pfosten in der Runde sind hier nicht bekleidet. Der Fußboden nicht bloß in der Hütte, sondern auch an gewissen Plätzen zwischen den einzelnen Hütten ist mit einem Gemisch von Thon und Kuhdünger belegt und geglättet. Das Innere ist durchaus reinlich; die Ordnung und Reinlichkeit hat mich sehr überrascht. An Stangen hängt der türkische Mais, in mächtigen Körben, ähnlich umgekehrten Schirmen, auch Hirse, Kürbisse u. s. w.; auf dem Boden zum Trocknen eine Art Erbse, die, wie mir gesagt wurde, in Wasser gekocht ausgezeichnet schmeckt. Jede Hütte ist mit einem geflochtenen Zaun und das ganze Dorf mit einer dichten Hecke von Mimosen umgeben. Gegen die Mitte eines solchen Kreises von Familienhütten ist die „Kotla", ein Platz mit einer Feuerstelle, mit zusammenlegbaren Stühlen, wo Riemen unsere Binsen und Leinwand vertreten. Es dauerte nicht lange, da waren alle männlichen Glieder der großen Familie versammelt. Die jungen Leute waren anständig gekleidet, mit allerhand Zierrathen geschmückt, besonders mit dicken blauen Perlschnüren am Halse und kupfernen oder eisernen Ringen an Händen und Füßen. Nur der Unterhäuptling hatte keine einzige Auszeichnung. Auch hier traf ich ein sehr altes Paar. Die 14 Hütten bildeten eine Familie. Die Kinder bauen sich rund um die väterliche Hütte an, und je größer die Nachkommenschaft, desto stolzer ist der Vater darauf. Eine Unmasse von Kindern lief nackt herum. Die Weiber habe ich nicht gezählt: ihr Nicht-Costüm ekelte einen an. Nur sie waren an der Arbeit, die Frucht besorgend, den Boden glättend, Töpfe aus Erde formend. Als

wir weggingen, begleitete uns der Alte zu seinem Baue; es schien sein letztes und größtes Werk sein zu sollen. Aus dem Boden heraus wuchs ein mächtiger, regelmäßig runder Korb aus Gras und Baumrinde, so geschmackvoll, so künstlich verfertigt, daß wir uns nicht genug darüber wundern konnten. Sobald einer der jungen Leute in meiner Tasche ein Buch, meinen Katechismus, bemerkte, verlangte er dasselbe, um lesen zu lernen. Wie oft mußte ich schon die Bitte um ein Spelling-book hören! Zu meiner größten Freude bemerkte ich auch hier, daß die Eingeborenen meinen Katechismus sehr gut verstehen. Ich suchte mit diesen armen Schwarzen



Termitenhügel.

etwas über Religion zu sprechen; ich fragte, ob sie wüßten, daß ein Gott existire u. s. w. Allein auf Alles hin wurde nur gelacht. Armes Volk! Aber auch welches Werk, solche Leute zu unterrichten, zu gesitten! Helfen Sie uns mit Ihren Gebeten und heiligen Opfern! O da brauchen wir, um was P. Ribadeneira in seinem schönen Gebete den heiligen Vater Ignatius bittet: „Largire iis, qui novum in orbem perigrinantur, spiritum invictum et Apostolicum et animi robur.“ „Schenke denjenigen, welche in die „neue Welt“ (in die Missionen) reisen, einen unbesiegbaren und apostolischen Geist und Seelenstärke.“

29. Juni. Fest der hl. Petrus und Paulus. Um 1 Uhr verließen wir Schwart-Fontein; die Gegend ist sandig, bebuscht mit einigen großen wilden Pfirsichbäumen und Birnbäumen. Nach $1^1/_2$ Stunden passirten wir das Haus des Katholiken Cocklin, Kalk-Fontein. Kaum sieht man einen Vogel, dafür um so mehr Ameisenhügel; zwei von ihnen waren wenigstens 4 Meter hoch. Ich finde Livingstone's Bericht ganz getreu; er bleibt eher hinter der Wirklichkeit zurück. Mir scheint das Leben und Treiben dieser Millionen von Bürgern in ihrem unentwirrbaren Reiche noch großartiger, als es dort geschildert ist. Jeder ruhige Beobachter muß so eine lebendige Stadt für eines der größten Wunder der Allmacht und Weisheit Gottes halten. Hier machte ich eine andere Beobachtung. Prachtvolle Bäume mit Kronen, wie mittelmäßige Eichen, strecken ihre dürren abgestorbenen Arme über das niedrige Gestrüpp aus; klopft man daran, so dröhnt es hohl; andere weißgebleicht sind hingestreckt in das tiefe Gras. Mehrere von ihnen habe ich untersucht; alle waren von der Wurzel bis zum äußersten Aste von den Ameisen durchfressen; bis in die Spitze hatten sie ihre Straßen mit rother Erde gepflastert. Soeben musterte ich mit Br. Nigg einen solchen Hügel. Unten hat er wenigstens 3 Meter im Durchmesser; auf diesem Gestell erhoben sich zwei Thürmchen von 3—4 Meter Höhe; das eine windet sich um die Äste eines Speckbaumes; den Hintergrund bilden andere Bäume, die mit ihren kleinen, dicken, dunklen Blättern dem Ganzen das Gepräge eines von dunklen Cypressen eingeschlossenen Grabhügels geben. — Um 9 Uhr hielten wir; der Weg war gut.

30. Juni. Von 4 Uhr fuhren wir nordöstlich auf gutem Wege durch flache Gegend bis $6^1/_2$ Uhr voran. In Braak-Fontein hielten wir; das Wasser ist etwas braakisch. Gegen $2^1/_2$ Uhr zogen wir auf die Berge zu. Der gute Mann, den wir aus dem Beesbort gezogen, holte uns wieder ein; er hatte so lange nach seinen Ochsen suchen müssen, die ihm abhanden gekommen waren. Wir begegneten fünf schwarzen Männern, die ebenfalls 13 verloren gegangene Ochsen suchten. Als die Sonne im West-Nordwest unterging, hielten wir vor den Dwarsbergen, bei einer sogenannten Kaffernpost, einer einzelnen Hütte im Walde mit einem Viehstande, wie ihn kaum der größte Ökonom besitzt. Bis hierher war die Straße ziemlich gut. Um 6 Uhr spannten wir wieder ein; Wasser konnten wir nicht bekommen, wohl aber Milch. Ich sah, wie ein kleiner Bube in ein großes Ochsenhorn melkte; in Häuten wird die Milch aufbewahrt. Es war eine prachtvolle Mondnacht; die Gegend romantisch, für Poeten wie gemacht. Bis auf eine Hochebene jenseits einer Kette der Dwarsberge war der Weg entsetzlich felsig und steil, mit Gestrüpp und hohen Bäumen dicht bewachsen. Die von Bergen eingeschlossene Hochebene ist eine reiche Grasfläche. Nach einer stündigen Fahrt trafen wir große Maisfelder. Bis auf ein Meter Höhe waren die Dornbäume umgehauen, die Äste als Gehege verwendet und der

Boden einfach aufgerissen. Dahinein streuen die Leute ihren Mais. Gegen 9½ Uhr erreichten wir Irlands-Fontein. Mehrere Cisternen, mit Treppen in den harten Sandstein eingehauen, warten auf ihre Bestimmung. Kein Tropfen Wasser war zu haben. Bald kamen Leute aus der benachbarten Stadt. Ihre erste Frage war nach Schnupftabak, die zweite nach einem Spelling-book. Mit ihnen und P. Superior besuchte ich um 10 Uhr die große Stadt. Wie wurden wir überrascht, an die 300—350 Betschuanen-Wohnungen zu treffen. Die Hütten gleichen den schon oben beschriebenen; nur sind sie ganz geschlossen; die Ringpfosten sind mit einer Lehmwand umschlossen, in der eine schmale Thüre, aus Gras, wie die Dächer, geflochten, angebracht ist. Um jedes Haus ist ein freier Platz, mit Erde so gepflastert und geglättet, daß er sich wie ein Boden aus weißem Sandstein ausnimmt; dieses Ganze ist wieder von einer zwei Meter hohen, mit einer engen Thüre versehenen Lehmwand eingeschlossen. Die Häuser sind regelmäßig gebaut, haben einen auffallend weißen Anstrich und hoben sich bei dem hellen Mondschein recht freundlich aus den Lehmumfriedigungen hervor. Die Straßen sind reinlich, wie der Vorplatz. Solche Ordnung, solch freundliche Reinlichkeit hatten wir nie erwartet. Zwei junge Leute, herzenslustige Kameraden, welche uns vom Wagen begleitet hatten, ließen uns in ihre Hütte eintreten. Hier fand ich keinen Lekotoana, Mittelpfeiler. In der Mitte brannte ein lustiges Feuer, daneben lag auf einem Felle der alte Vater mit einer Haut bedeckt; an den Wänden standen zwei praktische Pflüge, welche die jungen Leute verfertigt. Gern hätte ich hier meine Mission begonnen, zumal da in der weiten Gegend kein Weißer und kein Minister lebt. Allein es gehört noch nicht zu unserer Mission. Nachdem wir durch die lautlose Stadt die Runde gemacht hatten, kehrten wir zum Wagen zurück, um schnell einen Imbiß zu nehmen. Kaum waren wir damit fertig, als der Häuptling Tsenitseni, begleitet von den obigen jungen Leuten, uns einen Besuch abstattete. Eine prächtige Figur in dem großen bunten Karoß[1]. Er lud uns ein, den folgenden Tag in Sethatha Sesemino (das ist der Name der Stadt) zu bleiben und bot sich an, für eine Mark Wasser für jedes Gespann zu besorgen. Allein wir zogen vor, weiter zu fahren; denn auch Könige sind hier Bettler und zwar gar zudringliche, weil vornehme Bettler.

1. Juli. Um 3½ Uhr waren wir schon wieder auf dem Wagen; es blieben uns noch zehn Stunden bis zum nächsten Wasser. Ein Ast riß mehrere Kisten vom Packwagen; das hielt uns lange auf. Um 7 Uhr ließen wir die Ochsen in dem schönen nach dem Häuptlinge benannten Thale Tsenitseni bei der Stadt Matlapin fressen. Der Sohn von Tsenitseni,

[1] „Karoß“ heißt der aus Thierfellen gearbeitete, oft reich verzierte Mantel der Eingeborenen.

Lenewe, der hier residirt, besuchte uns mit einem Gefolge von zwei Reitern. Bald kam auch Sekhomo Khame, Onkel des Häuptlings Khama in Mangwato, der hier im Exil lebt. In einem frühern Briefe schrieb ich schon, wie und weßhalb Khama seinen Vater vertrieb. Die ganze Auszeichnung und Kleidung Sekhomo's war nur eine prächtige Haut mit zwei großen Sternen darauf in der Hüften-Gegend; auf dem Vorderkopf hatte er ein Haarbüschel befestigt wie der Quast auf einem Birett; am Halse trug er eine Masse von allerhand Geschichten. Er bettelte gleich um eine Tasse Thee mit Zucker. Ich bot ihm eine Tasse von unserm Kaffee an, allein er wies ihn ganz unwillig zurück; „nie trinke ich Kaffee"; ebenso machte er es, als ich ihm gebratenen Speck anbot. Da gab ich ihm eine Hand voll Thee und Zucker. Ich bat ihn, mit uns nach Mangwato zurückzukehren. „Nein," sagte er, „Khama wird mir den Hals abschneiden." Schöne Aussichten! Unmittelbar vor der Abfahrt nahm mich P. Superior mit in die Stadt. Sie zählt höchstens 2—300 Häuser und ist nicht so schön wie Sesemino. Die Kinder flohen vor uns wie vor dem Gott-sei-bei-uns. Gegen 9½ Uhr fuhren wir weiter: nach einer halben Stunde passirten wir die etwas kleinere Stadt Kamanyane. Diese drei Städte liegen mitten in den Dwarsbergen. Ist es nicht sonderbar, daß wir bis jetzt auf keiner Karte diese Städte verzeichnet fanden, während doch jeder Ort, wo sich nur einige europäische Familien niedergelassen, mit pomphaften Namen eingetragen wird. Es hieß, nach fünf Stunden würden wir eine Wasserlache finden. Von 9½—1½ Uhr fuhren wir in der größten Hitze. Als wir die betreffende Stelle erreichten, trafen wir nur Morast, nicht einmal Wasser genug für einen einzigen Ochsen. Wir suchten unsere letzten Wasserreste zusammen. Nach zwei Stunden, um 3½ Uhr machten wir uns wieder auf den Weg. Die Gegend mit ihren Bergzügen ist prächtig. Um 7½ Uhr erreichten wir endlich den großen Mariko-Strom; den kleinen hatten wir bei Seerust verlassen. Thier und Menschen waren müde, hungrig, aber noch mehr durstig. Das Wasser ist köstlich. Um 8½ Uhr Mittagessen, dann sangen wir die lauretanische Litanei und das Magnificat. Maria ist es ja, die uns helfen muß, ihren Sohn in dieses verlassene Land zu tragen. Quidquid optamus, per te speramus, Virgo Mater Maria!

2. Juli. Mariä Heimsuchung. 24° 36′ südl. Breite. Der Mariko, Nebenfluß des Limpopo, ist hier ein schöner, breiter Strom, in tiefem felsigem Bett; seine Wasser und Inselchen sollen Krokodile bergen; seine Ufer prangen in üppiger Vegetation, belebt von zahlreichem Wild, Affen und den schönsten Vögeln. Als ich soeben meine Wasserflasche füllte, kam so ein Dutzend langgeschwänzter Affen, um in ihrer Neugierde zu lugen, was ich da machte. Gegen Mittag trieben die umliegenden Kaffern ihr Vieh zum Wasser. In langen Zügen von 100 zogen prächtige Ochsen und

Kühe, Ziegen und Schafe mit ihren dicken Fettschwänzen zum Mariko zur Tränke. Ein Kaffer auf der andern Seite des Flusses hat allein 500 schöne Ochsen. Um 5 Uhr waren die Zelte abgebrochen, alles zur Weiterfahrt bereit; da hieß es auf einmal: es fehlen einige Ochsen. Gleich wurde gesucht, allein einer kam nicht zum Vorschein, und so konnten wir nicht weiter fahren. Als wir nach dem Abendessen in gemüthlichem Kreise um das hochlodernde Feuer uns über die liebe Heimath unterhielten, und Br. Nigg im Hintergrunde unter einem Baume „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein“ rc. spielte, machten die Schakale im nahen Walde am Flusse einen solchen Lärm, als wenn sie sich alle aus weiter Umgegend zum Conzert versammelt hätten.

3. Juli. Während des Frühstückes kamen vier Reiter hoch zu Ochsen. Ein Riemen durch die Nasenlöcher bildet das ganze Reitzeug; der nackte Reiter sitzt auf dem nackten Ochsen. In schnellem Trabe eilten sie davon. Hier sieht man nur die kleine Sorte. Unsere Treiber suchten den ganzen Tag nach dem Ochsen, brachten ihn aber nicht heim. P. Superior beschloß trotzdem abzureisen; allein um 5 Uhr waren einige der Leute noch nicht zurück; jetzt hieß es diese suchen. Endlich um 7 Uhr kamen wir doch auf den Weg. Unsere Leute meinen, der Ochs sei in den Fluß gefallen und von einem Krokodile beseitigt. Zur Rechten haben wir den Mariko; es geht gewaltig abwärts; um $9^1/_2$ Uhr wurde das Nachtquartier aufgeschlagen.

4. Juli. Um 4 Uhr ging's weiter immer am Flusse entlang, bergabwärts herrliches Gras, ganze Affenheerden; hier sahen wir eine größere Art. Heute erfuhr ich, daß ich gestern auch Affenfleisch gegessen hatte. Das Fleisch war gar nicht übel, nur etwas trocken. Abends ruhten die Ochsen in so tiefem Grase, daß man sie kaum noch sehen konnte.

5. Juli. Wie gewöhnlich spannten wir um $3^1/_2$ Uhr ein; aber nach einer halben Stunde mußte schon wieder ausgespannt werden. Ein Ochs fiel zweimal hin und wollte und konnte nicht mehr aufstehen. Br. Nigg versuchte Alles, um ihn wieder auf die Beine zu bringen. Nachher erschoß er das Thier; es war ganz gesund, nur trugen es seine Beine nicht mehr. Kaum hatte er das Thier zerlegt, als ein anderer Bote meldete, ein Ochs sei in den Fluß gefallen. Was nur eben abkommen konnte, eilte mit Stricken dem Wasser zu. Da lag das gute Thier unten im Moraste. Stricke wurden angelegt, und 15 Mann zogen dasselbe zwei Meter hoch herauf auf das Ufer. Auch jetzt wollte der Ochs nicht aufstehen, bis ihm der Rauch in die Nase stieg und die Flamme seine Haare sengte. Am Nachmittag fing es an zu regnen. Um 3 Uhr verließen wir die Unglücksstätte. Der Fluß macht hier einen Bogen und tritt weit vom Wege zurück. Alles Gras ist abgebrannt, das frische, junge Grün lugt aus der verkohlten Fläche. Nach zweistündiger Fahrt stößt der Fluß wieder

an den Weg, verläßt ihn aber gleich wieder. Um $8^1/_2$ Uhr machten wir Halt.

6. Juli. Wir waren zu weit vom Wasser, deßhalb mußten wir trotz des Sonntags voran. Nach $1^1/_2$stündiger Fahrt trafen wir noch einmal den Fluß. Jetzt sollen wir ihn erst morgen bei seiner Mündung in den Limpopo wiedersehen. Vielleicht wundern Sie sich, daß ich noch Nichts schreibe über nächtliche Verschanzungen, Wachtfeuer, Löwenheerden rc. rc. Viele, selbst Solche, die denselben Weg machten, versicherten, wir würden am Mariko zahlreiche Krokodile sehen, die Löwen würden wie Hunde den Wagen folgen, und in der Nacht müßten wir uns gegen diese unliebsamen Gäste hinter Dornen und Feuer verschanzen; gar Mancher sehnte sich nach so einem kleinen Abenteuer. Aber bis jetzt, wo uns nur noch eine sechsstündige Fahrt längs des Mariko übrig bleibt, sahen wir weder Krokodile, noch Löwen, noch Gnu, noch Büffel. Haben uns die Leute anführen wollen? Es mag sein. Allein, das ist mir gewiß, im Mariko gibt es Krokodile. Ein Eingeborener zeigte mir auf einer Insel die Spuren dieses Ungeheuers und versicherte, daß er in den letzten fünf Tagen noch zwei erlegt habe. Ferner sahen wir gestern Abend und hier heute Morgen eine jener nächtlichen Verschanzungen gegen die Löwen; es ist ein aus angehäuften Dornen gebildeter Pferch, ringsum von 4—6 Feuern eingeschlossen; dahinein treibt man während der Nacht das Vieh. Wir glaubten bis jetzt diese Vorkehrungen nicht treffen zu brauchen und schliefen dabei ganz ungestört. Allerdings die Gegend scheint für die Behausung dieser Thiere wie gemacht. Seit unserer Ankunft am Flusse, dem 1. Juni, sahen wir keine menschliche Wohnung mehr, nur einige schwarze Jäger und einen einzigen Ochsen, der, wie es schien, sich verirrt hatte. Alles ist hohes Gras und Dornengebüsch; nur unmittelbar am Flusse sieht man schöne Bäume. Und doch hatte man uns versichert, daß wir dem Mariko entlang überall große Farmen der Eingeborenen mit prächtigen Orangegärten treffen würden. Aber Nichts von allem dem. Hier könnte man eines schönen Tages vor Hunger liegen bleiben, wenn man nichts mitbrächte. Vielleicht findet sich dieses Paradies auf der andern Seite des Stromes, wo die Affen hausen und die Vegetation üppiger zu sein scheint. Das einzige Gute, was man trifft, ist herrliches Wasser, vorzügliches Futter und Holz und dann reichliches Geflügel, besonders viele Perlhühner und Rebhühner. Gegen $3^1/_2$ Uhr zogen wir weiter. Kurz nach Sonnenuntergang glaubten Einige aus uns, Hyänen und Löwen gehört zu haben. Ein Ochs verwickelte sich in der Kette und stieß ein entsetzliches Gebrüll aus. Bis in der Dunkelheit Alles wieder in Ordnung gebracht, waren drei Viertelstunden vergangen. Um $7^3/_4$ Uhr wurde Halt gemacht. Zur Vorsicht wurden während der Nacht große Feuer unterhalten. Alles blieb ruhig.

7. Juli. Um 4 Uhr Morgens wurde aufgebrochen und um 7 Uhr standen wir am Limpopo. Welch allgemeine Freude! Nach einer Reise von 82 Tagen in den Ochsenwagen endlich an dem berühmten Fluß, der uns unserem Ziel so nahe bringt. Wenn Sie die Karte von Petermann zur Hand nehmen, können Sie unsere Reise wenigstens von Bloemhof bis hierher sehr leicht verfolgen; unsere Straße führt auf der linken Seite des Mariko; dort wo sich dieser in den Limpopo ergießt, unter dem 24.° 12′ südl. Breite und dem 27.° 40′ östl. Länge, da stehen heute unsere Zelte. Die Quellen des Limpopo liegen auf dem Hooge Veldt, einem 1830 Meter hohen Plateau im Süden der Transvaal-Republik. Das junge Gewässer, von den Boeren Krokodilfluß, von den eingeborenen Stämmen Oori genannt, wendet sich gerade von dem Meere, das es aufnehmen soll, ab, bricht sich Bahn durch die Magaliesberge, nimmt von Südwesten den Elands, von Südosten den Pinaarfluß auf, bahnt sich abermals seinen Weg durch eine Kette der Dwarsberge und vereinigt sich mit dem Mariko. Der Limpopo ist an dieser Stelle nicht breit; sein dunkelgrünes Wasser fließt in einem felsigen Bett zwischen hohen, mit Schilf und Buschwerk dicht bewachsenen Ufern. Besonders Auffallendes habe ich hier nicht bemerkt, außer einigen außerordentlichen Ameisen-Bauten, zahllosen Nestern der geselligen Webervögel und einigen großartigen Cactus-Gewächsen. Der Boden ist felsig, nur mit einer dünnen Erdschichte bedeckt. Um 3¾ Uhr zogen wir weiter. Der Weg ist ziemlich gut, mit Ausnahme von zwei trockenen Flußbetten, die wir passiren mußten. Das letzte ist unmittelbar vor der Haltestelle. Unterwegs sahen wir einen Secretair mit einer großen Schlange im Schnabel. Auf der Hälfte des Weges erblickten wir die Wit-Fontein- oder Waterbergs (von OSO. nach S. bei W.), durch welche sich der Limpopo hindurchwindet, in ihrer ganzen Ausdehnung und Größe. Um 7½ Uhr wurde bei einem Koolbaum[1] Feuer gemacht. Bis Mitternacht wachte ich beim Feuer; allein kein wildes Thier wagte sich in die Nähe; nur aus der Ferne hörten wir das Heulen. Seit drei Tagen sahen wir keinen Menschen.

8. Juli. Ungefähr 40 Schritte vom Limpopo unter einem prachtvollen Baum haben wir unsere Kapellen aufgeschlagen. Dieser Kohlenbaum

---

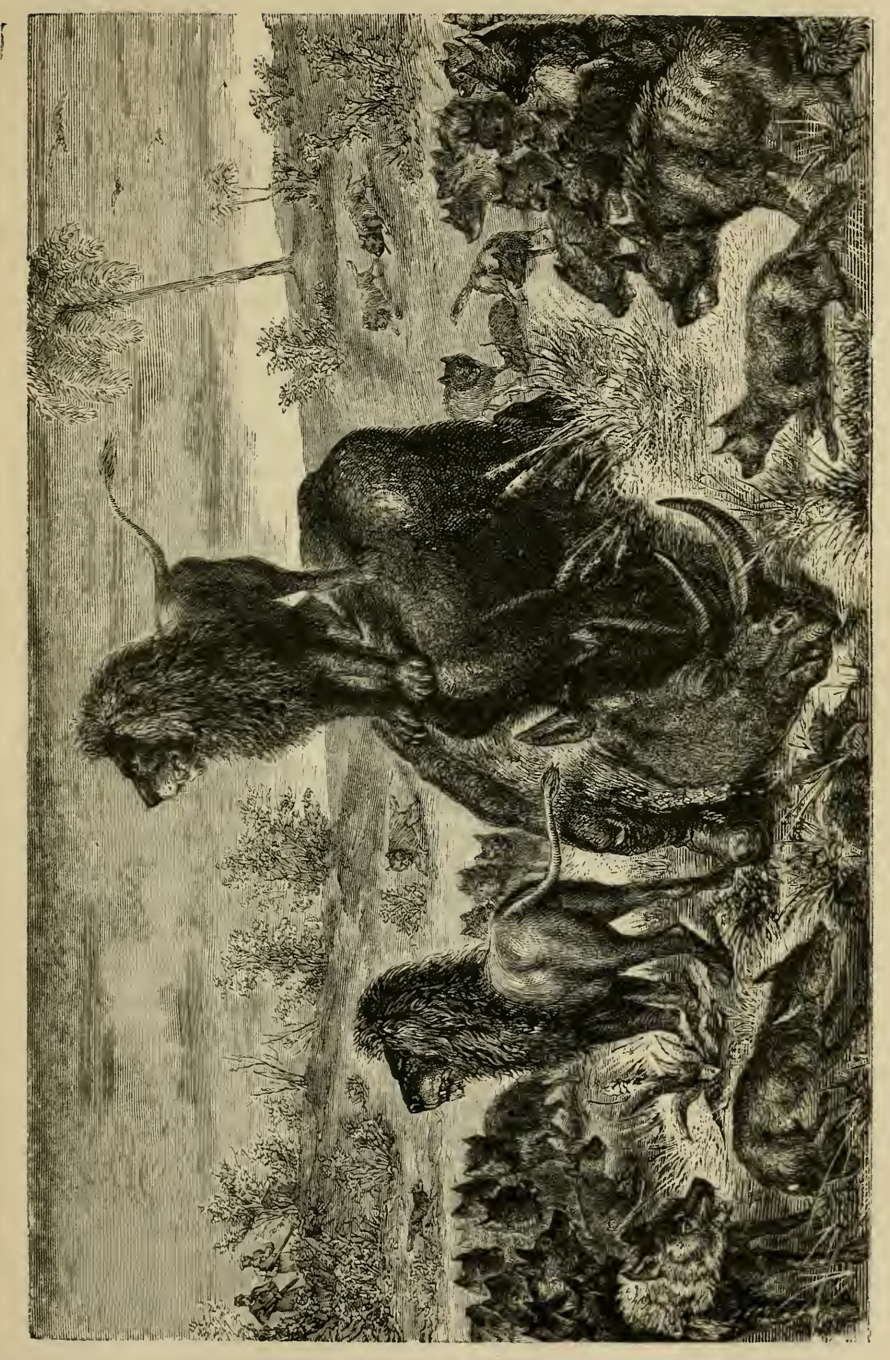
[1] Die Benennung „Koolbaum" stammt offenbar von den holländischen Boeren her. P. Depelchin nennt den Baum „Aarde-Kool-Boom" und übersetzt diesen Ausdruck mit „Arbre au charbon", indem er erklärend beifügt: „Man nennt ihn so, weil die Kaffern aus seinem Holze eine vorzügliche Kohle gewinnen, deren sie sich zum Schmelzen und Schmieden des Eisens bedienen." Wir wollen daher künftig diesen Baum „Kohlenbaum" nennen. An eben dieser Stelle am Limpopo redet auch Dr. Holub (Bd. II. S. 39) von „schönen und umfangreichen Hardekoolebäumen". Auch Mohr spricht von „riesigen Bäumen", die er an der Mündung des Mariko in den Limpopo traf.

ist der schönste Baum, den ich seit der Capstadt gesehen habe. Er mißt über 6 Meter im Umfange und ist ungefähr 17 Meter hoch. Seine Krone ist prachtvoll, würde noch majestätischer sein, wenn seine Blätter nicht so winzig wären. In einer Zeltkapelle am Fuße des Baumes lasen P. Minister, P. Croonenberghs und ich die heilige Messe; auf der andern Seite stand eine gleiche Kapelle für die drei anderen Patres. Wenigstens zehn von unseren Ochsen, die von Grahamstown kommen, sind so mager und schwach, daß wir genöthigt sind, einige Tage hier zu rasten. Am Nachmittag machte Br. Nigg aus Dornen an einem warmen Plätzchen einen Kraal, Pferch für seine Ochsen, in den er Abends alle hineintrieb. Heute Morgen war es sehr kalt, es hatte sehr stark gereift. Br. Hedley hieb in den Kohlenbaum ein griechisches Kreuz ein, das als ewiges Denkmal unserer Reise auf alle Vorübergehenden herabschauen wird.

9. Juli. P. Croonenberghs schoß von dieser Seite des Flusses aus einen Affen, der auf der andern Seite in den Bäumen herumspazierte. Einer der Buben ging durch den nicht ganz einen Meter tiefen Fluß und holte ihn; es war ein schönes Exemplar. Unser kranker Ochs mußte zwölf Minuten weit von unserem Wagen zurückgelassen werden. Man machte ein großes Feuer in seiner Nähe, um ihn gegen wilde Thiere zu schützen und am nächsten Morgen zu tödten. An drei Seiten sahen wir große Brände.

10. Juli. In der Nacht fortwährendes Heulen der wilden Bestien. In aller Frühe eilte man zum Ochsen. Unsere nächtliche Befürchtung bewahrheitete sich. Das Thier war überfallen, getödtet. Seine Hintertheile waren abgerissen und fortgeschleppt [1]. Bei meinem Gange zum Ochsen stand ich auf einmal vor Seidenfäden so straff gespannt von einem Strauche zum andern, daß ich mit den Fingern darauf spielen konnte wie auf Saiten. Nachher besuchte ich in der Nähe eine Brandstätte: ein kleiner Kraal von einigen Hütten war vollständig niedergebrannt; das ist schon der dritte verlassene und niedergebrannte Kraal, den wir in den letzten Tagen antrafen. Was mag der Grund davon sein? Ist es wirklich der Krieg, wie Einige von uns meinen? Seit dem 5. noch kein menschliches Wesen gesehen! Um 3 Uhr fuhren wir weiter; die Gegend ist wellenförmig; der Weg voll Hindernisse, zahlreiche trockene Flußbette, bald ist's felsiger Boden, bald tiefer rother Sand, bald so dichte Mimosengebüsche, daß die Wagen kaum passiren können. Ganze Flächen sind mit solchen fast gleich hohen Gebüschen bestanden; die zahllosen in regelmäßigen spitzen Winkeln sich

[1] Mohr (Victoriafälle II. S. 47) erzählt, wie er im Jahre 1866 im Amatongalande Zeuge einer ähnlichen Scene war. Zwei große, schwarzmähnige Löwen zerfleischten ein weißes Rhinoceros, das die Jäger soeben erlegt hatten, während in einer geringen Entfernung Hunderte von Schakalen herumsaßen und heulend auf ihren Beute-Antheil warteten.



Löwen und Schakale auf der Jagd.

gegenüber stehenden schneeweißen Dornen geben der Landschaft einen winterlichen Anstrich. Diese Dornen sind nicht so gefährlich; gefährlicher ist eine andere Art mit einem kleinen Häkchen an der Spitze. Ein gewisser Jemand pflegt zu singen, wenn ihm so eine Spitze zu nahe kömmt: „Weißt Du, wie viel Dornen stehen in dem wüsten Afrika?" Das ist sicher: unter zehn Sträuchern und Pflanzen findet man höchstens eine dornenlose. Auf dem heutigen Wege bemerkte ich so viele und so große Ameisenpyramiden, daß man daraus eine ziemlich große Stadt bauen könnte. Wie lange müssen diese Thiere an diesen Bauten gearbeitet haben! Die Vegetation wechselt fast mit jedem Hügel und Thal. Einer der Brüder bemerkte einen wilden Büffel. Um 6 Uhr wurde Halt gemacht; während der Nacht brannten große Feuer.

11. Juli. Gegen Morgen starke Gewitter, fürchterliche Donner und heftiger Regen. Wie sonderbar, und doch sind wir noch in der trockenen Winterzeit. Gegen $5^1/_2$ Uhr brachen wir auf und hielten nach $1^1/_2$ Stunden an einem Mimosengebüsch; zur Linken liegt ein schöner Hügel, zur Rechten ganz nahe der Limpopo. Ein Gewitter folgte auf das andere; um 12 Uhr hatten wir gar Hagel. Alles steht in Wasser, man weiß nicht, wo sich schützen und bergen vor dem Regen und der Kälte. Solche Tage sind die unliebsamsten, zumal wenn die Gegend interessant ist, wie diese hier. Der Hügel, einsam im weiten Umkreise, bietet nicht bloß Geologen und Botanikern, sondern jedem Naturfreunde reichlichen Genuß. Das Auge schweift ungestört über weite Strecken, bis die Waterberge den Horizont begrenzen. Da drunten fließt der schöne Limpopo an den zahlreichen Inselchen vorbei, die aus seinen Fluthen hervortauchen und von den vielen Wasservögeln bevölkert sind. An seinem Ufer erhebt sich unter einem alten Baume ein Denkmal von 5—7 Meter Höhe; aber leider nicht von Menschenhand, sondern von der fleißigen Formica aufgeführt. Quaero hominem! Wo sind denn die Menschen? Ist denn dieser Theil nicht für Menschen? Die Missionsturme an einem Regentage ist wohl das Interessanteste, was man sich denken kann: in ihren schwarzen Kapuzen-Mänteln und Gamaschen um das Feuer geschaart, um sich etwas zu erwärmen oder in Eile das Frühstück oder Diner unterzubringen. Ein Pater brachte eine Baummaus heim, ein allerliebstes graues Thierchen, von einer unbeschreiblichen Behendigkeit, ähnlich, aber kleiner als das Eichhörnchen.

12. Juli. Noch immer Regen; die Wege sind zu schlecht, die Ochsen zu schwach. Wir verlassen die feuchte, sumpfige Tiefung, um 10 Minuten weiter auf einer offenen sandigen Fläche unser Feuer zu machen. Abends vier wahre Osterfeuer bei unserem Lager. In der Nacht starker Regen.

13. Juli. Die Sonne kömmt wieder heraus. Für unsern Tisch sind wir vollständig auf die Jagd angewiesen. Der Limpopo liefert ausgezeichneten Tafelwein. Seit dem 5. noch keinen Menschen getroffen.

P. Croonenberghs schoß ein Krokodil. Mit gewaltigem Getöse schlug es sich im Wasser herum und färbte mit seinem Blute weithin die Oberfläche des Flusses. Einige Male ragte sein Kopf noch aus dem Wasser hervor, zuletzt verschwand es zum größten Bedauern in der Tiefe. So gern hätten wir dieses Ungeheuer näher betrachtet. Eine Stunde später kommt Bruder Nigg zufällig mit seinem Gewehre an der Stelle vorüber. Da sieht er ein Krokodil ganz ruhig aus der Tiefe an eine Insel kriechen. Als das Thier eben den Rand der Insel berührt, feuert er und das Ungeheuer bleibt regungslos liegen. Alles eilt herbei, um mit dem Fernrohr das erlegte Stück nach Muße zu betrachten. Einstimmiges Verlangen äußert sich, das Thier in's Lager zu bringen. Br. Nigg macht sich mit vier Buben auf; an einer seichten Stelle passiren sie mit Beil, Strick und Gewehr den Fluß. Glücklich erreichen sie die Insel. Das Thier lag am Fuße eines Baumes zur Hälfte noch im Wasser. Vorsichtshalber steigt der Bruder auf den Baum und läßt von da die Schlinge auf das Thier herab. Welch Entsetzen! Das Ungeheuer sperrt seinen weiten Rachen nach dem ungeladenen Besucher auf. Die Buben eilen voll Angst davon und erheben ein wahres Zetergeschrei. Br. Nigg ruft herüber: es guckt mich noch an, und feuert ihm zur freundlichen Erwiderung noch zwei Schüsse in den Leib. Da senkt es seinen Kopf. Endlich lassen sich die Schwarzen bewegen, dem Bruder zu helfen, den Strick um den Schwanz des Thieres zu schlingen und es so an's Land zu ziehen. Sie weiden es aus, finden in seinem Magen einen Leguan (vergl. 30. Mai) und einige Steine. Sie binden es auf feste Stangen, um es so zur Stelle zu schaffen, wo sie den Fluß passirt haben. Fünf starke Männer konnten es kaum schleppen. Von Zeit zu Zeit bewegt es noch seinen Schwanz. Am Strick schleppen sie es durch den Fluß in's Lager. Da lag das Ungethüm! Vom Kopf bis zum Schwanze mißt es 3,25 Meter; sein Schwanz allein 1,16 M.; die Füße $^1/_2$ M. An den Hinterfüßen hat es vier, an den Vorderfüßen fünf Finger mit Klauen; seine Kiefer messen 45 cm Länge; oben und unten hat es je 30 schöne weiße Zähne von unterschiedlicher Länge; seine gelbliche Zunge mit grünlichen Sprenkeln ist von der Größe eines menschlichen Fußes und liegt wie ein dünner Lappen in dem Unterkiefer; sein Schlund ist geschützt durch einen eingeschnittenen Lappen. Die Augen sind ein Meisterwerk der Weisheit. Der Endschwanz, 65 cm lang, gleicht stehenden Flossen, dann folgen acht Schuppen in der Form eines n; dann 13 in m; dann fünf in uuu, bis am Kopfe neun wellenförmige, ziemlich harte Schuppen regelmäßig neben einander stehen; am Kopfe liegen sie wie Platten auf. Auf dem Rücken ist es dunkelbraun mit helleren Ringen, wo die Schuppen sich decken; unter dem Bauche dagegen ist es von einer milchweißen Farbe. Als die Buben anfingen, es abzuziehen, schlug es noch gewaltig mit dem Schwanze; selbst nachher bemerkte man, so oft das Messer in's Fleisch fuhr,

Zuckungen; am stärksten wurden die Bewegungen, als Br. Nigg Salz auf das ausgeschnittene Fleisch streute. Das Thier war ungemein fett; gesotten war das Fett ein so reines, klares Öl, wie ich's nie gesehen; sein Fleisch, in Schichten gelagert wie bei den Stören, bot den appetitlichsten Anblick. Allein es hieß, man könne dasselbe nicht essen. Br. Nigg meinte, das ist Aberglaube, man müsse es versuchen. Einfach in Wasser abgekocht hatte es den Geschmack von guten frischen Stockfischen; ich bin überzeugt, ordentlich zubereitet würde es als Fischdelikatesse verkauft werden. Die Haut soll nach Belgien geschickt werden. Unsere Treiber sagen, jeder Häuptling würde für dieselbe zwei schöne Ochsen schenken; man gibt den Rath, sich mit dem Fette der Krokodile einzureiben, um so ohne Gefahr durch Flüsse gehen zu können, in denen diese Ungethüme hausen. — Das Wetter hält sich; prachtvoller Sternenhimmel.

14. Juli. Die Nacht war kalt; der Morgen zeigte starken Reif. Abends um $3\frac{1}{2}$ Uhr zogen wir endlich weiter, nach drei Viertelstunden hatten wir hart am steilen Ufer des Limpopo einen Hügel zu übersteigen. Die Gegend war reizend, reich an Wild, besonders an Hühnern. Unsere Jäger schossen sechs. Unterwegs sahen wir endlich wieder zwei Menschen; sie boten uns etwas Honig an, verlangten aber so viele Schüsse dafür, daß der Kauf nicht zum Abschlusse kam. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr machten wir Halt. Nach dem Abendessen bei hochloderndem Feuer wurde dem P. Superior zum Namenstag (Heinrich) gratulirt.

15. Juli. Um $5\frac{1}{2}$ Uhr brachen wir auf; gegen $6\frac{1}{2}$ Uhr fuhr der Packwagen fest. In diesem kritischen Augenblicke stieß Mr. Schwarz, dem wir aus dem Beesbort geholfen hatten, wieder zu uns; er hatte uns am 1. d. M. am Mariko zurückgelassen und kam jetzt schon aus Schoschong zurück. So wäscht eine Hand die andere. Er spannte seine starken Ochsen vor den Wagen und so kamen wir glücklich aus der gefährlichen Lage. Unsere Freude wurde noch durch die Briefe vermehrt, die er aus Schoschong mitbrachte.

Die Vorsehung suchte diesen Tag, den Namenstag unseres hochwürdigen P. Superiors, zu einem wahren Freudentage zu machen; sie schickte uns heute Briefe aus der Heimath; am Abend vorher prächtige Hühner, am Morgen herrliche Fische aus dem Limpopo und am Mittag köstlichen Honig; alles das umsonst. Mr. Schwarz kam mit einer Ladung Elephantenzähne zurück. So ein Zahn wiegt 50—75 Pfund; roh wird das Pfund mit sieben Mark bezahlt. Als Grund der Nichtbevölkerung dieser Gegend gab Mr. Schwarz an: 1. daß die Schwarzen die Boeren und überhaupt die Weißen nicht dulden; 2. daß die Häuptlinge ihre Leute in gewisser Entfernung (über dem Mariko und Limpopo ist ja englisches Gebiet) von den Weißen halten aus Furcht vor Streitigkeiten in Folge der Verwechslung des Viehes; und dann als Hauptgrund, weil die Leute zu

faul sind zum Landbau und das Jagen und Herumschweifen vorziehen. Von 4—7¼ Uhr zogen wir weiter. Der Weg ist gut; wir hielten unmittelbar vor dem Natuani-Flusse.

16. Juli. Wir beginnen den 4. Monat unseres Wagenlebens; um 6½ Uhr passirten wir den tiefen, aber trockenen Fluß mit Vorspann. Nach einer halben Stunde spannten wir am Einflusse des Natuani in den Limpopo unter 23 ° 45′ südl. Breite aus. Am Mittage holte uns der protestantische Minister Sykes mit seiner Familie ein. Er hat seinen Sitz in Inyati — wenn er da ist. Seit Monaten waren seine Schäflein ohne Hirten. Er mußte eiligst zu ihnen zurückkehren, um sie gegen Wölfe zu schützen. Seine Eile, sein Eifer wurde uns verdächtig; übrigens war er freundlich. Gegen 7½ Uhr hielten wir in Weght Drai, einem verlassenen Kraal mit einer Farm von Mr. Francis.

17. Juli. Heute blieben wir beim Limpopo.

18. Juli. Um 3 Uhr nahmen wir Abschied vom Limpopo, nachdem wir vorher Alles mit dem köstlichen Wasser gefüllt hatten; um 6 Uhr hielten wir in Meruliveley bei einer Pfütze, in der sich nur nach langem Regen Wasser findet. Die Gegend ist sandig. In der Nacht kamen zahlreiche wilde Thiere in unsere Nähe.

19. Juli. Gegen 3 Uhr wurde eingespannt. Der Weg ist nicht so schlecht, wie er geschildert wurde; wir hatten Siroume und noch einen zweiten Fluß, Withoutwater, zu passiren. Gegen 6¾ Uhr wurde der Weg sandig; nach drei Viertelstunden machten wir neben einer Kaffernpost Feuer.

20. Juli. Weil wir hier noch Wasser für die Ochsen finden, bleiben wir zwei Stunden. Das Wasser ist salzig, schmutzig, kaum zum Trinken; Gras schlecht, überhaupt eine sehr arme Gegend. Gleich schaarten sich die Schwarzen um unsern Wagen und boten für Geld Milch und Käse an. Die jungen Leute sind hübsch gebaut und haben ein schönes Gesicht. Gestern Abend suchten sie mit gutem Erfolge unser „O sanctissima“ nachzusingen. Zum ersten Male stellten sich auch zwei Frauen beim Wagen ein; in große Felle gehüllt, aus denen sie die mit einer Unmasse von Kupferringen und Perlschnüren belasteten Arme und Beine hervorstrecken. Auf dem Kopfe hatten sie eine Art Haube, ebenfalls aus Haut; ihre Ohren waren weniger maltraitirt, als die mancher Europäerin. Überhaupt waren sie gar nicht entstellt und so gut als möglich bekleidet. Die Kinder sind entsetzlich furchtsam und fliehen vor einem Weißen wie der Hase vor dem Jäger. Wir wollten Ochsen kaufen; allein alle gehörten dem Häuptlinge Khama und konnten nur für 200 Mark verkauft werden. Nach Tisch kamen an die 20 Jäger an uns vorbei. Gestern hatte im Nachbarwalde ein Löwe eine Kuh des Häuptlings zerrissen. Es handelte sich darum, den Frevler nach Gebühr zu züchtigen. Heute litt ich zum ersten Male in meinem Leben

eigentlich Durst. Das Wasser war zu salzig; die meisten Ochsen wollten nicht davon saufen. Um 2 Uhr fuhren wir weiter, der Weg ist gut; von 5—6 grasten die Ochsen. Um 8 Uhr steckten wir in einem unergründlichen Sande; vom Sande kamen wir auf die Felsen, wie wir es noch nie erlebt hatten. Glücklicher Weise ging es etwas abwärts. Als wir die Felsen betraten, sahen wir, P. Fuchs und ich, auf einmal etwas aus dem Wagen stürzen. Was kommt denn da herunter? rief P. Fuchs. Wir eilten herbei und fanden Br. de Vylder vom Wagen mitten in die Dornen geschleudert. Glücklicherweise hatte er sich nicht gefährlich verletzt. Um 10 20 hielten wir in Klippvley; hier soll noch schlechteres Wasser sein als auf der letzten Station. Wenn je, so hatten wir heute Abend dem lieben Gott zu danken; zunächst, daß wir diese gefährliche Stelle so glücklich passirten, und dann, daß wir endlich den Wendekreis überschritten und so unser Missionsgebiet betreten hatten. Nach einer Reise von 95 Tagen stehen wir an der Grenze, am Anfange unseres Missionsgebietes; wollten wir in gerader Linie durch dasselbe ziehen, so würden wir wenigstens noch 95 weitere Tage reisen müssen. Wer von uns elf wird das erleben? So gut als möglich feierten wir unsern Eintritt in die Mission.

21. Juli. Um 2 Uhr Morgens wurde schon wieder aufgebrochen. Bald blieben wir auf einem Felsen stecken; wir arbeiteten von 2¼—4 Uhr, bis wir wieder in's Geleise kamen. Von da an ist der Weg gut; zwischen 6—8 Uhr wurde heilige Messe gelesen und — das war die erste Messe in der Mission. An einem Baume wurde ein Kreuz angebracht. Armuth an Wasser, an Vegetation und jeder Art von Wild macht diese grobsandige Granit- und Gneisgegend zu einer traurigen Landschaft. Wir mußten hart an einem großen Waldbrande vorbei. Im Nordosten liegt der hohe Morati-Berg. Um 12 Uhr kamen wir zur ersten großen Salzpfanne. Denken Sie sich einen See so groß wie der von Laach, der durch die Sonnenhitze ausgetrocknet ist, während die im Wasser aufgelösten Salze sich niedergeschlagen haben und den Boden mit einem Überzuge von Krystallisationen bekleiden. Die Kruste hat einen ziemlich starken Salzgeschmack und bricht unter den Füßen wie dünnes Windeis; die Fläche, eben wie geglätteter Sandstein, blendet in der Sonne das Auge des Reisenden. Um 1 Uhr erreichten wir die Brunnen, die in den Kalkboden eingehauen sind. Auf Stufen wird das Wasser heraufgeschöpft in ein großes Becken, zu dem die Ochsen zu je drei geführt werden müssen. Abends großartiger Wald- und Wiesenbrand.

22. Juli. Bei aufgehender Sonne erschien die weiße Salzebene in den schönsten blauen See verwandelt. Um 3 Uhr brachen wir auf und um 5 Uhr wurde eine Stunde gerastet. Da sah ich eine arme Familie, welche unserm Wagen folgte, unter einem Gestrüppe mit den Händen ein tiefes Loch graben. Bald zogen sie eine große wasserreiche Melonenart



Erste von den Missionären in Ober-Sambesien gefeierte heilige Messe. (Nach einer Federzeichnung P. Croonenberghs'.)

hervor, die Schale wurde abgerissen und der Rest mit großem Appetit verzehrt. Ich ließ mir davon geben; sie hatte reichen Wassergehalt, aber etwas faden Geschmack. Gewöhnlich wird sie zuerst gekocht, abgekühlt und man gewinnt reichliches Wasser. Welche Vorsehung in dieser wasserarmen Gegend! Um 8½ Uhr wurde Feuer gemacht.

23. Juli. Gegen 2 Uhr in der Nacht brachen wir auf, um 6½ Uhr wurde Messe gelesen und dann ging's durch eine arme Gegend den Gebirgsketten von Bamangwato zu. Schon eine Stunde diesseits der Stadt trafen wir zwischen den Dornbäumen magere Maisfelder. Mehrere Ochsen fielen vor Müdigkeit um. Um 1 Uhr erreichten wir Schoschong oder Bamangwato."

7. In der Hauptstadt der Bamangwato's.

(23. bis 27. Juli 1879.)

Schoschong, die Hauptstadt der Bamangwato's, ist der erste Ort, welcher innerhalb des Gebietes gelegen ist, das der apostolische Stuhl unseren Missionären zuweisen wollte. Hier beabsichtigten sie daher, wie schon gesagt, eine erste Missionsstation zu gründen. Dieselbe sollte zugleich die Operationsbasis weiterer apostolischer Unternehmungen bilden; die aus Europa neu ankommenden Missionäre konnten hier sich mit der Sprache und den Sitten der Eingeborenen vertraut machen und sich an das Klima des afrikanischen Binnenlandes gewöhnen.

Die Bamangwato's sind ein Zweigstamm der großen Betschuanen-Familie, die über das weite Land östlich vom Gebiete der Hottentottenstämme bis an das Land der Sulukaffern in zahlreichen Stämmen zerstreut wohnen. Die östlichen Völkerschaften sind unter dem Namen Basuto bekannt; die westlichen, die eigentlichen Betschuanen, theilen sich in folgende Hauptgruppen: 1. die Batlapinen, deren Gebiet die Nordgrenze des Westgriqualandes bildet. Nach Dr. Holub mögen sie etwa 30 000 Köpfe zählen und herrscht der Häuptling oder König Mankuruane über sie. 2. Die Barolongo, die nördlichen Grenznachbaren des ebengenannten Stammes unter dem Könige Montsua, mögen fast gleich stark sein. Gehen wir in nördlicher Richtung voran, so begegnen uns der Reihe nach: 3. die Banquakatse, Chatsitsire's Volk, etwa 28 000 Seelen; 4. die Bakwena's, Setschela's Volk, 30—35 000 Seelen; und endlich 5. die Bamangwato's, Khama's Reich, das sich mit seinen tributären Stämmen, den Makalahari's, den Madenassana's, den Masarva's und theilweise auch den Makalaka's und den Maschona's längs des östlich angrenzenden Matabelen-Reiches im Norden bis an den Sambesi erstreckt.

Die gemeinsame Sprache der Betschuanenstämme ist das Setschuana, doch gibt es manche bedeutende Dialectunterschiede. Die Sprache ist reich an scharfen Kehl- und Gaumenlauten und bei weitem nicht so wohllautend, wie die Suluspräche, während umgekehrt in den Gesichtszügen der Betschuanen nicht der Trotz und die Wildheit der Kaffern zum Ausdrucke

kommt. Die Betschuanen sind nicht so häßlich wie die Hottentotten, doch tritt die Mundpartie mit den etwas wulstigen Lippen im Vergleiche zu den Europäern noch immer bedeutend vor, die Nase ist breit, das Haar bildet meist ein lockeres, verfilztes Polster. Dasselbe wird nicht lang; die Frauen scheeren den Kopf rundum, so daß nur auf dem Scheitel ein solches Polster stehen bleibt, das dann mit einer Pomade aus Fett und Glimmer gepflegt und mit einer Schnur Glasperlen geschmückt wird. Die Haut ist glänzend dunkelbraun, der Gliederbau nicht sehr muskelkräftig. Die Kleidung beschränkt sich auf das Allernothdürftigste, doch verhüllen sich die verheiratheten Frauen etwas besser, indem sie eine Art Rock aus Fellen tragen, der von der Mitte des Leibes bis zu den Knieen reicht. Dazu kömmt ein Fellmantel, Karoß genannt, zum Schutze gegen die Ungunst der Witterung. Als Schmuck dienen Schnüre mit Glasperlen, welche zahlreich um den Hals und um die Beine von den Knöcheln bis zur Wade geschlungen werden.

Ihre Waffen, Lanzen, Streitäxte, Messer und die Keule, den „Kiri", verstehen die Betschuanen selbst zu verfertigen, indem ihnen die Kunst, aus Eisenerz Roheisen zu gewinnen und dieses durch vieles Hämmern zu bearbeiten, bekannt ist. Doch sind sie keine Krieger, wie ihre östlichen Nachbaren, die Kaffern und Matabelen. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht; das erstere Geschäft freilich, wie auch den Bau ihrer Häuser und die Zubereitung der Speisen müssen die Weiber übernehmen, während der Mann außer der Hut der Heerden nur der Jagd und nöthigen Falles dem Kriege lebt. Sie lieben es, in Städten zusammenzuwohnen, und einige ihrer Hauptorte zählen sogar über 10 000 Seelen. Solche Betschuanenstädte haben das Aussehen eines riesigen Lagers; eine Unmasse dichtgestellter, kegelförmiger Dächer bildet den einförmigen Anblick. Ein großer mit Dornen umhägter freier Raum in der Mitte ist der Viehkraal, und ein zweiter ähnlicher Platz mit breiten Zugängen vor der Hütte des Häuptlings oder Königs ist der Versammlungsort des Rathes, die „Kotla". Von regelmäßigen Straßen keine Spur; ein planloses Gewirre enger Fußsteige zieht sich zwischen den Dornhecken durch, welche die Umwallung der einzelnen Gehöfte bilden. Die Häuser oder Hütten selbst sind kreisförmig gebaut, die Wand ist rohes mit Lehm bestrichenes Flechtwerk, darauf ruht auf Pfosten das kegelförmige Dach aus Schilfgras, welches beinahe auf die Erde hinabreicht; das Innere hat wenige Meter im Durchmesser und besteht gewöhnlich aus einem einzigen Raum. Die Thüre mißt nicht ganz Manneshöhe; Fenster und Rauchfang fehlen. Als Vorrathskammern dienen ihnen riesige irdene Töpfe, die im Hofraume unter eigener Bedachung aufgestellt sind. Darin bergen sie ihre Ernte, die zumeist aus Kafferhirse besteht. Nicht nur einen nahrhaften Brei, sondern auch eine Art Bier verstehen sie aus dieser Frucht zu bereiten, und beides ist eine

nicht zu verachtende Zugabe zu den gefüllten Fleischtöpfen, welche ihre Mahlzeit und den Inbegriff ihrer Seligkeit bilden. Denn höher vermag auch dieses Volk, obwohl vielleicht das am höchsten stehende Südafrika's, seine Wünsche nicht zu spannen. Auf die Frage, welches ihm der liebste Anblick sei, den er sich wünschen könne, gab ein Betschuane zur Antwort: „Ein großes Feuer, bedeckt mit vielen Fleischtöpfen", und fügte hinzu: „Wie häßlich sieht das Feuer aus ohne einen Topf darüber!"

Die religiösen Begriffe der Betschuanen stehen sehr tief: nirgends eine Spur von einem Tempel, einem Altar oder einem Opfer; auch eigentlicher Götzendienst findet sich nicht bei ihnen. Sie reden zwar bald von einem Wesen „Morimo", bald von mehreren „Barimo", welche Regen senden



Bamangwato-Hütte.

oder auch, in irgend einem dunkeln Loche weilend, Krankheit und Seuchen für Menschen oder Vieh schicken. Über die Natur dieser Wesen sind sie sich selbst nicht klar, wahrscheinlich denken sie sich aber die Geister der Verstorbenen als solche Barimo's. Ihre Zauberer, Nyaka genannt, geben vor, durch verschiedene Ceremonien und Amulette Regen von diesen Wesen erwirken zu können oder sie zu hindern, den Menschen zu schaden. Sonderbarer Weise ist auch bei diesem Volke die Beschneidung üblich, doch hat sie keine religiöse Bedeutung und bezeichnet nur den Übertritt aus dem Knabenalter in's Mannesalter. Ähnlich werden auch die Mädchen in die reiferen Jahre eingeführt. Jede Krankheit wird als die Folge von Zauberei angesehen; zahllose Amulette sollen dagegen dienen. Der Kranke selbst

wird außerhalb des Ortes in einer Nothhütte niedergelegt und oft genug in seinem hilflosen Zustande von Hyänen oder Löwen erwürgt. Dem Fremdlinge gönnen sie kein Begräbniß, der Stammgenosse aber erhält ein Grab und wird, um bösen Zauber und Unglück abzuwenden, unter vielen Ceremonien beigesetzt. So reiben sie das Grab mit einer Zwiebel aus, legen darein die Leiche mit dem Gesichte nach Norden gewandt, schütten die Erde eines Ameisenhaufens auf die Füße des Todten, legen einen Akazienzweig und verschiedene Wurzeln auf seinen Kopf, geben ihm Streitart und Speere, Korn und Gartensämereien und den Knochen eines alten Zugochsen mit und endlich schütten alle Anwesenden den Grabhügel auf. Noch werden einige Schüsseln Wasser ausgegossen, und die Weiber erheben ein Klagegeheul.

So viel von den Betschuanen im Allgemeinen. Wenden wir uns nun ihrem nördlichsten Stamme, den Bamangwato's, zu und vernehmen wir kurz ihre Geschichte, wie sie Dr. Holub nach den Mittheilungen des protestantischen Missionärs Mackenzie aufzeichnete[1]. Die Bamangwato's stammen, wie bereits bemerkt, von den Banquakatse ab; als der schwächere Theil mußten sie auswandern und besetzten das weite, aber wenig fruchtbare Gebiet nördlich von den Bakwena's bis zum Sambesi. In der Folge theilte sich der Stamm abermals und bildete das West-Bamangwato-Reich in der Gegend des Ngami-Sees und das Ost-Bamangwato-Reich mit der Hauptstadt Schoschong.

Sieben Bamangwato-Herrscher werden seit Gründung dieses Reiches gezählt. Khari, der Großvater des jetzigen Königs, steht jetzt noch bei seinen Landsleuten im Rufe eines vorzüglichen Fürsten; man rühmt ihm nach Muth im Kriege, Klugheit im Rathe und Milde gegen die unterjochten Stämme; er fiel in einem Eroberungskriege gegen die Maschona's. Nach seinem Tode wußte Sekhomo seinen Stiefbruder Matschang, der als Sohn des ersten Weibes Khari's den Thron hätte besteigen sollen, um sein Erbe zu bringen. Er würde ihn auch, wie seine übrigen Brüder, dem Tode geweiht haben, wenn er sich nicht durch die Flucht zu Seschele, dem Könige der Bakwena's, seiner Gewalt entzogen hätte. Nun folgt eine Reihe von Intriguen; es gelang auch, Matschang auf den Thron zu bringen; als er aber ein viel zu schroffes Regiment führen wollte, wurde er von seinen Unterhäuptlingen verjagt und mußte Sekhomo den Platz räumen.

Inzwischen hatten protestantische Missionäre sich in der Nähe niedergelassen, zunächst Sendboten der Hermannsburger-Missionsgesellschaft. Es gelang ihnen, einige der Betschuanen wenigstens äußerlich zum Christenthume zu bekehren. Welchen Werth diese Bekehrungen haben, davon später. Unter den „Bekehrten" befanden sich die beiden älteren Söhne des Königs

[1] A. a. O. I. 463 ff.; II. 47 ff.

Khama und Khamane, und so ungern Sekhomo es sah, daß dieselben die vaterländischen Gebräuche immer mehr verachteten, so ließ er sie doch willig von den Missionären im Lesen und Schreiben unterrichten. Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft hatten seit 1860 die Hermannsburger verdrängt; trotz ihres entschiedenen Sträubens und wohl auf Anregen der Briten erklärten die Betschuanen, sie wollten englische Lehrer, keine deutschen, haben. Die Missionäre Price und Mackenzie ließen sich nun 1863 in Schoschong nieder und verstanden den rechtmäßigen Thronerben Khama immer mehr auf ihre Seite zu ziehen.

Im Jahre 1865 hätten Khama und sein Bruder sich der Beschneidung unterwerfen sollen; sie weigerten sich dessen trotz des Zornes ihres Vaters, und Sekhomo faßte den Entschluß, die beiden Ungehorsamen aus dem Wege zu räumen, um an ihrer Stelle einen jüngern, dem Heidenthume ergebenen Sohn zum Erben anzunehmen. Der erste Anschlag des verrätherischen Häuptlings auf das Leben seiner Söhne mißglückte aber; Khama's Anhang war zu mächtig. Dann kam es zum offenen Kriege. Matschang, der vertriebene König, benutzte diese Wirren, um mit Hilfe des Bakwena-Häuptlings sich abermals der Herrschaft zu bemächtigen, die er dieses Mal sechs Jahre lang, bis 1872, behauptete. Anfangs zeigte er sich den Londoner Missionären gewogen; bald aber stellte es sich heraus, daß er eben ein roher und stumpfer Mensch sei, der sich dem Branntweintrinken ergeben hatte. Jeden Morgen machte er bei den weißen Händlern, die sich in Schoschong niedergelassen, die Runde und ließ sich bei jedem eine Schüssel Branntwein einschenken. Endlich hatte man den Trunkenbold satt. Abermals mit Hilfe des Bakwenakönigs wurde er vertrieben und Khama trat die Regierung an. Damit hatten aber die Wirren kein Ende; sein Bruder Khamane, ebenfalls „Christ", verband sich jetzt aus Eifersucht mit dem Vater, dem alten Sekhomo, und Khama mußte flüchten. Ihm folgte ein bedeutender Theil der Einwohner Schoschongs und er ließ sich mit denselben bei den westlichen Bamangwato's am Suga-River nieder.

Als sich der Flüchtling stark genug glaubte, beschloß er, Schoschong mit Gewalt wieder zu erobern und kümmerte sich wenig um die „Kirchenzucht", mit welcher Rev. Mackenzie die streitenden Brüder bedrohte. Mit viel Muth und Entschlossenheit erstürmte er die Höhen, welche die Hauptstadt beherrschen, und schlug die Schaaren seines Vaters und Bruders vollständig. Beide mußten ihr Heil in der Flucht suchen. Seither herrscht König Khama unbehelligt in der Bamangwatostadt, und wir wollen ihm gern mit den Reisenden Dr. Holub und Serpa Pinto nachrühmen, daß er bessere Ordnung hält und menschlicher regiert, als die übrigen südafrikanischen „Könige". „Eine größere Ordnung und Sicherheit machte sich in Allem und Jedem bemerklich," schreibt der erstgenannte Afrikaforscher gelegentlich seines zweiten Aufenthaltes in Schoschong, „und mit dem Ver-

bote des Branntwein-Verkaufes hatte Khama eines der wichtigsten Beförderungsmittel des Müßigganges und des Unfriedens außer Wirkung gesetzt."

Noch viel lobender spricht sich Serpa Pinto[1] über Khama und die augenblickliche Lage der Bamangwato aus: „Während meiner Anwesenheit in Schoschong" (1878), schreibt er, „lebte auch Camanhane (Khamane) dort, doch nahm er in keiner Weise an öffentlichen Angelegenheiten Theil. Khama hatte ihm schon lange verziehen, ihn in seine nähere Umgebung aufgenommen und ihm beträchtliche Reichthümer geschenkt. Im Gegensatze zu allen anderen Regierungen der Eingeborenen in Afrika war diejenige Khama's nichts weniger als selbstsüchtig, denn der König dachte stets zuerst an seine Unterthanen, dann erst an sich selbst. Ein großer Theil der Bevölkerung gehörte dem christlichen Glauben an, Alle aber kleideten sich nach europäischer Manier. Ich glaube kaum, daß es einen einzigen Bamangwato gab, welcher keine Schießwaffe besaß; trotzdem sah man aber, ausgenommen in den Walddistrikten, selten einen Mann, welcher bewaffnet ging. Auch Khama selbst trug nie Waffen und kehrte stets von der Missionsstation, die anderthalb Meilen von der Stadt entfernt lag und sehr häufig von ihm besucht wurde, allein und ohne Schutz zurück. Welcher andere afrikanische Häuptling würde dasselbe thun?

„Khama war etwa 40 Jahre alt, schien aber bedeutend jünger zu sein; er war von hoher, kräftiger Statur, in seinen Zügen ließ sich jedoch schwer lesen. Seine Haltung war distinguirt, seine Kleidung einfach, aber äußerst geschmackvoll. Wie alle Bamangwato's war er ein vorzüglicher Reiter, ein vortrefflicher Schütze und ein eifriger Jäger ... Er besaß große Reichthümer, verwendete dieselben aber zum großen Theil zum Besten seiner Unterthanen. Einige Jahre vor meiner Ankunft war der Bamangwato-District von einer Pestilenz und später von einer Hungersnoth heimgesucht worden; in Schoschong wurde letztere jedoch nicht gefühlt, denn der König kaufte alles Getreide auf, welches er erhalten konnte, und soll in einer Woche allein volle fünftausend Pf. St. (100 000 M.) dafür ausgegeben haben. Seine Unterthanen litten daher keine Noth. Es war ein angenehmer Anblick, wie Alle, welche dem Könige begegneten, ihn mit größter Ehrerbietung grüßten, aber es geschah nicht aus Ehrfurcht vor dem Herrscher, sondern aus Liebe zu dem väterlichen Freunde. Khama besuchte die Wohnungen der Armen so gut, wie die der Reichen, und veranlaßte Alle in gleicher Weise zur Arbeit, mit der sich die Bamangwato's gern beschäftigen. Frauen sowohl als Männer bestellen die Felder, auf denen ihnen die von England importirten Pflüge bei der Beackerung des Bodens vorzügliche Dienste leisten. Die Bamangwato's sind aber nicht allein Ackerbauer, sondern auch Viehzüchter, und viele von ihnen besitzen große Rinder-

[1] Wanderungen quer durch Afrika II. 183 ff.

und Schafheerden. Im Hause beschäftigen sie sich mit Bearbeitung von Fellen, die sie mit Antilopensehnen zusammennähen, um sehr werthvolle Decken und sonstige Gegenstände für den Gebrauch im Winter anzufertigen. Während der Jagdsaison sind sie kühne Jäger, denen sowohl Strauße als Elephanten zur Beute werden. Bei allen diesen Beschäftigungen geht ihnen der König mit gutem Beispiele voran, indem er auf dem Felde, wie in den Häusern stets unter ihnen weilt. Den Europäern sind die Bamangwato's sehr freundlich gesinnt; erstere sind in Mangwato ebenso sicher, wie in ihrem eigenen Heimathlande. Khama ging stets ohne Begleitung einher, höchstens hatte er, wenn er zu Pferde war, wie ich ihn oft sah, ein paar Reiter bei sich.

„Daß sich mitten unter den vielen barbarischen Völkerschaften ein von den übrigen so grundverschiedener Stamm befindet, ist meiner Ueberzeugung nach den englischen Missionären zu danken ... Wie schon erwähnt, gab es in Mangwato drei Männer[1], welche mehr als viele andere zu der relativen und scheinbaren Civilisirung des Landes beigetragen haben. Ich sage absichtlich: „scheinbaren"; denn ich bin, wie ich schon bei einer frühern Gelegenheit andeutete, fest überzeugt, daß, wenn es dem Nachfolger des Königs Khama nicht beliebt, die Missionen zuzulassen, er die ganze Bevölkerung mit sich reißen wird. Letztere würde ohne Weiteres die christliche Lehre, die sie nicht durch und durch begriffen hat, über Bord werfen und zur Polygamie zurückkehren, wenn die Veränderung von ihrem Herrn und Gebieter nur sanctionirt wird."

Wir haben uns also König Khama auch nach Abzug aller Parteifärbung, die den Zögling der wesleyanischen Propaganda gerne als das Ideal eines christlichen Herrschers und als einen halben Heiligen hinstellen möchte, immerhin als einen ganz respectabeln Mann zu denken und begreifen vollkommen, wie viel den Londoner Missionären daran lag, diese ihre Heldenfigur nicht in die Hände katholischer Glaubensboten oder gar in die Netze der bösen Jesuiten kommen zu lassen. Nicht umsonst sahen wir daher den Rev. Mr. Sykes in Eilmärschen an den Wagen unserer Missionäre vorbeieilen, um ja rechtzeitig die drohende Gefahr von der Heerde Schoschongs abzulenken. Und es sollte ihm nur zu gut gelingen, die Pläne und Hoffnungen der Sambesi-Expedition zu durchkreuzen! Doch lassen wir P. Terörde, dessen Bericht wir schon zu lange unterbrochen haben, selbst seine Erlebnisse in der Hauptstadt der Bamangwato's erzählen:

„Um 1 Uhr erreichten wir (den 23. Juli) Schoschong oder Bamangwato. Durch die sogen. Teufelskluft gelangten wir in die große Ebene, die auf allen Seiten von hohen Gebirgszügen eingemauert ist. In einer Bergkluft liegen die zahllosen Hütten gleich großen Kornschobern, in denen

[1] Die Rev. Price, Mackenzie und Eburn.

noch an die 10 000 Bamangwato's wohnen [1]. Zur Zeit von Sekhomo, Khama's Vater, sollen hier an die 25 000 zusammengewohnt haben. Aber mit dem vertriebenen Vater haben viele die Stadt verlassen. Gegen Westen liegt in der Fläche ein ziemlich hoher Bergkegel; mehr nach Süden zwei ähnliche zusammen. Sobald wir ankamen, wurden unsere Wagen förmlich belagert von den Einwohnern, die meistens, mit Ausnahme der Binde, nackt umherlaufen. Bald stellte sich der Betschuanen-Häuptling am See Moremi, Sohn des Letschulatebe, ein. Moremi ist ein kleiner, schwächlicher, junger Mann, im Vergleich zu seinem Verwandten Khama ein wahres Kind. In seinem Lande hat er zwei schwarze Minister, gebildet und gesendet von dem hiesigen Minister Eburn. Er verlangte in einem Athem einige von uns mit in sein Reich zu nehmen, das gegen Westen ungefähr 40 Tagereisen von hier am Suga-Fluß liegt, und unsern besten Hund. P. Superior sagte ihm: ‚Ich will es mir überlegen; wenn wir in Ihr Land kommen, wollen wir ihn mitbringen.‘

Gegen $3^1/_2$ Uhr machten wir in corpore dem Häuptling Khama unsere Aufwartung. Wir trafen ihn in der Kotla, einem großen, mit einer Pfostenreihe umschlossenen Platze. Im Hintergrunde stand der Wagen von Moremi, dem Häuptling am See, der auf Besuch hier weilt, und eine Halle, in der das Fleisch aufgehängt ist. Khama saß mitten in der Kotla auf dem Boden, vor ihm saßen zwei protestantische Minister (der eine davon war der eifrige Sykes); sie schienen etwas überrascht bei unserem Eintritt, aber doch sagten ihre Mienen: ‚Kommt nur, wir sind unserer Sache sicher.‘ Mit diesem Gesichtsausdruck zogen sie sich zurück. Bald schaarten sich Viele um den ‚Kghosi‘, Häuptling; nur zwei Weiber bemerkte ich unter ihnen. Manche waren europäisch gekleidet. Der Herr Häuptling Morena Kghosi — so lautet der Titel des Häuptlings — trägt eine gelbe lederne Hose und einen grauen Rock. Bei unserem Erscheinen erhob er sich und reichte jedem die Hand. Durch einen Dolmetscher erklärten wir ihm den Zweck unseres Kommens und übersetzten ihm unsere Empfehlungsschreiben [2]. Dann boten wir ihm als Geschenk ein Henry-Martini-Gewehr

[1] Serpa Pinto beschreibt a. a. O. Schoschong also: „Das Thal des Letlotze erweitert sich nach Süden und nimmt eine Breite von drei englischen Meilen an, bleibt aber von hohen Bergen eingeschlossen. In diesem Thale liegt, sich gleichsam an das Gebirge im Norden lehnend, die Hauptstadt der Bamangwato's, Schoschong, die augenblicklich eine Bevölkerung von 15 000 Seelen hat, zu Zeiten von Khama's Vater aber 30 000 Einwohner besaß. . . . Die Gebäude von Schoschong sind aus Rohr gebaut und mit Stroh gedeckt, haben eine cylindrische Form und konische Dächer. Sie sind in verschiedene Straßenviertel getheilt, zu denen ein Labyrinth enger, krummer Gassen führt.“

[2] Das im Auftrage des Gouverneurs der Capcolonie von dem Regierungssecretär Mr. Barber an den König Khama ausgefertigte Empfehlungsschreiben lautet wörtlich:

an. Letzteres gab er zurück mit dem Bemerken, er sei nicht gewohnt, von Missionären Geschenke anzunehmen. Khama ist eine prächtige Figur, sein ganzes Wesen verräth gebieterischen Ernst und Würde. Während er uns europäische Stühle anbot, blieb er auf dem Boden sitzen, wie die Seinen, welche alle den größten Ernst beobachteten. Er antwortete ruhig, leise, mit wenig Worten: ‚Ich habe Alles, was ich brauche, habe einen Minister für meine Stadt, das genügt.' Wir hielten um Niederlassungen in einer andern Stadt an: nein, er brauche keinen Missionär mehr. Unser erster Versuch versprach wenig.

Abends war in der Stadt ein wahrer Freudenlärm, als wenn Hunderte von Kindern zusammen spielen, singen und in die Hände klatschen. O das that mir in der Seele weh! wie gerne hätte ich mich unter diese Kinder gemischt; wie meine Gedanken über Welttheile dahinflogen und mich unter meine ehemaligen Zöglinge versetzten! wie glücklich die waren im Vergleich zu diesen kleinen Schwarzen! Ich habe selten so gebetet, wie an diesem Abende, daß das göttliche Herz doch des Kghosi Herz rühren möchte. Abends beteten wir das Te Deum für die glückliche Reise, allein ich muß gestehen, mein Herz war nicht ganz dabei.

24. Juli. In der Nacht entsetzlicher Wind; sobald die Sonne untergeht, senden die Berge ihre kalte Luft in die Ebene. In aller Frühe kam ein Bote, der meldete, daß Khama zum Besuch kommen werde, sobald die Sonne in ihrem mittleren Laufe sei. Unser großes Christusbild und die Herz-Jesu-Fahne wurden in den Zeltkapellen ausgehängt; einige Tausend kamen, um das Bild zu sehen; mit meinem Katechismus in der Hand erklärte ich von $9\frac{1}{2}$—$12\frac{1}{2}$ Uhr. Viele sind getauft, allein wenige, fast keiner wußte, daß Christus Mensch geworden sei. (!) Nur der Bruder von Khama, ein ebenso imposanter Mann als der König, schien besser unterrichtet. Beide sind echte Wesleyaner, kennen ihre Bibel gut, halten gemeinschaftliches Abend- und Morgengebet, litten selbst Verfolgung wegen des Glaubens. Ihr Vater wollte sie zwingen, mehrere Weiber zu nehmen. Sie sagten, ihr Glaube verbiete das. Darauf hin wollte er sie vertreiben, wurde aber von seinen Söhnen in's Exil gejagt. Um 1 Uhr kam Khama zu Fuß mit einem Dolmetscher. Ich erklärte ihm die Bilder,

„Dem Häuptlinge Khama. Mein lieber Khama! Die Überbringer dieses Schreibens ziehen in Dein Land und in das Innere, um das Wort des Großen Schöpfers zu predigen. Sie sind weder Kaufleute noch Jäger, sondern ausschließlich Lehrer. Ich habe ihnen von Dir erzählt, Khama, von dem sie schon viel gehört hatten. Sie sind Freunde unseres großen Häuptlings Sir Bartle Frere, der augenblicklich hier auf den Diamantenfeldern verweilt und der mit großer Achtung von Dir, als ‚dem großen Khama', gesprochen hat. Ich weiß, Du wirst Dich ihnen freundlich erweisen, da sie ihre Heimath, ihre Verwandten und Familien verließen, um zu lehren. Ich sende Dir durch sie ein kleines Geschenk, das aber nur Werth hat als ein Zeichen der Achtung und Verehrung Deines Dir wohlgewogenen Freundes H. Barber."

aber er blieb am kältesten von allen Zuschauern. P. Superior legte ihm noch einmal seinen Wunsch vor, allein die Antwort war: ‚Ich habe Bibel und Missionäre, das genügt; nehme ich noch andere von einer andern Kirche, so könnte es ‚schwarzes Blut‘ geben. Weßhalb habt ihr nicht meinen Minister besucht?‘ Wir fragten, ob wir nicht Wasser für die Ochsen haben könnten. ‚Nein‘, er habe kaum für seine Ochsen und Leute. Wir konnten uns nicht aufhalten; es ist in der That ein armes, wasserarmes Land; ich begreife nicht, wovon diese Menschenmasse lebt. Augenblicklich ist fast ein Drittel auf der Strauß- und Elephanten-Jagd außer dem Lande. Am Nachmittag kam der Häuptling vom See wieder, war aber ganz aufgebracht wie ein böser Bube und erklärte, wir brauchten nicht in sein Gebiet zu kommen. Mr. Francis mußte ihn förmlich aus seinem Laden hinauswerfen, weil er wie ein Kind überall herumstöberte und Alles haben wollte. Ein netter König!

In der Stadt verbreitete sich das Gerücht, wir wären Spione der englischen Regierung. Mr. Francis, obgleich Protestant, leistete uns alle möglichen Dienste. Er hat unter den 30 Europäern, die hier neben der Stadt wohnen, das einzig anständige Haus, einen großen Laden, in dem aber Alles noch viermal mehr kostet als in Kimberley. Er bereist als Handelsmann unsere ganze Mission und kennt genau die Häuptlinge der einzelnen Stämme. Er behauptet auch mit Dr. Holub, daß Khama unter allen Fürsten in schwarzer Haut der einzige Gentleman sei. Keiner seiner Leute darf ein geistiges Getränk genießen; Handelsleute, welche versuchten, solche Getränke zu verkaufen, wurden ganz exemplarisch bestraft und dann zum Lande hinausgeschickt. Khama selbst soll nie solche Getränke verkosten, sogar Kaffee will er nicht nehmen; er raucht und prist nicht, obgleich alle Bamangwato's leidenschaftliche Schnupfer sind. Diebstähle sind selten, weil jeder Diebstahl entsetzlich gerächt wird. Vor Kurzem wurde ein Dieb zu allen Familien, denen er etwas entwendet, geführt und überall so geschlagen, von Kopf bis zu Füßen, daß er wörtlich in Stücke und Fetzen gehauen wurde. Heute Abend lag die Stadt im größten Stillschweigen begraben, weil der Mond sich nicht zeigte; Niemand hätte mich glauben gemacht, daß hinter diesen Pfostengehegen so viele Menschen zusammenlebten. Nach Sonnenuntergang läßt sich kaum einer außerhalb der Stadt sehen. In Bezug auf die Reinlichkeit steht diese Stadt weit hinter den Städten in den Dwarsbergen zurück.

25. Juli. Gerne würden wir den Staub von unseren Füßen schütteln und weiter ziehen, allein unsere Ochsen können nicht voran. Woher Ochsen nehmen? Alles, nicht bloß Menschen, sondern auch Vieh, gehört dem Kghosi. Der Bruder des Häuptlings bot uns ein Gespann an, verlangte aber für's Stück 12 Pf. St. (240 M.); was wollten wir machen? Aber die Ochsen könnten erst bis zum nächsten Tage herbeigeschafft werden. Wir mußten also in Geduld abwarten.

26. Juli. Schon in aller Frühe kam Khama mit seinem Dolmetscher. Wir wußten eigentlich nicht, weßhalb er kam; ich drückte ihm unser Bedauern aus, daß wir uns hier nicht niederlassen könnten; da gab er sich an's Lachen und entfernte sich. Sein Dolmetscher blieb zurück und bemühte sich, uns zu präveniren, wenn man vielleicht sage, wir kämen als Spione der englischen Regierung. Seitdem die Stämme jenseits des Malopo annexirt seien, liege das dem Volke zu nahe. Wir sollten aber ja nicht meinen, daß Khama oder sonst einer seiner Regierung das glaube. Sollte das eine Entschuldigung sein? Nach Tisch nahm mich P. Superior mit P. Law zum König. Er saß wieder in seinem Hofe. Ich zog mein Notizbuch heraus und sprach zum König in der Setschuanen-Sprache: ‚Kghosi Morena, wir kommen, um von Dir Abschied zu nehmen, denn wir werden Dein Land verlassen. Aber vorher muß ich Dir im Namen Aller mittheilen, wie sehr leid es uns thut, daß Du uns nicht erlauben wolltest, Dein Volk zu unterrichten. König! es heißt in der Stadt, wir seien in Dein Reich gekommen als Spione, geschickt von der englischen Regierung. Das ist nicht wahr. Nein, König, wir sind nicht von England gesandt. Wir sind Priester der römisch-katholischen Kirche. Uns sandte der Statthalter Jesu Christi auf Erden; der große König dieser einzig wahren Kirche. Wir sind nicht einmal Engländer; nur der Priester Law und Hedley sind aus England, Depelchin, Croonenberghs, de Sadeleer und de Vylder sind aus Belgien; Fuchs, Nigg und ich sind aus dem fernen Deutschland, Blanca und Paravicini aus Italien. Du siehst also, König, daß wir nicht aus England kommen. Deßhalb, Kghosi Morena, glaube nicht, daß wir als Spione gekommen sind. Ich wiederhole es, wir haben keine andere Absicht, als Deinem Volke zu helfen, dasselbe in dem einzig wahren Glauben zu unterrichten, ihm den einzig wahren Weg zum Himmel zu zeigen. Dumela Kghosi Morena.‘ ‚Schon recht!‘ antwortete er; ‚aber wer sagt, daß ihr als Spione gekommen seid?‘ ‚Das, König, kann ich Dir nicht sagen; ich weiß nur, daß es in der Stadt gesagt wird. Dagegen protestire ich im Namen Aller und bitte Dich, König, mir offen zu sagen, ob Du diese Meinung theilest.‘ Er antwortete: ‚Ich verstehe, was du willst.‘ — ‚Nein, König, das genügt mir nicht, ich möchte bestimmt wissen, ob auch Du glaubst, daß wir als Spione von England geschickt seien.‘ ‚Nein,‘ sagte er, ‚das glaube ich nicht.‘ Da stand ich auf, reichte ihm die Hand und sagte: ‚Nun, König, das freut mich und Alle, die mit mir gekommen sind. Ich danke Dir für diese Erklärung. Lebe wohl!‘ — Das war meine erste Rede coram rege. Wir wollten am Abend abreisen; allein die Ochsen vom Königsbruder kamen so spät, und als wir einspannen wollten, waren unsere Leute nicht da. Vom Königsbruder hatten wir nur 12 Ochsen für je 12 Pf. St. (240 M.) gekauft; er brachte aber 14, noch zwei kleine, für welche wir nur 9 Pf. St. (180 M.) geben wollten;

allein er antwortete einfach: ‚Entweder nehmt ihr alle 14 für je 12 Pf., oder ich nehme alle Ochsen zurück.‘ Was war zu machen? Wir mußten nachgeben.

27. Juli. Heute ist Sonntag; Todesstille herrscht in der Stadt. Wir dürfen erst um Mitternacht weiterreisen. Von hier gehen wir zu den Amandabelen, zum Kghosi Lo Bengula. Verdoppeln Sie Ihre Gebete!

Soeben schickte Khama einen Boten. Einer von uns, P. Croonenberghs, ging auf den Hügel, um eine Zeichnung zu machen. Drei bis vier Leute kamen und schauten zu im Augenblick, wo der Pater fertig war und wieder zu dem Wagen zurückkehrte. Dem Kghosi war das falsch berichtet, es war ihm gesagt worden, der Pater sei vom Berge vertrieben worden. Deßhalb sandte Khama einen Boten, um sich zu entschuldigen, daß uns das von seinen Leuten geschehen sei. Ein Anderer kam, zu melden, daß das Volk erschrocken sei, weil es P. Minister mit dem Sextanten seine Beobachtungen habe machen sehen."

Und so mußten die Missionäre schweren Herzens dem Könige Khama und seinem Volke Lebewohl sagen, um mehr als 100 Stunden weiter nördlich den durch seine Grausamkeiten berüchtigten Matabelenfürsten Lo Bengula aufzusuchen. Sollte es ihnen dort besser gehen als in Schoschong? Auch dorthin waren ihnen Sendboten protestantischer Missionsgesellschaften vorausgeeilt. Gleichwohl vertrauten sie auf den Herrn und setzten muthig die schwierige Reise fort.

---

8. Die Fahrt nach Tati [1].

(28. Juli bis 17. August 1879.)

Tagebuchblätter des P. Terörde.

28. Juli. Im Augenblicke, wo wir abreisen wollten, waren unsere Treiber nicht da. In einigen Hütten außerhalb der Stadt, wohin Khama alle Diejenigen verwiesen, die nicht zu seinem Volke gehörten, vertranken sie ihr Geld in Kaffernbier. Geld aufbewahren und für die Zukunft sorgen, das verstehen sie nicht. Geld ist für sie ein wahrer Teufel. Ganz betrunken kamen sie heim; zwei von ihnen erklärten, sie wollten nicht weiter mitgehen. In einem Tage waren all' unsere Bemühungen, die Leute zu guten Christen zu machen, vereitelt. So konnten wir um Mitternacht nicht abreisen.

29. Juli. Heute schenkte mir Mr. Rayth einige höchst interessante Gegenstände. Bei der nächsten Gelegenheit werde ich sie nach Feldkirch besorgen. Es sind fünf vergiftete Pfeile von Buschmännern nebst einem Wunderstabe, einem Stabe, woraus das todbringende Gift gewonnen, und einem andern Stabe, an dem das Gift in Gummi bereitet ist: alles das in einem Köcher aus Baumrinde, dabei die dazu gehörenden Bogen. Am Morgen erklärten zwei andere unserer Leute, daß sie nicht mitgehen wollten. Als Khama das hörte, besuchte er uns und entschuldigte sich, daß wir durch das Treiben unserer Leute in seiner Stadt so aufgehalten würden. Nachher ließ er diese Burschen vor sich kommen und erklärte ihnen, daß sie augenblicklich Stadt und Land zu verlassen hätten, wenn sie uns nicht begleiten wollten. Wie feige Buben kamen sie wieder zu den Wagen geschlichen. Bald darauf erschien ein Abgeordneter von Khama, um bei den Buben zu untersuchen, wer ihnen das Bier verabreicht habe. Um 4 Uhr verließen wir Schoschong. 16 von unseren kranken Ochsen wurden an den Limpopo auf die Farm von Mr. Francis geschickt, um sich dort zu erholen und bei Gelegenheit als Wechselgespann zu dienen. Ich glaube, ich darf dreist behaupten, daß mir der Abschied von Schoschong am schwersten

---

[1] Vgl. die Kartenskizze II.

wurde. Es war schon so gut wie ausgemacht, daß ich mit einem Bruder hier eine Mission eröffnen und zugleich in Schoschong eine Verbindungsstation mit dem Innern einrichten sollte. So hart mir auch der Gedanke wurde, mehr als 150 Meilen von jedem Priester entfernt zu leben, in einer Gegend, die für Europäer nichts weniger als gesund ist, so freute ich mich doch unendlich, den armen Verlassenen endlich helfen zu können. Schon hatte ich meine Pläne gemacht, wobei mein Augenmerk vor Allem auf die Jugend gerichtet war. Das steht fest: wohin mich immer der liebe Gott rufen wird, da werde ich zuerst mit den Kindern beginnen. Meine Überzeugung ist, daß wir überhaupt bei diesen Leuten keinen andern Weg mit Erfolg einschlagen können; wir müssen ihnen auf diese Art beweisen, ja handgreiflich darlegen, daß wir aus keinem andern Grunde kommen, als ihnen zu helfen. Das können die Leute nicht glauben. Sie sind so eigennützig, daß sie eine solche Uneigennützigkeit nicht fassen und somit nicht glauben wollen. Ich möchte aber dieses Mißtrauen, das sie in die Missionäre setzen, nicht bloß ihrem Eigennutz zuschreiben; nein, ein großer Theil desselben muß auf die Rechnung der protestantischen Minister gesetzt werden. Sie predigen Uneigennützigkeit und prakticiren mit wahrem Eifer als Cardinaltugend den Eigennutz. „Deßhalb," sagte mir ein Herr, der sich selbst für einen eifrigen Protestanten erklärte, „trauen die Schwarzen selbst unseren Ministern nicht mehr." Hier in Schoschong, dem ehemaligen Sitz von Mackenzie, hüllt man daher den Übertritt dieses Ministers von einem Verkündiger des reinen Wortes Gottes zu einer Magistratsperson der annexirten Länder in das tiefste Geheimniß. Es heißt nur, er sei jetzt in Kuruman als Minister. Wie erstaunt war Khama's Bruder, als ich ihm sagte, Mackenzie sei jetzt Präsident der annexirten Stämme jenseits des Malopo. Ich erklärte ihm, sein königlicher Bruder brauche nicht zu fürchten, daß wir auch nach solchen Würden strebten; wir hätten nicht für Weib und Kind zu sorgen, wir würden uns für alle Mühen und Entbehrungen reichlich belohnt halten, wenn wir die Unwissenden belehren und zum lieben Heilande führen könnten. Er hörte mit dem größten Interesse zu und schickte mir später einen Boten, daß er sich hierüber weiter mit mir zu besprechen wünsche. Allein als er wiederkam, konnte ich kaum noch ein vernünftiges Wort über Religion mit ihm sprechen; er hatte Ochsen zu verkaufen, das war wichtiger. Nur durch die Kinder können wir Einfluß auf die Erwachsenen erwarten; es sei denn, daß der Häuptling eines Stammes zur katholischen Kirche überträte. Dann würde es ein Leichtes sein, den ganzen Stamm zu Jesus zu führen. Wäre z. B. Khama ein so eifriger Katholik, als er jetzt Wesleyaner ist, so würde hier bald die Frömmigkeit der ersten Christen erblühen. Sie begreifen also leicht, wie schmerzlich mir der Abschied von Schoschong sein mußte. Wie viel Gutes hätte da gewirkt werden können! Wie viele Gnaden wurden durch unsere

Abweisung zurückgestoßen! Wir stehen hier vor einem undurchdringlichen Geheimniß göttlicher Fügung und Zulassung. Nisi Dominus aedificaverit domum, in vanum laboraverunt qui aedificant eam! Wenn der Herr das Haus nicht baut, so arbeiten die Bauleute umsonst. Wir ziehen jetzt zu den Amandabelen oder Matabelen, einem Sulu-Stamm unter Lo Bengula. Unsere Aussichten sind nicht günstig. Vor uns her reist derselbe protestantische Missionär, der uns nach Schoschong vorausgeeilt ist. Eine Strecke lang mußten wir unsern alten Weg wieder einschlagen, dann bogen wir ostwärts ab und zogen drei Stunden lang hart an den zerklüfteten Felsenmauern Bamangwato's entlang.

4 Uhr Morgens wollten wir aufbrechen, allein unbegreiflicher Weise waren einige Ochsen entflohen. Umsonst suchte sie Br. Nigg mit den Buben; erst um 7 Uhr fand sie Br. Paravicini an einer Stelle, wo sie Niemand gesucht hätte. Gegen 8 Uhr brachen wir endlich auf; nach $2^1/_2$ Stunden bogen wir um die Bergkette und wendeten uns jetzt nach Nordosten. Vergeblich suchten wir nach Wasser. Wir hofften die Brunnen zu finden, welche wir erst nach fünf Stunden antreffen sollten. Gegen 11 Uhr ließ Br. Nigg bei einer Art Cisterne ausspannen; allein Wasser war nicht zu entdecken. Während wir die heilige Messe lasen, gruben unsere Leute nach Wasser; allein auch das war ohne Erfolg. Wir suchten Alle und entdeckten glücklicher Weise drei Viertelstunden weiter hinauf am Fuß eines vereinzelten Hügels, ungefähr zwanzig Minuten vom Wege, zur linken Seite das ersehnte Wasser. Neben unserem Lagerplatz ist ein kleiner Fluß, aber so ausgetrocknet, daß sein Bett eher einem unvollendeten Straßenpflaster aus mächtigen Quadern gleicht, deren Fugen noch nicht ausgefüllt sind. Am Felsen entlang spazierte eine Heerde Böcke von der Größe und Farbe ausgewachsener Esel[1]. Gegen 2 Uhr überzog sich der Himmel, und gleich wurde es so empfindlich kalt, daß wir ungeachtet der tropischen Region zu unseren nordischen Winterröcken griffen. Von der tropischen Hitze bemerke ich bis jetzt sehr wenig. Es ist wahr, gegen Mittag kann es sehr warm, ja heiß werden; dafür wird es gegen Abend um so kälter; heute sank der Thermometer von 31° am Mittag gegen 8 Uhr Abends auf 2° herab. Um 6 Uhr fuhren wir weiter, nichts ahnend von dem, was wir heute Abend noch erleben sollten. Mein Wagen war der letzte. Nach einer guten Stunde sehe ich den Treiber vom ersten Wagen in der Nähe unseres Wagens. Er ruft meinem Treiber, seinem

---

[1] Wahrscheinlich Wasserböcke, welche die angegebene Größe und Farbe haben und welche auch Mohr (Victoria-Fälle I, 147) in dieser Gegend jagte. Der Wasserbock (Kobus ellipsiprymnus) ist eine stattliche Antilope, beinahe von der Größe eines Hirsches; bei einer Kreuzhöhe von 1,3 Meter mißt er 2 Meter Länge und trägt 80 Centimeter lange, stark geringelte Hörner. Sein grobhaariges Fell hat eine vorherrschend graue Färbung.

jüngern Bruder, zu: „Paß auf! Hot achter!“ Der Treiber lenkt den Wagen geschickt am Loche vorbei ungefähr noch hundert Schritte weit. Da ruft er den Ochsenführer und bittet ihn, einen Augenblick die Peitsche zu halten. Alles das kommt jeden Tag vor und erweckte nicht den geringsten Verdacht. Allein die beiden Treiber blieben nur zu lange aus. Nach drei Viertelstunden weckte ich Br. Nigg, der neben mir lag, und sagte ihm: „Schauen Sie doch, wo die Treiber bleiben; sie sind schon drei Viertelstunden abwesend.“ — „Oh, die werden schon kommen,“ meinte er. Bald hielten alle Wagen vor uns inne, und einer der Leute rief: „Alle Treiber sind fort; ich will sehen, ob meine Decken noch da sind.“ Jetzt stiegen allerlei Vermuthungen auf; nicht bloß zwei, nein, drei Treiber fehlten. Anfänglich hieß es: die haben wieder einen Abstecher in die Kaffernhütte beim Wasser gemacht und sind frech genug, sich erst spät in der Nacht wieder einzustellen. Als wir aber um 9 Uhr Halt machten, überzeugten wir uns, daß sich die Burschen wirklich aus dem Staub gemacht hatten und uns mitten in der Wildniß sitzen lassen wollten. Nicht bloß hatten sie vorher ihre Gegenstände in Sicherheit gebracht, sondern auch den armen Führern manche Gegenstände an Kleidungsstücken entwendet und einem seinen sauern Lohn von 30 Mark abgeschwindelt. Gleich wurde Rath gehalten, was zu thun sei, wenn sie sich wieder einstellen würden. Drei Beschlüsse wurden gefaßt: 1) die Nachtwachen zu verdoppeln, nicht bloß für die Wagen, sondern auch für die Ochsen; denn jetzt wurde uns klar, daß in der letzten Nacht die vier schönen Ochsen nicht von ungefähr von den Wagen weggekommen waren; 2) die drei Treulosen gleich fortzuschicken; 3) Khama und den englischen Residenten in Schoschong von ihrem Verfahren so bald als möglich in Kenntniß zu setzen. In der Nacht blieb Alles ruhig; Niemand zeigte sich; nur die Schakale störten die Stille der prachtvollen, winterlich kalten Nacht.

30. Juli. Mit Hilfe der Brüder fuhren wir um $5^1/_2$ Uhr weiter und erreichten um 7 Uhr den Makalapsi-Fluß, in dem wir aber nach Wasser graben mußten. Von der Kaffernpost, die hier Khama's Heerden bewacht, ritten zwei auf Ochsen in die Residenz, um von dem nächtlichen Vorfalle beim Könige Anzeige zu machen. Wir fanden in dieser Gegend kolossale Steinmassen wie von Menschenhänden zu Pyramiden und phantastischen Burgen aufgethürmt.

31. Juli. Fest unseres heiligen Vaters Ignatius. Messe vor ausgesetztem Allerheiligsten und Segen. Gestern suchte ich nach Blumen für den Altar; aber es findet sich auch nicht das geringste Blümlein, nicht einmal ein frischer, grüner Zweig. Am letzten Ignatiusfeste auf Garina[1] hätte ich nicht geahnt, daß ich das nächste Mal Ignatius im Winter feiern würde.

[1] Das Landhaus des Jesuiten-Pensionates von Feldkirch in Vorarlberg.



Jagd auf Wasserböcke in Süd-Afrika.

1. August. Länger denn zwei und eine halbe Stunde bemühte sich ein nur mit wenig Holz beladener Wagen, aus dem tiefen Flußsande herauszukommen. Ein frisches Gespann von der Kaffernpost mußte ihn herausziehen. Br. Nigg suchte zwei- bis dreihundert Schritt mehr zur Rechten einen bessern Weg. Mit großer Leichtigkeit passirten an dieser Stelle alle unsere Wagen um 6 Uhr Abends. Die Pracht der bitterkalten Winternacht wurde bedeutend gehoben durch den gewaltigen Waldbrand auf einem drei Viertelstunden von unserem Wege entfernten Hügel. Die Scenerie war wirklich großartig. Um 8 Uhr passirten wir den sandigen Milte-Fluß; unter einem Felsen trafen wir nach langem Graben gutes Wasser. Das Flußbett sicherte uns, in der Nacht unliebsamer Weise von dieser Höllengluth erwärmt zu werden.

2. August. Um 4 Uhr wurde aufgebrochen und wir erreichten um $6^3/_4$ Uhr den Towani-Fluß. Wie öde und arm die Gegend ist! Nur Gras, Dornen und Sand! Ungefähr zehn Minuten weit zur Linken fanden sich einige Wasserpfützen für unser Zugvieh. Von hier bis Tati sind wir nur sicher, einmal Trinkwasser zu finden. Vielleicht treffen wir dessen öfter; aber auf diese Ungewißheit hin dürfen wir nicht sündigen. Allen wurde die größte Sparsamkeit im Gebrauche von Wasser anempfohlen. Wehe dem, der es wagte, vom gewöhnlichen Wasser zum Waschen zu gebrauchen. Wenn irgend eine junge Phantasie meinte, diese Reise müsse höchst interessant sein, so könnte allein der Wassermangel sie vom Gegentheil hinreichend überzeugen. Es ist nichts weniger als eine Vergnügungsreise; es ist eine Missionsreise, die schon über drei Monate dauert und noch kein Ende sehen läßt. Oft fehlt das Allernöthigste. Um $4^1/_2$ Uhr passirten wir ohne Vorspann das tiefe Bett des Towani. Auf sandigem Wege trafen wir gegen $6^1/_4$ Uhr einen englischen Arzt, der nach zehnjährigem Aufenthalte am Sambesi in die Kolonie zurückkehrte. Der gute Mann litt augenblicklich sehr stark am Fieber. Er behauptete, das Klima am Sambesi sei durchaus nicht ungesund; nur leide man unter dem Mangel an gehöriger Nahrung; so sei er sieben Monate lang einzig und allein auf Mais beschränkt gewesen. Von ihm erfuhren wir, daß in Chakanieoley Wasser zu finden sei. Wir machten Halt, um noch einige Briefe mit dieser Gelegenheit zu befördern. Diese zufälligen Posten muß man benützen.

3. August. Gegen 4 Uhr fuhren wir weiter; links und rechts stark bewaldete Felshügel; um $6^1/_2$ Uhr waren wir in Chakanieoley — zwei große Wasserpfützen am Fuße eines schönen Hügels, dessen Mannigfaltigkeit an Holzarten wirklich erstaunlich ist. Da traf ich zum erstenmale eine Frucht wie große Billardkugeln, hellgrün, so hart, daß sie mit einem Messer nicht geöffnet werden kann. Auf Steinen zerschlagen, findet man in ihrer äußern Schale an die 20 Nüsse mit gelber Schale

und hellbräunlichem Kern. Weil nicht reif, hatte sie einen bitteren Geschmack; reif soll sie sonst köstlich munden. Die Betschuanen nennen sie Magogatle. Hier traf ich auch den ersten wilden Feigenbaum und eine Euphorbiacee von der Höhe und mit einer Krone wie der Paradiesapfelbaum.

4. August. Um 3 Uhr Nachmittags zogen wir von Chakanievley weiter, ließen $5^1/_2$ Uhr die Ochsen weiden, nahmen unser Abendessen und machten uns, sobald der Mond kam, wieder auf den Weg bis $11^1/_2$ Uhr. Der Weg ist an manchen Stellen sehr schlecht. Bis 2 Uhr wurde gerastet.

5. August. Wir müssen weiter, um Wasser zu finden; rechts und links zahlreiche kleine Hügel, mehrere Flüsse, aber alle echt afrikanisch, d. h. wasserlos. Von 6 bis $7^1/_2$ Uhr wurde ausgespannt, dann fuhren wir bis 10 Uhr weiter, um die heilige Messe lesen zu können. P. Fuchs hat seit einigen Tagen Fieber, das ihn ganz matt und schlaff macht; heute Nacht gesellten sich noch Magenkrämpfe dazu. Er konnte nicht celebriren. Das ist das erste Mal seit Grahamstown, daß einer von uns die heilige Messe aussetzen mußte. Wir haben noch kein Wasser, deßhalb ziehen wir $1^1/_2$ Uhr weiter. Von 3 Uhr ab ging ich dem Wagen voraus. Gemüthlich wanderte ich mit meinem Setschuana-Büchlein etwa gegen $3^3/_4$ Uhr des Weges daher, als ich plötzlich gar unliebsam aus meinen Studien aufgeschreckt wurde. Kaum zwei Schritte vor mir windet sich eine ungeheure Schlange. Das Thier scheint mich nicht zu bemerken; langsam schlängelt es sich, von der Sonne bestrahlt, wie ein Silberaal über die Grasfläche, seinen Kopf rechts und links wendend und hin- und herzüngelnd. Ich hielt mich ruhig und erwartete mit Ungeduld den ersten Wagen. Die Farbe des Ungethüms schien mir hechtgrau, metallschillernd. Auf dem Nacken war eine Figur ähnlich einer arabischen 3 sichtbar. Bald kamen Alle herbei, um das nie gesehene Thier zu betrachten. Br. Nigg sandte ihm eine Ladung Schrot in den Leib. Wie vom Blitz getroffen schnellte es in das Gestrüpp hinein und schlang seinen mächtigen Leib um die Äste. Den Oberkörper bäumend, schnappte es wüthend mit aufgesperrtem Rachen. Da jagte ihm der Bruder einen zweiten Schuß in den Kopf. Das genügte. Es senkte den Nacken und schien todt. Wir warfen ihm eine Schlinge um den Leib und suchten es aus dem Gestrüpp zu ziehen. Allein es klammerte sich so fest, daß es nur mit Mühe losgerissen werden konnte. Um 5 Uhr erreichten wir die „Kopjes"; der Ort hat seinen Namen von zwei Hügeln zur Rechten; ungefähr 10 Minuten vom Lagerplatze, den Hügeln zu, ist eine Art Fluß. Hier fanden wir nach einer Fahrt von $13^1/_2$ Stunden endlich wieder Wasser für Menschen und Vieh. Als wir ankamen, brannte es am Flusse. Gegen 6 Uhr wurde die Flamme so stark, daß wir für die Nacht fürchteten. Die ganze Feuerwehr wurde aufgeboten, um das Feuer zu dämpfen. Allein es war nicht möglich. Wir überließen uns der

Vorsehung. Um 7 Uhr Mittag- und Abendessen. Seit dem Makalapsi-Fluß sehen wir keine Eingeborenen mehr.

6. August. Am Morgen war es sehr kalt. Die Schlange lebte noch. Es soll ein Python sein; sie mißt 2 Meter 92 cm; ihre Zähne, zwölf oben und unten, sind wie Nadeln, an der Spitze nach Innen gebogen. Br. Nigg häutete die Schlange ab; sie ist ungemein fett; wie an eine Schnur gereiht hatte sie zwölf Eier so groß wie Taubeneier und eine Unmasse von kleineren im Eierstock; in ihrem Magen fanden wir die Überreste eines Affen. Wir benutzen das gute Wasser. Unsere Abfahrt wurde auf den folgenden Morgen festgesetzt, weil man meinte, wir hätten nur $2^1/_2$ Stunden bis zum nächsten Wasser zu machen. Sie müssen wissen, daß wir keinen des Weges kundigen Führer haben, sondern nur nach Karten reisen. Ein schwarzer Jäger kam des Weges; man fragte ihn zufällig, ob der Weg nach Palatje gut sei. Verwundert antwortete er: „Ihr seid ja in Palatje; hier ist Palatje.“ Jetzt stellte es sich heraus, daß wir seit $2^1/_2$ Stunden die Kopjes passirt hatten, an dem Felsenhügel, der mitten in der Ebene ungefähr sieben Minuten weit zur Rechten des Weges liegt. Von Palatje bis zu dem nächsten Wasser haben wir 27 Meilen zurückzulegen, deßhalb wurde beschlossen, erst am folgenden Abende aufzubrechen. Wie auffallend, daß an diesem Orte, wo reichliches Wasser sich findet, der Boden sehr gut ist, doch kein Mensch lebt, während fast das ganze Bamangwato-Volk zwischen den wasserarmen Felsen zusammenwohnt!

7. August. Um $3^1/_4$ Uhr verließen wir Palatje; die erste Stunde geht es aufwärts durch tiefen Sand. Um 6 Uhr wurde gerastet. Wir sehen wieder eine prachtvolle Sternschnuppe in einer großen farbigen Feuergarbe daherschnellen. Die Sternschnuppen sind hier so auffallend häufig und großartig schön, wie man sie anderswo, glaube ich, selten sieht. Man könnte sie für herrliche Raketen halten. Sobald der liebe Mond sein Antlitz zeigte, gegen 10 Uhr, wurde weitergefahren bis 2 Uhr, wo die Ochsen gefüttert wurden. Die Gegend, welche wir jetzt durchziehen, heißt auf einer Karte die park like country (das parkähnliche Land). Im Vergleich zu der bisher durchwanderten Strecke verdient sie mit vollem Rechte diesen Ehrennamen. Laubholz verdrängt allmälig die lästigen Dornen und größeres Gehölz tritt an die Stelle des kriechenden Gestrüppes. Im Frühlingsgewande muß die Gegend schön sein. Aber es fehlt das Leben in dieser Wildniß, kaum läßt sich ein Vogel erblicken. Kein Laut einer Axt oder Säge dringt an's Ohr. Dafür arbeitet und wühlt um so zerstörender im Mark der schönsten Bäume das gefräßige Heer der Termiten. Statt sich in Pyramiden und Hügeln, wie anderswo, vor den Augen der Vögel zu schützen, bauen sie hier ihre Thonkanäle in den Baumstämmen und Zweigen aufwärts. Die kleinen Architekten räumen im

Innern das Holz bis auf die letzte Spur weg, so daß nur die äußere Gestalt der Zweige übrig bleibt. Andere führen ähnliche Kanäle in den Schooß der Erde hinab; so maß ich heute einen Kanal, der in gerader Richtung 2,6 Meter tief war. Durch diesen Trichter wird eine Unmasse Grashalme 2c. in die unterirdische Vorrathskammer geschleppt. Um 3 Uhr fuhren wir weiter.

8. August. Ochsenfahrt in mondheller Nacht durch die „parkähnliche Gegend", wo das matte Licht die Bäume zu prächtigen Alleen und Laubgängen zusammenzaubert. Sogar eine vereinsamte afrikanische Nachtigall schlug ihren Triller an, allein sie konnte nicht einmal über das Vorspiel ihrer musikalischen Schwester in Europa hinauskommen. Sie verspricht Schönes; aber man hofft vergebens; stets fällt sie in dasselbe A B C zurück. Von $3\frac{1}{2}$—$5\frac{1}{2}$ fuhren wir auf gutem Wege weiter, hielten neben einem Teiche, der aber vollständig ausgetrocknet war. Um 9 Uhr ging's wieder voran, bis $11\frac{1}{2}$ noch immer kein Wasser. $4\frac{3}{4}$ Uhr wurde wieder eingespannt; nach einer halben Stunde passirten wir den trockenen Serule. Der Fuhrmann des Packwagens fuhr so ungeschickt, daß wir einen Felsen sprengen mußten, um den Wagen loszubringen. Auf der andern Seite des Flusses ändert sich die Landschaft. Eine ungeheuere Staubwolke zieht vor uns her. Um 9 Uhr wurde gerastet; noch immer kein Wasser. Seit dem Makalapsi ist unsere gewöhnliche Kost Schiffszwieback mit aus Speck gewonnenem Schmalze, Erbsensuppe mit Speck und der unvermeidliche Hafermehlbrei.

9. August. Von Mitternacht fuhren wir bis $2\frac{1}{2}$ Uhr; dann eine Stunde Rast, in der aber die armen Ochsen nicht fressen wollten; sie sind zu durstig; wild, fast wüthend sind sie. Von $3\frac{1}{2}$—$7\frac{1}{2}$ arbeiteten wir uns weiter, ließen zur Rechten eine Kette von mehr denn 20 Hügeln liegen und machten unmittelbar am Fuße des äußersten derselben Halt. Nach allen Anzeichen zu schließen, muß in der bessern Jahreszeit eine Unmasse von Böcken auf diesen zerklüfteten Felsen hausen. Um 11 Uhr brachen wir wieder auf, passirten bald einen trockenen Fluß, den Kuil, und erreichten auf sandigem Wege um 2 Uhr den Fluß Ikuku, wie Bailie ihn nennt, oder Kukwe, wie ihn Andere heißen. Die Ochsen konnten nicht mehr. Wir gaben uns alle an's Graben und waren so glücklich, reichliches und gutes Wasser zu finden, besonders an einer Stelle, die etwa 25 Minuten weiter hinauf von der Trift unter einem schönen Kohlenbaum gelegen ist. Wie mit Telegraphendrähten schien die Kunde vom Wasser über das Land hin verbreitet; ganze Wolken von Vögeln, besonders Rebhühner, kamen über das Wasser gefallen.

10. August. Fest des hl. Laurentius. Heute ist es ein Jahr, daß mir der liebe Gott die unschätzbare Gnade ertheilte, zu diesem großartigen Apostolate auserkoren zu werden. Ihnen, hochwürdiger P. Provinzial,

schulde ich nach dem lieben Gott diese unverdiente Auserwählung. Empfangen Sie hier nochmals meinen Dank, den ich Ihnen heute Morgen im heiligen Meßopfer schon durch St. Lorenz abstatten ließ. Hier erneuere ich wiederum die inständige Bitte, doch meiner oft beim heiligsten Herzen Jesu zu gedenken, damit ich allezeit und überall ein gefügiges Instrument in der Hand unseres guten Meisters sei![1]

Am Morgen starker Reif. Auf einer ziemlich weiten Felsenfläche an einem Nebenfluß des Kukwe fand ich eine weiße Masse, die etwa einen Zoll dick das Gestein überkrustet hatte. Der Geschmack derselben glich dem der Magnesia. Unterwegs traf ich einige Gruben, welche früher zum Elephantenfang gedient haben mögen. Gegenwärtig scheinen diese Thiere auf dem ganzen weiten, wüsten Gebiet von Mangwato ausgerottet zu sein.

11. August. Wir hofften, nach einer Fahrt von zehn Stunden wieder auf Wasser zu treffen. Richtig wurde es Abend, bis Br. Nigg in der Dunkelheit einen hellen Streifen zu bemerken und das Wasser erreicht zu haben glaubte. Es war aber nur ein versandeter Fluß, der Tscheib (Jeib) oder Lotlokane. Schon der erste Wagen blieb in dem unergründlichen Sande stecken. Wir brauchten fast zwei Stunden, um durchzukommen. Es ist richtig, wie mir ein erfahrener Afrika-Reisender schon in Kimberley gesagt hat: auf dieser Reise brauche man nur zwei Sachen, 1) eine ruhige Geduld und 2) eine geduldige Ruhe. Zuletzt gewöhnt man sich daran, jeden Tag ein paar Mal stecken zu bleiben. Br. Nigg kürzt uns diese langen Stunden mit seinem unverwüstlichen Humor.

12. August. Wir kamen an 15 sehr zerklüfteten Granithügeln vorbei. An ihrem Abhang spärliches Gestrüpp und einige Bäume. Um 8 Uhr erreichten wir den ersten Hügel; auf einem der letzten, der hart an den Weg stieß, hielten die Murmelthiere ihren Tanz in der Morgensonne, bald kreuzte ein kleiner Fluß unsern Weg. Eine Stunde später standen wir vor dem Umthlosan-River, wo wir Wasser zu finden hofften, aber keines entdeckten. Wir lasen die heilige Messe und frühstückten dann um $11^1/_2$. Augenblicklich um 12 Uhr ist es so heiß, daß man nicht weiß, wo man sich vor den brennenden Sonnenstrahlen bergen soll, während man noch vor fünf Stunden frieren mußte. Das ist ein Reisen! Um 3 Uhr brachen wir auf; um fünf Uhr hatten die Wagen, jeder mit Vorspann, den sehr tiefen, sandigen Fluß passirt, um $5^3/_4$ Uhr stand der letzte Wagen vor dem Mathloso- oder Makalaktsi-Fluß. Hier fanden wir, nachdem wir schon zur Linken durch Graben auf Wasser gestoßen, auch

---

[1] Die „Tagebuchblätter" des seligen Missionärs waren zunächst für den hochw. P. Provinzial der deutschen Ordensprovinz bestimmt. Wir wollten die obige Stelle und ebenso die unter dem 15. August folgende nicht unterdrücken, weil sie lautes Zeugniß von der innersten Herzensstimmung des seeleneifrigen Schreibers dieses Reiseberichtes gibt.

zur Rechten zwischen den Felsen reichliches Wasser für Vieh und Menschen. In der Nacht kamen Hyänen und Schakale ganz nahe an unsern Wagen. Die zwei Zelte und die vier Wagen sehen aus wie ein Dorf und scheinen diesen unliebsamen Gästen Respect einzuflößen.

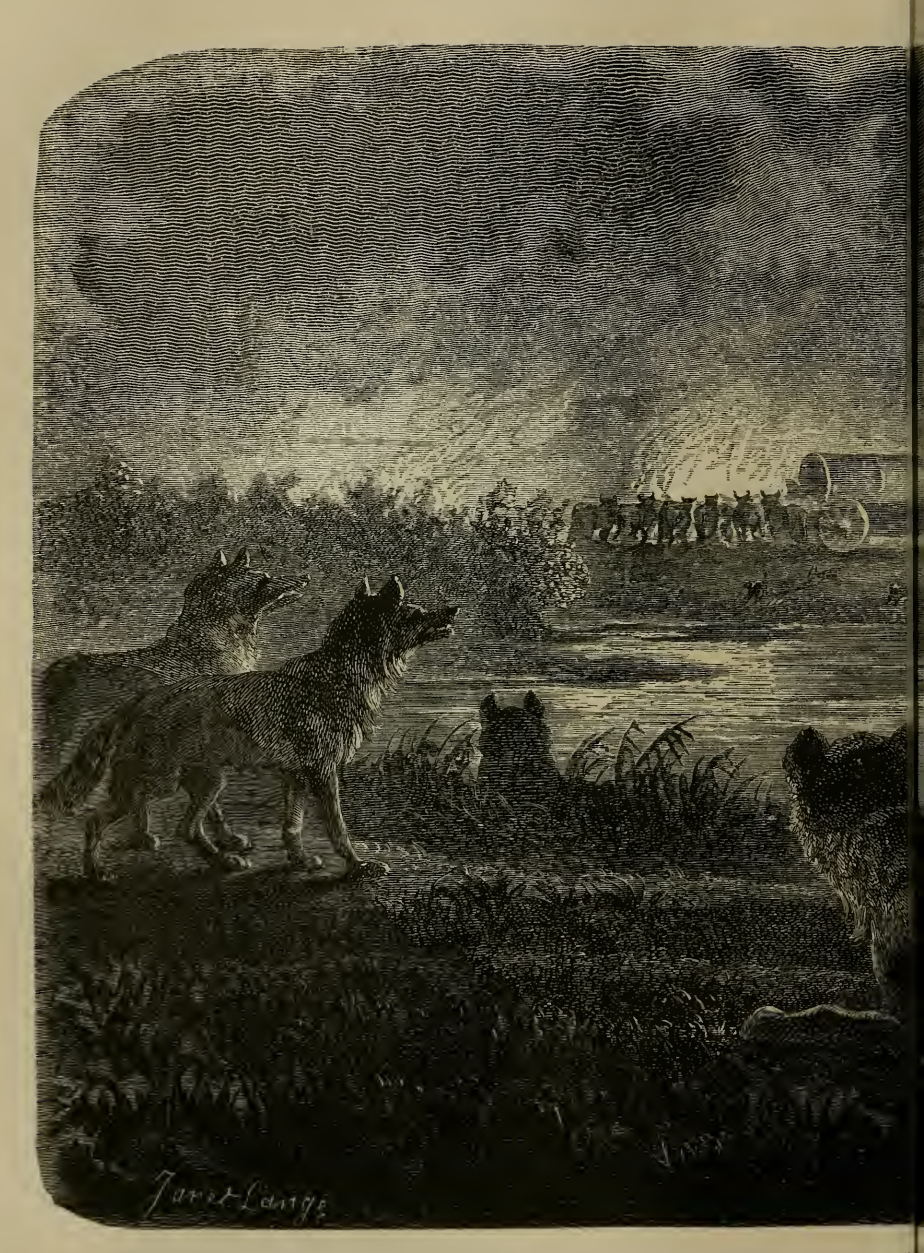
13. August. Fest des seligen Johannes Berchmans. Zwei Deichselbäume, welche bei unsern letzten Sandfahrten gebrochen waren, mußten reparirt werden. Wir fanden hier zum ersten Mal Blumen von herrlicher Farbenpracht, aber ohne Wohlduft.

14. August. Ein halbes Stündchen von unserm Lagerplatz entdeckte ich zwischen Granitfelsen einige kleine Weiher, die uns nach so langer Zeit einmal die Erquickung eines Bades gewährten. Der ausgetrocknete Strom, an dem wir lagerten, ist hier fast so breit wie der Vaal oder Oranje-Fluß und von ansehnlichen Felseninseln unterbrochen. Zur Regenzeit mag er recht romantisch aussehen. Die Flüsse und Flüßchen, die wir zu passiren hatten und die meist nur zur Regenzeit Wasser haben, entspringen den Granitkuppen, welche zerstreut von Schoschong bis hierher liegen und bis zu 250 Meter über die Fläche emporsteigen. Gegen 4 Uhr fuhren wir durch das breite Sandbett. Nachts mußten Feuer zum Schutz gegen die Hyänen angezündet werden, die sonst bis an die Wagen herankommen und selbst das Lederzeug derselben annagen.

15. August. Mariä Himmelfahrt. Feierliche Messe vor ausgesetztem hochwürdigstem Gut und Segen. In der heiligen Messe dachte ich ganz besonders jener theuern Mitbrüder, welche sich heute durch die letzten Gelübde ganz dem lieben Gott und der Gesellschaft weihen durften. Vielleicht ist gar Mancher darunter, der sich in dem vierten Gelübde ganz besonders dieser Mission weiht, welche wir mit Gottes Hilfe zu eröffnen trachten! Glücklich, wer dazu auserkoren wird, aber glücklicher noch, wer wirklich voll des Geistes Gottes, und ausgerüstet mit den Eigenschaften und Tugenden, welche in den Arbeitern einer solchen Mission erfordert werden, zu diesen armen Völkern eilt, von denen unser R. P. General schreibt: misereor super tot miserorum turbam (Mitleiden fühle ich über die Schaar so vieler Bemitleidenswerther). An Opfern und Abtödtungen wird's ihm nicht fehlen, heißt es in demselben Brief, sed ea Societas nostra non recusare nec exhorrescere consuevit, imo veluti sibi proprias appetere et forti animo subire (aber unsere Gesellschaft ist nicht gewohnt, sie zurückzuweisen oder vor ihnen zurückzuschrecken, nein, vielmehr dieselben als ihren ganz besonderen Antheil zu wünschen und mit Starkmuth zu ertragen). — Heute fand ich eine vollständige Schlangenhaut, so schön abgestreift, daß selbst die Kopfhaut bis ins Kleinste erhalten war. Wie ein schöner Teppich breitet sich über unserem Lagerplatz ein kleines, höchst auffallendes Blümlein aus. Ich lege ein Exemplar bei. Dann mühsame Fahrt durch eine 21 Meilen lange, wasserlose Strecke. Wir passirten den Sandfluß.

16. August. Der Weg wieder höchst beschwerlich, bald sandig, bald felsig. Man braucht gute Peitschen und großen Vorrath von „Sheys": so nennt man die Seitenhölzer der Joche. Seit Palatje, also 10 Tage lang, ist uns kein Mensch begegnet. Khama's Hauptstadt hat an diesem sogen. „Durstland" eine mächtige Befestigung. Wer will es mit einem Heere durchziehen, um vor die Felsenmauern Schoschongs zu bringen? — Um $3\frac{1}{2}$ Uhr waren wir aufgebrochen, um $8\frac{1}{4}$ erreichten wir den Fluß Schascha oder Schaschi, zwar 123 Schritt breit, aber ebenfalls wieder ein Steppenfluß, der nur zur Regenzeit fließt. Er nimmt sämmtliche vom südwestlichen Theil der Sambesi-Wasserscheide kommenden Gewässer in sich auf — und soll gegen Ende September, wenn Gewitter mit heftigen Regengüssen an der Tagesordnung sind, ein ganz gewaltiger Strom sein. Jetzt war er versandet, und wir kamen um 5 Uhr glücklich mit unsern Wagen hinüber. An seinem Ufer begegneten uns die ersten wilden Strauße. Sie waren aber pfeilschnell auf und davon, ehe Br. Nigg sich schußfertig machen konnte. Er hätte gewünscht, sie hätten doch der Fabel gemäß den Kopf in einen Busch gesteckt und auf ihn gewartet. Mauch berichtet, daß hier der Löwe zu Hause ist und daß es für ihn keine Seltenheit war, große Familien von 12—16 Stück bei Tage zu erblicken. Vor 14 Tagen soll hier noch ein Sulu von diesen Raubthieren zerrissen worden sein. Um 5 Uhr setzten unsere Wagen, jeder mit 28 Ochsen bespannt, über den versandeten Fluß. Von allen Seiten schleppten wir dann Holz herbei, um uns gegen den nächtlichen Besuch der Raubthiere zu schützen.

17. August. Um 4 Uhr wurde wieder eingespannt, um $7\frac{1}{2}$ Uhr erfreute uns Br. Nigg mit dem Rufe: „Aussteigen! Tati! Goldfelder!" Vor dem sandigen Tati-Fluß, der hier so breit wie der Schascha, welcher ihn aufnimmt, machen wir Halt. Auf dem andern Ufer, in einem Thale von schönen, reichlich mit Cactusbäumen, Akazien und Mimosen bedeckten Hügeln eingefaßt, liegt der Ort Tati. Sieben in halb europäischem Stile erbaute Wohnungen bilden die Stadt; zwei davon sind vollständig verlassen. Die eine ist ein relativ prächtiges Haus, von dem frühern Unternehmer der Goldmine aufgeführt; in demselben steht noch eine gut erhaltene Maschine für die Minen. Alles ist im Stich gelassen. Niemand kümmert sich augenblicklich um die Goldschätze, welche der Schöpfer hier in den Schooß der Erde versenkt hat und welche 1866 von einem Deutschen, Karl Mauch aus Ludwigsburg (Württemberg), entdeckt wurden. Wie die Leute versichern, ist noch jetzt sehr viel Gold zu finden. Trotzdem wohnen nur 19 Weiße hier, Weiber und Kinder mitgerechnet. Einer davon, Hr. Philipps, ist ein Engländer, die Andern sind Holländer. Rechnen Sie dazu 20—30 Schwarze, Arbeiter der Weißen, und Sie haben die ganze Bevölkerung. Die Meisten sind Jäger; für die Jagd der Elephanten, die hier noch sehr zahlreich sein sollen, müssen sie jährlich dem Inkhosi der Matabelen eine



Ungemüthliches Stä



ꞏen in Süd=Afrika. Zu Seite 136 ff.

Summe von 600–1200 Mark entrichten; anderes Wild dürfen sie frei schießen. Sie leben einzig von der Jagd; Gärten oder Felder sieht man nicht; nicht ein einziges Gemüse, nicht einmal Melonen konnten wir haben. Für eine Ziege mußten wir 12 Mark 50 Pf. zahlen. Diese Leute erwarteten uns schon vor zwei Monaten. Allerhand Gerüchte waren uns vorausgeeilt. Anfangs hieß es, wir wären Portugiesen; dann aber, wir wären Römer, d. h. Heiden. Nirgendwo blieben wir bei unserer Ankunft so unberücksichtigt, wie hier; Niemand kam zu dem Wagen. Nachher klärte sich Alles auf. Einer der Jäger, der trotz des Verbotes seiner besorgten Ehehälfte uns besuchte, sagte, man meine hier allgemein, daß wir nicht einmal an Jesus Christus glaubten, daß wir eine Frau anbeteten und Jesus Christus nur als einen großen Mann ehrten. Er fragte direct einen von uns, ob er denn wirklich an Jesus Christus glaube. Bald aber war die öffentliche Meinung vollständig geändert. Noch an demselben Abend besuchten uns die meisten Männer.

Abends theilte uns P. Superior mit, daß er hoffe, hier die in Schoschong verunglückte Zwischenstation zu errichten, und daß er nach zwei Tagen mit P. Minister und einem Bruder sich nach Ng'obuluweyo [1], dem Haupt-Kraal des Königs der Matabele, begeben würde, um die Erlaubniß zu erbitten, in seinem Reiche weiter voranreisen und uns niederlassen zu dürfen. Wir bleiben inzwischen hier bei unsern Wagen und studiren die Landessprache, nämlich Sulu; ich muß aber mit dem Studium der Setschuana-Sprache fortfahren. Wann P. Superior zurückkehren wird, ist ungewiß; der Weg ist zehn Tagereisen mit den Ochsenwagen; wahrscheinlich wird es lange dauern; denn Lo Bengula hält bekannter Weise die Europäer unter allerhand Vorwänden hin, um ihnen recht viele und große Geschenke abzuzwacken. Die ganze Nacht hatten wir Musik von Hyänen, Wölfen und Schakalen.

[1] Der Name ist zusammengesetzt aus Nga (bei, in, zu) und dem Zeitwort bulala (erschlagen, tödten), bedeutet also „Zum Erschlagenen". Die Engländer schreiben „Gubulawayo".

9. Auf den Goldfeldern von Tati.

(September und October 1879.)

Gerade vier Monate hatten die Missionäre von Grahamstown bis auf die Goldfelder von Tati gebraucht; 121 äußerst beschwerliche Reisetage! Welche Anstrengungen diese Fahrt mit den schweren Wagen durch öde, weg- und wasserlose Strecken, über Berg und Thal, durch Flüsse und Bäche und tiefen Sand erforderten, erhellt schon aus der Thatsache, daß sie von den 64 in Grahamstown angekauften Zugochsen nur noch sieben Stück lebendig bis nach Tati brachten; alle andern hatten unterwegs um schweres Geld ersetzt werden müssen. Glücklicher Weise war der Gesundheitszustand der Missionäre trotz aller Strapazen bis dahin ein durchaus befriedigender gewesen; nur P. Fuchs hatte etwas gelitten; jetzt aber wurde auch P. Croonenberghs recht bedenklich gichtkrank, und Alle begannen mehr oder weniger die Folgen des Klimas, der übergroßen Anstrengungen und Entbehrungen zu empfinden.

Das allein schon wäre ein Grund gewesen, Tati zu einem längeren Aufenthaltsorte zu wählen. Nachdem aber die Niederlassung in Schoschong gescheitert war, empfahl sich dieser Ort am meisten zur Gründung einer nothwendigen Zwischenstation; denn unmöglich konnte man ohne alle weitere Verbindung bis zum Sambesi vordringen oder sich in das Herz des Matabelenreiches hineinwagen. Tati liegt an der Stelle, wo sich die Wege nordwärts zum Sambesi und nordostwärts nach Gubuluwayo, der Hauptstadt Lo Bengula's, trennen, und wenn es auch augenblicklich nur eine sehr spärliche Bevölkerung hat, so ist doch Aussicht vorhanden, daß der unterbrochene Betrieb der Goldminen wieder aufgenommen werde. In diesem Falle würden aber bald wieder Tausende hier zusammenströmen, und eine hier gegründete katholische Missionsstation müßte offenbar von der höchsten Bedeutung sein. Diese Gründe bestimmten den Obern P. Depelchin, an den Ufern des Tati sofort eine Niederlassung zu errichten, wenigstens eine provisorische. Hier sollten sich die Kranken zunächst erholen, dann alle ihre Rastzeit zur eifrigen Erlernung der Landessprache verwenden; endlich hatten sie ihre achttägigen, von der Regel vorgeschriebenen geistlichen Übungen zu

machen, um in Gebet und Betrachtung neue Kraft für die künftigen Leiden und Opfer zu gewinnen.

Man schlug also, zunächst am rechten Ufer des Tati, ein Lager auf: die Zeltkapelle, eine ärmliche Rohrhütte, die Wagen und endlich ein stark-umhängter Ochsenkraal bildete die Missionsstation „von der guten Hoffnung", wie P. Terörde sie in seinen Briefen nannte. In der Folge zogen die Missionäre auf das linke Flußufer hinüber und richteten sich dort in einem unbewohnten „Hause" etwas besser ein. Eine anschauliche Beschreibung dieser Niederlassung findet sich unten in den Tagebuchblättern des seligen P. Terörde unter dem Datum des 10. October.

Die ersten Eindrücke der Goldfelder beschreibt uns P. Depelchin wie folgt:

„Tati-Fluß. 21° 29′ südl. Breite, 27° 52′ westl. Länge von Greenwich. Soeben überschritten wir die Grenzen des früheren Reiches von Monomotapa; dieser Name soll nach Mr. Baines ‚Land der kostbaren Dinge' bedeuten — und wirklich, wir betreten diese Gegend durch ein ‚goldenes Thor'. Sobald die Kunde der von Karl Mauch entdeckten Goldlager sich verbreitete, strömten Abenteurer von allen Theilen der Welt an die Ufer des Tati, um nach dem kostbaren Metalle zu suchen. Nach ziemlich zuverlässigen Angaben soll sich das Minengebiet nicht weniger als 85 (engl.) Meilen in die Länge und bei 60 Meilen in die Breite erstrecken. Der Schascha und seine beiden Zuflüsse, der Tati und Ramaqueban, führen Goldsand, und alle Hügel längs der Ufer dieser drei Flüsse bergen Adern von Goldquarz. Die Hauptminen von Tati sind im Besitze Sir John Swinburns. Da aber Sir John nur der Präsident der Londoner Gesellschaft war, welcher Lo Bengula die Ausbeutung der Minen zugestanden hatte, bestritt man ihm das Recht, auf eigene Faust sich besondere Looſe zu kaufen. Darüber entspann sich in England ein Rechtsstreit, der seit Jahren dauert und noch nicht beendet ist. Die Folge davon war der Ruin der Minenarbeit und der Bankerott vieler Actionäre. Die Gesellschaft bezahlt jedoch noch immer, um ihre Rechte aufrecht zu halten, jährlich 400 Mark an Lo Bengula; denn für diesen Bettel hatte der Matabelenfürst die Ausnützung der Goldfelder den Engländern überlassen.

Auf die ersten Berichte hin bildeten sich mehrere Gesellschaften zum Ankaufe von Minen. Im Jahre 1869 wurden zahlreiche Proben von Goldquarz an die Bank von England geschickt und die Analyse ergab einen sehr reichen Goldgehalt. So enthielt z. B. die Probe Nr. 4 von der Alliance-Mine beinahe 40 Unzen Gold, 5 Unzen auf eine Tonne Quarz; ja eine andere Probe gab sogar 26,8 Unzen Gold und 31½ Unzen Silber auf eine Tonne, und die Gegend ist in der That reich an Goldquarz. Gleichwohl machten alle diese Gesellschaften Bankerott, weil es an genügendem Kapital fehlte und weil die Transportmittel nicht erschwungen werden

konnten. Jetzt sind die Goldfelder von Tati, wo man das kostbare Metall mit Füßen tritt, eine Ruinenstätte. Ich sah die große Maschine, welche zum Zermalmen des Goldquarzes mit großen Kosten von London hierhin gebracht wurde, umgestürzt im Sande neben dem Flußufer liegen. Wenn aber diese Gegend, wie sehr wahrscheinlich ist, dereinst mit den englischen Colonien Südafrika's vereint wird, muß der Abbau dieser Minen wieder aufgenommen werden, und große Erfolge sind zu hoffen.

Zur Regenzeit im Sommer soll diese Gegend sehr ungesund sein, und viele Bergleute starben am Sumpffieber. Wahrscheinlich ließe sich mit wenig Mühe durch die Anlegung einiger Gräben die Malaria vertreiben. Daß übrigens hier einige allen möglichen Ausschreitungen ergebene Abenteurer starben, beweist nach meiner Meinung noch keineswegs, daß die Gegend ungesund sei. Ich glaube, eine kleine Niederlassung unserer Mission wäre hier in Tati ganz am Platze; es ist der Mittelpunkt zwischen dem Transvaal, den Ländern am Ober-Sambesi und Gubuluwayo. Der Weg zu den Victoria-Fällen führt über Tati. Wer weiß, ob Tati mit seinen Goldminen nicht in wenigen Jahren eine bedeutende Stadt wird wie Kimberley? In diesem Falle würden die wenigen Bewohner von heute den Kern einer großen künftigen Missionsstation bilden.

Für den Augenblick sind freilich die Goldfelder und das Thal des Tati wiederum das Heim der wilden Thiere geworden. Nachts verführen sie einen schrecklichen Lärm; die Wölfe heulen, die Schakale bellen, die Hyänen winseln und manchmal mischt ein Löwe sein Brüllen in das grausige Concert. In der That wagte eine Hyäne sich bei Nacht in unser Lager und benagte einige Knochen, die am Feuer, kaum zehn Schritte von unseren Wagen liegen geblieben. Manchmal findet man die verstümmelten Leichen unvorsichtiger Kaffern. Ein schreckliches Beispiel möge genügen. Wenige Tage vor unserer Ankunft verführte ein Kaffer die Magd eines Weißen, seine Stammgenossin, zu heimlicher Flucht mit ihm. In der Nacht machten sie sich miteinander fort, wagten aber nicht, ein Feuer zum Schutze gegen die wilden Thiere anzuzünden, aus Furcht, sich durch den Schein den Verfolgern zu verrathen. Gegen Morgen stürzte sich ein Löwe, der auf Beute ausging, auf die Flüchtlinge, faßte den Mann am Genick und schleppte ihn davon. Mit verzweifeltem Geschrei rannte das Kafferweib fort. Wenige Schritte von dem Platze verschlang das Raubthier einen Theil des unglücklichen Menschen und barg den Rest unter einem Busche für ein späteres Mahl. Die Jäger von Tati kamen auf das Geschrei des Weibes zur Stelle, fanden aber nur die blutigen Überreste. Etwas später trafen sie auch den Löwen und erlegten ihn. Der Jäger, der das Raubthier tödtete, hat uns selbst den Schauplatz dieser schrecklichen Tragödie gezeigt, der ganz in der Nähe ist."

Schon am zweitfolgenden Tage hatte P. Depelchin den Entschluß ge-

faßt, zu Tati eine vorläufige Niederlassung zu gründen. Am 19. August schrieb er in sein Tagebuch: „Wie bereits bemerkt, ist Tati ein Mittelpunkt, in dem sich die Straßen von Schoschong, dem Sambesi und Gubuluwayo schneiden. Unklug wäre es, zu so vorgerückter Jahreszeit bei der bevorstehenden Regenzeit an den Sambesi zu gehen und über den Strom setzen zu wollen, und so beabsichtige ich, einen Theil der Karawane in Tati zu lassen und inzwischen mit P. Law und einem Wagen Lo Bengula zu besuchen, um zu sehen, ob uns dort das Glück nicht günstig sei."

Am 20. und 21. August traf P. Depelchin die Vorbereitungen zu dieser wichtigen Reise. Der 22. August brachte dann vor dem Abschiede noch eine kleine, aber ergreifende Feier. Br. de Vylder, ein früherer päpstlicher Zuave, legte seine Gelübde ab. „Während der Messe," schreibt P. Depelchin, „nahm ich Br. de Vylders Gelübde entgegen. Das Zelt, welches unsere kleine Kapelle bildet, ist unter einem großen Baume am rechten Flußufer aufgeschlagen. Der Altar war zu dieser Feier geschmackvoll geziert. Einige aus unserer Schaar sangen fromme Lieder während der Messe; die Gelübdeablegung war sehr einfach, hatte aber die Weihe großer Andacht. Der alte Krieger von Mentana war bis zu Thränen gerührt. ‚Als ich Tronchiennes[1] verließ,' sagte er, ‚habe ich ja prophezeit, ich würde meine Gelübde im Innern Afrika's unter irgend einem großen Baume ablegen, und so ist es heute eingetroffen. Gott sei dafür gedankt.'"

Am folgenden Tage brach dann P. Depelchin mit P. Law und dem Br. de Sadeleer auf zu dem neuen apostolischen Unternehmen. Ein Briefträger hatte soeben die Kunde von dem Siege der Engländer über die Sulukaffern bei Ulundi gebracht. Diese Nachricht eilte den Missionären in die Hauptstadt Lo Bengula's voraus; sie hofften davon einen günstigen Eindruck, da sie mit Empfehlungsschreiben des englischen Gouverneurs der Capkolonie ausgerüstet waren. Der Abschied der Missionäre war rührend. „Wir umarmten uns und ich gab Allen meinen Segen," erzählt P. Depelchin; „dann schieden wir mit Thränen in den Augen, indem wir uns gegenseitig Gott und seiner Gnade empfahlen."

Für den Augenblick wollen wir die drei Missionäre der Hauptstadt des Matabelenreiches zuziehen lassen und uns noch etwas bei den in Tati Zurückgebliebenen aufhalten, die nunmehr P. Blanca als ihren Obern haben. Ihr Leben theilt sich in Gebet und Studium der Sprachen und ist ziemlich einförmig. Aber auch in dieser Lage suchten sie nach Kräften am Heile ihrer Mitmenschen zu wirken und so ihren apostolischen Eifer zu bethätigen. Nicht ohne Rührung wird man folgende Zeilen P. Croonenberghs' lesen, der auch inmitten seiner Gichtschmerzen seinen Besuchern aus seeleneifrigem

[1] Noviziat der belgischen Provinz.

Herzen ein Wort der Erbauung und Belehrung zu sagen wußte. Dieselben sind einem Briefe an seine Familie in Hasselt entnommen.

„So lange wir hier in Tati sind, erweisen uns der englische Agent Mr. Philipps und die fünf Familien der holländischen Jäger (Boernjagers) die größte Freundlichkeit. Alle ihre Jagdbeute theilen sie mit uns. Nach unserer Fastenkost in der Wüste sind die Hammelkeulen — nicht von Schafen, sondern von Antilopen — und die Giraffenbraten durchaus nicht zu verachten, namentlich für einen ausgehungerten Magen. Was mich betrifft, konnte ich von diesen sehr substanziellen Geschenken keinen Gebrauch machen. Ich wurde nämlich am 25. August, zwei Tage nach der Abreise P. Depelchins nach Gubuluwayo, krank an einem heftigen Rheumatismus in allen meinen Gliedern. In meinen Knabenjahren, als ich noch Student im Colleg de la Paix zu Namur war, litt ich oft an diesem Übel; aber seit 18 Jahren hatte ich keinen derartigen Anfall mehr. Dank der Vorsehung, daß diese Krankheit mich während unseres Aufenthaltes in Tati, und nicht während der Reise in dem schüttelnden und stoßenden Wagen befiel! Ich wurde mit aller erdenklichen Sorge und Hingebung gepflegt, nicht nur von unsern Patres und Brüdern, sondern von allen Weißen, die mit ihrer großmüthigen Liebe wetteiferten. Zunächst hoben sie mich aus meinem Wagen und bereiteten mir ein gutes Bett in dem Zelte, das bisher als Kapelle diente; dann mietheten wir eine kleine Hütte, und bald hoffen wir, eine größere, eines der sechs Häuser von Tati zu erhalten. Die Boeren überhäuften mich mit Dienstleistungen und Aufmerksamkeit; ja sie stritten sich um die Freude, mir etwas bringen zu können, namentlich seitdem ich in der Reconvalescenz bin. Manchmal brachten sie ganze Tage an meinem Lager zu und hörten mit Freude und Rührung, wenn ich ihnen von Gott redete, von unserm Heilande, von der seligsten Jungfrau, von der heiligen katholischen Kirche, unserer guten Mutter, von ihrer Geschichte, ihren Kämpfen, ihren Leiden, ihren Triumphen. Die Liebe, die sie mir bewiesen, wird gewiß ganz besondere Gnaden auf sie herabziehen. Die Männer beschenkten mich fast täglich mit irgend einem Stücke ihrer Jagdbeute; die Frauen brachten frischgelegte Hühnereier — eine wahre Kostbarkeit hier zu Lande; die Kinder beschenkten mich mit Kuchen und Geißmilch, oft auch boten sie, was sie mit ihren jugendlichen Waffen erlegt hatten, Tauben, junge Papageien u. s. w. Ich benützte diese Besuche, um den guten Leuten, und namentlich den Kindern die Grundwahrheiten unserer heiligen Religion einzuprägen. Hätte ich nur einige von den kleinen flämischen Mechliner Katechismen gehabt!

Gestern, Sonntag den 14. September, waren alle 21 Europäer von Tati, wie auch am vorigen Sonntage, gegenwärtig bei unserem Hochamte. Die deutschen Patres sangen ihre schönsten Lieder und P. Blanca hielt eine treffliche holländische Predigt über die Einheit der Kirche. Nach dem

Gottesdienste genossen wir mit den Boeren eine freundschaftliche Mahlzeit; sie waren über unsern Gottesdienst und über die Herzlichkeit unseres Umganges mit ihnen ganz entzückt. Auch sie gaben uns Beweise ihrer Freundschaft. Ich auf meinem Schmerzenslager redete bald mit dem Einen, bald mit dem Andern vertraulich über die Grundwahrheiten unserer Religion. Unsere ‚Jagers‘ hörten aufmerksam zu und schienen großes Vergnügen an der Erörterung religiöser Fragen zu finden. Es sind einfache und schlichte Leute, und wie mir scheint, ist das Himmelreich nicht fern von ihnen. Gestern noch sagte unser bester Freund und Beschützer hier in Tati, C. . . C . . . ., beim Abschiede zu mir: ‚Och! lieve Heer Croonenberghs, maar al mijne familie is gereformeert! Hoe zal ik alleene katholijk worden?‘ (Ach! lieber Herr Croonenberghs, meine ganze Familie ist reformirt! Wie kann ich allein katholisch werden?) Laßt uns für diese guten Leute beten, daß Gott sie die Wahrheit erkennen lasse und ihnen den Muth gebe, sie auch offen zu bekennen!“

Mit Sehnsucht erwarteten die Missionäre Nachrichten vom Hoflager Lo Bengula's. Endlich kamen Briefe; sie lauteten aber nicht sehr hoffnungsvoll, so daß P. Fuchs an den deutschen Ordensprovinzial unter dem 29. September ziemlich niedergeschlagen berichtete: „Der zweite Versuch unseres hochwürdigen P. Superior, der sich, wie Sie wissen, mit P. Law zu Lo Bengula begeben, um die Erlaubniß einer Niederlassung im Matabelen-Lande einzuholen, scheint ebenfalls zu scheitern. P. Law kann sich noch nicht hinreichend verständlich machen, und so sind sie genöthigt, sich protestantischer Dolmetscher zu bedienen. Zwei protestantische Minister sind überdieß thätig, alle unsere Versuche unwirksam zu machen.“

Auch die ersten Nachrichten P. Terörde's lauten wenig ermuthigend:

„Am 23. August reiste P. Depelchin mit P. Law und dem Br. de Sadeleer zum Matabelenkönig Lo Bengula ab. Am 12. September erhielten wir die ersten Nachrichten über seine Reise, welche vom 3. September aus Ischoscheni datirten: ‚Gestern sind wir glücklich hier in dem Residenz-Kraal des Königs Lo Bengula angelangt. Heute werden wir ihn besuchen. Die Umstände sind ein wenig peinlich. Denn er bereitet sich auf eine neue Hochzeit vor, durch die er zu seinen bisherigen Frauen noch neun weitere erhalten wird, darunter die Tochter Umsila's, des Königs des gleichnamigen Stammes. Alles feiert deßhalb hier. Vorgestern wurden fünfzig Ochsen geschlachtet, und heute Abend ist großes Volksfest. Wir hörten den Nationalgesang; er tönt prachtvoll. Beten Sie viel; hier wäre ein reiches Feld.‘

Lo Bengula hatte bis jetzt schon 16 Weiber, die hauptsächlich damit beschäftigt sind, ihm Bier zu bereiten. Ist menschlicher Weise wohl viel von einem solchen König zu hoffen? Und überdieß eilt uns noch der protestantische Sendbote voraus. Beten wir. Da muß Gott helfen.

Am 15. September lief ein zweites Schreiben von P. Superior ein, nach welchem vorläufig unsere Aussichten nicht günstig stehen. Vor Ende eines Monats darf er kaum auf eine Antwort hoffen. Die Festlichkeiten müssen erst alle vorüber sein. Vor einigen Tagen kamen die Europäer durch die Ungeschicklichkeit eines schwedischen Kaufmanns in größte Gefahr. Dieser war nämlich Schuld, daß der Knabe eines der vielen königlichen Weiber einen Krug des Königs zerbrach. Lo Bengula ward darüber höchlich aufgebracht, beschied die Sippen des Knaben vor sich und ließ an ihnen seinen Groll aus. Dieselben ergrimmten nun auch, schoben alle Schuld auf die Europäer und wiegelten das ganze Volk gegen sie auf. Glücklicher Weise konnten diese noch rechtzeitig beim König Gehör finden, so daß der Sturm beschwichtigt wurde; der Schwede aber wird doch wahrscheinlich das Land verlassen müssen. ‚Um uns zu zeigen,‘ schreibt P. Depelchin, ‚daß er uns seine Freundschaft nicht entziehe, schickte uns Lo Bengula am nächsten Tag einen Bock.‘“

Das fernere Leben und die Ereignisse der ersten zwei Monate in Tati beschreibt uns das Tagebuch P. Terörde's wie folgt:

„Wir hier in Tati warten mit christlicher Geduld und studiren mittlerweile die Sprache. Obgleich es hier bis zum 21. September Winter ist, haben wir schon eine Hitze wie in den Hundstagen: was wird das für ein Sommer werden? Zum Schutz gegen Sonne und Wind haben wir uns aus rohen Baumstämmen eine Hütte errichtet, fünf Meter lang, drei Meter breit und zwei Meter hoch, mit Gras bekleidet. Das ist einstweilen unsere ‚Residenz der guten Hoffnung‘. Wir befolgen da ganz die Tagesordnung unserer Häuser; die Glocke ruft pünktlich zu den einzelnen Übungen. Um nach so langer Zeit wieder einmal etwas Gemüse zu haben, haben die Brüder einen kleinen Garten angelegt. Salat und Erbsen wachsen gut, müssen aber täglich Morgens und Abends fleißig bewässert werden. Vom 30. August bis Mariä Geburt machte ich mit einem englischen Bruder die Exercitien; jetzt sind P. Fuchs und Br. Nigg damit an der Reihe.

Wie gnädig die Vorsehung über uns waltete, daß sie uns Alle auf der Reise vor Krankheit bewahrt hat, das sehen und fühlen wir erst jetzt recht, da der gute P. Croonenberghs nun schon drei Wochen an der Gicht leidet und kein Glied mehr rühren kann. Wir richteten ihm in einer der Zeltkapellen auf Kisten und Heu ein Lager her; während des Tages ruht er im Schatten der Hütte. Unter unserem Zugvieh ist die lange befürchtete Lungenseuche ausgebrochen; einen Ochsen mußten wir schon erschießen, sieben andere scheinen bereits von der Seuche angesteckt.

Im letzten Brief sprach ich von der sonderbaren Stimmung, die wir hier unter den Leuten vorfanden. Am zweiten Sonntag nach unserer Ankunft wurde durch ein feierliches Hochamt unsere neue Wohnung eingeweiht.



Die Goldfelder von Tati.

P. Blanca, der jetzt unser Oberer ist, celebrirte. P. Fuchs, ich und Br. Nigg bildeten den Chor. Wir sangen ‚Großer Gott, dich loben wir‘, ‚Gelobt sei Jesus Christus‘, ‚O Christ, hie merk‘ und ‚Dem Herzen Jesu singe‘. Alle Männer des Dorfes wohnten der Feierlichkeit bei. Nach dem Evangelium predigte P. Blanca in einer der Lage der Zuhörer angemessenen Weise über das ‚Eine Nothwendige‘. Beim zweiten Hochamte waren alle Einwohner, 19 an der Zahl, zugegen. Es sind brave, aufrichtige Leute, welche die Wahrheit suchen. Wir sind vorläufig für unsern Lebensunterhalt auf ihre Jagdbeute angewiesen. Einer von ihnen, ein armer Krüppel, der uns sehr zugethan ist, schoß bald nach unserer Ankunft innerhalb zweier Tage drei Giraffen. Das Fleisch dieser Thiere ist jetzt unser gewöhnliches Gericht. Neben denselben kommen auch die Kuhantilope, das Gnu und der Strauß ziemlich häufig vor. Fast jede Nacht haben wir die Musik von Wölfen, Hyänen und Schakalen; bisweilen läßt auch der König der Thiere seine Stimme erschallen. Dem Jäger, von dem ich eben sprach, wurde vorige Woche nicht weit von hier sein einziges Pferd von Löwen zerrissen. Acht Tage vor unserer Ankunft wurde ein Eingeborner hier von einem Löwen überfallen und umgebracht. Nur etwa 100 Schritt von unserem jetzigen Lagerplatz hatte er sich hinter einem Busch neben einem hochlodernden Feuer zur Ruhe gelegt. Aber der Löwe ließ sich das Warten nicht verdrießen. Sobald gegen Morgen das Feuer zu erlöschen begann, fiel er über den Mann her. Die Jäger trafen den Löwen noch neben seiner Beute, kamen aber zu spät, um den Mann zu retten. Obwohl die Löwen nicht mehr so zahlreich sind, wie zu Mauchs Zeiten, ist es doch nicht gerathen, sich unbewaffnet weit hinauszuwagen. Wir haben uns deßhalb neben unserer Hütte einige Spazierwege angelegt, die indeß bei der drückenden Hitze nur Morgens und Abends zu benützen sind. Den Tag über treibt die Sonne Jedermann in den Schatten der Hütte. Von Mosquitos haben wir nicht zu leiden, wohl aber von Fliegen und von den unverwüstlichen Ameisen. Wenn wir bei Tische sitzen, krabbeln sie zu Hunderten auf dem Tisch herum, so ungenirt, als ob sie auch zur Gesellschaft gehörten. Das sind die ganz kleinen, dunkelrothen. Die weißen bekleiden mit unbeschreiblichem Fleiße die Pfosten unserer Hütte mit einer Erdkruste, um, wenn diese einmal vollendet ist, die Balken von innen zu zernagen und unsere Hütte umzustürzen. Wir sind deßhalb genöthigt, jeden Tag sorgfältig ihr Werk zu zerstören und uns so gegen diese heillosen Umsturzbestrebungen sicher zu stellen.

16. September. Wir mußten wieder zwei Ochsen erschießen; ebenso mußten zwei von den Ochsen, welche wir am Limpopo zurückgelassen, wegen derselben Krankheit getödtet werden.

17. September. Außer P. Croonenberghs sind nun auch noch zwei andere Patres und ein Bruder erkrankt. Die Hitze und der Mangel

an guter, abwechselnder Nahrung setzt uns stark zu. Bis gegen 4 Uhr Nachmittags kann und darf man sich kaum geistig oder körperlich anstrengen.

18. September. Unser Freund und täglicher Besucher, Herr Philipps, war seiner Zeit der treue und unzertrennliche Begleiter Mauchs. Er entdeckte mit ihm das erste Stück Gold hier, dessen Werth in Europa auf 200 Thaler geschätzt wurde. Er war auch mit dabei, als Mauch dem ‚deutschen Wurstbaum‘ seinen Namen gab. Da nämlich Mauch zum ersten Mal diesen Baum sah, rief er aus: ‚Da hängen ja Würste!‘ Ein Anderer fügte bei: ‚Und zwar deutsche!‘ Daher hat der Baum seither seinen Namen.

19. September. Als Br. Nigg heute hart an unserer Hütte einen Termitenbau weghackte, sah er zu seinem Schrecken, wie sich plötzlich aus dem Gebüsch eine Schlange von vier bis fünf Fuß Länge aufrichtete. Ihre Farbe und Zeichnung waren von außerordentlicher Schönheit. Seit dem 11. Juni zum ersten Mal wieder einige Regentropfen.

21. September. In der Nacht regnete es stark. Der Frühling ist im Anzug. Überall drängt sich das erste zarte Grün durch. Die Kameeldornbäume mit ihren flachen Kronen stehen in ihrem schönsten Schmuck. Der Regen hält den ganzen Tag an, wie an einem nassen deutschen Herbsttag; in unserer luftigen Behausung war er nicht eben sehr angenehm.

22. September. Heute bekamen wir zum ersten Mal Büffelfleisch. Es schmeckte gut. Ein Jäger des Dorfes hatte zwei von einem Rudel erlegt, das 15 zählte. Seit wir hier sind, erlegten die Jäger an großem Wild zwei Büffel, zwei Giraffen, ein Kudu und einen Strauß, außerdem zahlreiche kleine und größere Böcke.

24.—28. September. Abscheuliches Wetter! Es schüttete an einem fort, so daß uns in der Hütte kaum mehr ein trockenes Plätzchen blieb. Bei Tisch ging es uns wie den Juden, die mit der einen Hand die Kelle, mit der andern das Schwert führen mußten: wir hielten in der einen Hand die Gabel, in der andern den Regenschirm, um nur einen trockenen Bissen zu bekommen. Einer der Jäger will Tati verlassen: wir denken daran, sein Strohdach zu beziehen, obwohl dasselbe nach allen Seiten durchlöchert ist. Denn es ist noch nicht abzusehen, wie lange wir hier bleiben müssen. Mit December tritt die gefürchtete Regenzeit ein. Niemand hält es für gerathen, während derselben weiterzureisen, zumal nicht zum Sambesi. Der augenblickliche Regen soll eine ausnahmsweise Erscheinung sein.

28. September. Heute traf ein Brief von P. Superior ein, mit dem Datum Gubuluwayo, 23. September:

„Unsere Unterhandlungen mit Lo Bengula sind so weit wie am Tage

unserer Ankunft. Die Festlichkeiten sind ein Vorwand, unsere Angelegenheiten immer weiter hinauszuschieben. Vielleicht wird morgen oder übermorgen die Hochzeit stattfinden. Hoffentlich werden wir dann ankommen können! Wären wir nur der Sprache mächtig! Jetzt müssen wir Dolmetscher nehmen, und diese sind sämmtlich Protestanten. Zwei protestantische Sendboten arbeiten unaufhörlich gegen uns. Betet, vertraut, studirt! Unser Ochsenhüter verliert bei dem fortwährenden Daggarauchen seinen Verstand; durch seine Schuld kamen uns für drei Tage alle unsere Ochsen abhanden. Eines Abends stahl ein Sulu dem Br. de Sadeleer seinen Hut. Als der König das erfuhr, sagte er: ‚Weßhalb haben Sie nicht auf ihn geschossen?'"

Da thut Geduld noth! Welche Kosten, welcher Zeitverlust bei so geringer Aussicht auf Erfolg!

29. September. Unseren Kranken geht es wieder besser, auch P. Croonenberghs und Br. de Vylder.

30. September. Am Morgen konnte man am Flusse die Spuren von einem Trupp Löwen verfolgen. Wir erfuhren, daß Cetywayo (spr. Ketschwayo) auf Robben-Eiland untergebracht ist. Er hatte sich in einem dichten Walde verschanzt. Seine eigenen Leute verriethen den Engländern seinen Schlupfwinkel. Da wurde er sammt zwölf seiner Hauptleute (Induna) zum Gefangenen gemacht. Sein Land theilten die Sieger in 13 Distrikte und stellten es unter einen von den Engländern eingesetzten einheimischen Induna. Die Sulu sind unstreitig die besten, wildesten Krieger diesseits des Sambesi; aber der Krieg darf nicht lange dauern, sonst werden sie dessen überdrüssig.

Mr. Philipps gibt gegen die Aussage vieler Anderer die Zahl der eigentlichen Weiber von dem 50jährigen Lo Bengula, Königs der Matabelen, auf 20—25 an. Nach seiner Aussage ist eine große Weiberzahl für gewöhnlich nur ein Beweis des Reichthums, ein Theil des königlichen Schatzes. Mosilikatse, der Vater von Lo Bengula, hatte 400 Weiber. Aber so viele wolle er doch nicht nehmen, sagte Lo Bengula zu seinem Freunde Philipps. Die eigentliche Ceremonie der Heirath dauert einen ganzen Tag. Von Morgens früh bis Abends spät wird getanzt. Auf dem Tanzplatze liegt ein Kalabasch, eine Schnur mit Perlen und ein Assegai. Ein Kalabasch ist eine Wasserflasche, aus einer Art Kürbis gemacht, der nur zu diesem Zwecke gezogen wird; eine Assegai ist eine zweischneidige Speerspitze auf einem leichten, 1,3 bis 1,5 Meter langen Stocke; ohne diese Waffe sieht man selten einen Eingebornen. Plötzlich wird der Tanz unterbrochen, die Braut zerschlägt den Kalabasch und gießt das Wasser herum, reißt die Perlenschnur auseinander und streut die rothen Kügelchen in die Winde, nimmt die Assegai unter den Fuß, zerbricht, zerstückelt sie und eilt davon. Dieß ist der Sinn ihrer Ceremonie: so lange nicht alles

Wasser wieder in den Kalabasch, so lange nicht alle Perlen wieder an derselben Schnur, so lange nicht die Assegai wieder ganz ist, so lange gehöre ich dir. Sobald sie davoneilt, rennt ihr Alles nach, holt sie ein und bringt sie in die Hütte, und nun ist sie des Mannes Frau. Alle Frauen müssen erkauft werden. Die Mädchen sind des Vaters Werkleute und ihre Dienste will er nicht umsonst verlieren. Die Lage der jungen Leute ist härter. Der älteste Sohn erbt Alles; nur des Vaters Weiber gehören dem Bruder des Vaters. Hätte der Vater keinen Bruder mehr, so können die Weiber nach einiger Zeit in ihre Familien zurückkehren. Zu unserem größten Troste erfahren wir hier, daß am Sambesi, ja schon am dritten Flusse von hier sehr viel wilder Wein gedeiht. Einer der Jäger brachte heute Bohnen und Kürbisse, die er uns bei den fünf Tagereisen entfernten Makalakas für Perlen, Messer &c. erhandelt hatte. Eine angenehme Abwechslung für unsere Küche. Wir hofften auch eine Art Kartoffeln zu bekommen, allein es war nicht die rechte Jahreszeit. Die Makalakas sind Ackerbauer; ihr reichlich bewässertes Land liefert Mais, Reis, verschiedene Erbsenarten. Eine dieser Arten wird ungefähr 30 cm hoch, treibt eine gelbe Blüthe, die sich beim Verblühen auf oder besser in die Erde senkt und da ihre Hülsenfrüchte hervorbringt; ungekocht schmecken sie wie frische Erbsen, gebraten wie Haselnüsse und geben ein gutes Dessert. Aus dieser Frucht wird viel Oel gewonnen. Das Kafferkorn der Makalaka soll vorzüglich sein. Sie verfertigen auch allerhand Werkzeuge aus Eisen und Kupfer, und verarbeiten durch einen ziemlich vollendeten Gerbeproceß Ochsenhäute u. dgl. zu Mänteln und Schilden von großer Dauerhaftigkeit. Der Makalaka wird als ein listiger, geiziger Kamerad geschildert, feig im Krieg, tollkühn auf der Jagd. Livingstone verzweifelte an ihrer Christianisirung und wurde ihr Herr Doctor. Der Stamm ist jetzt Sklave der kriegerischen Matabelen.

1. October. Monate fliegen dahin. Man weiß oft nicht, an welchem Tage man ist. Angelpunkt der Zeitrechnung ist die 14tägige Post. Heute fand ich auch hier eine Baumwollenstaude mit feiner Wolle. Als wir, P. Blanca, P. Fuchs und ich ruhig in der Hütte studirten, ruft auf einmal P. Fuchs: „P. Terörde, neben Ihnen ist eine Schlange." Wirklich, kaum eine Spanne von mir kriecht ein solches Thier, so groß wie die, welche der Bruder am 19. September neben der Hütte tödtete. Wie unheimlich das ist! Da läßt man sich die Unmasse von Fliegen und Ameisen noch gerne gefallen, wenn nur diese unliebsamen Besucher wegbleiben. Um 4 Uhr hatten wir in der Hütte 26° R., an derselben Stelle Abends 9 Uhr 21° R.

2. October. Vor Sonnenaufgang ließ sich ein Trupp Löwen in der Nachbarschaft hören; um 5¼ Uhr Morgens 14° R., um 9 Uhr schon 20° R.

3. October. Am Abend vorher waren zwei schwache Ochsen nicht heimgekommen. Wir glaubten, daß sie sicher den Löwen zum Opfer fallen würden. Allein die Vorsehung bewahrte sie. Wir fanden sie wohlbehalten in der Richtung, wo die Löwen bemerkt worden waren. Um 5¼ Uhr Morgens 13° R., um 11½ Uhr 26° R. Hätten wir nicht eine beständige Brise, so würde es nicht zum Aushalten sein. Beim Sonnenuntergang saß ich am Ufer des Flusses. Da kam die schwarze Jugend des Dorfes, um ihr beliebtes Sandbad zu nehmen. Erst legten sie sich auf den Bauch, dann rollten sie sich über die Sandfläche und verkrochen sich zuletzt so tief als möglich im Sand. Auf einmal springen sie auf und beginnen ihre gymnastischen Übungen und Luftsprünge. Um 6 Uhr Abends 28½° R.

4. October. Unser Trinkwasser wird schlecht und der Durst größer. Um 10 Uhr bekam ich einen Anfall, bis 2 Uhr mußte ich in einem fort brechen. Die Schwäche machte mich ohnmächtig. Ein Bruder hatte denselben Anfall. Was konnte die Ursache sein? Am Morgen hatte ich ein Stückchen von einer Ochsenleber gegessen. Das ist nach meiner Ansicht der einzige Grund. Andere, die am folgenden Tage trotzdem davon nahmen, spürten ähnliche Effekte. Nach meiner Meinung sind die inneren Theile gesunder Thiere in dieser heißen Zone einem nicht akklimatisirten Magen wenig zuträglich. Immerhin will ich das frische Herz eines frischgetödteten Elephanten ausnehmen, das von allen hiesigen Jägern als ein Leckerbissen erster Klasse gepriesen wird. Aber nur wenn das Herz gleich ausgenommen wird. Kein Thier soll so schnell in Fäulniß übergehen, als ein Elephant. Vor Sonnenuntergang zeigte der Thermometer in der Hütte 29½° R.

5. October. Ich konnte doch die heilige Messe lesen, Hochamt mit Predigt. Um 10½ Uhr hatten wir im Hause 27°, im Wagen 29½° R., im Schatten draußen 32° R. Die Buben tödteten zwischen dem Wagen eine 1,5 Meter lange Schlange. In unserer Hütte fängt es bereits an zu schneien; die verschiedenen Insekten und Würmer sind so im Holz am Arbeiten, daß ein beständiger Holzstaub herabfällt. Vor December würde das ganze Prachtgebäude einstürzen. Nur das innere rothe Holz des Eisenbaumes widersteht den Ameisen und kleinen schwarzen Würmern. Es scheint, daß hier in Afrika jede Holzart auch ihren betreffenden Zerstörungswurm hat. Mr. Francis in Mangwato hatte vor einigen Jahren eine Kiste mit 200 Gewehren in seinem Hause. Nach nicht langer Zeit waren die Schäfte von den Gewehren vollständig zerfressen. Vor einem Monat machten wir eine großartige Entdeckung. Afrika-Reisende schreiben und sprechen viel von einem moderähnlichen Geruch, den sie bald stärker, bald schwächer bemerkten. Wie sie, so meinten wir auch lange Zeit, daß er von den in Fäulniß übergegangenen Pflanzen und Holzarten

oder von Cadavern herrühre. Dem ist aber nicht so. Es ist nichts Anderes, als die Ausdünstung der großen schwarzen Termiten (Ameisen). Auf unserem Lagerplatze wehte uns der Wind oft diesen üblen Geruch entgegen. Drei Tage lang suchten wir nach der Ursache. Da öffnete Br. de Vylder zufällig einen in der betreffenden Richtung liegenden, bewohnten Termitenbau. Es schlug ihm ein solcher Modergeruch entgegen, daß er's kaum davor aushalten konnte. Es war nicht etwa ein Grab, wozu die Eingeborenen diese Hügel wohl benutzen, sondern nichts Anderes als eine Behausung von Millionen von diesen schwarzen Ameisen. Man braucht nur eine einzige von diesen Termiten unter dem Fuße zu zerdrücken, um sich von ihrem durchdringenden Geruch zu überzeugen. Abends Gewitter mit leichtem Regen.

6. October. Es weht ein entsetzlich heißer Wind. Der Jäger Vermaag kehrt von der Jagd zurück. Er schoß ein Zebra, ein Kudu und eine Straußenhenne; auch erbeutete er 14 Straußeneier. Ein Ei ist so groß wie eine mittelmäßige Kegelkugel, nur etwas länglich; über die Spitze mißt es 47½ cm, über die Mitte 43 cm; es muß mehr denn drei Pfund wiegen. Er fand 17 Eier im Neste; drei waren von Schakalen zerbrochen. Er brachte uns zwei Eier. Eine Schale werde ich aufbewahren. Zum ersten Male aßen wir Zebra. Gebraten ist das Fleisch vortrefflich. Mancher selbst von den Jägern will nicht davon essen — weßhalb? — weil es eine Pferdeart ist. Wir fanden es aber Alle sehr gut und würden Gott danken, wenn es uns nie daran fehlen würde. Die Zebras sind ungemein fett. Minder gut fanden wir das Fleisch von Straußen; es ist zu dürr, zu trocken. Vielleicht hängt das von der Art der Zubereitung ab. Die Leute schickten uns den Flügel einfach unter der Asche gebraten. Mr. Vermaag und Mr. Philipps corrigirten ein wenig unsere Straußenkenntniß. In den Naturgeschichten heißt es gewöhnlich, daß die Strauße das Ausbrüten der Eier der Sonne und dem heißen Sande überlassen. Das scheint sich aber nicht so zu verhalten. Sie fanden Nester von 50—60 Eiern, von 4—6 Hennen zusammen gelegt auf Torfboden oder in dem Sande. So lange noch Eier gelegt werden, ist das Nest nicht bewacht. Das mag zu der Meinung geführt haben, daß das Ausbrüten der Sonne überlassen wird. Kommt die Brütezeit, dann ziehen sich alle andern Weibchen zurück; nur ein Weibchen und ein Männchen übernehmen das Ausbrüten, sie wechseln im Sitzen ab. Diesen gehören auch nachher die Jungen. Aber wie ist es möglich, daß ein Thier eine solche Masse Eier bedecken kann? Erstens müssen wir nicht vergessen, welche Masse langer Federn und welche breite, große Flügel ein Strauß hat; dann, bevor sich das Weibchen zum Brüten niedersetzt, kratzt es rund um die Eier den Sand zu einem Walle zusammen; in dieser runden Umzäunung liegen die Eier nebeneinander. Natürlich 50—60 Eier nehmen eine zu große Fläche ein; es müssen einige

Eier über den Damm herunterrollen. Diese bleiben an der Außenseite liegen, um den Küchlein, sobald sie auskriechen, als Nahrung zu dienen. Wenn ich von 50—60 Eiern in einem Neste spreche, so heißt das nicht, als wenn das die gewöhnliche Zahl sei; nein, gewöhnlich sind weniger darin; 50—60 war das höchste, das diese Jäger gefunden. (Das ist in mancher Beziehung neu, aber durch lange Erfahrung zweier tüchtiger Jäger bestätigt. Die Kalahari, jene warme Graswüste, ist die eigentliche Heimath des Straußes.) Unterwegs traf Mr. Vermaag einen Rudel von 20 Zebras. Er schoß eines, schnitt ein gutes Stück für uns ab und ließ alles Übrige liegen. Weil er keinen Wagen mehr hat (am Sambesi verlor er alle seine Ochsen), so muß er sich mit seinem Pferde hauptsächlich auf die Straußenjagd verlegen. Das bringt auch am meisten ein; die Federn von einer Henne sind hier 200—300 Mark, die eines Hahnes 500 Mark werth.

7. October. Heute verließen zwei Familien Tati. Jetzt bleiben noch zwei junge Leute und Mr. Vermaag mit Frau und drei Kindern. Die Brüder machen das eine verlassene Haus für uns zurecht.

8. October. Windiges, kaltes, regnerisches Wetter. Wir konnten nicht schnell genug zu den Winterkleidern greifen. Als der Bruder das Abendessen bereitete, kroch ihm eine Schlange an die Beine. Der Schlangen gibt es hier sehr viele und große, darunter 12—15 Arten von Giftschlangen; einige zeigen sich bei Tag, andere im Dunkel.

9. October. Am Morgen Wetter wie gestern, am Mittag $28^1/_2{}^0$ R.

10. October. Fest des hl. Franz Borgias. Heute verließen wir unsere Hütte auf der rechten Seite des Tati, passirten den 100 Schritt breiten Fluß und bezogen unser neues Haus auf dem andern Ufer. Das Haus ist aber nur neu für uns, sonst ist es eine alte Baracke. Denken Sie sich ein immenses Strohdach, darunter eine 12 Meter lange, 5 Meter breite und 2,3 Meter hohe Wand aus Lehm und Kuhdünger; auf allen Seiten steht das Dach 2,3 Meter über und wird von 1,3 bis 1,6 Meter hohen Pfosten getragen; so haben wir eine Veranda mit fortwährendem Schatten und frischer Luft. Auf der Nordseite ist eine Thüre, wenigstens ein Loch dafür; auf derselben Seite sind vier, im Osten und Westen jedesmal eine viereckige Öffnung, die als Fenster dienen. Das Innere zerfällt in drei Gemächer. Die Thüre führt in das mittlere, größere, welches als Refector, Studirzimmer 2c. dient; zur Rechten ist ein kleineres als Vorrathskammer und einige Betten; das zur Linken ist durch eine Decke in zwei Theile getheilt, wovon der eine als Kapelle und der andere als Krankenzimmer benützt wird. Vom Treppensteigen haben wir wenig zu leiden. Der Theil oberhalb der Zwischenwände bildet bis zum Giebel ein Fach. Das Auge schweift bis in die höchste Spitze, an manchen Stellen bis hinauf zum hohen Sternenhimmel. Selbst am Tageslicht sieht das

Auge Sterne: zahllose Punkte an den Sparren, welche die großen Spinnen mit ihren schneeweißen Geweben umkleiden. An Farbe und Stärke gleichen sie vollständig einem Stückchen blendend weißer Seide über eine kleine Öffnung gespannt. Für Spinnenfreunde ist es ein wahrer Spinnenhimmel. Immerhin ist das Gebäude ein schönes Geschenk des heiligen Borgias. Es bietet uns gar manche Vortheile. So sind wir in der großen Stadt Tati, hart an den Goldschätzen, und vielleicht gar auf Goldgrund; was aber von größerer Wichtigkeit ist: wir haben so eine schöne Lage, den höchsten Punkt von der Niederlassung mit einer großartigen Aussicht und einer beständigen Brise. Hoffentlich bietet uns dieses alte Dach einigen Schutz zur Regenzeit, welche Ende November eintritt und nach allen Schilderungen gar entsetzlich sein muß. Wie kommen wir in den Besitz dieses Palastes? Nichts einfacher als das. Dem letzten Insassen wurde vom Eigenthümer in Potchefstroom gesagt: „Wenn du wegziehst, so schließe das Haus ab.“ P. Superior meinte, wir könnten das Haus ebenso gut beziehen, schrieb dem Eigenthümer, wir würden das Haus benützen, und damit war Alles abgemacht.

11. October. Heute nach dem Frühstück besuchte ich die alten Goldminen neben unserem Hause; zwei Schachte sind 23 Meter tief. Dann waren wir mit der großartigen Einrichtung des Hauses beschäftigt. Ich ziehe aber vor, mein altes Nachtquartier im Wagen zu behalten. Bei der Umsiedelung fanden wir, wie die Ameisen den ganzen Boden einer großen Kiste aufgefressen hatten. Bei der gegenwärtigen Frühlingswitterung können wir kaum drei Tage lang etwas Fleisch aufbewahren.

12. October. Ich glaube, gar Mancher von uns dankte heute Abend dem Himmel für das gastliche Obdach, das er uns hier bereitet. Um 6 Uhr stand im Westen der ganze Himmel im Feuer. Blitz an Blitz fuhr den Horizont hinauf. Mehrere Feuerzickzack zugleich züngelten an den düsteren Wolken empor, und garbenähnliche Lichtbündel gossen ihren blendenden Glanz über den geheimnißvollen Hintergrund. Donner rollte auf Donner. Aus dem Osten her zogen andere Gewitter dem aus dem Westen kommenden entgegen. Ein gewaltiger Sturm kündigte ihren Zusammenstoß über Tati an. Das wird einen Regen geben, sagte der Eine zum Andern. Und was kam herunter? Einige wenige Tropfen. So soll es hier oft gehen. Mit Gewißheit erwartet Jeder einen starken Regen und doch Alles zieht vorüber.

13. October. Es scheint, daß das Unwetter die Post von Bamangwato und Matabele verzögert hat. Nach dem Frühstück schoß der kleine Junge von Mr. Vermaag einen Igrit, einen schnee-, lilienweißen Vogel; unter dem Halse und auf dem Kopfe trägt er ein Häubchen von röthlichblonden kurzen Haarfedern; auf dem Rücken liegt eine Lage von gleichen, aber langen Haaren. Sein Schwanz ist kaum bemerkbar, der Schnabel

ist 6—8 cm, die Beine 20—25 cm lang, beide wie aus dem feinsten gelben Wachs geformt. Einen eleganteren, coketteren Vogel habe ich selten gesehen. Nur vereinzelt findet er sich hier. Indien soll seine Heimath sein."

Fügen wir diesen Blättern aus dem Tagebuche P. Terörde's auch noch einige Bruchstücke aus den Notizen des kranken P. Croonenberghs bei, so werden wir uns ein ziemlich genaues Bild des Lebens der kleinen Tati-Niederlassung in den Monaten September und October 1879 entwerfen können.

„29. September. Bei unserer Ankunft in Tati vor sechs Wochen beeilten wir uns, allerlei Gemüse zu säen, als: Zwiebeln, Lauch, Erbsen, große Bohnen u. s. w. Alles keimt und sproßt bereits, daß es eine Freude ist, und schon essen wir eigenen Salat und eigene Rettige. Wohlgemerkt, alles das gewinnen wir einer ausgedörrten Erde ab, für deren Begießung das Wasser im Flußbette aus einer Tiefe von 2,6 Meter gegraben und geschöpft werden muß. Würde man hier artesische Brunnen bohren, Dämme aufwerfen und Wasserbehälter bauen, und auf solche Weise ein regelrechtes Bewässerungssystem in Stand setzen, so würde diese vor Dürre lechzende Ebene rasch eine reiche Vegetation entfalten.

Während unseres Aufenthaltes verlegen wir uns mit verdoppeltem Eifer auf die Erlernung der Landessprache. In Bälde werde ich auch wieder meinen Pinsel hervornehmen und meinen photographischen Apparat aufstellen, den ich bisher aus Mangel an Wasser und der nöthigen Muße nicht hatte benützen können.

7. October. Soeben habe ich vor der Thüre unseres Häuschens sitzend einen saftigen Zebrabraten und ein Stück Straußenflügel vertilgt: Geschenke unserer braven Jäger, die mich während meiner Reconvalescenz ganz verhätscheln und verwöhnen. Zu meinen Füßen spielen 20 kleine, winzige Spatzen mit rothem Schnabel und bepurpurten Flügeln, äußerst naive und zudringliche Thierchen. Sie kommen und picken bis unter meinen Fußsohlen die Brosamen und trockenen Körner unseres Hirsebrodes auf. Das ist ein Trippeln und Stoßen, ein Umherflattern, Vor- und Rückwärtshüpfen. Sie sind nur bange vor den Mauerameisen, deren es hier zahllose gibt. Noch vor einem Monate lagen hier abgestorbene Pflanzen und vertrocknete Kräuter in einer Dicke von 5 cm aufgeschichtet. Die Hufe unserer Ochsen, das Hin- und Hergehen unserer Leute, Regen und Wind haben Alles zerstreut, und das Werk der unterirdischen Arbeiterinnen ist in vollem Gange. Tausende von Ameisen sind geschäftig, die Pflanzenhalme sind gleichsam lebendig geworden und kreuzen sich in wirrer Unordnung, bis sie endlich in einem Loche verschwinden. Schon früher habe ich von den Riesenbauten gesprochen, in welchen diese Thierchen ihre Nahrung für den Winter aufspeichern.

Ungefähr 100 Schritte von hier ragen zu unserer Rechten die Moro-Berge empor, die Stätten der verlassenen Goldminen. Auf der ganzen Ebene ist keine Spur von Vegetation zu sehen, nur an den Ufern wasserreicher Flüsse, wie der Limpopo ist, kann ein Baum sein Dasein noch fristen; denn während die Giraffen die Äste der Bäume bis zu einer Höhe von 7 Meter abreißen, zerfressen die Ameisen deren Wurzeln, und Stürme, Trockenheit und Brände vernichten Sträucher, Gebüsche und jegliches Leben. Alles das lichtet und klärt immer mehr auch die noch jungfräulichen Wälder Afrika's; höchst selten nur findet man noch einen Baum, der 50 Jahre steht. Von der furchtbaren Schnelligkeit, mit der die Zerstörung im Pflanzen- wie im Thierreich hier zu Lande fortschreitet, machen Sie sich keinen Begriff. Nicht die geringste Schuld an diesem Tode der afrikanischen Fauna tragen die weißen Jäger. So z. B. haben unsere drei Holländer allein in der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes in Tati 18 Giraffen, zwei Büffel, 20 Strauße, 50 Antilopen, drei Tiger, zwei Löwen u. s. w. getödtet. Kein Wunder also, wenn das Wild die Spuren der Menschen flieht und sich auf 20 Meilen im Umkreis zurückzieht.

9. October. Einiges über die geistlichen Interessen unserer Residenz in Tati! Schon neulich sprach ich Ihnen von den Hoffnungen, die wir auf die wackeren Boeren in Tati gegründet. Das Bekehrungswerk war in bestem Gange. Noch vor wenigen Tagen sagte mir unser Freund E. E.: „Mein lieber Vater, es braucht nicht mehr viel, und meine Bekehrung zur katholischen Kirche ist gemacht." — J... O..., ebenfalls ein wackerer holländischer Familienvater, war auf dem Punkte, sich in den Schooß der Kirche aufnehmen zu lassen. Schon gestand er mir unter Thränen, daß er der klaren Wahrheit der katholischen Religion nicht mehr länger widerstehen könne; — aber ach! — mehrere Unglücksfälle, die Schlag auf Schlag sich folgten, haben diese braven Leute uns entrissen, und mit ihnen unsere schönsten Hoffnungen vernichtet. Hören Sie, was geschehen!

Vor einigen Tagen ritt E... E... auf seinem stattlichen Pferde und mit seiner guten Flinte bewaffnet auf die Jagd. Sein Bruder fuhr den Wildpretkarren. Deßgleichen schlossen sich sein Schwager O... und sein Sohn mit zehn Kaffern der Treibjagd an, die bestimmt war, Tati für zwei Monate mit Lebensmitteln zu versehen. Schon hatte E..., der behende und gewandte E..., drei Giraffen erlegt. Tags darauf erlegte er gegen Mittag eine vierte. Auf einen glücklichen Anfang sollte ein bedauerliches Ereigniß folgen. E... befand sich ungefähr zwei Meilen fern von den anderen Jägern und hatte nur vier Kaffern mit sich. Nachdem er vom Pferde gestiegen und den Zügel an einem Knie desselben festgebunden hatte, damit das Thier beim Weiden sich nicht zu weit von dem Truppe entferne, empfahl er den Kaffern, dasselbe nicht aus den Augen zu verlieren, und schickte sich sodann an, die Giraffen auszuweiden, zu häuten,

zu zerlegen und die Stücke in seinem Wagen aufzuhängen. Die Kaffern indessen kümmern sich wenig um das Pferd; sie essen, lachen und plaudern in aller Sorglosigkeit. Da bricht die Nacht herein. C... hatte eben sein hartes Weidwerk beendet; er schaut nach den Kaffern und dem Pferde aus, er sieht weder die einen noch das andere. Er ruft. Keine Antwort. Er durcheilt den Lagerplatz. Umsonst. Da kommt ihm der Gedanke, sein armes Thier, das seit 24 Stunden kein Wasser mehr gesehen, möchte sich entfernt haben, um seinen Durst zu stillen. Die Sonne war untergegangen, das Dunkel wurde immer dichter. Der arme C... durfte es unter solchen Umständen nicht wagen, in der Nacht umherzuirren. Er zündete ein großes Feuer an und legte sich, ohne ein Auge schließen zu können, und die ganze Nacht von furchtbaren Ahnungen bestürmt und gefoltert, neben dem prasselnden Feuer nieder. Am andern Morgen machte er sich in aller Frühe auf den Weg, um wo möglich den Trupp seines Schwagers zu erreichen. Auf seinem ganzen Wege ruft er wieder und wieder seinem Pferde und den Kaffern. Alles schweigt. Ist sein Pferd die Beute eines Löwen geworden? Sind die treulosen Kaffern davongelaufen? Die Befürchtungen des armen Mannes waren leider nur zu wahr. Noch am gleichen Morgen stießen die vereinten Jäger ungefähr 1000 Schritte vom Lagerplatze entfernt auf die blutigen Überreste des stolzen Thieres. Traurig und niedergeschlagen kehrten die Jäger mit ihrer spärlichen Beute nach Tati zurück, wo bereits die vier flüchtigen Kaffern mit der schmerzlichen Nachricht eingetroffen waren.

Seither ist C... finster und schwermüthig, sein Ohr und seine Seele scheinen für das Wort des Evangeliums verschlossen. Voll banger Sorge für seinen und seiner Familie Unterhalt schaut er in die dunkle Zukunft. Für den afrikanischen Jäger ist gewöhnlich sein ganzer Reichthum sein Pferd. C... hat dazu ein kurzes Bein und ist dadurch unfähig, zu arbeiten. Er ist brodlos und muß ohne Verzug wieder mit seiner Familie nach den Ufern des Mariko im Transvaal-Lande zurückkehren.

Um das Unglück voll zu machen, stürzte vier Tage später das Pferd des van O... von dem Sonnenstiche getroffen zusammen. Auch dieser arme Boer hat damit das tägliche Brod für sich und seine sieben unmündigen Kinder verloren; auch er ist gezwungen, mit seiner ganzen Familie auszuwandern.

Kurz, vorgestern am 7. October haben 14 gute Freunde unter bitteren Thränen von uns Abschied genommen. Das war ein schmerzlicher Augenblick! — Aber es geschehe der Wille Gottes! Verborgen und geheimnißvoll sind Seine anbetungswürdigen Absichten! Wer weiß, ob der Same der christlichen Wahrheiten, der in diese guten Herzen gefallen ist, nicht eines Tages aufgehen und Früchte tragen wird; ja ob nicht eines Tages wir selbst noch das Glück haben werden, in irgend einem Punkte Afrika's diese

braven Leute, die uns so viel Gutes gethan, in den Schooß der katholischen Kirche aufzunehmen."

Auch wir müssen nunmehr die Missionäre auf den Goldfeldern von Tati für eine Weile verlassen und dem hochw. P. Depelchin folgen, der uns mit P. Law und Br. de Sadeleer seit dem 23. August nach Gubuluwayo vorausgeeilt ist. Bevor wir jedoch die Hauptstadt der Matabelen aufsuchen, haben wir eine kurze Schilderung der Geschichte und der Sitten dieses Kaffernvolkes vorauszuschicken.

10. Die Matabelen [1].

„Ihr Matabelen seid Kinder!“ mögen wir mit der Selbstgefälligkeit eines altägyptischen Oberpriesters diesem Volke zurufen, denn seine Geschichte reicht nicht über den Anfang unseres Jahrhunderts zurück. Um jene Zeit finden wir die Matabelen im jetzigen Natal. Sie bildeten da einen selbständigen Kaffernstamm und hatten zu Nachbaren die Amakosah, die Amaschwiti, die Amasisi, die Amathlubi und die Sulus oder Amasulus. Auch die Benennung Amandabelen findet sich für sie; so dürfte wohl, mit Weglassung des allen diesen und noch vielen anderen Stämmenamen gemeinschaftlichen Präfixes „Ama“, dem Zeichen der Mehrzahl, der eigentliche Name Tabelen oder Ntabelen sein. Im Jahre 1810 fielen die Amaschwiti über die Matabelen her und unterjochten sie; Mosilikatsi, Sohn des im Kampfe gefallenen Königs Matschobani, mußte die Oberherrlichkeit des Amaschwiti-Königs anerkennen, jedoch nur, um sie nach kurzer Zeit mit einer anderen zu vertauschen. Damals herrschte über die Sulus Tschakka, dem man den Namen eines „Napoleon Südafrika's“ zuerkannt hat. Dieser besiegte die Amaschwitis, ließ ihren König hinrichten und unterwarf mit ihnen zugleich die Matabelen seiner Herrschaft. An die Spitze der beiden vereinigten Stämme stellte er den jungen Mosilikatsi, dessen Muth und Geschicklichkeit ihm nicht entgangen war. Der schlaue Prinz wußte einerseits beide Stämme an seine Person zu fesseln, anderseits durch glückliche Kriegsthaten in der Gunst seines Lehensherrn zu steigen. Die beiden Töchter des hingerichteten Amaschwiti-Häuptlings nahm er zu Frauen und erhielt von jeder einen Sohn, von der älteren Kuruman, von der jüngeren Lo Bengula, den heutigen Beherrscher der Matabelen.

Dank einem Ehrgeize, der Wagnisse nicht scheute und Menschenleben nicht sparte, erschwang sich Mosilikatsi aus einer untergeordneten zu einer unabhängigen Stellung und zum Besitze eines Königreiches. Er gab seinem Volke eine militärische Organisation, auch nach dem Glauben europäischer

[1] Diese nach den Mittheilungen der Missionäre gearbeitete ethnographische Studie verdanken wir P. v. Hummelauer S. J. Sie wurde zunächst für die „Katholischen Missionen“ geschrieben und findet sich im Jahrg. 1880 S. 166 ff. der genannten Zeitschrift.

Staatsmänner das nothwendigste der Güter, und diese bewährte sich auf den Gefilden Südafrika's ungefähr ebenso gut, wie die macedonische Phalanx auf den Schlachtfeldern von Chäronea, Issus und Arbela. Und verlor er einmal, gleich dem Corsen, eine „große Armee", so erfreute er sich dabei des Vorzuges, nach diesem Mißgeschicke so ziemlich noch ebenso viele Jahre als jener Monate im Genusse der Herrschaft verbleiben zu dürfen. St. Helena, obgleich von seiner Heimath nicht halb so weit entfernt als von Corsica, hat er nicht besucht. Das Besteuerungssystem gründete er auf die Idee seines Alleinbesitzes; manche innere Verwickelungen, welche für andere „Größen" verhängnißvoll geworden sind, blieben durch seine Eigenschaft als Reichsgott ausgeschlossen. Alle Bürger seines Reiches waren gleich vor dem Gesetze, und das Gesetz war er.

Als Mosilikatsi durch zahlreiche Kriegsthaten sich den Ruf eines tüchtigen Feldhauptmannes erworben, erachtete er im Jahre 1820 die Zeit gekommen, sich unabhängig zu erklären. Nach einem glücklichen Streifzuge behielt er das erbeutete Vieh, das von Rechtswegen dem Oberkönig zufiel, für sich und zog, da er mit Tschakka den Kampf nicht aufnehmen durfte, mit seinem ganzen Volke von dannen. In den Schluchten der Drakenberge von seinem übermächtigen Verfolger ereilt, entkam er unter Preisgebung fast seines ganzen Viehstandes. Indessen gerade dieser Verlust reizte die Matabelen auf's Äußerste, so daß sie jetzt mit Ungestüm verlangten, nochmals gegen den Feind geführt zu werden. Mosilikatsi kannte seine Leute und den Feind. Er hieß das noch übrige Vieh schlachten und seine Krieger drei Tage lang sich daran gütlich thun. Seinen Operationsplan gründete er auf eine ihm bekannte Sitte der Suluhäuptlinge, derzufolge sie ihren Beuteantheil sofort nach den eigenen Kraalen schaffen ließen, indessen sie selbst mit ihren Kriegern nach dem Königskraal zogen, um hier ein Siegesfest zu feiern. Mosilikatsi hieß seine Krieger den Hauptzug unbehelligt lassen, die von demselben abbiegenden Abtheilungen aber aufheben. Der Plan gelang vortrefflich, und binnen fünf Tagen beständiger Eilmärsche und Scharmützel war so ziemlich sämmtliches Vieh zurückerobert.

Am Abend des fünften Tages waren alle Krieger auf dem Drakenberg wieder um ihren Anführer versammelt, und die Abhänge des Gebirges hallten den auf diese Waffenthat ersonnenen Singvers wieder, welchen diese wilden Naturkinder, den Kriegstanz begleitend, in die Nacht hinausheulten: „Nausi indaba, nosa, bona! nausi indaba, indaba yenkonto!" „Höre die Kunde, komm und schau! Höre die Kunde, die Kunde des Kampfspeers (Assegai)!" Hier nahm Mosilikatsi den Königstitel an, erklärte seinen Kriegern, auch sie würden ein mächtiges Volk werden, und verordnete, „Nausi indaba" solle fortan Nationallied sein und nur bei Volksfesten, um die Zeit des Sonnenaufganges, gesungen werden dürfen; die

Abtheilung aber, welche zuerst in seiner Gegenwart das „Nausi indaba“ angestimmt hatte, solle fortan den Namen Swang-indaba, „Bringer der Nachricht“, führen.

Nun durchzog das Volk mit seinen Heerden das Transvaalland, fortwährend im Kampfe mit Basutos, Betschuanen und anderen Stämmen, bis es sich am Mariko, einem rechten Zufluß des Limpopo, niederließ. Aber auch hier war seines Bleibens nicht. Die Boeren, denen die unruhigen Gäste nicht willkommen waren, verbündeten sich mit den Sulus zu deren Vertreibung. Unter steten Kämpfen, welche mit solcher Erbitterung geführt wurden, daß mehr als einmal zwei feindliche Krieger sich gleichzeitig mit ihren Assegaien durchbohrten, zog sich Mosilikatsi über den Limpopo zurück und unterwarf nun der Reihe nach die jenseits desselben ansässigen Völkerschaften. So war bis 1843 die Gründung des Matabelenreiches vollendet, das vom Limpopo bis an den Sambesi reicht und auf 4000 Quadratmeilen geschätzt wird.

Aber Alexander blieb nicht am Indus und Napoleon nicht an der Weichsel, und auch Mosilikatsi blieb nicht am Sambesi stehen. Er sammelte um seine Hauptstadt Gubuluwayo ein zahlreiches Heer und rückte bis an den mächtigen Strom vor. Aber wie hinüberkommen? Mosilikatsi knüpfte Unterhandlungen an mit Wanki, dem Häuptlinge eines auf dem linken Ufer wohnenden Stammes, und schon glaubte er durch reiche Geschenke und noch glänzendere Verheißungen sich der Mitwirkung desselben versichert zu haben. Folgender Plan wurde verabredet. Wanki erbot sich, auf seinen Kähnen das Heer des Eroberers hinüberzuschaffen; damit aber der Übergang desto unerwarteter erfolge, sollte dasselbe am Vorabende des festgesetzten Tages auf eine Insel mitten im Flusse und von hier dann in aller Frühe an das jenseitige Ufer befördert werden. So ließ sich denn am Abende Mosilikatsi, der Übereinkunft gemäß, mit einem großen Theile seines Heeres auf die Insel hinüberfahren. Anstatt nun aber auch den Rest der Truppen herüberzuholen, verschwand jetzt Wanki plötzlich mit all seinen Kähnen und ließ den Matabelenfürsten mit den Seinigen hilflos auf der Insel. Die auf dem rechten Ufer zurückgelassenen Truppen kehrten nach ein paar Wochen fruchtlosen Harrens nach Gubuluwayo heim; der König, hieß es, sei besiegt und getödtet; Kuruman, sein älterer Sohn, wurde zum Könige ausgerufen.

Indessen war Mosilikatsi noch am Leben. Wochen der bittersten Entbehrung verbrachte er auf der Insel; schließlich entschloß er sich, mit seinem Heere schwimmend auf das rechte Ufer zurückzukehren. Diese Rückkehr kam einer Vernichtung nahezu gleich; die Mehrzahl der Krieger ward von den Wellen fortgerissen, viele wurden von den Krokodilen verzehrt. Mit den Trümmern seiner „großen Armee“ hielt Mosilikatsi seinen traurigen Einzug in Gubuluwayo, Kuruman wurde relegirt und der Obhut

Umbigo's, des Swangindaba-Häuptlings, übergeben; die Indunas oder Vornehmen, welche ihn zum Könige ausgerufen hatten, wurden an einem Orte niedergemetzelt, der seither „Thaba Induna“, „Berg der Indunas“, heißt. 1868 starb Mosilikatsi und ward in einer wilden Felsenschlucht begraben; drei seiner Frauen und mehr als dreihundert Sklaven wurden auf seinem Grabe hingeopfert. Seither ist das Betreten der Schlucht unter Todesstrafe verboten. Nach des Königs Tode aber sendeten die Indunas Boten an Kuruman zu den Swangindabas, er möge kommen und die Herrschaft antreten. Doch Kuruman war nicht mehr bei den Swangindabas. Nach längeren, fruchtlosen Nachforschungen trat der Regent Umquombat, Mosilikatsi's Bruder, mit der Enthüllung hervor, Kuruman sei wegen Verdachtes einer Verschwörung auf seines Vaters Geheiß um's Leben gebracht worden; er selbst, Umquombat, habe im Auftrage des Königs seinen Sklaven Gwalayo zu Kuruman bei den Swangindabas entsandt und ihn zu seinem Vater beschieden; Gwalayo habe dann in einem Walde den Arglosen ermordet. Der Sklave selbst bezeugte diese Aussage Umquombats, sowie auch die früheren Gefährten des Prinzen, welche vorgaben, für ihn die landesübliche Trauer beobachtet zu haben. Die Indunas erachteten den Beweis, daß Kuruman nicht mehr am Leben sei, für erbracht und trugen dessen jüngerem Bruder Lo Bengula die Herrschaft an, der seit des Vaters Tode ganz zurückgezogen gelebt hatte. Lo Bengula erwiederte: „Da ihr vom Tode meines Bruders Kuruman überzeugt seid, darf ich euern Bitten nicht länger widerstehen. Ich nehme die Oberherrschaft an, die mir in Kraft meiner Abstammung und eurer freien Wahl zufällt.“

Am 24. Januar 1870 hatte zu Thlathantele die Feierlichkeit des Regierungsantrittes statt. In der Mitte dieses Ortes befindet sich ein kreisrunder Platz, dessen Durchmesser einen halben Kilometer beträgt. Hier stellte sich das Heer, 10 000 Mann stark, für den großen Festtanz auf. Den Kopf zierten gewaltige Büsche schwarzer und weißer Straußenfedern. Kleine Streifen von Fischotterhaut zierten die Stirne, und Schwänze der verschiedensten Thiere baumelten um Arme und Beine herum. Ein Schurz von abwechselnd weißen und schwarzen Katzenfellen war um die Lenden geschlungen. Als Waffe führten sie die furchtbaren Assegaie und die wuchtigen „Kerrie“ (Streitkolben), dazu am Arme den großen, rindsledernen Schild, durch dessen verschiedene Bemalung die Regimenter sich unterscheiden. Als Alle versammelt waren, hielt der König, auf reich geschirrtem Pferde und von den 40 jungen Mazokkas seiner Leibwache umgeben, seinen Einzug in den Kreis. Auch acht oder zehn berittene Europäer gewahrte man in seinem Gefolge. Sofort stimmte das ganze Heer einen Kriegsgesang an, wobei die Schilde aneinandergeschlagen und der Boden im Takte gestampft wurde. Zuweilen gab der König ein Zeichen;

dann stürzte ein durch Tapferkeit ausgezeichneter Krieger hervor und führte vor dem König einen Scheinkampf auf. Bald rückte er schweigend und gemessenen Schrittes auf den unsichtbaren Feind los, bald wich er ebenso zurück, und wiederholte dann den wüthenden Angriff; jeder Feind, den er in früheren Kämpfen getödtet, wurde jetzt abermals mit einem gewaltigen Luftstreich bedacht; auch an Lobliedern auf den neuen König fehlte es nicht. Darauf folgte ein Opfer, das man in Wahrheit ein Hekatomben-Opfer nennen konnte. Jeder Stamm hatte eine Anzahl Rinder gestellt, und der König in eigener Person bezeichnete die jedesmal zu schlachtenden Thiere. Zuerst kamen die schwarzen Rinder an die Reihe, als ein den Manen des verstorbenen Königs bestimmter Tribut; es folgten die schwarz und weiß gefleckten Rinder, als Opfer für Molimo, den großen Geist; die übrigen wurden zu verschiedenen Zwecken geopfert. Von der Assegaie in die Brust getroffen, fiel das jedesmal bezeichnete Thier brüllend zu Boden. Bald war der Platz mit Schlachtopfern bedeckt, welche sich in Blut und Koth wälzten, indessen die noch nicht geschlachteten Rinder, durch den Geruch und den Anblick des Blutes erschreckt, verzweifelte Anstrengungen machten, um ihren Wärtern zu entrinnen. Man sah sich genöthigt, einen Theil der Rinder außerhalb des Platzes zu schlachten. Folgenden Tages wurde das Fleisch aller Thiere unter das Volk vertheilt.

Doch bald mußten die Feste wieder dem Kriege weichen. Umbigo, Häuptling der Swangindabas, einer der gefeiertsten Kriegshauptleute, hatte sich mit seinem ganzen Stamme geweigert, der Feierlichkeit des Regierungsantrittes beizuwohnen. Kuruman, der rechtmäßige Thronerbe, gab er vor, sei noch am Leben, Lo Bengula's Anspruch auf die Herrschaft sei hinfällig; gleichzeitig setzte er seinen Kraal in Vertheidigungszustand. Ohne Verzug stieg der neue König zu Pferde; er nahm nur wenige Krieger mit sich, sein bloßes Erscheinen sollte die Störrigen zur Pflicht zurückführen. Doch hierin irrte er sich. Jetzt kam es ihm gelegen, daß einige Truppen unaufgefordert ihm nachgefolgt waren. Er gab das Zeichen zum Angriffe auf den Kraal. Indessen der Seinen waren verhältnißmäßig wenige, und schon war ein zweiter Sturm von den Vertheidigern blutig abgeschlagen, als es Maswi, dem Häuptling von Thlathantele, gelang, sich über die Palissaden zu schwingen und Feuer an die Hütten zu legen. Jetzt drangen die Matabelen in den Kraal ein; der Stamm der Swangindabas aber, der zur Begründung des Matabelenreiches unter Mosilikatsi am meisten beigetragen hatte, ward so gut wie aufgerieben.

Lo Bengula ist ein Riese von über sechs Fuß Höhe, von herkulischer Kraft und stark beleibt — letzteres ein Merkmal höherer Würde, weßhalb hierin vor Allem auch Königinnen und Prinzessinnen sich hervorzuthun bestrebt sind. Im Privatverkehr zeigt sich der König zugänglich, leutselig, gutherzig; leider ist sein Leitstern in Regierungsangelegenheiten die Zauberei.



Matabelen im Kriegscostüm.

„Ich selbst," spricht er zu den Europäern, „gebe nichts auf die Zauberei; aber wie brächte ich es ohne dieselbe fertig, mein Volk zu regieren? dieses abergläubische Volk, welches in jedem Zufalle einen Zauber erblickt? Wäre da nicht allemal der König zur Hand, den Schuldigen zu ermitteln und zu bestrafen, so wäre es um sein Ansehen und seine Autorität gar bald geschehen." Gilt es, einen wichtigen Beschluß zu fassen, so versammelt Lo Bengula seine Wahrsager, Tschabatschaba, d. h. „Regenmacher", geheißen, um sich, und die Befehle, die er dann ertheilt, werden als ein Ergebniß höherer Eingebung entgegengenommen und mit ängstlicher Pünktlichkeit ausgeführt. Stirbt ein Glied der königlichen Familie, so wird in der Regel gegen zahlreiche Personen der Verdacht der Behexung erhoben, und diese sind dann unwiderruflich des Todes. Während der ersten Hälfte des vergangenen Jahres wurde ein Mann beschuldigt, seinen Nachbar behext zu haben. Ohne Weiteres entsandte der König einen seiner Leibwächter, der den Unglücklichen unversehens mit einem Keulenschlage niederstreckte, dessen Hütte in Brand steckte, dann der nichts ahnenden Frau, welche eben vom Felde zurückkehrte, entgegenging und ihr, nachdem er sich eine Zeitlang ganz vertraulich mit ihr unterhalten, gleichfalls einen tödtlichen Schlag versetzte, worauf er auch noch ihre drei Kinder mordete. Die Leichen blieben, zu abschreckendem Beispiele, unbestattet liegen, ein Fraß den Schakalen, und noch ein Jahr später lagen die gebleichten Gebeine an der Stelle umher. Die Matabelen wissen von einem großen Geist, Molimo; vor wichtigen Unternehmungen betet der König wohl auch zu den Seelen der Abgestorbenen; im Übrigen geht die Religion in groben Fetischismus auf. In einer Berghöhle soll sich ein puppenartig ausstaffirter Flaschenkürbis befinden, der als Gottessohn verehrt wird.

Jährlich ein- oder mehrere Male zieht der Impi oder freiwillige Heerbann aus, um benachbarte Stämme zu überfallen. Die Männer werden niedergemacht, Frauen, Kinder und Heerden fortgeführt. Die Frauen werden Sklavinnen, die Mädchen späterhin an die Indunas verheirathet; aus den geraubten Knaben rekrutirt sich, nach Janitscharenart, zu gutem Theil die Wehrkraft des Volkes. Alle Kinder in Gubuluwayo genießen bis zum zwölften Jahre als einzige Nahrung Milch. Sobald sie gehen können, wandern sie täglich zweimal zum Viehpferch, wo sie unter der Aufsicht Makweke's, des Induna oder Commandanten von Gubuluwayo, sich an den Eutern der Kühe satt saugen. Vom zwölften Jahre ab darf Niemand, Mann oder Frau, Milch, Käse oder etwas daraus Bereitetes verkosten, da diese Nahrung ausschließlich den Kindern vorbehalten ist. Die Friedenszeit verbringen die Männer mit Nichtsthun. Rauchend und trinkend sieht man sie um die Hütten des Königs und der Indunas gekauert. Der König schreitet meistens in großer Majestät einher und hinter ihm drein ruft ein Herold seine Ehrentitel, als: baltete, „Fürst", intabe

situ pesul, „König des Tieflandes" (?), enkos, „Häuptling", kumalo, „Herr", enkos amakos, „Häuptling der Häuptlinge", Jebezu, „Großmächtiger", amadote, „König der Menschen", intambekul, „Menschentödter", u. s. w.

Vielweiberei ist landesüblich; ein Vornehmer hält sich so viele Weiber, als er zu unterhalten vermag; ihre Stellung ist diejenige von Sklavinnen; die Hauptobliegenheit der königlichen Frauen ist die Beschaffung des für die Hofhaltung erforderlichen Brodes und Bieres. Beide werden aus Mais bereitet. Das Kaffernbier, tyawala geheißen, ist eine dicke Flüssigkeit aus gegohrenem Mais, zugleich nahrhaft und kühlend, in ihrem Geschmacke dem Moste ähnelnd. Das Klima der Hauptstadt Gubuluwayo ist wegen der hohen Lage von 1700 Meter ein äußerst gesundes; die Flußniederungen im Norden und Süden, am Sambesi und am Limpopo, sind selbstverständlich vielfach ungesund.

Ein Eigenthumsrecht nach europäischer Auffassung ist kaum vorhanden. Der König ist der oberste, allgemeine Besitzer von Land und Habe. Letztere besteht vornehmlich in Vieh, das sich füglich in folgende drei Klassen sondern läßt: 1. Vieh, das unmittelbar dem Könige gehört; dasselbe ist auf die verschiedenen Bezirke vertheilt und wird von Dienern des Königs besorgt; 2. Staatsvieh, das zum Unterhalt der Armee im Felde und zum Bedarf der Volksfeste dient; es wird dann auf Befehl des Königs geschlachtet, der selber die Vertheilung des Fleisches an das Volk leitet; deßgleichen haben bei solchen Anläßen die einzelnen Distrikte eine bestimmte Quantität Bier zu beschaffen, das gleichfalls nach Anweisung des Königs vertheilt wird; 3. Vieh, welches Privatleuten zum Gebrauche dient; außer den Indunas gibt es indessen kaum einige reiche Leute; der Reiche schwebt in beständiger Gefahr, von Neidern der Zauberei bezichtigt zu werden und so Reichthum und Leben zugleich zu verlieren. Im Diebstahl sind die Matabelen gefeierte Meister und ist ihr Ruhm ein wohlbegründeter, wie die Missionäre bereits mehrmals sich zu überzeugen Gelegenheit hatten. Für diese wie für andere Vergehen kennt das Gesetz, d. h. der König, nur eine Strafe: den Tod. Ein Matabele hatte dem Br. de Sadeleer in der Dunkelheit den Hut vom Kopfe gestohlen. „Ei," meinte der König, „warum hat der weiße Mann nicht seine Flinte genommen und den Schurken über den Haufen geschossen? Der Kaffer war ein Wolf und verdiente deßhalb den Tod." Zu beachten ist indessen, daß dieses summarische Verfahren nur auf diejenigen Anwendung findet, die sich erwischen lassen, und das sind die wenigsten.

Aber auch redlicheren Erwerb, durch Bettel und Handel, verschmäht der Matabele nicht. Wohin der Reisende kommt, umringen ihn sofort Männer, Weiber, Kinder mit dem Rufe: tusa, „schenke mir etwas", oder: tengēla, „kaufe mir etwas ab". Auch Indunas- und Königs-Gattinnen

nehmen keinen Anstand, die Besucher um Geschenke an Tuch, Glasperlen u. dgl. anzugehen.

Der Preis der Landesprodukte ist ein verhältnißmäßig niedriger. Die Missionäre erstanden z. B. 20 Pfund Reis um zwei Taschentücher im Werthe von je einer Mark; einen zweijährigen Ziegenbock um Zeug und Glasperlen im Werthe von fünf bis sechs Mark, ein zwei- bis dreijähriges Schaf um zehn bis zwölf Mark, einen Mastochsen um 80 Mark. Dagegen kommen 250 Stück Zündhütchen auf 40 Mark; Feuerstein und Zunder werden theuer bezahlt. Die Goldfelder von Tati hat Lo Bengula für jährlich 400 Mark an die Engländer verpachtet. Der Elfenbeinhandel ist in Abnahme begriffen; vor fünf Jahren betrug die Ausfuhr 80 000 Pfund, wovon das Pfund an Ort und Stelle zu sechs bis sieben Mark zu stehen kam, jetzt höchstens 20 000 Pfund. Auch der Handel mit Straußenfedern ist zurückgegangen, theils wegen der Concurrenz der Straußenzucht am Caplande. Deßhalb trägt sich Lo Bengula mit dem Gedanken, die Straußen- wie die Elephantenjagd zu beschränken, um diese so werthvollen Thiere seinem Lande zu erhalten.

Das Räderwerk der Verwaltung ist von der primitivsten Einfachheit. Das Land zerfällt in vier Hauptbezirke, an deren Spitze zu Kriegszeiten ein General tritt. Generalissimus ist selbstverständlich jederzeit der König selbst. Jeder Bezirk hat eine Anzahl von erblichen Indunas verwalteter Distrikte. Das Volk kann 10 000 mit Speeren (Assegaien), Keulen (Kerries) und Schilden bewaffnete Krieger stellen; auch verfügt es über ein paar alte Flinten.

Die Verbindungen der Matabelen mit den Europäern und speciell mit den protestantischen Missionären reichen bis in die Zeit vor der Einwanderung in die jetzigen Wohnsitze zurück. Bereits im Jahre 1834 waren die Matabelen im Lande der Basutos mit amerikanischen Sendlingen in Berührung gekommen. Nach ihrer Niederlassung am Mariko besuchte sie 1836 Herr Moffat, Livingstone's Schwiegervater, damals als Agent der London Missionary Society thätig. Als dann die Matabelen zwischen dem Limpopo und Sambesi sich eine bleibende Heimath gegründet hatten, suchte sie Herr Moffat auch hier auf und fand freundliche Aufnahme, zuerst im Jahre 1855 und abermals zwei Jahre später. Dießmal erhielt er auch die Erlaubniß, Missionäre in's Land zu führen, und demgemäß siedelte er 1859 seinen Sohn, Herrn J. Moffat, sowie die Herren Sykes und Thomas zu Inyati an. Seither haben ohne Unterbrechung protestantische Sendboten bei den Matabelen geweilt, und sie sind es, die den transvaal'schen Jägers- und den englischen Handelsleuten die Wege bereitet haben. In Hinsicht auf die Bekehrung des Volkes ist ihre Anwesenheit schlechthin resultatlos geblieben. Den bei Gelegenheit eines im Juli 1863 zu Inyati abgestatteten Besuches gewonnenen Eindruck schildert der Prediger

Mackensie in folgenden Worten: „Mosilikatsi's Volk ist thatsächlich weit von Gott entfernt. Woferne es einen Zustand geistiger Empfänglichkeit für das Evangelium gibt, muß man den Matabelen denselben absprechen. Keinem Volke thäte das Evangelium mehr Noth, keines ist für dessen Annahme weniger empfänglich, keines ihm abgeneigter. Ist doch die Predigt des Evangeliums die ausdrücklichste und rückhaltloseste Verurtheilung ihrer gesammten socialen Verhältnisse." Die sprechendste Illustration zu diesem Urtheile eines protestantischen Sendboten liefert folgender Zug, welchen P. Depelchin unter dem 22. September 1879 in seinem Tagebuch verzeichnet hat: bei einem Kriegstanze gewahrte derselbe ein Dutzend Individuen, welche ein Buch auf dem Kopfe befestigt trugen und dessen Blätter gleich einem Helmbusch im Winde flattern ließen — es war die Bibel! Entmuthigt durch die Unfruchtbarkeit der evangelischen Predigt, kehrte Herr J. Moffat nach England zurück, während Herr Thomas den Beruf des Missionärs mit demjenigen des Kaufmannes vertauschte. Herr Sykes befindet sich zu Islangena. Die beiden Prediger Helms und Coghlan verwalten zu Hope-Fontein, drei Kilometer von Gubuluwayo, zwei schöne Farmen; ersterer hat sich zudem dadurch, daß er die Postverbindung mit dem Caplande vermittelt, um alle europäischen Ansiedler im Matabelenlande ein wesentliches Verdienst erworben. Diese Herren vertheilen auf Nachfrage Arzneien. Eine Schule, ein Waisen- oder ein Krankenhaus zu gründen, ist ihnen bis auf die Stunde nicht gelungen. Ihre geistlichen Verrichtungen beschränken sich auf die Abhaltung des sonntäglichen Gottesdienstes für die wenigen Weißen. So war denn auch Lo Bengula's erste Antwort auf das Zulassungsgesuch der katholischen Missionäre: „Lehrmeister habe ich genug. Seit länger als zwanzig Jahren haben sie nichts, gar nichts ausgerichtet; die Kinder mögen nichts lernen und die Erwachsenen bleiben am liebsten, was sie sind."

Das also ist die kurze, aber mit Blut geschriebene Geschichte Lo Bengula's und seines Volkes, das die heutige Lage der Matabelen. Ob es den opfermuthigen Priestern gelingen wird, den starren Nacken auch dieses Stammes dem Joche Christi zu beugen? Wir hoffen es; katholische Missionäre haben mit Gottes Gnade schon größere Schwierigkeiten überwunden.

---

11. Von Tati nach Gubuluwayo.

(Vom 23. August bis 22. September 1879.)

Tagebuchblätter des hochw. P. Depelchin[1].

23. August. Immer tiefer dringen wir in das Land der Matabelen ein. Der erste Eindruck, den dasselbe auf uns macht, ist ein ziemlich günstiger. Der Weg ist ausgezeichnet, und die Wälder, die sich zur Rechten und zur Linken ausbreiten, haben etwas Reizendes und Frisches, was die Gegend, die hinter uns liegt, nicht hatte. Die zahlreichen Hügel, die im Süden aufsteigen, gewähren einen imposanten Anblick. Br. de Sadeleer, der uns begleitet, durchpirscht, das Gewehr auf dem Rücken, den Saum des Waldes, in der Hoffnung, auf Wildpret zu stoßen. Umsonst. Am Abend jedoch, beim Mondschein, glaubt er einige große Vogelnester zu gewahren; er schleicht heran und findet, daß diese Nester nichts Anderes sind, als fünf Perlhühner, die in süßen Schlaf versunken auf den Zweigen des Baumes ruhen. Er greift zum Gewehr und schießt zwei derselben herunter, die er vergnügt seiner Waidtasche anvertraut. — Unser Mittagessen für den folgenden Tag ist geborgen.

24. August. Um 5 Uhr setzten wir unsere Reise wieder fort und machten gegen $6^1/_2$ Uhr Halt, um die heilige Messe zu lesen und zu frühstücken. Während der Dauer des heiligen Opfers hielt mir P. Law einen Sonnenschirm über den Kopf, um mich gegen die sengenden Strahlen der Sonne zu schützen. Trotz der mannigfachen Schwierigkeiten einer so beschwerlichen Reise finden wir doch immer Mittel, die heilige Messe alle Tage zu feiern. Dieses heilige Opfer ist der einzige wahre Trost, dessen wir uns in diesem Lande erfreuen. Um $8^1/_2$ Uhr verfolgten wir unsern Weg durch den dichten Wald. Da und dort sieht man eine Antilope in die Gebüsche huschen. Endlich erreichen wir die Ufer des Ramaqueban, den wir um $11^1/_2$ Uhr überschreiten. Immer das gleich Lied: der Ramaqueban ist ein Sandbett, man muß nach Wasser graben. Wir verlassen das Ufer des Ramaqueban um 5 Uhr Abends und durchschreiten um $9^1/_2$ Uhr den

[1] Mitgetheilt in den Précis historiques 1880. p. 164 sq.

Umpakwi. Der Fluß zeigt da und dort eine stille Wasserpfütze, und wir begrüßen darin einen Fortschritt. Flußbett und Ufer sind mit Steinen aller Art übersäet. Man braucht dieselben nur zu classificiren, um ein herrliches Mineraliencabinet zu haben. Das darf uns nicht wundern: wir befinden uns in dem alten Reiche Monomotapa, d. h. im Lande der kostbaren Steine. Da gibt es goldgeäderten Quarz, und Goldstaub glitzert überall aus dem Sande hervor.

25. August. Kwesinyama. — Wir schlagen unsere Zelte an den Ufern des Kwesi auf. Das Flußbett ist theilweise mit Schilf überwachsen; hin und wieder nur sieht man einen dünnen Wasserfaden über den Sand schleichen. Hier müssen die Reisenden gewöhnlich Quarantaine halten, bis es Sr. Majestät Lo Bengula gefällt, den Weitermarsch zu gestatten. Denn Niemand darf in das Innere des Landes eindringen ohne ausdrückliche Autorisation des königlichen Herrschers. Wir sind natürlich ein wenig unruhig, denn es gibt Reisende, die an diesen Grenzen oft mehrere Wochen lang warten müssen. Die Gegend ist voll Wechsel, und der Weg beiderseits von Hügeln mit phantastisch geformten Felsstücken eingesäumt; daher hat sie von englischen Reisenden den Namen „lovely gorge", d. h. „reizende Schlucht", erhalten. Am Fuße der Felsen erblicken wir eine zahlreiche Heerde von Schafen und Ziegen, die von Kindern gehütet wird. Letztere kamen sofort herangesprungen, um sich mit unseren Kaffern zu unterhalten. Das kleinste derselben sah ungemein schlau und frisch aus seinen Augen. Alle schwatzten und lachten auf die unschuldigste Weise, aber bei einbrechender Nacht entwendete eines aus ihnen mit unglaublicher Geschicklichkeit den Überwurf unseres Führers Tom. Man hatte uns die Matabelen als schlaue Diebe geschildert und uns die größte Wachsamkeit anempfohlen. Und sieh! kaum sind wir mit denselben in Berührung gekommen, als auch schon das Diebsspiel beginnt.

26. August. Nämliche Station. — Wir haben den Induna (Bezirkshauptmann) von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt. Der Induna, begleitet von zwei mit Gewehren und Assegaien bewaffneten Offizieren, will ohne Verzug zu uns. Er sagt, er habe unsern Kurier vorüberkommen sehen, und glaube, daß die Antwort Lo Bengula's wahrscheinlich morgen eintreffen werde. Tom benutzt die Gelegenheit, um den Induna von dem erlittenen Diebstahl in Kenntniß zu setzen und Gerechtigkeit zu fordern. „Ich verlange meinen Überwurf zurück, oder den Tod des Schuldigen." Man holt den jungen Übelthäter herbei. Aber dieser erklärt mit der unschuldigsten Miene von der Welt, Toms Überwurf nicht einmal gesehen zu haben. Von beiden Seiten erhitzt sich der Wortkampf und droht eine schlimme Wendung zu nehmen, denn bei den Matabelen kennt man keine andere gesetzliche Strafe, als die des Todes. Um dem schlimmen Ausgange vorzubeugen, gibt P. Law seinen eigenen Überwurf dem Führer

Tom. So hatte der Streit ein Ende. Der Induna, der hier an der Grenze einen Vertrauensposten bekleidet, heißt Somaia. Er ist ein Mann von gewaltiger Muskelkraft, aber von einnehmendem Äußern und ziemlich angenehmen Formen. Nach Landessitte trägt er um die Lenden einen breiten Gürtel aus Leoparbenfell. Der Oberkörper ist bloß. Von den Schultern herab hängt an einem farbigen Bande eine Büchse mit Pulver und Blei gefüllt. Seine Kopfbedeckung besteht in einem schmalen Lederbande, das an die Haare festgenäht ist. Die obere Fläche des Kopfes ist glatt rasirt. Dieser befremdende Kopfschmuck ist das charakteristische Merkmal eines Indoda, d. h. eines reifen Mannes. Man nennt denselben Issiguk. Wir schenkten dem Induna eine schöne wollene Decke und ein buntes Taschentuch. Nach einem Besuche von mehreren Stunden (der Afrikaner ist wie der Indianer niemals eilig) reichen wir ihm ein Stück Fleisch, welches er sich von einem seiner Begleiter am Feuer rösten läßt. Schließlich geben wir ihm noch eine Tasse Kaffee und ein Glas Liqueur. Das thut seine Wirkung. Sein Gesicht blüht auf; er ist strahlend vor Glück und zieht vollkommen befriedigt von dannen.

27. August. Am gleichen Orte. Der von Lo Bengula zurückerwartete Bote erscheint nicht. Wir machen daher einen Ausflug auf die nächsten Berge, um das Land in Augenschein zu nehmen. — Die Dörfer sind überaus zahlreich. Zu unseren Füßen breiten sich fruchtbare, bebaute Felder aus. Der ganze Ackerbau beschränkt sich aber auf die Gewinnung von Hirse und Mais, die tägliche Nahrung der Landesbewohner. Die Gegend ist wirklich von seltener Schönheit. Der Löwe scheint dieselbe zu meiden; dafür hört man in der Nacht das Geheul der Wölfe, der Hyänen und der Schakale, die in ganzen Rudeln unsern Wagen umziehen. Der Kraal, den der Induna bewohnt, liegt hoch in einen Felsenkranz hineingebettet, in welchem sich die Hütten der Dorfbewohner zu verstecken scheinen. Ich vermuthe hier eine strategische Berechnung; und wirklich dürfte einem Feinde auf diesen gewundenen und verschlungenen Felspfaden der Angriff auf ein Heer sauer werden, das hinter den gewaltigen Granitwällen verschanzt liegt. Wir betreten dieses Dorf; es bildet ein wahres Labyrinth, und hätten wir nicht Eingeborene zu Führern gehabt, so würden wir wahrhaftig den Weg nach unserem Lagerplatz nicht wieder gefunden haben. Die Bevölkerung ist dem Anscheine nach gut und einfach, und, so Gott will, werden wir hier zahlreiche Bekehrungen machen. Heute ließ uns der Induna Somaia durch zwei junge Bursche sagen, wir möchten mit unsern Wagen bis zu seinem Dorfe, das eine halbe Meile entfernt liegt, vordringen. Soll das ein Höflichkeitserweis oder Politik sein? Fast scheint es, als wünsche unser trefflicher Induna etwas mehr limbo (Baumwollzeug) und Kaffee und Zucker und Fleisch, und vor Allem etwas mehr Schnaps zu bekommen. Er liebt ihn sehr.

28. August. Kwesiniami. — Wir verließen die Ufer des Kwesi und fuhren bis zum Dorf des Induna, Kwesiniami mit Namen, wo wir uns am Fuße eines Hügels lagerten, der 230 Meter hoch in Pyramidenform ansteigt. In der Nacht erhob sich ein starker Wind und brachte uns Regen. In Folge der schlechten Witterung mußten wir in eine Berggrotte flüchten, um dort die heilige Messe zu lesen. Wir brachten auf einem Felsen als Altar und unter dem Baldachin eines gewaltigen Granitblockes von 200 Meter Höhe Gott das erhabene Opfer des Kalvarienberges dar. In diesem hochfeierlichen Augenblick scheint der ganze Berg in Gegenwart der heiligen Engel, die uns umschweben, vor Freude aufzubeben und dem eucharistischen Gott die Anbetungshymne zuzurufen: „Heilig, heilig bist du, o Gott Sabaoth; voll sind Himmel und Erde von deiner Herrlichkeit; Hosanna in der Höhe!" Gegen 9 Uhr wurde unser Wagen von einer zahllosen Menge umlagert, die aus dem Dorfe herbeigeeilt war, die Einen, um uns Eier, Andere Milch, Andere wieder Melonen zu verkaufen. Man brachte Milch genug, um 100 Personen damit zu sättigen, und doch waren wir unser nur fünf. Als Preis dafür verlangte man etwas Wollenstoff oder ein Stück von einem Taschentuch oder auch Glasperlen. Ein drolliger Kaffer hielt in seiner Hand ein hölzernes Geschirr, das er selbst geschnitzt hatte, und verlangte für dieses sein Kunstwerk ein Taschentuch. Sollte man es glauben! Den ganzen Tag hindurch ward derselbe nicht müde, seine Waare uns lachend und scherzend anzupreisen; immer wieder erfand er neue Kunstgriffe, um über unsern Widerstand zu triumphiren. „Wie," rief er aus, „kleine Kinder haben von euch schönes Tuch erhalten, und ich, ein großgewachsener Bursche, kann Nichts bekommen? Ganz gewiß, die weißen Väter lieben mich nicht, die weißen Väter hassen mich." P. Law entgegnete ihm, daß er ihn überaus gern habe. „Kakulu, Kakulu", „Jawohl," versetzte er, mit dem Finger auf jene zeigend, die um ihren Kopf ein buntes Stück Wolle gebunden hatten, „mein weißer Vater liebt diesen und jenen, aber mich liebt er nicht." Endlich mußten wir dieser Macht von Beredsamkeit weichen und ihn mit einem Taschentuch beschenken. Kaum war er im Besitze desselben, so machte er sich die reizendste Kopfbedeckung damit und hüpfte und tanzte dann unbändig vor Freude und schrie: „Hurrah, damit muß ich hinauf in's Dorf, das müssen Alle sehen!" Und er schoß von dannen wie ein Pfeil, singend und seine Assegaie schwingend, und aller Welt verkündend, daß er dieses schöne Taschentuch von den Missionären empfangen. Welch ein Volk von Kindern!

Im Verlaufe des Tages trat eine Frau an unsern Wagen heran, die einen Flaschenkürbis auf dem Kopfe trug. Es ist die Ehehälfte des Induna. Dieselbe wünscht, ihren Kürbis gegen Glasperlen umzutauschen. Selbstverständlich thaten wir unser Bestes, diese große afrikanische Dame zu befriedigen. Wir füllen ihre beiden Hände mit Perlen. Die Dame

wirft einen prüfenden Blick auf die bunten Glasdinger und wendet sich dann boshaft lächelnd zu uns, indem sie sagt: „Wie? Nur so viel für die Frau des Induna? Puh! Puh!“ Und alle Frauen machen große Augen dazu und unterstützen mit vollem Halse diese Forderung, indem sie im Chore diesen sonderbaren Refrain wiederholen: „Puh! Puh! Nur so viel für die Frau des Induna! Puh! Puh!“ Um dieses „fürchterliche Kind“ (enfant terrible) zu befriedigen, fügten wir noch ein farbiges Taschentuch und eine Büchse von der Form eines Fisches hinzu. Beim Anblicke dieses Fisches stieß die Frau des Induna einen grellen Schreckensschrei aus und wich zwei Schritte rückwärts. Sie hielt den Fisch für ein Krokodil, welches die Matabelen wie einen bösen Geist fürchten. Im Glauben, es liege hier eine Beherung vor, meinte sie, sterben zu müssen. Die Sache machte so großes Aufsehen, daß Somaia selbst in's Mittel treten mußte. Voll Zorn und Schrecken kam er herangesprungen, wies den künstlichen Fisch mit Unwillen zurück und forderte Aufklärung. Ohne selbst zu wissen wie, waren wir plötzlich Zauberer geworden. Um die Furcht des Induna zu verscheuchen, sagten wir, das Spielzeug sei ein Fisch und kein Krokodil, er könne doch nicht so einfältig sein, daß er einen Fisch mit einem Krokodil verwechsle. Überdieß sei der Fisch ein einfaches Seidengewebe und weit entfernt, verhert zu sein. Alles umsonst. Es schien unmöglich, die Besorgnisse des Distriktshauptmannes zu heben. Endlich und letztlich versuchten wir es mit einem guten Glas Liqueur, und siehe da, dieses Mittel war von magischer Wirkung. Schrecken und Besorgnisse schwanden im Augenblick. In meinem Leben hätte ich nie gedacht, daß der Branntwein ein so mächtiges Mittel sei.

29. August. Nämliche Station. Endlich langt der heißersehnte königliche Bote an. Er sagte, Lo Bengula werde sich glücklich schätzen, uns zu sehen, und so stehe uns der Weg nach Gubuluwayo offen. Der Brief war von Herrn Fairbairn geschrieben, der uns sehr gewogen zu sein scheint. Wir brachen also sofort auf. Um 3 Uhr Nachmittags machten wir mitten in einem Walde Halt, wo unsere Ochsen Futter in Fülle fanden. Zum ersten Male konnten wir hier eine ausgezeichnete und schmackhafte Frucht genießen, ähnlich einer großen Orange. Die Boeren nennen sie Lapper. Sie ist ungemein erfrischend, und gepflegt und veredelt dürfte dieselbe dreist auf königlicher Tafel erscheinen. Gegen 5 Uhr setzten wir unsere unterbrochene Wanderschaft fort. Zwei Kaffern, welche der König uns zum Schutze auf dem Wege entsandt hatte, stießen hier zu uns. Doch ist diese Schutzwehr eher eine Last für uns, denn ein Gewinn. Erstens sind zwei Männer mehr zu ernähren, und dann wird man sie, haben sie sich ihres Auftrages entledigt, nicht eher los, als bis man sie mit reichen Geschenken überschüttet hat.

30. August. Mangwe. 20° 43′ südl. Breite. Des Morgens er-

reichen wir die Höhe, die den Mangwe beherrscht. Hier wohnt Herr Lee, ein wohlhabender Gutsherr, der eine prächtige Oekonomie und zahlreiche Heerden besitzt. Auf der Karte des Herrn Baines wird das Landgut „Schloß Lee", „Lee's Castle" genannt, ein schmeichelhafter Name, der in Europa dem einer Hütte Platz machen dürfte. Dem Schlosse Lee gegenüber pflegen alle Reisenden ihre Zelte aufzuschlagen und einen ganzen Tag zu rasten. Herr Lee ist ein echter Transvaal-Boer. Noch jung kam er in die Gegend im Gefolge Mosilikatsi's. Der vertraute Freund dieses Eroberers geworden, erhielt er die Ländereien zu eigen, die er an den Ufern des Mangwe bebaut. Er spricht geläufig Sulu. Über Land und Leute wohl unterrichtet, war er in der Lage, uns schätzbare Mittheilungen über die verschiedenen Landessitten zu machen. So z. B. sagte er uns, daß der kleine Haarbüschel, den wir auf dem Kopfe mehrerer Frauen bereits bemerkt hatten, ein Zeichen der Trauer sei. Die Gemahlinnen des Königs tragen rothe Kränzchen auf dem Kopf als Abzeichen ihrer hohen Würde. Dieses rothe Kränzchen hat die Größe eines Fünffrankenstückes. Wie Herr Lee sagt, ist die Religion der Matabelen nichts Anderes als ein grober Fetischdienst. In einem ausgehöhlten Berge steht ein Kürbis als Puppe gekleidet, den das Volk als den Sohn Gottes anbetet. Der dämonische Einfluß macht sich besonders durch Zauberei bemerklich. Dieselbe ist eines der mächtigsten Mittel, deren sich der König bei Regierung seines Volkes bedient. Er unternimmt nichts, ohne zuvor durch seine Wahrsager den Teufel um Rath zu fragen; und obwohl selbst ungläubig, unterzieht er sich doch allen Zaubereien, welche die mit dem Höllenwerk betrauten Lehrer ihm auferlegen. Wir werden ohne Zweifel späterhin noch Gelegenheit finden, hierüber interessante Einzelheiten mitzutheilen. Das Landgut des Herrn Lee ist auf der Höhenlinie zwischen dem Limpopo und dem Sambesi gelegen. Von Lee's Castle an beginnt der Weg sanft zu fallen. Man kommt über einen kleinen Fluß, Namens Uapo Baloi, d. h. des Zauberers Stein. Dann führt der Weg über die Matoppo-Berge, massive Granitblöcke, bis man endlich am Ufer des Flusses Kumala steht.

Montag, 1. September. Kumala-River. — Eine Entfernung von kaum 12 englischen Meilen trennt uns nur noch von der königlichen Residenz Lo Bengula's. Trotz der äußersten Erschöpfung unseres Gespanns versuchen wir doch noch eine letzte Anstrengung und erreichen endlich eines der Ziele unserer langen Reise, den königlichen Kraal des furchtbaren Matabelen-Häuptlings.

Von diesem Besuche bei der schwarzen Majestät hing viel ab, ja so ziemlich der Erfolg der ganzen mit so ungeheuern Kosten und Opfern unternommenen Reise. Wenn es den Missionären bei Lo Bengula in Gubuluwayo erging, wie bei König Khama in Schoschong, so konnte man menschlicher Weise die Expedition an den obern Sambesi eine gescheiterte

nennen; denn ohne die Erlaubniß einer Mittelstation zwischen den Ländern der Capcolonie und den Ufern des großen Stromes, den sie erreichen wollten, wären die Missionäre von jeder Unterstützung und Hilfe abgeschlossen gewesen; wenigstens hätten sie sich erst einen ganz andern Weg, etwa von der Mündung des Sambesi aus, suchen müssen. Man kann sich daher denken, mit welch banger Erwartung P. Depelchin und seine Gefährten der Audienz bei dem barbarischen Fürsten entgegensahen und wie sie gebetet haben werden, daß Gott Alles zum glücklichen Gedeihen leite!

Sie hatten freilich dem Könige eine warme Empfehlung seitens des englischen Gouverneurs Sir Bartle Frere, sowie eine von dem Surveyor-General von Kimberley, Mr. Bailie, welcher Lo Bengula persönlich kannte, zu überreichen. Dieselbe lautet wörtlich also:

Kimberley, den 21. Mai 1879.

Lo Bengula!

„Die Herren, welche Dir dieses Schreiben überreichen werden, sind meine Freunde. Sie sind Lehrer und verlangen Dein Volk zu unterrichten. Wenn Du ihnen eine Wohnstätte anweisen und für sie Sorge tragen willst, wie ich für Dein Volk stets Sorge trug, so wird es mich überaus freuen.

Der Krieg mit Cetewajo geht seinem Ende zu ... Cetewajo dauert mich sehr, denn ich vermuthe, daß man ihn schlecht berathen hat.

Wie freut es mich, Sohn des Mosilikatsi, daß Du Deinem Volke verboten hast, an dessen Händeln sich zu betheiligen, denn dadurch bist Du jetzt der größte Häuptling der Sulu in diesem Lande geworden.

Ich sende hierbei ein kleines Geschenk für Dich und einige Korallen für Inkogana. Gar wohl weiß ich, daß meine Gabe gering ist und ich Dir nie etwas geben kann, was Dich wirklich reich machte; doch send' ich es Dir, um Dir meine Gewogenheit zu zeigen. Dieses Jahr habe ich beinahe alle meine Pferde verloren, sonst würde ich Dir gerne einige geschickt haben. Komme ich einmal selbst zu Dir, so werde ich nicht vergessen, die Pferde mitzubringen, die ich Dir und Nyamanda versprochen habe. Wie geht es Umnianda? Das muß wohl ein tüchtiger Bursche geworden sein. Bei meinem nächsten Besuche werde ich ihm auch ein besseres Gewehr mitbringen, wenn er schießen gelernt hat.

Ich „bona" (grüße) Kakulu Kulu Kulu, Ingwalengwata. Ich „bona" auch Nyamanda, die Familie Insosikasi, Inkosezana und Umnianda.

Dein treuer Freund

Alex. Bailie.

P. S. Sind Mangesi und Unsokasana und die anderen Leute, die mich hier besuchten, wohl? Alex. Bailie.

Du mußt Dich dieser Leute um meinetwillen annehmen, Matschoban!"

Aber war zu hoffen, daß die Empfehlung einer Regierung, die soeben den Nachbarstamm der Matabelen zermalmte und von der Lo Bengula vielleicht vermuthete, er selbst und sein Volk werde nun wohl der nächste sein, der das Schwert der fremden Eroberer fühlen müsse, günstig wirken? Zudem mußten sich die Missionäre, wie schon bemerkt, protestantischer Dolmetscher bedienen, und derselbe feindliche Einfluß, der sie aus Schoschong vertrieben hatte, stand ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach auch hier entgegen. Wahrlich Gründe genug, welche P. Depelchins Vertrauen auf die Probe stellten! Alles ging jedoch über Erwarten gut.

Die folgenden Berichte P. Depelchins erzählen uns den Empfang der Missionäre und seine ersten Ergebnisse.

Jschoscheni, königlicher Kraal, 6. September 1879. Dienstag den 2. September um die dritte Nachmittagsstunde langten wir im königlichen Kraal Lo Bengula's an und schlugen unsere Zelte an einem Orte auf, der den Namen „weiße Felswand", „Amatje Amthlopi" oder „Amantshoni slope" trägt.

Gegen Abend kam Mr. James Fairbairn, der uns vollkommen gewogen scheint, uns zu besuchen und zu bewillkommnen. In seiner Begleitung begaben wir, P. Law und ich, uns am 3. September Morgens um 10 Uhr in die königliche Residenz, dem Herrscher unsere Geschenke zu überreichen. Dieselben bestanden in einem schönen Martini-Gewehr, das wir in London gekauft hatten, einer Spieldose, zwei reichen Decken und einigen Kleinodien.

Vor dem Eingang des königlichen Palastes legten wir unsere Gaben nieder und sahen bald zu unserer größten Freude, wie Lo Bengula aus der Tiefe seiner Höhle einen Blick voller Zufriedenheit auf die glänzenden vor ihm ausgebreiteten Geschenke warf; doch müssen wir sagen, daß Seine Majestät kaum Zeit hatte, sich in Betrachtung derselben zu ergehen, denn sie war eben mit dem Frühstück beschäftigt. Voll gieriger Hast zerriß sie mit Händen und Zähnen die ungeheuren Stücke Fleisch, die man ihr vorgesetzt hatte, und schlang dieselben hinab. Dieser furchtbare König von riesigem Körperbau war äußerst einfach gekleidet. Auf dem Boden hingestreckt hatte er große Ähnlichkeit mit dem Cyklopen Polyphem, wie er in seiner Höhle lag.

Begreiflicher Weise hatten wir unter solchen Umständen keine günstige Zeit zur Unterhaltung mit dem Matabelenkönig. Wir sagten ihm in höflicher Weise, daß wir an einem andern Tage mit Mr. James Fairbairn wiederkommen wollten, um ihm die Geleitschreiben des hohen Bevollmächtigten Ihrer britischen Majestät, Sir Bartle Frere, und des Generalinspectors Bailie, eines guten Bekannten des Königs, zu unterbreiten.

Zwei Tage später, am 5. September, kam Mr. James Fairbairn wieder von Gubuluwayo zurück, und wir begaben uns auf's Neue zum königlichen Kraal, um zu sehen, ob sich dießmal vielleicht eine günstigere Gelegenheit biete, von Seiner Majestät Audienz zu erhalten.

Auf dem Wege dahin sollten wir das Glück haben, die Schwester des Königs, eine mächtige und einflußreiche Frau im Stamme der Matabelen, begrüßen zu dürfen. An Gesichtszügen und Körperproportion gleicht dieselbe sehr ihrem Bruder. Als wir ihrer Hütte nahten, kniete sie vorwärts gebeugt und auf beide Hände gestützt unter dem niederen Eingange, streckte den Kopf aus der runden Öffnung und lächelte voll der größten Freundlichkeit. Sofort bat sie uns, bei ihr einzusprechen und einen Augenblick in ihrer Hütte auszuruhen. Um ihrer Bitte Nachdruck zu verleihen, drohte sie Herrn Fairbairn, falls er nicht willfahre, werde er nie mehr einen Schluck Bier bekommen. Wir kriechen also durch die niedere Öffnung und finden in der Hütte, nach Kaffernart dasitzend, eine Tochter und eine Nichte des Königs. Dieselben waren eben damit beschäftigt, das kleine, rothe Kränzchen zu verfertigen, welches die verheiratheten Damen der königlichen Familie auf dem Kopfe tragen.

Nach einigen höflichen Begrüßungsworten, die wir an die beiden „Prinzessinnen" richteten, wandten diese sich alsbald wie auf Übereinkunft an Herrn Fairbairn mit der Frage, wann er sie zu heirathen gedenke. Der Herr war offenbar auf eine so zarte Frage nicht vorbereitet, und wiewohl mit den Sitten des Volkes völlig vertraut, schien ihn doch die seltene Unverfrorenheit der beiden Prinzessinnen für einen Augenblick in Staunen zu versetzen. Trotzdem ließ er sich nicht verblüffen und glaubte am besten darauf zu antworten, indem er in ein schallendes Gelächter ausbrach. Nach diesem kleinen Zwischenfalle verabschiedeten wir uns von den beiden jungen Damen, die nur von ihrer künftigen Heirath zu träumen schienen, und ließen uns im Schatten einer nahen Hütte nieder, wohin man uns bald einen großen Topf voll Kaffernbier brachte. Kaum saßen wir da, als auch schon die Schwester des Königs herbeikam. Ohne viele Umstände ließ sie sich in unserem Kreise nieder, setzte den Biertopf an den Mund, that einige tüchtige Züge und hieß dann den Topf rundgehen. Dieses Kaffernbier, Tyawala genannt, ist sehr erfrischend und ähnelt in Geschmack und Farbe viel dem Moste. Dasselbe wird aus gegohrenem Mais gebraut und muß ungemein nahrhaft sein.

Ich will nichts sagen über die Toilette der Prinzessinnen und ihrer königlichen Tante; unterscheidet sich dieselbe ja nicht von der einfachen Kleidung des übrigen Volkes. Nachdem wir eine halbe Stunde mit der Schwester des Königs, die wirklich eine äußerst liebenswürdige und verständige Frau ist, verplaudert hatten, zeigte man uns an, daß Se. Majestät Lo Bengula in seinem Kotla, d. h. in seiner Haupthütte[1], unserer Ankunft harre.

[1] Diese Kaffernhütten sind rund und haben gewöhnlich etwa 7 Meter im Durchmesser. Das Dach wird von einem kräftigen Pfosten, der in der Mitte des Zeltes eingerammt ist, getragen. Fenster gibt es darin keine, und die Luft kann nur durch

Wir krochen auf Händen und Füßen in den königlichen Palast und nahmen Platz in der Nähe des Einganges. Se. Majestät ruhte auf der einen Seite der Kotla, während gegen zehn Frauen, geschmückt mit glitzernden Glasperlen, auf der entgegengesetzten Seite im Halbkreise herumsaßen. Seiner Gewohnheit gemäß lag der König nachlässig auf einem Teppiche hingestreckt. Neben ihm das schöne Martini-Gewehr, das wir ihm geschenkt und das ihm sichtlich große Freude machte. Wiederholt nahm er dasselbe in seine Hände und spielte damit wie mit einer Feder. Wie man sagt, soll er ein ausgezeichneter Jäger und Schütze sein.

Nachdem wir einige höfliche Worte gewechselt, überreichte ich dem Könige das Schreiben des Gouverneurs Sir Bartle Frere, und Herr Fairbairn hatte die Freundlichkeit, dasselbe in die Landessprache zu übertragen. Lo Bengula lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Er prüfte namentlich das Siegel und die Unterschrift Sr. Excellenz, und ließ seiner staunenden Verwunderung, welche dieselben ihm abnöthigten, freien Lauf. Wir erklärten, daß es uns zur größten Freude gereichen würde, dürften wir uns inmitten seines Volkes niederlassen und sowohl in Gubuluwayo als auch zu Tati eine Station gründen.

Vorerst erwiederte uns der König gleich Khama, dem Häuptlinge der Bamangwato's, daß er Überfluß habe an Abafundisi, d. h. an Lehrern und Missionären; daß schon länger als 20 Jahre protestantische Prediger ohne allen Erfolg unter seinem Volke predigen. „Sie haben nichts gethan, rein nichts! Die Kinder wollen nicht lernen, und die Erwachsenen sind zufrieden mit dem, was sie wissen."

Vier lange Stunden verbrachten wir mit unserer Unterhaltung, gleich den Kaffern auf dem Boden sitzend. Wir plauderten und scherzten auf das Herzlichste mit dem Könige, der in Kurzem so zutraulich wurde, daß er mehrmals, um mich seiner Freundschaft zu versichern, mit seiner Hand in meinen langen Bart griff und denselben kräftig schüttelte: „Das ist eine wahre Löwenmähne, die du hast," sagte er dabei, „eine wahre Löwenmähne."

Von Zeit zu Zeit streckte er seinen umfangreichen, kahlgeschorenen Kopf durch die runde Eingangsöffnung hinaus, um die Huldigungen verschiedener Gesandtschaften entgegenzunehmen, die gelegentlich seiner Hochzeit mit der Tochter Umsila's noch immer anlangten und singend und schreiend um die königliche Kotla herumtanzten. Im Verlauf dieser langen Sitzung von vier geschlagenen Stunden setzte man uns auch eine Platte vorzüglichen Fleisches vor. Wir griffen dasselbe mit unseren Taschenmessern an und genossen so die hohe Ehre, mit Sr. Majestät Lo Bengula, dem Könige

die Mauerrisse und die Thüre eindringen. Diese letztere ist eine runde Öffnung von ungefähr 80 cm Höhe und ebensoviel Breite. Die Matabelenhütten sind etwas niedriger als die Betschuanenhütten. (Vgl. Mauch's Reisen: Bauart der Hütten.)

der Matabelen, Hoftafel zu halten. Der König tadelte uns wiederholt, daß wir dem Kaffernbier so wenig zusprächen, während wir doch, um ihm Freude zu machen, dem riesigen Topf Tyawala, der unabläßig von Mund zu Mund wanderte, nach bestem Vermögen zusetzten.

Nach der Mahlzeit wollte uns der König eine angenehme Überraschung bereiten. Drei Männer, in schmutzige Wolldecken gehüllt, krochen in die Hütte und nahmen auf einen Wink des Königs hart am Eingange Platz. Es waren dieß Zauberer und Wahrsager. Alsbald begannen dieselben ein geheimnißvolles Arbeiten unter ihren Decken. Der König wandte sich an Herrn Fairbairn mit der Frage, ob er wohl errathe, was zum Vorschein kommen werde. „O," entgegnete der Gefragte, „wir werden eine Schlange zu sehen bekommen." Bei diesen Worten zogen alle Frauen, wie vom Blitze gerührt, ihre Füße an sich, um dieselben gegen die Bisse der Schlange zu schützen.

Endlich nach langem Vorbereiten und wiederholten Zauberformeln kam nicht eine Schlange, sondern ein Kürbis als Puppe verkleidet zum Vorschein. „Dieses," sagten die Zauberer mit Emphase, „ist der Sohn Gottes, der zu den Menschen redet." Noch nie in meinem Leben war mir ein unwürdigerer und gröberer Betrug unter die Augen gekommen. Die Zauberer blinzelten einander unabläßig zu und thaten sehr geheimnißvoll. Hierauf stellte einer aus ihnen die folgende Frage an die Puppe: „Du bist in Gegenwart des Königs Lo Bengula; sag' an, ist sein Herz rein?" Im gleichen Augenblick preßte er den Finger auf die Puppe, und man vernahm das Zischen eines Instrumentes, welches sofort als bejahende Antwort auf die Frage ausgelegt wurde.

Wir brachen unwillkürlich in ein helles Gelächter aus, und Herr Fairbairn sagte zum Könige: „Wie ist es doch möglich, daß Du an einen solchen Betrug glauben kannst! Wenn Du willst," fügte er bei, „will ich Dir das Instrument zeigen, das in der Puppe steckt!" Obwohl der König über die ganze Sache lachte, wollte er doch nicht, daß man den Betrug entlarve. Den Zauberern entging unsere Ungläubigkeit nicht, und sie beeilten sich, eine letzte Frage an den Kürbis zu richten, worauf sie um die Erlaubniß baten, sich zurückziehen zu dürfen. Der König antwortete alsbald: „Hamba gathli", „scheidet im Frieden".

Nach Verlauf von vier Stunden verließen auch wir den königlichen Palast, ohne eine bestimmte Antwort empfangen zu haben. Indeß versicherte uns Herr Fairbairn, wir seien auf überaus gutem Wege; Lo Bengula pflege nämlich seine Leute gern hinzuhalten und nur nach vielen Wochen eine endgiltige Entscheidung zu treffen. Diese Entscheidung aber stehe dann unwiderruflich fest. Hoffen wir, Gott werde Mitleid haben mit diesem armen Volke und dessen Augen dem Lichte der Wahrheit erschließen, denn in Wahrheit: „Nisi Dominus aedificaverit domum, in

vanum laboraverunt, qui aedificant eam.“ Wenn der Herr das Haus nicht baut, so arbeiten die Bauleute umsonst!

8. September. Gestern erwiederte Lo Bengula in unserem Lagerplatze den Besuch. Da Herr Fairbairn nach Gubuluwayo, zwei Meilen von hier entlegen, zurückgekehrt war, mußten wir uns der Ochsentreiber als Dolmetscher bedienen. Der König betrat unser Zelt, seine eiserne Assegai in der Hand haltend. Er ist in der That eine Riesengestalt und besitzt alle physischen Eigenschaften, die den Häuptling eines vollkommen barbarischen Stammes zieren können. Über eine Stunde verweilte er in unserer Mitte und verschmähte nicht, ein Glas Limonade nebst einigen Biscuits aus unserer Hand anzunehmen. Das Glas Liqueur schlug er aus, bat uns aber, dasselbe seinem Begleiter zu reichen.

Der König bewies uns die größte Freundlichkeit und hörte mit Aufmerksamkeit unsere Vorschläge an, machte indeß abermals die gleichen Gründe geltend, wie bei unserer ersten Audienz. Als er wiederholte, daß die Kinder und jungen Leute kein Bedürfniß verspürten, lesen und schreiben zu lernen, entgegneten wir, daß wir dieselben auch in anderen Dingen unterrichten könnten, z. B. im Ackerbau, in der Schmiedekunst, in der Malerei u. s. w. Lo Bengula schien zu überlegen. Dann fiel sein Auge auf unsern Ochsenwagen, und er sagte zu mir, er möchte denselben gern kaufen. Ich antwortete, daß ich nicht gesonnen sei, denselben zu verkaufen, daß ich aber, wofern er uns gestatten wolle, bei seinem Volke zu bleiben, mir es zur größten Freude anrechnen werde, ihm denselben zum Geschenk zu machen. Er schien sehr befriedigt über diese Antwort, denn offenbar stach ihm der Wagen gewaltig in die Augen.

Beim Abschied wünschte er uns vergnügte Tage in Jschoscheni und schlug dann majestätischen Schrittes den Rückweg nach seiner Hütte ein; der Begleiter, der sein Herold sein mußte, folgte ihm und sang dabei aus vollem Halse in einer Art Litanei das Lob des Königs, das er auswendig gelernt zu haben schien.

Ich war eben mit der Abfassung obiger Zeilen beschäftigt, als der Bruder des Königs unser Zelt betrat. Der Herr war ebenso einfach gekleidet, wie der König selbst, nur mit dem einen Unterschied, daß ein gewaltiger Strohhut seinen Kopf beschattete. Er nimmt sofort an meiner Seite Platz und fängt auf die vertrauteste und originellste Weise zu singen an. Diese guten Matabelen sind in der That alle große Kinder; wie diese verstehen auch sie sich auf's Betteln; wo wir gehen und stehen, drängen sie sich heran und werden nicht müde zu rufen: „Tusa, tusa!“ „Gib mir was, schenk' mir was!“ Auch die „Königinnen“ kamen alle in unser Zelt gelaufen und die eine bat um ein Taschentuch, die andere um Kaffee, die dritte um Glasperlen u. s. w. So sind wir den ganzen Tag von Bettlern umlagert, und Sie glauben kaum, wie das unsere Geduld auf die Probe stellt.

10. September. Vorgestern hat sich ein Ereigniß zugetragen, das leicht bedauerliche Folgen für uns hätte haben können. Urtheilen Sie selbst. Das Kind eines schwedischen Kaufmanns, Namens Jansen, der sich hier niedergelassen, hatte aus Unachtsamkeit einen irdenen Topf zerschlagen, der dem Könige gehörte und in dem eben ein Sklave am Brunnen Wasser holen wollte. Dieß Ereigniß erzürnte den König und das ganze Volk auf's Höchste. Die armen Europäer zitterten für ihr Leben. Hätte ein Eingeborener das Unglück gehabt, den königlichen Wassertopf zu zerschlagen, so wäre dieser sofort ohne irgend ein vorausgehendes gerichtliches Verfahren vom Könige selbst getödtet worden. Lo Bengula ließ den Kaufmann und seine Frau vor sich kommen und versetzte Beiden einen furchtbaren Schlag mit seiner gewaltigen Faust. Das Volk erfuhr dieß, und die arme Familie lief große Gefahr, ein Opfer seiner Wuth zu werden. Jetzt begab sich Mr. Hellems, einer der protestantischen Minister, mit seinem Collegen nach dem Kraal, um Lo Bengula in würdiger, aber entschiedener Sprache zu ersuchen, er möge nie mehr an einen Europäer Hand anlegen, weil, fügten sie begründend hinzu, ein solches Verfahren leicht das Volk zur Niederschlachtung aller in seinem Lande weilenden Europäer veranlassen könnte. Eine solche That würde aber unvermeidlich für ihn sowohl als für sein ganzes Volk bedauerliche Folgen und Verwicklungen nach sich ziehen. Der König nahm die Worte gut auf und verfügte, daß in Zukunft ähnliche Fälle von den europäischen Colonisten selbst bereinigt würden. Allem Anschein nach wird jedoch der Kaufmann Jansen das Land verlassen müssen. Heute hat uns der König ein Schaf geschickt, ohne Zweifel als Beweis, daß das Ereigniß von vorgestern seine Liebe und Achtung gegen die Europäer in Nichts gemindert habe.

Wir hatten eine lange Unterredung mit den protestantischen Ministern: die Herren überhäuften uns mit Beweisen ihres Wohlwollens. Wir sehen voll Hoffnung einer baldigen, günstigen Antwort des Königs entgegen. Herr Fairbairn, ein Alles vermögender Freund Lo Bengula's, ist uns aufrichtig zugethan und vertritt unsere Sache mit ebenso viel Gewandtheit als Eifer; er ist ein gemachter Diplomat. In einem Privatgespräch mit dem Könige wußte Herr Fairbairn kürzlich einen Gedanken in demselben anzuregen, der ihn noch immer ernstlich beschäftigt.

„Würde es Dich nicht freuen," sagte Herr Fairbairn zu Lo Bengula, „wenn Dein Gewehr schadhaft geworden ist oder Dein Wagen unbrauchbar, unter Deinem Volke Leute zu finden, die Alles das ausbessern könnten? Nun wohl, die neuen Missionäre werden in allen diesen Handwerken Deine Matabelen unterrichten." — Daraus ersehen Sie aber, daß eines der Hauptmittel, uns in Geist und Herz dieser wilden Völker Eingang zu verschaffen, darin besteht, daß wir dieselben mit gänzlicher Hingabe allmählich in die Elemente der gewöhnlichsten und nützlichsten Handwerke

einführen. Wir müssen diese Völker aus der Wildheit emporheben, d. h. aus ihrer Trägheit, ihrer Sorglosigkeit, und es versuchen, sie praktisch vertraut zu machen mit den Wohlthaten einer christlichen Civilisation und des Christenthums. Sie sind durch und durch materiell gesinnt; daher muß vor Allem für ihre materiellen Bedürfnisse gesorgt werden, um dann allmählich auch ihr geistiges Leben auf die Höhe der christlichen Moral emporzuheben. Wir müssen hier denselben Civilisationsweg einschlagen, der die Benediktiner von Neu-Norcia bei der Erziehung der Australier am Schwanenflusse zu so staunenswerthen Erfolgen geführt hat[1].

Zu diesem Zwecke brauchen wir aber eine Anzahl tüchtiger Brüder, welche das Volk in die nöthigsten Handwerke einführen können. Vor Allem thut uns noth ein gewandter Schmied, ein Schlosser, ein Schreiner; ein Uhrmacher und Mechaniker könnten uns gleichfalls schätzenswerthe Dienste leisten. Unsere Aufgabe ist es, hier Arbeiter statt Soldaten, die nur von Mord und Raub leben, heranzubilden. Haben wir dann einmal festen Fuß gefaßt, so brauchen wir Schwestern, welche die kleinen Kaffernmädchen mit allen den weiblichen Arbeiten und Kenntnissen vertraut machen, deren eine gute Hausfrau nicht entrathen kann. — Aber welcher Hingabe bedarf es hierzu, welcher Charakterstärke, welch heldenmüthiger Tugend! Man muß hier unter den Wilden wohnen, um einen Begriff zu haben von den hervorragenden Eigenschaften, die Jenen noth thun, welche diesem Werke der Civilisation ihre Kräfte widmen und die Säulen dieser zu bildenden Christengemeinde werden wollen.

Nach meiner eigenen Erfahrung und der aller hier residirenden Europäer ist das Klima von Gubuluwayo der Gesundheit der Weißen sehr zuträglich. Das dankt die Stadt wohl ihrer hohen Lage, die 1700 Meter über dem Meeresspiegel beträgt. Gelingt es uns, hier eine Ansiedlung zu gründen, so haben wir in Gubuluwayo ein wahres „Sanatorium“, ein Haus zur Herstellung der Gesundheit, gewonnen, wie es deren in Indien gibt, wo die Missionäre von den Fiebern und anderen epidemischen Krankheiten, welche sie sich vielleicht an den verpesteten Ufern des Sambesi und seiner Nebenflüsse zugezogen, in kürzester Zeit genesen können.

Gubuluwayo, 22. September 1879.

Bereits zwei Wochen gehören wir sozusagen zum königlichen Hofstaate Lo Bengula's, eine Ehre, auf die wir nicht ungern verzichten würden. Indessen müssen wir uns den Umständen fügen. Mit reger Emsigkeit und vielem Lärm arbeitet man an den Vorbereitungen für die Hochzeit, welche die Frauen des Königs um die Tochter Umsila's zu vermehren bestimmt ist. Tagtäglich sehen wir neue Deputationen aus dem Lande herbeieilen,

[1] Vgl „Die Katholischen Missionen“ Jahrg. 1879 S. 74 ff.: „Die Benediktiner-Mission Neu-Norcia in Westaustralien.“

um Lo Bengula zu beglückwünschen und ihm ihre Geschenke darzubringen. Wie durch Zauberschlag erstehen ringsum Hütten, und die königliche Residenzstadt breitet sich täglich weiter aus.

Gestern war ich Zeuge eines ganz eigenen Tanzes, der einer militärischen Übung nicht unähnlich sah. Zu meiner großen Verwunderung gewahrte ich dabei, wie etwa zehn Tänzer statt des gewöhnlichen Schmuckes ein dickes Buch auf dem Kopfe trugen, dessen Blätter im Winde flatterten. Dieses Buch war die protestantische Bibel! Also eine Bibel dient den Kaffern als Kopfschmuck! Wie man uns versichert, soll die Heirath des Königs heute oder morgen stattfinden; doch etwas Bestimmtes weiß Niemand; denn in diesem Reiche muß Alles überraschen, vorherbestimmt wird Nichts. Inzwischen sind wir verurtheilt, den furchtbaren Monarchen, den die Matabelen gleich einem Gott verehren, auf seinen launenvollen Spaziergängen zu begleiten.

Trotz der eisernen Herrschaft, welche schwer auf seinen Unterthanen lastet, ist Lo Bengula im Privatverkehr äußerst zugänglich und freundlich. Er hat ein gutes Herz und würde gewiß ein ausgezeichneter Regent und Vater seines Volkes sein, so er sich entschließen wollte, nach den Grundsätzen des Christenthums zu leben. Unglücklicherweise befolgt er gleich seinen Vorgängern bei allen Staatsgeschäften nur den Rath von Zauberern und Wahrsagern. Bei jedem Unternehmen von einiger Tragweite befragt er den Teufel, und sobald er eine Erleuchtung oder Antwort erhalten zu haben glaubt, ergehen seine Befehle an die Minister, die ihm sklavischen Gehorsam entgegenbringen. Der mächtige Zauber und die Gewalt über Leben und Tod, die er jeden Augenblick ausübt, sind die beiden Haupthebel seiner Regierung.

Es sind einige Tage her, da wurde die Schwester des Königs, die uns sonst fast täglich besuchte, krank. Europäer, die schon Jahre lang hier leben, versicherten uns, daß der König, im Falle seine Schwester stürbe, zum mindesten 100 Personen unter dem Vorwande, dieselben hätten die Verstorbene behext, zum Tode verurtheilen werde. Wie schrecklich ist nicht dieses Reich Satans in seiner ganzen Häßlichkeit!

12. Die Gründung der Missionsstation von Gubuluwayo.

(October, November und December 1879.)

Endlich wurde die Geduld der Missionäre belohnt. Lo Bengula gab die ersehnte Erlaubniß einer Niederlassung in seinem Reiche, und P. Depelchin eilte nach Tati zurück, um neue Kräfte in die Hauptstadt des Matabelenkönigs zu senden. „Am 24. October," schreibt P. Croonenberghs aus Tati, „während wir frühstückten und über unsere Hoffnungen und Befürchtungen uns besprachen, geht die Thüre auf, und herein tritt P. Depelchin. Welche Freude! Der gute Pater bringt seinen ganzen Wagen voll des Besten, was Afrika zu dieser Jahreszeit hervorbringt: schmackhafte Kürbisse, Nüsse, Gemüse, Hühner. Auch der gute Br. de Sadeleer ist mitgekommen. Dem Wagen folgen 30 Schafe und Böcke. Wer beschriebe die Freude des Wiedersehens? P. Law ist allein in Gubuluwayo zurückgeblieben, um den König Lo Bengula in der gewogenen Stimmung zu erhalten."

Wie sich aber am Hofe des Matabelenhäuptlings Alles nach dem Wunsche der Missionäre fügte, soll uns P. Depelchin selbst erzählen. Von Tati aus berichtete er an den hochwürdigen P. Provinzial der belgischen Provinz also:

„Tati, den 28. October 1879.

Gott sei Lob und Dank! Alles geht nach Wunsch! Die Vorsehung wacht über uns, und es scheint, daß trotz aller Schwierigkeiten, die sich uns entgegenstellten, der Mission im Matabelenlande die hoffnungsreichste Zukunft bevorstehe.

Nachdem sich Lo Bengula von den Strapazen einer wochenlangen Hochzeitsfeier erholt hatte, kam derselbe endlich zu einem festen Entschlusse. Er wünschte, ich solle unsere Missionäre von Tati nach Gubuluwayo herüberholen, und noch zur selben Stunde begab ich mich mit Br. de Sadeleer auf den Weg.

Hören Sie jetzt, welchem Anlasse wir diesen Entschluß des Königs danken. Nach seiner Hochzeit mit einer Prinzessin aus königlichem Geblüte fand nämlich Lo Bengula, daß sein Gala-Ochsenwagen nicht mehr hoffähig sei. Das große Tuch, das denselben überdachte, war durchlöchert und zerfetzt, während andere Theile des Wagens durch den häufigen Gebrauch abgenutzt

waren, oder sonstigen erheblichen Schaden genommen hatten. Der König wandte sich also an uns mit der Frage, ob wir diesen seinen Wagen nicht auszubessern im Stande wären. Natürlich hatten wir nichts Eiligeres zu thun, als dem königlichen Bittsteller unsere Dienste zur Verwirklichung eines ihm so theuern Wunsches zur Verfügung zu stellen. So entschloß ich mich denn, unsere guten Patres und Brüder in Tati in eigener Person abzuholen. Sehnte ich mich doch schon lange, wieder einmal meine lieben Mitbrüder zu sehen und denselben nebst einigem Mundvorrathe auch zugleich Worte der Ermuthigung und des Trostes bringen zu können. Unser Br. Hedley ist ein alter Matrose, Zimmermann, Seiler u. s. w., und versteht sich noch vortrefflich auf diese seine früheren Handwerkszweige. Derselbe schlägt mit einer staunenswerthen Gewandtheit die Zelte auf. Unter Leitung des P. Law, eines gewesenen Marineoffiziers, wird sich der Bruder also an die Arbeit machen. Br. Nigg wird ihn dabei kräftig unterstützen, und P. Croonenberghs, unser Malkünstler, soll den Wagen in Farben kleiden und die umfangreiche Decke mit bunten Bildern aller Art bemalen. Alsdann mag Se. Majestät Lo Bengula den Wagen stolz besteigen, denn noch nie dürfte derselbe in größerer Schönheit und bunterem Reichthum geprangt haben.

Wir stehen somit in der hohen Gnade des Königs und erfreuen uns zudem auch der Gewogenheit sämmtlicher europäischer Kaufleute in Gubuluwayo. Und so sind wir denn, nach gar mannigfachen Mühen und Leiden, Hoffnungen und Befürchtungen, Dank dem Schutze Gottes, auf dem besten Wege, unser Ziel zu erreichen.

Heute, Dienstag den 28. October, brechen wir auf nach der Hauptstadt. Mit welcher Ungeduld der König unserer Ankunft entgegenharrt, können Sie sich nach allem bisher Gesagten leicht denken. Sofort nach unserem Wiedereintreffen in Gubuluwayo werde ich mich beeilen, Ihnen das Ergebniß der Unterhandlungen mitzutheilen, welche während meiner Abwesenheit P. Law mit dem König fortführt. Wir gedenken ungefähr am 8. November die Residenzstadt wieder zu erreichen." —

P. Croonenberghs erzählt uns in zwei Briefen vom 5. und 12. November den weitern Verlauf der Ereignisse, welche die Gründung der Station in Gubuluwayo vorbereiteten.

„Mittwoch, den 5. November 1879. An dem Ufer des Kumala.

Der Weg von Tati nach Gubuluwayo ist recht schön und angenehm. In nur sieben Tagen haben wir ohne jeden Zwischenfall munter und vergnügt die 120 Meilen durchmessen, die Tati von Gubuluwayo trennen. Unsere beiden Wagen, Franz Xaver und Britto, hielten sich dabei vortrefflich. Nur noch 12 Meilen, und wir haben den Kraal des Matabelenkönigs erreicht, der unser mit steigender Ungeduld harren soll. Gestern, Dienstag, kamen P. Law und drei englische Kaufleute uns zu Pferd entgegen. Dieselben waren vom König entsandt worden, uns in seinem Namen zu be-

willkommnen und zu geleiten. Allem Anscheine nach muß ich der Decorationsmaler und Waffenschmied des hohen Herrschers werden. Ihr macht Euch keinen Begriff, wie hoch Lo Bengula und all die Weißen, die hier herum zerstreut leben, diese bescheidenen, aber praktischen Kenntnisse schätzen, welche, wenn irgendwo, so in diesem wilden Lande, von unberechenbarem Nutzen sind. Nach dem Vorbilde unserer Missionäre vergangener Zeiten werden auch wir bei diesem armen Volke erst mit den alltäglichen Gewerben der Menschenhand beginnen müssen, um durch diese allmählich zu den Wunderwerken der Weisheit und Güte Gottes aufzusteigen.



Matabelenfrau, Korn mahlend.

Auf Lee's Castle, woran unser Weg vorbeiführte, wartete der dortige Farmer mit Schmerzen auf mich. Ich sollte ihm einige schadhaft gewordene Gewehre ausbessern. Natürlich konnte ich dem guten Manne diese Gefälligkeit nicht abschlagen; findet sich doch hier weit und breit Niemand, der sich, ich sage nicht auf Büchsenmacherei, sondern auch nur auf ein damit entfernt verwandtes Handwerk verstände. Als wir gestern durch das Dorf Ambakutameni fuhren, drängten sich mehrere Kaffern heulend und schreiend an unsern Wagen heran und hielten uns ihren weit aufgesperrten Mund entgegen. Diese guten Leute wünschten alle ihre Zahnschmerzen los zu werden. Wir hatten leider keine Zeit, uns aufzuhalten, sonst hätte ich sicher ebensoviel, wenn nicht mehr Erfolg gehabt, als seiner Zeit zu Brüssel und in andern Städten Belgiens Herr und Frau Enault, die, wie Ihr wißt, auf öffentlichen Plätzen und unter den frohen Klängen rauschender Blechinstrumente ihre Wunderoperationen vollbrachten.

In den Flecken und Dörfern, die wir durchziehen, müssen wir alle unsere Einkäufe vermittelst Tauschhandel machen. Es ist in der That ein sehenswerthes Schauspiel, wenn Hunderte von Frauen unsern Wagen umdrängen und uns ihre Melonen, Kapaune, Hirse, Kaffernkorn, Tabak u. s. w. feilbieten. Jede sucht die andere an Zudringlichkeit zu übertreffen, denn jede möchte vor der andern ihre Waare an den Mann bringen. Diese verlangt für ihren Kapaun ein Stück Messingdraht im Werth von ungefähr acht Pfennigen; jene ein Stück Wollenzeug für einen halben Hektoliter Hirse u. s. w.

Gubuluwayo, Mittwoch den 12. November 1879. — 20° 15′ Breite; 1630 Meter über dem Meeresspiegel; Barometerstand 676 mm; Thermometer 36°. — Freitag Morgen, den 7. November, langten wir in der Matabelenhauptstadt an. Tags zuvor hatten wir beim Amantshoni-Slope, auch Ischoscheni genannt, wo der königliche Kraal steht, kurze Zeit Halt gemacht, und waren von Lo Bengula und seiner neuen Gemahlin, der königlichen Prinzessin des Umsila, auf's Wohlwollendste aufgenommen worden. Gleich nach unserer Ankunft im Kraal versicherte Lo Bengula, daß er uns niemals eine Bitte abschlagen werde. Wir dankten herzlich und versprachen, dafür all unsere Kräfte mit rückhaltloser Hingabe dem Wohle seiner Person und seines ganzen Volkes widmen zu wollen. Ich beschenkte die Königin mit dem silbernen Kreuze, das unsere Tante mir bei meinem Abschiede gegeben hatte. Die junge Regentin war ganz entzückt über die schöne Gabe, und bat uns sofort, in ihre Hütte einzutreten, eine Ehre, deren sonst nur ein Induna gewürdigt wird.

Die Patres Depelchin und Law mit den Brüdern Nigg und Hedley verblieben mehrere Tage im königlichen Kraal, um den Ochsenwagen Sr. Majestät auszubessern. Dann erst kamen sie zu mir nach Gubuluwayo. Dieselben bewohnen vorderhand ein kleines Häuschen, während ich, noch immer ein wenig leidend, die Gastfreundschaft Mr. Martins genieße, der mich wahrlich wie sein eigenes Kind pflegt und verwöhnt. Die Wohnung desselben steht auf dem Gipfel des Löwenhauptes, und wir erfreuen uns von diesem erhöhten Punkte aus an dem Anblick eines reizenden Panoramas. Zu unsern Füßen dehnt sich weit und endlos in den Horizont hinaus die Ebene von Gubuluwayo, da und dort besäet mit den kleinen Häuschen der Engländer und den Hunderten von Hütten der Wilden. Im Süden ragen die Motoppoberge, während den Norden eine lange Hügelkette umzieht, die sanft dem Sambesi zu fällt.

Ich lasse hier kurz die Zugeständnisse folgen, die uns Lo Bengula bis jetzt gemacht hat.

1. Dürfen wir in der Nähe des königlichen Kraals, zu Amantshoni-Slope, zwei Meilen von Gubuluwayo, eine Niederlassung gründen.

2. Dürfen wir uns in der Hauptstadt selbst festsetzen und daselbst

das Haus Mr. Greits, der das Land verlassen und uns sein Heim unter günstigen Bedingungen abtreten will, beziehen.

3. Dürfen wir mit Mr. Grant, einem englischen Kaufmann, über den Erwerb eines Stückes Land unterhandeln, das drei Meilen von Gubuluwayo in einem freundlichen Thale gelegen ist und von mehreren kleinen Bächlein bewässert wird. Dort gedenken wir dann zum Unterhalt der Mission einige Heerden zu halten und den Boden nutzbar zu machen. Mit Gottes Hilfe soll die Besitzung nach und nach zu einer Musterfarm werden, ähnlich jenen ehrwürdigen Abteien des Mittelalters, vermittelst welcher wir die Eingeborenen auf eine leichte Weise in den Ackerbau einführen und mit den nothwendigsten Handwerken, als Schmiedekunst, Schreinerei u. s. w., vertraut machen können. Herr Grant stellt uns die Nutznießung seines Bodens auf beliebig lange Zeit zur Verfügung. Der Ort der Liegenschaft heißt Umslangeni.

4. Der König hat den Ankauf unseres Hauses in Tati bestätigt.

5. Endlich hat der König uns erlaubt, in seinem Lande frei umherzuziehen und auch den obern Sambesi zu besuchen. Wir werden von dieser Erlaubniß wahrscheinlich im Monat Mai oder Juni Gebrauch machen; augenblicklich, während der Regenzeit, sind die Wege nicht fahrbar, die Flüsse weit über ihre Ufer hinausgetreten und das Land so ungesund, als es nur sein kann. Jetzt diese Länderstriche bereisen, hieße einem sichern Tod entgegengehen. — Ihr seht, bis jetzt hat der liebe Gott sichtlich das Werk gesegnet, das wir, begleitet vom Segen unseres Heiligen Vaters, dank der hochherzigen Opferfreudigkeit der Katholiken, von dem Vereine der Glaubensverbreitung wirksam unterstützt, und unter dem Beistande des heiligsten Herzens Jesu, dem wir uns und unsere Mission besonders geweiht, unternommen haben.

Jetzt ein Wort über die Hochzeitsfeierlichkeiten bei der Heirath Lo Bengula's mit der Tochter des Umsila. Ich habe diese Einzelheiten aus dem Munde des Br. de Sadeleer, der damals gerade in Jschoscheni war. Während 14 Tagen, die der Hochzeit vorausgingen, kamen beinahe alle Unterthanen des Königs, die Matabelen, die Makalakas und andere tributpflichtige Stämme aus allen Ecken und Enden des Landes, zum königlichen Kraal geströmt, um den König zu beglückwünschen und ihm Geschenke zu Füßen zu legen. Das war ein Kommen und Gehen, ein buntes Leben und Treiben! Die Bevölkerung des Kraals, die gewöhnlich nur aus 600 Mann besteht, stieg innerhalb weniger Tage auf 7000, ja 8000 Mann. Den ganzen Tag über fanden kriegerische Tänze und militärische Übungen statt; und der König ist verpflichtet, alle diese Gäste zu ernähren. Er läßt ganze Hekatomben von Ochsen schlachten und kredenzt den Indunas in selbsteigener Person das Kaffernbier.

Als diese 14 Tage verstrichen waren, brach der König nach eingetretenem

Neumonde mit der Königin auf und besuchte zu Wagen und von der ganzen Menge begleitet seine Hauptstadt Gubuluwayo. Von da aus begaben sich der König und die Königin auf Befehl der Zauberer und zu einer dem Volke geheimen Stunde nach einem nahegelegenen Felsen. Dort ist eine Grotte, in welcher sich ein Götzenbild befindet. Die Zauberer dringen in die Grotte ein, rufen Morimo, den großen Geist, an, sprechen einige Zauberformeln, kehren dann zum Könige zurück und erklären ihm, daß die Ehe geschlossen sei. Von diesem Augenblicke an gibt der König seinen Unterthanen nichts mehr zu essen, und so kann es vorkommen, daß einer oder der andere der fremden Gäste Hungers stirbt, ehe er seine Heimath erreicht hat. Deßwegen verlassen alle in größter Eile Gubuluwayo, indeß der König zu seinem Kraale zurückkehrt.

Die armen Matabelen haben einen unglaublichen Hang zum Stehlen. Zwar verfällt Jeder, der eines Diebstahls überführt wird, unerbittlich dem Tode; deßungeachtet fürchtet sich kaum Jemand ernstlich vor dieser Strafe, aus dem einfachen Grunde, weil Jeder sich schmeichelt, er werde derselben schon zu entrinnen wissen. In der That versteht sich der Kaffer so gut auf's Laufen, daß er sich darin mit dem besten Pferde messen kann. Pferde aber gibt es hier äußerst wenige.

Vorgestern Abend haben zwei unserer Boys oder Kaffernknechte Reißaus und noch einiges Andere dazu genommen. Wir hatten dieselben auf ein Jahr gedungen gegen Kost und eine alte Flinte, die wir um 7 Mark gekauft hatten, die aber hier ihre 80—140 Mark werth ist. Vorgestern Abend also, als die Patres beim Abendessen saßen, vermißt man plötzlich zwei der Knechte; man eilt zum Wagen und findet, daß ein gutes Gewehr, drei Wolldecken, die Soutane, der Mantel und die Schuhe des hochwürdigen P. Depelchin mitsammt den Knechten verschwunden seien. Große Aufregung unter den Weißen; die Sache dringt bis zu den Ohren des Königs, der uns gestern besuchte und sich genau Bericht erstatten ließ, um die Sache selbst in die Hand zu nehmen und in Person die Verfolgung und Bestrafung der Diebe zu leiten.

Wir befinden uns jetzt in der Regenzeit. Täglich entladen sich drei bis vier Gewitter über uns. Von der Höhe aus, auf welcher ich als Gast des Mr. Martin wohne, sehen wir auf alle Hügel der Umgegend herab und genießen ein prachtvolles Schauspiel. Diese Gewitter sind furchtbar schön.

Wir verhehlen uns nicht, daß die christliche Regeneration dieser armen Wilden sehr schwierig sein wird. Wir müssen mit den Kindern beginnen. Welche Opfer, wie viel Zeit und Geduld wird aber das kosten, bis wir merkliche Resultate erzielen! Wir setzen jedoch unser Vertrauen auf die Gnade Gottes, die Rechtmäßigkeit unserer Sendung, die Fruchtbarkeit der Kirche und die Fürbitte der Heiligen. Wir wissen, daß wir ein Nichts sind; aber Gott gefällt sich darin, seine Werke auf das Nichts zu bauen.

Dieses Matabelenvolk liegt fast beständig im Kriege oder auf der Lauer an irgend einem Punkt der Grenze. Die Impi oder Armee der Freischaaren kam vor einigen Tagen in die Hauptstadt zurück; sie hatte 50 Todte und sehr viele Verwundete. Dagegen hat sie dem Feinde einen Verlust von 300 Todten beigebracht und einige Gefangene zu Sklaven gemacht, ebenso zahlreiche Heerden erbeutet." —

Die Reparatur des Wagens, der natürlich mit den grellsten Farben bemalt wurde, steigerte die Gunst Lo Bengula's gegen die Missionäre noch mehr. Gerne gestattete er jetzt, daß sie sich dauernd unter seinem Volke ansiedelten; hoffte er doch die größten Vortheile von ihrer Kunstfertigkeit für sich und die Seinen. Ganz besonders scheint ihm die Nähmaschine des wackern Br. Nigg imponirt zu haben. Lassen wir unsern Landsmann selbst erzählen:

„Wir haben dem König seinen Wagen reparirt; er versprach, uns dafür ein Stück Land zu geben; wann er das thun wird, weiß ich nicht. Er ist langsam, aber zuverlässig, gutmüthig und kaltblütig. Meldet man ihm, daß ein Schwarzer etwas gestohlen habe, so sagt er: ‚Warum habt ihr ihn nicht todtgeschossen? Alle, die stehlen, sind Wölfe, und Wölfe schießt man todt!' — Die Leute hier leben sehr einfach. Amabele, eine Art Korn, und Hirse ist ihre Hauptnahrung. Ihre Kleidung beschränkt sich auf das Allernothdürftigste. Eines Tages kam der König auf Besuch und sah meine Nähmaschine. Als ich damit zu nähen anfing, war er über dieses Kunstwerk höchlich erstaunt. Er sagte jedoch nichts und ging. Als aber am andern Morgen Br. Hedley in seinen Wagenschoppen kam, um an seinem Wagen zu arbeiten, erschien der König sofort und verlangte den kurzen dicken Mann mit der Maschine zu sehen. Was war zu thun? Wir schleppten die Maschine in sein Haus, das etwa eine Viertelstunde weit weg war. Der König saß in seinem großen Stuhl und erwartete uns mit Ungeduld. Als ich fragte, was ich ihm nähen sollte, verlangte er drei Pulversäcke. Obwohl er eben den europäischen Kaufleuten Audienz zu ertheilen begonnen hatte, mußte sofort genäht werden. Ich schnitt ein paar Stücke Linnen zurecht und setzte die Maschine in Bewegung. Der König fing unwillkürlich mit seinen Füßen zu treten an, als wollte er selber nähen. Kaum war die erste Naht fertig, so wollte er sie sehen. ‚O wie schön!' rief er, ‚und wie schnell!' Alsbald rief er die angesehenste seiner Frauen herbei, um das Wunderwerk mitanzusehen. Sie kauerte vor die Maschine hin und lachte, so lang ich am Nähen war, aus vollem Halse. Der König konnte sich vor Erstaunen noch immer nicht fassen. ‚Welch wunderbare Werke bringen die Engländer zu Stande,' sagte er, ‚und doch müssen sie sterben wie wir!' Als ich fertig war, wurden wir mit Braten und Bier traktirt. Das Bier wird aus Kafferkorn bereitet und schmeckt säuerlich; es ist ziemlich dick und nahrhaft. Sonderbar ist's bei diesem

Volke; sobald man etwas Auffallendes thut, was sie noch nie gesehen haben, so heißt es gleich: das ist ein Hexenmeister, ein Zauberer, oder, wie das in der Sulu-Sprache heißt, ein ‚Omtagati‘. Die armen Leute stecken voll Aberglauben und wissen sehr wenig von Gott. Viele halten den König für einen Gott und glauben, daß er über Wetter und Regen verfüge. Sie rufen ihn deßhalb, wenn sie an ihm vorüberkommen, mit verschiedenen Titeln an, wie: ‚Großer, starker König! König über Berge und Thäler! Menschenfresser! Stärkster aller Ochsen!‘ u. s. w. Der König hat 32 Weiber, will aber ihre Zahl auf 50 bringen. Die Leute sind gelehrig und arbeiten ziemlich gern. Für eine Wolldecke, die etwa 10 Mark kostet, arbeitet ein Mann drei Monate, für ein Gewehr ein Jahr. Manche erleichtern sich aber die Sache, arbeiten erst eine Weile, rauben sich dann etwas und machen sich damit aus dem Staub. So hatten sich uns zwei Jungen auf ein Jahr verdingt, jeder für ein Gewehr; schon nach drei Wochen jedoch stahlen sie dem Br. Hedley seine Flinte und zwei Wolldecken — und fort waren sie. Geld kennen die Leute nicht; aller Kauf und Verkauf wird mit Waarenaustausch abgemacht. Für eine alte Flinte bekommt man eine Kuh mit ihrem Kalb, für vier Wolldecken einen guten Ochsen, für eine Linnendecke ein Schaf, für eine halbe Elle Leinwand zwei bis drei Hühner. — Bald wird ein großes Fest — der sogenannte große Tanz — sein, wobei der König viele Ochsen schlachten und unter seine Leute vertheilen läßt. Zum Tanz wird nicht musicirt, sondern bloß gesungen. Alle singen und tanzen zugleich, fest im Takt, nach einem bestimmten Lied. Platz brauchen sie nicht viel, weil jeder auf demselben Platz auf- und niederhüpft und nur mit den Armen verschiedene Bewegungen macht.

Die Thäler des Matabelen-Landes sind schön und fruchtbar, die Anhöhen dagegen kahl und dürr. Eine Stunde von Gubuluwayo haben sich zwei protestantische Missionäre prächtiges Land gekauft, worauf sie alle Sorten europäischer Getreide und Früchte ziehen. Auch die Kartoffeln gedeihen sehr gut, und der Weinstock trägt jährlich zweimal Trauben. Wir haben augenblicklich Regenzeit und häufige Gewitter. Die Hitze ist unter Tags oft sehr drückend, die Nächte jedoch sind immer kühl und angenehm. Die Häuser der Matabelen sind einstöckig, mit langem Gras bedeckt.

Gestern Mittag wurden wir mit dem einen Wagen des Königs fertig. P. Croonenberghs und ich haben ihn schön angestrichen. Seine Majestät waren ganz voller Freude. Jetzt haben wir noch zwei andere Wagen zu repariren und dann werden wir wohl unser Stück Land erhalten!"

Da die Lage der Missionäre also eine hinlänglich gesicherte zu sein schien, glaubten sie den Ankauf des Hauses Mr. Greits wagen zu dürfen, und so waren sie noch vor Ablauf des Jahres „Bürger Gubuluwayo's" und hatte die neue Missionsstation ihren Bestand.

„Soeben kauften wir für 10 000 Mark eine vorzügliche Wohnung," schreibt P. Depelchin unter dem 31. December 1879. „Sie gilt für eine der schönsten Gubuluwayo's, was freilich noch nicht viel sagen will. Ein bedeutendes Grundstück gehört dazu, und sie liegt nicht weit von den königlichen Hütten, die Lo Bengula bewohnt, wenn er in seiner Residenzstadt weilt. Die Monarchen Afrika's begnügen sich für ihre Paläste mit Hütten, die elender sind als alle Hütten in Europa. Doch hat Lo Bengula in Gubuluwayo eine etwas schönere Wohnung als die Hütte von Ischoscheni, wo wir ihn zuerst trafen. Mr. Grant hat ihm hier aus Steinen und Fachwerk einen ziemlich geräumigen Bau, einfaches Erdgeschoß, aufgeführt, wie ihn die Boeren in Transvaal gewöhnlich haben. Unser Besitz, der ganz eingehägt ist, umschließt zunächst ein geräumiges Haus mit einem Strohdache ohne Stockwerk, dessen Mauern aus Felsstücken aufgeführt wurden, ähnlich wie es bei kleinen Bauernhäusern in der Gegend von Namur der Fall ist; dann Schuppen und Stallungen aus Holz und Fachwerk; endlich ein großes Magazin, ganz aus Eisen und Eisenblech. Wir beabsichtigen dieses Magazin in eine Kapelle zu verwandeln; es kann leicht 200 Personen fassen. Überdieß haben wir einen Garten und Hofräume. Unsere Niederlassung befindet sich auf der Hochebene von Gubuluwayo und hat die reizendste Lage der Welt. Wir schwimmen sozusagen in der gesunden Luft der Matoppoberge."

Das heilige Christfest feierten sie aber noch nicht in dieser neuen Wohnung, sondern recht eigentlich mit dem göttlichen Kinde im Stalle von Bethlehem. „Die schönen und trostreichen Weihnachtstage," heißt es in dem eben angeführten Briefe, „feierten wir in einem Theile der Stallungen Mr. Greits. Da, nur zwei Schritte vom Ochsenstalle, habe ich im Kreise unserer Patres und Brüder und in Gegenwart der Europäer von Gubuluwayo und einiger Neger das heilige Opfer dargebracht. Alles rundum erinnerte uns an Bethlehem und an das erste Opfer Jesu Christi, der bei seinem Eintritte in die Welt zum himmlischen Vater sagte: ‚Schlachtopfer und Brandopfer hast Du nicht gewollt, so nimm mich selbst hin als Opfergabe für das Heil der Welt.' Zur Mitternachtsstunde beteten wir das göttliche Kind an im Geiste und in der Wahrheit; es schien wahrhaftig hier in der Krippe zu liegen. Links vom Altare befand sich eine Heerde Schafe und Ziegen, rechts ein Pferd, fromm wie ein Lamm, und weiterhin hörte man das Brüllen der Ochsen: ‚Cognovit bos possessorem suum et asinus praesepe domini sui. Es kennt der Ochse seinen Eigenthümer und der Esel die Krippe seines Herrn.' Welche Scene! Und wie haben wir gebetet für unsere armen Neger und für ihre Wohlthäter in Europa!"

13. P. Terörde's Rückreise nach Kimberley.

(26. October 1879 bis Neujahr 1880.)

Tagebuchblätter des P. Terörde.

Sobald P. Depelchin mit der guten Nachricht nach Tati zurückkehrte, daß Lo Bengula den Aufenthalt im Matabelenreiche bewilligen werde, wurde der Beschluß gefaßt, einen Pater mit einem Bruder den weiten Weg nach Kimberley zurückzusenden, nicht nur um neue Vorräthe aus der Capcolonie herbeizuholen, sondern namentlich um den nachkommenden Missionären als Leiter und Führer zu den Goldfeldern zu dienen. Das war keine angenehme Sendung, namentlich nicht beim Anbruche der gerade bevorstehenden Regenzeit, und sie konnte gewiß Keinem ungelegener sein, als dem guten P. Terörde, dessen Seeleneifer sich so sehr danach sehnte, endlich die eigentliche Missionsarbeit zu beginnen. Und doch wählte der heilige Gehorsam gerade ihn als den Geeignetsten zu dieser mühseligen Fahrt, und unser Missionär fügte sich willig, als echter Sohn des hl. Ignatius, dem Wunsche seines Obern.

Obwohl die Rückreise manche Ähnlichkeit mit der schon erzählten ersten Fahrt hat, bietet sie doch auch wieder manche neue Gesichtspunkte und Einzelheiten, so daß wir die Tagebuchblätter derselben nicht übergehen wollen.

„Wen Gott in Afrika strafen will," beginnt P. Terörde diesen Theil seiner Aufzeichnungen, „den läßt er eine Reise machen mit Kaffernbuben und Ochsenwagen, zur Zeit der Sonnengluth und Regengüsse, wenn Straßen Flüssen und Flüsse Seen gleichen. So möchte ich das Loos auffassen, das mir beschieden ist auf der ungefähr 1000 englische Meilen weiten Reise von Tati nach Kimberley und zurück, und zwar nicht in der früheren, sorgenfreien Lage, sondern als verantwortlicher Wagen-, Kaffern- und Ochsen-Oberaufseher. Nun, der liebe Gott gab mir das Amt, er muß auch den Verstand geben. Den brauche ich viel, aber noch mehr kaltes, ruhiges Blut, und am meisten ein ‚langes, ellenlanges Herz', wie die lieben Betschuanen die Geduld bezeichnen.

Am 26. October trat ich also in Begleitung des Br. de Vylder

die Rückreise nach Kimberley an, um dort den nöthigen Mundvorrath zu holen. Abends 5 Uhr verließen wir Tati mit einem leeren, armseligen Packwagen, der in allen Rädern und Fugen krachte, mit 16 Ochsen, 3 Sulus und 3 Betschuanenbuben, von denen der eine Ochsentreiber, ein andere Ochsenführer war, während die übrigen die Gelegenheit benützten, um in ihre Heimath zurückzukehren. Die Hinreise wird wenigstens 40 Tage, die Rückreise kann Monate lang dauern, je nachdem die Steppenströme mich zur Regenzeit passiren lassen. Es ist natürlich nicht meine Absicht, in meinem Tagebuche schon früher Mitgetheiltes zu wiederholen; ich werde nur in die Erzählung meiner Reise-Erlebnisse nachträglich Einiges einfügen, was geeignet scheint, Land und Leute besser erkennen zu lassen. Und nun zur Sache!

Ungefähr drei Viertelstunden hinter Tati springt mein Treiber ungeschickt vom Wagen, das Vorderrad geht ihm über beide Beine. Der alte Lazarethbruder [1] muß gleich sein Verbandzeug herausziehen. Von den Ungeschickten mache ich den Geschicktesten zum Treiber. Kaum ist die Peitsche in seiner Hand, so fährt er schon gegen einen Baum. Bis zum Schascha reißt dreimal der Riemen, der ein schadhaftes Joch verbindet, dasselbe passirt dreimal im Sandstrome selbst. Es ist 10 Uhr Abends. Der Bruder fragt, was er zum Nachtessen bereiten soll; ich antworte: ‚ich weiß nicht, was Sie mitgebracht‘. Da kam es nun heraus, was er alles vergessen hatte; nicht einmal Reis war vorhanden. Glücklicher Weise hatte ich einen kleinen Vorrath von Schiffszwieback eingesteckt. Als es am folgenden Morgen hell wurde, bemerkten wir zum größten Schrecken, daß das Gras fast völlig niedergebrannt war und nur noch spärliche Halme zwischen den Dornen standen; überdieß noch größerer Wassermangel als auf der ersten Durchreise. Da muß Gott Rath und Hilfe schaffen!

Dieses Mal sah ich auch den berühmten Baobab oder Affenbrodbaum, von dem Livingstone spricht. Ich hatte ihn auf der ersten Reise nicht bemerkt, weil er ziemlich weit vom Wege steht. Gewöhnlich wächst dieser Baum vereinzelt, weil seine 30—40 Meter langen Äste keinen Nebenbaum aufkommen lassen. Indessen erinnere ich mich, daß Barth am Niger einen Baobabwald von zwei Meilen Länge fand, und sah, wie die Neger die hohlen Bäume gern als Wohnungen und Stallungen benutzten, ja selbst Volksversammlungen darin abhielten. Eine glatte, graue Rinde bedeckt den 3—4 Meter hohen Stamm, welcher gewöhnlich einen Umfang von 20—30 Meter erhält und sich oben in viele starke Äste von 17—25 Meter Länge theilt. Einige derselben steigen senkrecht in die Höhe, andere senken sich dem Boden zu und berühren oft die Erde, so daß die 30—50 Meter

[1] P. Terörde diente während des Krieges 1870—71 mit der größten Aufopferung als freiwilliger Pflegebruder in den Lazarethen zu Bonn und später in Amiens.

breite, kuppelförmig gewölbte Krone zur ungeheuren Laube wird, welche an 20 Quadratruthen Boden beschattet. Über 30 Meter weit dehnen sich die Wurzeln aus und tragen den 10 Meter hohen Baum, welcher eben wegen dieser geringen Erhebung in der Ferne nicht sichtbar wird. Auf 13 cm langen Stielen stehen die dunkelgrünen, kastanienartigen Blätter. Sie enthalten einen nahrhaften Schleim. Die Neger trocknen dieselben und mischen den pulverisirten Stoff unter die Speisen. Die weißen Blüthen mit purpurrothen Staubfäden erreichen den Umfang einer großen Untertasse, stehen auf langen Stielen und erzeugen eine kürbisartige Frucht von 15—30 cm Länge. Anfangs ist diese von einem wolligen Filz überzogen; sie verliert ihn aber zur Zeit der Reife, und dann bietet das säuerlich schmeckende Mark Menschen und Thieren eine erquickende Nahrung. Livingstone nennt einen solchen Baum imposant; Barth findet ihn abschreckend häßlich, weil er geisterhaft als kolossales Astwerk in die Luft starre; Gerstäcker meint, der Baobab sei ebenso mißgestaltet wie ein Flußpferd, und Russegger vergleicht ihn geradezu mit den Dickhäutern. Ich finde eine schöne Eiche des ‚Landes der rothen Erde' viel imposanter, viel schöner als diesen unproportionirten, plumpen Riesenbaum. Hier will ich gleich bemerken, daß mir bis jetzt an Afrika's Flora die blendende Weiße aufgefallen ist. Am zahlreichsten sind die Lilienarten vertreten; mitten unter den Dornen sieht man die schönsten Lilien. Früher schrieb ich einmal von den zahlreichen Zwiebelgewächsen, die am Wege stehen. Das sind die Zwiebelknospen der Lilien. Wenn die Hitze eintritt, ruhen dieselben ungefährdet, von zahlreichen schützenden Hüllen eingeschlossen, bis die Regenschauer des nächsten Jahres sie zu neuem Leben erwecken.

In der dritten Nacht gegen 3 Uhr entlud sich über uns ein Gewitter. Wir verkrochen uns, so gut es ging, in das armselige Wagenzelt. Die Buben lagen unter dem Segeltuche. Wie mit Eimern goß es über unsere Köpfe herab. Gegen 5 Uhr streckte ich einmal den Kopf aus der Arche; es war eine kleine Sündfluth; wir standen in einem See. Um 7 Uhr noch schoß der Bruder eine wilde Ente auf dem Wege, die ganz unbefangen, wohl in der guten Meinung, auf einem ihrer Flußreviere zu sein, 20 bis 30 Schritte hinter dem Wagen schwamm. . . Am Tage bevor wir nach Schoschong kamen, hieß es unter den Buben, daß sie alle in Mangwato bleiben wollten. Neue Sorgen. Woher die Löhnung von 700 Mark für mehrere Monate nehmen? Mit knapper Noth hatte ich in ganz Tati 120 Mark aufnehmen können. Werden die Europäer wieder in Schoschong sein, auf deren Beistand ich hoffte?

Am 30. October, dem zehnten Tage der Reise, Morgens 6 Uhr, zog ich in Schoschong ein. Nur ein Weißer, ein Schmied, war zurückgeblieben. Ich ließ meine Buben kommen und fragte sie, ob sie weitergehen wollten; drei, darunter der Treiber, erklärten, daß sie hier bleiben



Der Baobab oder Affenbrodbaum.

würden. Woher jetzt 340 Mark nehmen, um sie zu bezahlen? Ich eilte zum englischen Schmiede, theilte ihm meine Verlegenheit mit und sagte ihm, daß ich geglaubt hätte, hier Mr. Francis zu treffen. Der gute Mann zeigte mir seine Börse, 7 Mark war sein ganzer Reichthum; die bot er mir an. Aber was ist das für drei Buben? Ich fragte ihn, ob ich zum Häuptling gehen solle. ‚Nein,' sagte er, ‚thun Sie das nicht; wir leihen nie von einem Schwarzen; lassen Sie einen Brief an Mr. Francis zurück und erklären Sie den Buben, daß sie später das Geld von Mr. Francis beziehen könnten.' Wie froh war ich, so leichten Kaufes aus der Klemme zu kommen!

Dann besuchte ich den Häuptling Khama (Phuti, d. h. Steinbock, ist sein gewöhnlicher Name, wir würden sagen sein Taufname), bat ihn um die Erlaubniß, durch sein Land nach Kimberley zu ziehen (er beansprucht das Recht auf diese Strecke, ebenso thut es Lo Bengula), und ferner, auf der Rückreise einen anderen, kürzeren Weg durch sein Gebiet einschlagen zu dürfen. Alles das bewilligte er auf das Freundlichste. Dann theilte ich ihm mit, wie ich seinen Leuten die Löhnung auszahlen wolle, und interpellirte ihn wegen der drei Burschen, die uns auf der ersten Reise so schmählich im Stiche gelassen. Er antwortete mir, sie hätten den Diebstahl abgeläugnet; er habe sie uns gleich nachgeschickt; sie seien nach vier Wochen zurückgekehrt und hätten gesagt, daß sie uns nach Tati gebracht und dann von uns zurückgeschickt wären. So lügen Schwarze. Dann fragte ich ihn wegen des Krieges. Er meinte, Lo Bengula werde wohl gegen die Makalakas ziehen. Dieser tributäre Stamm der Sulus, über den ich schon früher Einiges berichtet, ist wenigstens 60000 Mann stark und ist seit seiner Unterjochung durch die Matabelen über die ganze Gegend zerstreut. Sie werden von Europäern als die besten Arbeiter und treuesten Dienstleute geschildert. In Mangwato haben sie sich zahlreich angesiedelt. Unter den Mais- und Kafferkornfeldern kennt man sofort die der Makalakas heraus. Mr. Taylor, einer der ältesten Trader (Kaufleute) dieser Gegend, sagte mir, wenn dieser Stamm wieder zusammengebracht würde, so könnten wir unter demselben in kurzer Zeit eine blühende Mission haben.

Dieser Herr und viele Andere wünschen von Herzen, daß die Herrschaft Lo Bengula's, die sie als tyrannisch schildern, endlich gebrochen werde. Deßhalb sehnen sie sich danach, daß er sich einmal wieder mit Khama messen möchte. So leicht wird er sich nicht darauf einlassen, weil er schon einmal von den Betschuanen vollständig geschlagen ist und von Khama selbst eine gehörige Schmarre hinter dem linken Ohr bekommen hat. Diese Narbe lasse ihn nicht schlafen, sagte er zu einem Europäer, er müsse sich rächen. Im Falle er wirklich damit Ernst machen wollte, würde Khama eine hübsche Heeresmacht zur Verfügung haben. Als die Nachricht vom bevorstehenden Kriege einlief, standen wie im Nu 7000 Fußsoldaten

und 200 Reiter schlagfertig da. Gewöhnlich wird Khama's Macht unterschätzt. Sein Reichthum an Vieh übertrifft bei weitem den des Lo Bengula. Als bedeutendster Grund, weßhalb Lo Bengula augenblicklich Khama nicht bekriegen will, wurde mir angegeben, daß er eigentlich nicht der rechtmäßige Fürst der Matabelen, sondern ein Eindringling sei. Beim Tode seines Vaters, so wurde mir erzählt, hatte sein älterer Bruder Kurman das Recht auf den Thron. Durch Intriguen wurde dieser aus dem Lande geschafft. Als nun das Volk den Erstgeborenen nicht ausfindig machen konnte, wurde Lo Bengula als Häuptling ausgerufen. Inzwischen arbeitete der rechtmäßige Fürst der Matabelen ungekannt als Sklave bei einem Engländer in der Capcolonie. Seit seiner Freilassung hält er sich am Krokodilflusse auf. Fast täglich, so hörte ich in Schoschong und am Flusse, kommen Trupps von 12—20 Sulus herüber zu ihrem rechtmäßigen Fürsten.

Als ich Abschied vom König Khama nahm, fragte ich ihn, was ich denn seinen Freunden auf den Diamantfeldern und besonders seinem Jugendfreunde Barber erzählen solle. ‚O! für meinen Freund Barber müssen Sie ein Geschenk mitnehmen.‘ Nachher schickte er eine prächtige Leopardenhaut. Dieser Zug der Anhänglichkeit und Dankbarkeit hat mich sehr gefreut. Letztere sucht man sonst vergeblich unter den Betschuanen. Sie haben in ihrer Sprache nicht einmal einen Ausdruck für Dankbarkeit. Für ‚ich danke‘ gebrauchen sie ‚kea itumela‘, d. h. ‚ich freue mich‘; oder ‚kea leboka‘, d. h. ich preise. Über eine Mission in seinem Lande habe ich mit Khama nicht wieder gesprochen. Es ist hier bei Schwarzen und Weißen sprüchwörtlich: Was Khama einmal gesagt, das bleibt gesagt, mag es recht oder unrecht sein. Des Königs drei Brüder und der Prinz besuchten mich beim Wagen.

Nach zwei harten Tagen erreichte ich die Ansiedelungen am Krokodilfluß. Auf einem Hügel im Wipfel eines hohen Baumes wehte die englische Flagge. Unter ihrem Schutze standen die Zelte, Hütten und Wagen. Wiewohl sich unter den Anwesenden kein einziger Katholik befand, wurde ich dennoch als Freund aufgenommen, und zwar einfach deßhalb, weil ich ein Fremder war. Je weiter wir hinaufkamen, desto mehr Hilfe fanden wir bei den Weißen. Sie unterstützten uns durch Rath und That. Einem alten Reisenden theilte ich meine Überraschung darüber mit. Er sagte mir: ‚Das ist ganz natürlich; es sind die plötzlichen Schicksalsschläge, welche die Europäer hier so handeln lehren. Hier kann man nicht zu einem Hilfsbedürftigen sagen: Was gehst du mich an! Niemand weiß, ob er nicht in kurzer Zeit als armer Mann die Hilfe des Bittenden in Anspruch nehmen muß.‘ — Wegen meines schadhaften Wagens mußte ich mich von Samstag bis Dienstag dort aufhalten.

Am 4. November wollte ich bei Mondesaufgang gegen 10 Uhr weiterziehen; allein die neuen Löwennachrichten, welche von Natuani-River

einliefen, bewogen mich, vor Sonnenuntergang die Weiterreise anzutreten. Am Abend vor meiner Abreise fiel ein Mr. Kurten vom Pferde; das Thier rannte davon, und am folgenden Tage war es eine Beute der Löwen; in derselben Nacht verschwand ein zweites Pferd (jedesmal ein Verlust von 1000—1500 Mark); acht Tage vorher wurde an dem Platze, wo ich mit meinem Wagen stand, in der Nacht ein Ochs am Wagen gepackt, ein Pferd und eine Kuh zerrissen. Im Flusse hausten Krokodile; vor drei Tagen sah man deren fünf zusammen; ein sehr großes wurde erlegt. In solcher Gegend darf man schon etwas vorsichtig sein. Wir kamen indeß glücklich an der gefürchteten Stelle vorüber und machten gegen 8 Uhr unser Feuer an. Wir schleppten möglichst viel Holz zusammen. Eben hatte ich im Dunkeln mit der Axt einen abgestorbenen Baum angehauen und wollte ihn umreißen, da erhielt ich einen solchen Stich in die Hand, daß ich laut aufschrie. Vielleicht der Biß einer giftigen Schlange! Gleich eilte ich zum Feuer, fand aber schon eine große Blase. Ich riß dieselbe auf, sog sie aus und legte die Hand in Salzwasser. Ich weiß selbst nicht, wie ich auf diesen Gedanken kam. Gegen Morgen ließ der Schmerz nach. Es muß der Stich eines Skorpions gewesen sein. Alles verlief ruhig in der Nacht.

Am folgenden Tage las ich wieder um 5½ Uhr die heilige Messe unter dem Kreuze des berühmten Kohlenbaumes. Dasselbe macht viel von sich reden, mehr noch unsere Ausbesserung der Wege. Um 4 Uhr Nachmittags setzten wir unsere Reise fort. . . . Wir kamen an der Mündung des Mariko in den Limpopo, einem Lieblingsplatze der Löwen, glücklich vorüber und zogen immer voran, bis ein düsteres Gewitter uns doch zum Halten zwang. Am folgenden Tage wieder wie gewöhnlich fürchterliche Hitze. Um 11 Uhr brennt der Boden unter den Füßen wie eine heiße Platte; auf einem Steine hält man es nicht lange aus; man findet nur Schutz und Schatten unter dem Wagen; selbst ein Bad im Limpopo oder Mariko erfrischt nur wenig.

Sehr große Schwierigkeit bereitete uns auch auf dieser Reise der Mangel an Wasser. Nachdem wir eine lange, dürre Strecke zurückgelegt, hofften wir endlich in Tsenitseni's Stadt welches zu finden. Wir wurden bitter enttäuscht; nicht ein Tropfen war zu haben. Von einem dort wohnenden Engländer erfuhren wir, daß wir weniger zu leiden gehabt haben würden, wenn wir unsern Weg dem Mariko entlang genommen hätten. ‚Jetzt fahren Sie noch eine Stunde,‘ sagte er darauf, ‚dann kommen Sie zu Brunnen.‘ Dort angelangt, finden wir fast alle Weiber und Kinder von Tsenitseni mit ihren Kalabassen, um aus den tiefen, tiefen Löchern das Wasser heraufzuholen. Ein Oberaufseher mit einer Peitsche präsidirte. Ich bat um Wasser für die Ochsen. ‚Nein‘, hieß es. Ich bot schweres Geld an. ‚Nein‘, hieß es wieder. Seit gestern Abend hatten wir unsere

Lippen nicht mehr netzen können. Ich bat um die Erlaubniß, unsern Eimer mit Trinkwasser füllen zu dürfen. ‚Geht eine Strecke weiter,‘ war die Antwort, ‚da findet ihr Wasser genug.‘ Wir schleppten uns weiter. Bei den nächsten Brunnen ging es uns gerade so. Endlich fand ich eine Regenlache, eingeschlossen mit Ästen, bewacht von zwei handfesten Schwarzen. ‚Freunde,‘ fragte ich, ‚ist das euer Wasser?‘ ‚Nein.‘ ‚Es ist wohl Regenwasser?‘ ‚Das siehst du wohl.‘ ‚Nun, Regenwasser kommt von oben, vom lieben Gott; er ist euer Vater und mein Vater; so dürfen meine Ochsen hier ebenso gut trinken als die euren.‘ ‚Gewiß, Baas‘ (Meister). Ich ließ die Ochsen heranführen, vier und vier. Aber jetzt war mein Argument nicht mehr stark genug. Die Leute wehrten die Thiere ab. Ich nahm jedoch auch meinen Stock und bewirkte, daß vier Ochsen zum Wasser kamen. Bevor ich mir's versah, ergriff einer der Schwarzen meinen Stock und suchte ihn mir zu entreißen. Aber ich blieb der Stärkere und schleuderte den Menschen einige Schritte weit zurück. Die Leute mußten mich für einen wahren Herkules halten, so schauten sie mich an. Auf diese Weise konnten meine armen Thiere doch etwas trinken. Nachher sagte mir ein anständig gekleideter Schwarzer: ‚Nun, Baas, das war recht; der unverschämte Mensch hat nichts zu sagen.‘ Gleich darauf kommt derselbe Mensch und fordert noch Geld für's Wasser. Ich verlangte jedoch seinen Namen und erklärte ihm, daß ich bei meiner Rückkehr mich beim Häuptling beklagen würde.

Endlich trafen wir bei den Boeren in Braak-Fontein ein und fanden daselbst Wasser in Fülle. Nach langer Zeit hier wieder die ersten Fensterscheiben. So wohl es thut, wieder Leute von seiner Farbe zu treffen, so empört es mich doch jedesmal, wenn ich diese Boeren auf den prächtigen Farmen mit reichlichem Wasser finde, während die zahlreichen Niederlassungen der armen Betschuanen in die Steppenwinkel zurückgedrängt sind, wo sie sich 25—30 Meter tiefe Brunnen graben mußten, um spärliches Trinkwasser zu haben. Für's Vieh sind sie auf das Regenwasser und der Boeren Gnade angewiesen. So kommen hier fast täglich mehr denn 1000 Stück Vieh zur Tränke; manche Heerde muß einen Weg von 36 englischen Meilen machen. Wie diese vor Durst fast verschmachtenden Thiere zum Wasser stürmen! Ähnliche Beobachtungen wie hier machte ich an manchen Stellen, wo noch Schwarze in der Nachbarschaft der Weißen wohnen. Von Braak-Fontein ging's weiter über Lu-Fontein nach Seeruft. Wie groß war meine Freude, als ich an letzterem Orte auf der Post einen langen Brief von den lieben Mitbrüdern aus Ditton-Hall[1] vorfand! Wie danke ich ihnen Allen aus ganzem Herzen für ihre Liebe und Freundlichkeit!

[1] In diesem Hause in der Nähe Liverpools fand die Theologie der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu seit der Vertreibung aus Deutschland gastliche Aufnahme.

Am 19. November — es war in Siebenquellen — wurde mir der Trost zu Theil, eine katholische Familie zu treffen. Da fühlt man sich wieder einmal heimisch. Die Frau, wenngleich bis jetzt noch protestantisch, ist im Herzen schon lange katholisch, und ich hoffe, dieselbe bei meiner Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen zu können. Sie selbst unterrichtet ihre katholischen Kinder in der Religion, und zwar nach dem holländischen Katechismus des seligen P. Canisius, neu bearbeitet von P. Vogel S. J. Welch ein Trost war es für mich, auch in diesem Winkel das herrliche Werk des seligen Canisius zu finden! Sicher ist es dieser Selige, der einen seiner Brüder zu dieser verlassenen Familie sandte, um dieser guten Frau zu helfen.

Hier sind wir im eigentlichen Lande der Antilopen. Denken Sie sich eine unabsehbare Fläche, auf der kein Sträuchlein die Monotonie unterbricht. Das ist der Tummelplatz der anmuthigen Gazellen. Am zahlreichsten kommt der Springbock vor. Er ist an der Schulter 85 cm hoch, 1,5 Meter lang; seine schwarzen Hörner sind leierartig gekrümmt; seine Ohren sind lang und spitz, seine Augen groß, dunkelbraun; sein Fell ist lebhaft zimmetbraun. Tage lang konnte ich diese schmucken, unermüdlichen Läufer aus der Nähe und Ferne betrachten. Heerden sah ich von hundert und tausend, wie sie, in geordneter Linie aufgestellt, neugierig den kommenden Wagen anschauten, dann wie auf Commando sich wendeten und im Kreisbogen davonschnellten. Dabei springen die Springböcke in 2—3 Meter hohen und 3—4 Meter weiten Sätzen, wobei die schneeweiße Rückenmähne wie eine Fahne flattert. Beim Niederfallen kommen sie stets wieder auf alle vier Füße zu stehen und schnellen sich sofort auf gleiche Weise weiter. Erst wenn sie einige hundert Schritt weit mehr geflogen als gelaufen sind, fallen sie in einen leichten Trab, bei dem sie Hals und Kopf zu Boden senken. Den schönsten, possierlichsten Anblick bieten sie, wenn sie an eine Fahrstraße kommen. Da springen die vordersten zuerst und die andern an derselben Stelle der Reihe nach über dieselbe. So betrachtet der müßige Wanderer den Springbock mit Vergnügen, nicht so immer der Bauer. Ihm bringt er nicht selten Schaden und Verderben. Er liefert ihm freilich wohlschmeckendes Fleisch, richtet dafür aber nicht selten große Verheerungen in seinem Weizen an. Des Farmers Besorgniß wird zum Schrecken, wenn bei lange anhaltender Dürre der Springbock seine Wanderzüge antritt. Dann ziehen sie nicht mehr zu Hunderten, nein zu Tausenden daher, so daß ihr Zug Stunden währt. Voran schwärmen die Trupps der Auskundschafter, die besten und hurtigsten Läufer, dann folgt die unabsehbare Masse, im vollen Sinne des Wortes ein Thierstrom, welcher sich wie eine Überschwemmung über die Steppe ergießt. Wehe dem Felde, worüber eine solche Fluth hereinbricht. Da hilft kein Schreien, kein Schießen, die ausgehungerten Thiere stürzen sich auf die Saaten, und in wenigen Augenblicken ist die Hoffnung des Landmanns dahin.

So ungefähr schilderte mir der Farmer in Kalk=Fontein die unheil=bringende Antilope. Unter den Antilopen bemerkte ich hier eine Art, die mir bisher noch nie zu Gesicht gekommen war. Es ist das 2,8 Meter lange und an der Schulter 1,2 Meter hohe Gnu oder Wildebeest, von Pferdesgröße mit aufrechter Mähne, dicken, halbmondförmig gebogenen Hörnern, Haarbüscheln am Kinn, zwischen den Vorderfüßen und auf der Nase, mit gelblich=grauem Haar und Pferdeschweif. Sein Fleisch ist nicht gesucht. Ich finde das Thier eher häßlich als schön. Wir sahen es in Rudeln von 8—10 auf den Grasflächen friedlich mitten unter den kleineren Antilopen.



Das Gnu oder Wildebeest.

Der Bruder, obgleich von einem Unwohlsein noch nicht wieder hergestellt, konnte sich nicht enthalten, darauf zu schießen. Die Thiere marschirten im Schritt hintereinander. Sobald aber der Schuß unter sie fuhr, bildeten sie einen Ring und machten die possierlichsten Sprünge. Als sie so viel Staub aufgewirbelt, daß man sie nur noch mit Mühe herausfinden konnte, galoppirten sie mit Windesschnelle im Gänsemarsch davon. Ein anderes Rudel sahen wir im Gefecht mit einander. Interessant war es, zu beobachten, wie sie Anläufe nahmen und dann auf einander losstürzten und losschlugen. Sie scheinen sehr muthwillig und feurig zu sein.

Auf diesem Wege hatte ich häufig Gelegenheit, ein anderes, höchst interessantes Wesen zu sehen. In Ägypten stand es einst in hohen Ehren, sein Bildniß prangte in den Tempeln und in den Ringen der Vornehmen. Heutzutage ist es um seine Götterehre geschehen, obgleich es sich in seinem schwarzen Gewande noch ebenso nützlich macht wie damals, obgleich es nach wie vor seine Pillen ballt und kugelt. Finden die Pillenkäfer Koth auf dem Wege, so humpelt das Ehepaar herbei, reißt mit dem Kopfschilde etwas davon ab, ballt dieses Stück mit den Beinen zusammen und rollt es so lange, bis es ein fester Ballen von etwa 2 Zoll Durchmesser wird. Dabei zieht die Frau Gemahlin mit den Vorderfüßen, während der Herr Gemahl mit dem Kopfe stemmt und schiebt, bis die Masse sich kugelt, eben und fest



Der Pillendreher (Ateuchus sacer).

wird. Häufiger jedoch sah ich, daß jedes für sich allein Pillen formt; dann stößt das Thier mit den Hinterbeinen die Masse voran, immer rückwärts trippelnd. Ist die Kugel fertig, so wird ein Ei hineingelegt, eine Röhre in den Boden gemacht, die Kugel hineingekollert, und die Röhre mit Erde verschlossen. Für jedes Ei wird eine Kugel gemacht. Sind alle Eier versorgt, dann stirbt das ägyptische Götterpaar. Bald wird das Ei zur Made, diese zehrt den Ballen auf, wächst zum Pillenkäfer heran, um auch Pillen zu kugeln und dann zu sterben. Hier sind diese wohlfeilen Straßenkehrer gern gesehen. Nun ist es aber genug von Pillenkäfern und Antilopen. Man sollte sonst glauben, ich wäre Zoologe geworden und vergäße ganz meine Berufspflichten als Ochsen-Oberaufseher und afrikanischer Reisender.

Öfters hatte ich die schönsten Beweise davon, wie die göttliche Vorsehung über uns wacht. Eines Tages hatten wir, weil der Weg so unkenntlich geworden war, eine falsche Richtung genommen. Wir ahnten nichts. Müde von einer schlaflosen Nacht, setzte ich mich auf's Bett und schlief ein. Ich wachte erst wieder auf, als ein Betschuane uns aus Leibeskräften zurief: ‚Wo wollen Sie hin?' ‚Nach Seerust,' war die Antwort. ‚Dann sind Sie auf dem falschen Weg; denn da kommen Sie zu Klippen und Schlünden.' Darauf brachte er uns in's rechte Geleise. Ein anderes Mal kamen wir wegen eines Irrthums zu einer Farm, zu der ich nicht wollte. Abends passirten wir dagegen den Bauernhof, zu dem ich am Morgen zu kommen und bei dem ich den Tag zuzubringen gedachte. Die zahlreichen todten und kranken Ochsen, welche hier herumlagen, zeigten mir, welch gräßliche Seuche hier unter dem Vieh herrsche. Weil ich schleunigst vorbeifuhr, konnte sie meinen Thieren nicht schaden. Noch ein anderes Mal führte mich ebenfalls ein Mißverständniß zu einer Farm; wäre ich zu dem wirklich beabsichtigten Platze gekommen, so würde ich den ganzen Tag weder Wasser noch Gras gefunden haben.

Die Art des Weges nöthigt mich, zu jeder Farm zu lenken, die nicht mehr als vier, sechs, acht, zwölf Stunden abseits liegt. An der Hausthüre wird man empfangen. Nach den allgemein üblichen Fragen: Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Wohin wollen Sie? wird man eingeladen, einzutreten. Dann geht das Händeschütteln los vom Hausherrn bis zum Kinde. Alsdann wird vom Tische, wo den ganzen Tag über die Theekanne brodelt, das unvermeidliche braune Naß geholt. Und nun muß der ‚Ohm' von fernen Landen erzählen. So war's im Mariko. Hier in Transvaal ist es augenblicklich anders. Hier hat der Bauer jetzt etwas Wichtigeres zu besprechen. Freiheit ist's, was er will, und deßhalb spricht er nur von Empörung, Krieg und wie er das englische Regiment wieder aus Afrika verdrängen will. Daher überall Aufregung. Alle Kaufläden, in denen man Pulver witterte, wurden geplündert, d. h. das Pulver wurde mit Gewalt weggenommen, aber rechtlich bezahlt. Am 10. December soll England nachgeben, oder die Boeren wollen losschlagen. In Pretoria ist die erste und in Heidelberg die zweite aufrührerische Versammlung. Dort, sagen sie, werde auch Cetewayo, der nach der Überzeugung der hiesigen Bauern noch mit ungebeugtem Muth den Engländern gegenübersteht, erscheinen. Schwarz und Weiß ist in toller Gährung. Unter sich sind die Boeren getheilt, für und gegen die Regierung.

Auf dieser Strecke Seerust, Malopo, Kolong oder Hart-River, Mamusa, Christiana finde ich noch sehr viele große Betschuanen-Niederlassungen. In Mamusa lebt der Häuptling Daffa-Mushu vollständig unabhängig mit seinem zahlreichen Volke auf einem Berge. Aber Niemand nimmt sich dieser armen Schäflein an. Es scheint, daß Bischof Jolivet nicht genug Leute hat.

Sonntag, den 23. November, waren wir in Hart-River. Nach entsetzlicher Hitze entlud sich ein schreckliches Hagelwetter. Eine ganze Viertelstunde schwirrten gewaltige Schlossen wie Schneeflocken durch die Luft. Ein rasender Sturm hämmerte mit diesen Kieselsteinen auf Wagen und Ochsen los. Die armen Thiere wußten nicht mehr, wohin sie rennen sollten. Ein Betschuane, der sich unter den Wagen geflüchtet hatte, stürzte, als der Hagel so arg wurde, hervor, stellte sich mit dem Gesichte gegen die Gegend, woher das Gewitter heraufzog, und schrie aus Leibeskräften: ‚Phuti, nicht Steine, nein, Regen will ich! Phuti, Phuti, Regen, keine Steine!' Phuti, d. h. der Vaal-Springbock, wurde einst allgemein, in einzelnen Landstrichen jetzt noch, als Gottheit verehrt. Sobald der Hagel aufhörte, strömte der Regen vom Himmel herab. Im Wagenzelte mußten wir uns im Regenmantel und in Fellen gegen denselben schützen. Unterwegs füllten wir unsere Wasserbehälter. Um 4 Uhr war Alles vorüber und die frühere Hitze trat wieder ein.

Am 24. November, Morgens 6 Uhr, waren wir in Mamusa. Am Fuße des ungeheuer hohen, langgestreckten Felsens aus losen Steinen, auf dem Ufer des Hart-River, liegen zwei Häuser von Europäern. Die Stadt befindet sich auf dem Felsen. Da lebt Taffa-Mushu mit seinem Volke, einem Überbleibsel von verschiedenen Stämmen, die sich beim Einfall der Boeren in Transvaal den Letzteren anschlossen. Als Transvaal an England kam, nahm die britische Regierung dieses Volk unter ihren Schutz. Taffa-Mushu regiert seine Leute fast ganz unabhängig. Diese Kaffern, größtentheils Griquas, heißen gewöhnlich ‚Mischlinge' oder auch wohl die Farbigen der Colonie, zum Unterschiede von den dunkler oder heller gefärbten alten Stämmen. Sie haben sich den Sitten und Gebräuchen der Europäer in Kleidung, Eßgeschirr und sonstigem Hausrath vielfach anbequemt. Sie bauen sich sogar Häuschen; aber als Landhaus steht die alte nationale Hütte daneben. Der König hat ein ganz hübsches Haus aus weißen Steinen, daneben seine Villa-Hütte. So soll Waterboer, der letzte eigentliche Häuptling, unter welchem Griqualand im Jahre 1872 in den Verband der Colonialstaaten trat, sein Haus und seine Hütte gehabt haben. Das Volk scheint ziemlich bemittelt zu sein, hat zahlreiche, schöne Pferde, einen großen Viehstand und viele leichte Wagen, welche wie eine fliegende Colonne dahersausen. Niemand darf mehr als ein Weib nehmen. Ein schwarzer Wesleyaner-Minister lebt in Mamusa. Ich traf die beiden Söhne des Nachbarfürsten Setscheli. Im Jahre 1845 unterrichtete Livingstone diesen damals noch jungen König im Christenthum und Lesen. Das Volk jedoch wollte nichts lernen. Livingstone's Mühe war fruchtlos. Da bot sich Setscheli an, mit der Rhinozerospeitsche nachzuhelfen. Allein Livingstone wies das freundliche Anerbieten zurück. Das Volk wollte Livingstone nicht hören, weil ihm die Schuld an der Dürre, die gerade das

Land heimsuchte, zugeschrieben wurde. Die Söhne dieses Königs kamen mit einer Fracht Kafferbier. Den ganzen Tag war der Wagen umlagert. Alles strömte herbei, um von diesem Getränke zu kaufen. Ein nobles Geschäft für königliche Prinzen! Am Abend ereilte uns ein zweites Hagelwetter und am folgenden Tage das dritte."

Am 27. November schloß P. Terörde in Christiana vorläufig sein Reisetagebuch. Am 1. December traf er dann wohlbehalten nach einer überaus anstrengenden Fahrt von 41 Tagen wieder in Kimberley ein. Wenn aber diese Reise mühselig war, so schienen doch die Tage einer erzwungenen Muße, die jetzt folgten, dem seeleneifrigen Missionär weit schwerer. Er mußte alle seine Geduld zusammennehmen; denn immer auf's Neue verschob sich die so sehr ersehnte Rückreise zu den Mitbrüdern in Tati. Als er seine Einkäufe beendet hatte, mußte er auf den Wagen warten, der von Grahamstown mit P. de Wit und zwei Brüdern kommen sollte. Dann kam die Nachricht, daß der hochw. P. General der Gesellschaft Jesu auf die günstigen Nachrichten aus dem Matabelenlande hin neue Missionäre gesandt; bereits hätten sie sich eingeschifft und P. Terörde müsse in Kimberley ihre Ankunft erwarten, damit alle zusammen nach Tati weiterreisen könnten. „Wann werde ich nun Kimberley verlassen?" fragt unser Missionär in einem Briefe vom 28. Februar 1880. „Ich weiß es selbst noch nicht; die neuen Patres sind noch in der Capstadt, und der Wagen von Grahamstown, der vor Weihnachten hätte hier sein sollen, läßt noch immer auf sich warten. Ich hoffe, wenigstens vor Ostern abreisen zu können. Übrigens ganz wie Gott will. Ich muß aber gestehen, daß diese drei Monate hier härter waren, als irgend eine andere Zeit, seitdem ich in Afrika bin."

So viel er konnte, weihte P. Terörde seine unfreiwillige Rast in dem „Staubmeere von Kimberley" der Seelsorge. Ein Beweis dafür ist sein Brief vom 27. December, in welchem er Weihnachten in der Diamantenstadt beschreibt:

„Ein Weihnachtsfest und 27° R., wie reimt sich das? Am Abend vor dem Christfest wurde ich nach Dutoitspan, einer Filiale von Kimberley, gesandt, um dort Beicht zu hören. Gegen 11½ Uhr läuteten Katholiken wie Protestanten zum Gottesdienst. Als ich unsere Kirche, die von den hochw. PP. Oblaten versehen wird, betrat, war sie schon gedrängt voll von andächtigen Gläubigen. Genau um Mitternacht begann das Hochamt mit Predigt und Communion. Das war die Weihnachtsfeier der Weißen. Sobald aber diese die Kirche verlassen hatten, zogen die Kulis[1], Indier und Malaien, prozessionsweise in das Gotteshaus, an ihrer Spitze drei Könige in pomphafter, morgenländischer Tracht, mit funkelnden Kronen

[1] Arbeiter aus Indien, meist in den Diamantenfeldern beschäftigt.

von 50 cm Höhe, welche sie beim Eintritte abnahmen und demüthig in der linken Hand trugen, während die Rechte ein goldenes Scepter führte. Zwölf aus ihrem Gefolge, sechs Jünglinge und sechs Knaben, trugen ähnliche Kronen und Kleidung, zwölf andere Männer und Knaben, ebenfalls im eigenen Festornat, schwenkten kleine Fähnchen. Am Portal der Kirche wurden auf einer großen Glasplatte Weihrauch, Kerzen und Geldgaben dargebracht. Damit nicht zufrieden, opferten Einzelne noch wenigstens 24 Päckchen Kerzen. Alle, auch die Heiden unter ihnen, bewiesen den tiefsten Ernst und eine andächtige Sammlung. Um $1^3/_4$ Uhr trat ich an den Altar, um für diese Kinder des großen hl. Franz Xaver das heilige Meßopfer darzubringen. Am Schluß des Gottesdienstes stimmten sie ihre Gesänge und Gebete in der Tamilsprache an und zogen dann prozessionsweise, wie sie gekommen waren, aus dem Gotteshaus auf die Straße, wo sie unter einer unbeschreiblichen Musik ihre Nationaltänze aufführten. Es tanzten aber nur die als Könige und Fürsten gekleideten Männer. Wunderlich genug waren die Sprünge, die sie aufführten, bald aufrecht, bald auf einem Bein zusammengekauert, bald wieder emporschnellend, Alle auf engem Raum durcheinanderwirbelnd, ohne sich zu berühren. Beim Mondlichte machte dieser mimische Tanz in der prunkhaften Gewandung, mit den blitzenden Kronen einen ganz phantastischen Eindruck. Die guten Leute sparen übrigens für diese Weihnachtsfeier Monate und Monate lang ihr bischen Geld zusammen, anstatt es zu vertrinken, wie es sonst hier bei den Arbeitern und Dienstleuten leider nur zu allgemein der Fall ist.

Um 10 Uhr las ich meine zweite Weihnachtsmesse und sang dann das Hochamt. Ich erinnere mich nicht, je bei so drückender Hitze celebrirt zu haben, wie in dieser niedrigen, ganz aus Eisenblech aufgeführten Kirche. Am Nachmittag kam die ganze Kulizunft wieder in unsern kleinen Hof und führte drei Viertelstunden lang in ihrem Morgencostüm verschiedene Tänze, Musikstücke und akrobatische Künste auf. Zum Schluß knieten zwei der Könige in ehrfurchtsvoller Haltung, das Scepter gesenkt, die Krone in der linken Hand, an der Thürschwelle des Missionshauses nieder, um von dem hochw. P. Lenoir zu vernehmen, ob er mit ihrer Aufführung zufrieden sei. Einer der Könige schien etwas verlegen. Er blieb knieen, als P. Lenoir bereits das Zeichen zum Aufstehen gegeben hatte, und begann sich dann in langer Rede zu entschuldigen, daß er am Morgen nicht gekommen sei, um sich in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen, wie er das eigentlich vorgehabt habe. Heute könne er seine königliche Würde unmöglich ablegen und doch wage er nicht, sich in diesem Aufzug zur Taufe zu melden, nach zwei Tagen aber wolle er kommen und sich taufen lassen. Das that er denn auch. Ungefähr 40—50 von diesen Kulis sind katholisch, die anderen theils protestantisch, theils noch Heiden, aber alle gute Leute, die wohl leicht sammt und sonders die Wahrheit annehmen würden,

wenn sie nur einen Priester hätten, der ihrer Sprache mächtig wäre und sich ihrer gehörig annehmen könnte. Als vor sechs Wochen Bischof Jolivet auf seiner Firmungsreise hier war, ließen sich zehn Protestanten in den Schooß der Kirche aufnehmen. Von Kimberley ging er weiter in's Basuto-Land, wo 100 Katechumenen der heiligen Taufe harrten. Die Zahl der bekehrten Basutos in seinem Vikariat wird auf 400 geschätzt. Unter seinen Schulschwestern befinden sich schon mehrere schwarze Nonnen.

Ich helfe hier in der Seelsorge aus, so gut es geht, und habe wiederholt englisch gepredigt, da P. Lenoir, der hiesige Missionär, schon seit mehreren Tagen durch eine Verwundung an's Bett gefesselt ist. Mehrere Nächte hindurch wurden wir nämlich schon von Dieben belästigt. In der Nacht vom ersten zum zweiten Weihnachtstage erwischten wir einen. In der folgenden Nacht wurden wir plötzlich durch das Geklirre von Scherben und den Ruf des P. Lenoir aufgeschreckt: ‚Pater, ich habe das Bein gebrochen!‘ Wir eilten alsbald zu Hilfe und fanden den Missionär blutend mit einer tiefen Wunde. Durch ein Geräusch wach geworden, war er aufgestanden und nach dem Fenster gegangen, stürzte dabei aber in seiner Hast unglücklicher Weise auf einen zerbrochenen Wasserkrug. Zum Glück kam uns gleich beim ersten Schritt auf die Straße ein Arzt entgegen, der sofort die Wunde zunähte. Es ist unglaublich, wie sehr man hier von Dieben belästigt wird. Seit den paar Wochen, welche ich hier verweile, ist bei den Schulschwestern schon wenigstens sechsmal eingebrochen worden; der Oberin wurde ihr Schreibpult mitsammt den darin verwahrten Werthpapieren vom Tische weggestohlen. Mir ist das Geheul der wilden Thiere um die Reisewagen fast angenehmer, als diese nächtliche Unsicherheit in Kimberley.“

14. Das erste Opfer der Sambesi-Mission.

(28. Januar 1880.)

Seit der Abreise P. Terörde's aus Tati hatten die zurückbleibenden Missionäre keine großen Erlebnisse zu verzeichnen, bis endlich nach Gottes Fügung der Engel der Krankheit und des Todes unter ihrem armen Strohdache Einkehr nahm.

P. Karl Fuchs sollte das Opfer sein. Wir haben von diesem Pater bisher im Verlaufe unserer Erzählung weniger gesprochen, nicht als ob er den anderen Missionären in irgend einem Punkte nachgestanden hätte, sondern einzig weil wir von den übrigen eingehendere Aufzeichnungen mitzutheilen hatten. Auch er hat zwar sehr interessante Berichte in seine Vaterstadt gesandt, und die „Kölnische Volkszeitung" veröffentlichte dieselben; wir glaubten aber von ihrer Aufnahme abstehen zu müssen, um das von P. Terörde in seinen Tagebüchern ausführlich Erzählte nicht zu wiederholen.

Mehr als jene aller anderen Missionäre hatte seine ohnehin nicht ganz starke Gesundheit durch die Strapazen der weiten Reise gelitten. Wir hören darüber keine Klage in seinen Briefen. Unter dem 29. September 1879 hatte er an P. Provinzial geschrieben: „Bei meinem gewöhnlichen Zustande werde ich wohl immer nur mit halber Kraft arbeiten können. Allein auch das ist eine Gabe Gottes, für welche ich Gott von Herzen danke."

In einem Briefe vom 25. December, den er an Bruder Nigg nach Gubuluwayo sandte, beschrieb er noch mit viel Laune den Zustand der Niederlassung nach dem Eintritte der Regenzeit: „Unser Haus hat die erste Regenprobe so ziemlich bestanden. Es regnete nur an einzelnen Stellen durch, so in der Nähe der Hausthüre; allein das verursachte wenig Harm, weil das Wasser, welches oben hereinlief, sofort wieder unten hinausrann; auch in meinem Kämmerchen regnete es durch, aber gleichfalls so günstig, daß meine Hängematte, sowie die Lagerstätte von Br. de Sadeleer verschont blieben." Doch muß die Regenzeit in dem elenden Häuschen der Missionäre recht empfindlich gewesen sein. Hatten ja die kleinen Fenster nicht einmal eine Glasscheibe, so daß „der afrikanische Wind, der fast ununterbrochen mit ziemlicher Heftigkeit in's Land hineinweht", wie

P. Fuchs am 10. November geschrieben hatte, „ganze Ladungen Staub durch die Fensteröffnungen in das Haus trieb, das Licht auslöschte und alles bewegliche Gut auf die Erde warf.“ Wie mag es da bei den Stürmen und furchtbaren Gewittern der Regenzeit ausgesehen haben?

Die Folgen des Klimas ließen denn auch nicht lange auf sich warten. „Mit mir geht es nicht zum Besten,“ schrieb P. Fuchs zu Weihnachten in dem oben angeführten Briefe an Br. Nigg. „Seit einem Monate humple ich nur so herum wie ein alter Invalide, dem eine Kugel im Beine stecken geblieben ist; namentlich das linke Bein will gar nicht vorwärts. Alles das stellte sich kurz darauf ein, nachdem ich in der Nacht mit dem Kopfe gewaltig gegen den Balken der Veranda angerannt bin.“ Und der fromme Ordensmann fügt bei: „Gott sei dafür gedankt! Es ist erstlich eine Gelegenheit, meine Sünden abzubüßen, und dann auch ein Zeichen, daß Gott mich nicht vergessen hat und somit, wie der hl. Ignatius (in den Regeln) sagt, ‚ebenso eine Gnade, wie die Gesundheit‘. Beten Sie doch zuweilen für mich, daß ich solche Gnaden immer recht gut aufnehme und benütze.“

Trotz seiner Leiden und Kränklichkeit benützte P. Fuchs auf das Gewissenhafteste jede Stunde zur Vorbereitung auf das apostolische Leben, bis ihn der Tod niederwarf. Noch wenige Tage vor seiner letzten Krankheit, unter dem Datum vom 11.—21. Januar (am 28. Januar starb er), richtete der eifrige Missionär an den Provinzial der deutschen Ordensprovinz einen Brief voll der besten Rathschläge für die nachkommenden Missionäre. Namentlich wünscht er, daß sie sich mit allen möglichen Hilfsmitteln zum Studium der afrikanischen Sprachen ausrüsten; P. Blanca und er seien eifrigst damit beschäftigt und ersterer habe mit der Anfertigung eines größeren Latein-Sulu-Lexikon begonnen. Er selbst wünscht mit weißem Papier durchschossene Katechismen, um die entsprechenden Übersetzungen in den verschiedenen Sprachen der Mission eintragen zu können. „Gegenwärtig,“ so schließt P. Fuchs diese Zeilen, die letzten, die wir von seiner Hand haben, „arbeite ich meine Katechesen nach folgendem Plane aus: beginnend mit drei Katechesen über Gott, folgen etwa 20 Katechesen, worin die Religionsgeschichte von Erschaffung der Welt bis auf Leo XIII. erzählt wird; daran schließen sich die Katechesen des kleinen Katechismus (von P. Deharbe). Jede Katechese ist begleitet von einem entsprechenden Dialoge in Fragen und Antworten. Den Schluß bilden Missionspredigten.“

So schrieb und so arbeitete „der alte Invalide“, wie er sich selbst nennt, noch sieben Tage vor seinem Tode. Es war ihm nicht vergönnt, seine weitreichenden Pläne auszuführen. Gott, der den aufrichtigen Willen belohnt wie die That, rief ihn unerwartet rasch zur ewigen Krone. Am 23. Januar ergriff ihn das tödtliche Fieber, und am 28. gab er seinen Geist auf. P. Blanca, sein Oberer und zur Zeit seiner Krankheit mit

dem gleichzeitig todkranken Br. Paravicini sein einziger Gefährte, beschreibt unter dem 18. März 1880 in einem Briefe[1] an den hochw. P. Weld, den englischen Assistenten, die letzten Tage und den Tod des viel zu früh verschiedenen Missionärs also:

„Wenige Tage nach der Gründung unserer Station von Tati, der P. Fuchs und ich und die Brüder de Sadeleer und Paravicini zugetheilt wurden, erhielt ich einen Brief von P. Depelchin mit der Weisung, den Br. de Sadeleer nach Gubuluwayo zu senden, wo er nöthig sei, und mich mit Br. Paravicini allein zu behelfen. Da man in Tati gar keine Hilfe finden kann, hielt ich diese Anordnung für gefährlich sowohl für die Mission als für Br. Paravicini, und so erachtete ich es für meine Pflicht, Gegenvorstellungen zu machen. Aber P. Depelchin glaubte Br. de Sadeleer nothwendig in Gubuluwayo haben zu müssen und schickte den Befehl, ihn sofort hinaufzusenden. So reiste er am 4. Januar ab. Von diesem Augenblicke an nahm unser Geschick in Tati entschieden eine Wendung zum Schlimmern. Die Arbeiten wollten nicht voran. Br. Paravicini that, was er konnte, aber er konnte nicht Alles thun; wir behalfen uns jedoch, so gut es eben gehen wollte.

Nach wenigen Tagen schlug uns in Wahrheit die Hand des Herrn: Manus Domini tetigit nos! Der arme Br. Paravicini beklagte sich über heftige Kopfschmerzen und wurde krank; er wollte sich zwar zur Arbeit zwingen, aber bald mußte er sich zu Bette legen. Nun hatten der gute P. Fuchs und ich alle Arbeiten, auch die Küche zu übernehmen. Dann und wann konnte sich der Kranke noch von seinem Lager erheben, aber vom 21. Januar an wurde das Fieber so heftig, daß er nicht mehr im Stande war, das Lager zu verlassen. Am 23. desselben Monats ergriff die Krankheit auch P. Fuchs und zwang ihn, das Bett zu hüten. Beide hatten das klimatische Fieber. So verging der Sonntag; am darauf folgenden Tage war der Zustand der Kranken noch weit schlimmer. Am gleichen Tage zogen die zwei einzigen Weißen von hier auf eine größere Jagdpartie; sie ahnten nicht, daß die Krankheit so gefährlich sei, und überdieß ist die Jagd ihr einziges Subsistenzmittel.

So blieb ich ganz allein mit den beiden Kranken. Das Fieber machte bei beiden rasche Fortschritte. P. Fuchs, der sich für einen Augenblick von seinem Lager erhob, bekam eine Ohnmacht; ich meinte, es gehe mit ihm zu Ende und gab ihm in aller Eile die heilige Lossprechung, aber er erholte sich wieder und ich brachte ihn möglichst rasch zu Bette. Gegen Abend ging es beiden Kranken schlimmer, und ich hielt es für gerathen, mich auf alle Fälle vorzusehen. So hörte ich beide Beicht, um ihnen am folgenden Morgen während der Messe die heilige Communion spenden zu können.

[1] Mitgetheilt in den Letters and Notices Nr. LXVI. p. 283.

In der Nacht konnte Br. Paravicini ein wenig schlafen, am Morgen fühlte er sich etwas besser, und da er nüchtern geblieben war, reichte ich ihm einfach die heilige Communion. P. Fuchs aber, mit dem es schlimmer wurde, spendete ich die heilige Wegzehrung, bereit, ihm, wenn nöthig, auch die letzte Ölung zu geben. Im Laufe des Tages ging es dem Bruder langsam etwas besser, nicht so dem Pater, dessen Krankheit immer mehr zunahm, obschon einmal eine Wendung zum Bessern einzutreten schien. Diese scheinbare Besserung dauerte jedoch nur kurze Zeit. Gegen Abend mußte ich ihn einmal aufrichten; da fühlte ich, daß seine Hände und Arme ganz kalt geworden waren, und hielt es nun für das Beste, ihm zu seinem Troste die heilige Ölung zu spenden. Der gute Pater willigte gern ein, wünschte aber bis zum nächsten Morgen zu warten. Ich dachte wirklich nicht, daß die Todesgefahr so nahe wäre, und da er sich gerade ziemlich wohl fühlte, wollte ich ihn nicht drängen und stimmte seinem Wunsche bei.

Bald nachher mußte der Kranke für einen Augenblick sein Lager verlassen; ich half ihm, da er nicht allein stehen konnte. Da wiederholte sich die Ohnmacht und viel schlimmer, als das erste Mal; zugleich traten Krämpfe ein, und ich fürchtete, er sterbe in meinen Armen. Das war ein schrecklicher Augenblick! Während ich den guten Pater in meinen Armen hielt, erwartete ich jeden Moment seinen letzten Athemzug. So rief ich Br. Paravicini, der angekleidet auf seinem Bette in dem anstoßenden Raume lag. Er kam auch sofort, war aber kaum eingetreten, so wankte er und würde zu Boden gestürzt sein, hätte er sich nicht an einem Tische, der neben dem Bette stand, aufrecht halten können. Statt Einen hatte ich nun Zwei, die nicht allein stehen konnten. Indem ich P. Fuchs mit meinem rechten Arme aufrecht hielt, faßte ich mit dem linken einen Stuhl und half dem Br. Paravicini darauf. P. Fuchs kam inzwischen wieder etwas zum Bewußtsein; ich brachte ihn zu Bett und sagte ihm, ich halte es nun doch für beruhigender, ihm den Abend schon die heilige Ölung zu spenden. Mit Freuden war es der gute Pater zufrieden, der nun doch durch diesen Anfall seine äußerste Schwäche erkannte. Br. Paravicini hatte sich soweit erholt, daß er sitzend der heiligen Handlung beiwohnen konnte, und so gab ich dem Kranken, der auf die Gebete der Kirche noch selbst antwortete, gegen 8 Uhr Abends die heilige Ölung. Nachher führte ich den Bruder in den anstoßenden Raum, wo er sich auf sein Lager hinstreckte.

Gleich kehrte ich zu P. Fuchs zurück, dessen Zustand immer hoffnungsloser wurde. Die ganze Nacht blieb ich an seiner Seite, nur daß ich ab und zu einen Augenblick zu Br. Paravicini hinüberlief. Von Zeit zu Zeit betete ich ihm einige Stoßgebetlein vor, und er wiederholte sie mit der größten Andacht, wie er überhaupt bis zum letzten Augenblicke bei klarem Bewußtsein blieb. Bald begann er aber die Sprache zu verlieren; seine Worte waren kaum mehr verständlich, und der Athem wurde müh-

sam. Ich fragte ihn, ob er für unsere Mission und für das Heil dieses unglücklichen Volkes sein Leben gerne zum Opfer bringe, und ob er im Himmel für uns und für diese Seelen beten wolle, und er antwortete: ‚Ja.‘ Dann ging es rasch dem Ende zu; ich fragte, ob ich die Gebete der Sterbenden beginnen solle; er war es zufrieden, und so begann ich dieselben. Zuerst antwortete er noch, so gut er konnte; allein bald versagte die Zunge ihren Dienst. Während ich so an seinem Bette weilte und die Seele des Sterbenden Gott empfahl, hörte ich nebenan das Stöhnen und Wimmern des guten Br. Paravicini, der einen erneuten heftigen Fieberanfall bekommen hatte. Ich konnte den Sterbenden, der in den letzten Zügen lag, unmöglich verlassen und mußte den nebenan leidenden Kranken der Güte Gottes empfehlen. Rechtzeitig ertheilte ich dem mit dem Tode Ringenden die Generalabsolution und betete ihm Stoßgebete vor, bis der gute Pater nach einem kurzen Todeskampfe sanft im Herrn entschlief und, wie wir hoffen, in den Himmel einging, um die Krone zu empfangen, welche der Herr Denjenigen versprochen hat, die ihn lieben. Er starb den 28. Januar, Morgens gegen 1 Uhr.

Ich hatte das Glück, ein Jahr mit dem Hingeschiedenen zu verleben. Während dieser Zeit lernte ich ihn als einen Mann von ganz ausgezeichneter Frömmigkeit kennen; er war überaus pünktlich in seinen geistlichen Übungen, ein Liebhaber des Gehorsams und der religiösen Armuth, eifrig in Beobachtung der Ordensregel, und zwar in äußerst schwierigen Verhältnissen, wie sie auf solchen Reisen über Land und Meer sich darbieten. Seine Geduld, seine Ergebung, seine Ruhe und sein Muth, die er während seiner kurzen Krankheit und Angesichts des Todes an den Tag legte, erbauten mich nicht weniger, als die Tugenden, die ich in gesunden Tagen an ihm erblickte. Leider hatte der gute Pater keine starke Gesundheit. Sowohl während der Seefahrt als während der Landreise war er oftmals leidend und zu jeder geistigen Beschäftigung unfähig. Seine näheren Bekannten werden daher den für sein Alter sehr frühen Tod doch nicht überraschend finden. Möge seine Seele im Frieden ruhen, und möge er im Himmel, wie er es versprach, für unsere theure Mission beten!

Als ich die Gewißheit hatte, daß mein lieber Mitbruder hingeschieden war, drückte ich ihm die Augen zu, bedeckte sein Antlitz und eilte an die Lagerstätte Br. Paravicini's. Derselbe befand sich bereits wieder etwas besser; bald nachher schlief er ein und fühlte sich am Morgen bedeutend wohler. Ich mußte nun nothwendig Hilfe haben, namentlich für das Begräbniß des P. Fuchs. Darum sandte ich zwei Kaffern nach der Gegend, in welcher sich die beiden Jäger aufhielten, um ihnen Kunde von dem Todesfalle und von meiner Lage zu geben. Sie hatten vor dem Abschiede gesagt, sie würden nicht lange wegbleiben und gleich zurückkehren, wenn ich ihrer bedürfte. Wirklich kamen sie im Laufe des Nachmittags. Sofort

begannen wir die Vorbereitungen für das Begräbniß; in Tati waren keine Bretter für einen Sarg aufzutreiben, und da wir doch in einem Lande, wie dieses, wo die Gräber vor einem Angriffe wilder Thiere nicht sicher sind, die sterbliche Hülle nicht ohne Schutz der Erde anvertrauen wollten, packten wir einige unserer Kisten aus, und unsere beiden Freunde nagelten deren Bretter mit großer Mühe zu einer Art Todtentruhe zusammen. Es war nur Flickwerk und nicht stark, aber wir konnten in unserer Lage mit dem besten Willen nicht mehr für den Verstorbenen thun.

Donnerstag den 29., um 11 Uhr, am Tage nach dem Tode des P. Fuchs, war der Sarg fertig und Alles zum Begräbnisse vorbereitet. Wir legten die Leiche, welche bereits Spuren der eintretenden Auflösung zeigte, in den Sarg, schlossen denselben und hoben ihn auf den Loyola-Wagen, der ihn zum Begräbnißplatze bringen sollte. Die Außenseite des Sarges war ganz mit schwarzem Tuche umhüllt, das wir darauf festnagelten, und auf dem Deckel befestigte ich eigenhändig ein weißes Kreuz. Der Todte war in sein Ordenskleid gehüllt und ein kleines Crucifix ruhte in seiner Hand. Gerne hätte ich ihn in priesterlichen Gewändern zur Ruhe bestattet; aber das war bei unserer Armuth ein Ding der Unmöglichkeit. Als Alles fertig war, machten wir uns auf den Weg nach dem Begräbnißplatze; es begleitete mich der Jäger, den ich am Neujahrstage in den Schooß der Kirche aufgenommen hatte, der einzige Katholik Tati's; auch der andere Jäger und seine beiden Knaben (Protestanten) folgten dem Todtenwagen, dem vier Ochsen vorgespannt waren. Der Begräbnißplatz liegt vor dem Hause, das wir bewohnen, ein wenig zur linken Hand in einer Entfernung von etwa 700 Schritten, am Ufer des Tati-River und am Fuße eines Uferhügels. Schon seit einigen Jahren wurde dieses Grundstück als Friedhof benutzt; es wäre sonst nirgends in der Nachbarschaft möglich gewesen, in dem felsigen Grund ein hinlänglich tiefes Grab zu bereiten. Hier ruhen bereits mehrere, die in Tati starben; aber auf keinem ihrer Gräber erblickt man ein Kreuz oder sonst ein religiöses Zeichen; bis zu unserer Ankunft wohnten nur Protestanten und Heiden in Tati. Am Tage vorher hatte ich mich hinbegeben, um den Platz auszuwählen, an welchem der erste katholische Missionär unter dem Schutze des heiligen Kreuzes ruhen sollte. Ich bestimmte eine Stelle zwischen Fluß und Hügel, die in einer Reihe mit den andern Gräbern, doch etwas von ihnen entfernt, liegt. Da gruben die Kaffern ein mannstiefes Grab, die Härte des Bodens erlaubte nicht, es tiefer zu machen, und da senkten wir etwas nach Mittag den Leichnam ein. Ich legte die Stola an, segnete das Grab und den Sarg, indem ich die Gebete der Kirche verrichtete und Weihwasser darüber sprengte. Als das Grab gefüllt war, pflanzte ich einstweilen ein kleines hölzernes Kreuz auf den Hügel, in der Absicht, dasselbe später durch ein stärkeres und größeres zu ersetzen. So nahm die neue Sambesi-Mission in diesem Lande Besitz von

einem Grabe. Möge ‚der Erstgeborene unserer Todten‘ in diesem Lande auch der ‚Erstgeborene der Lebendigen‘ sein, und möge er beten für unsere Mission! R. I. P.

Jetzt wandte ich meine ganze Sorgfalt dem theuern Br. Paravicini zu. Er fühlte sich ein wenig besser, als die letzten Tage, war aber doch noch sehr krank. Da ich nun ganz allein war, hielt ich es für gerathen, sofort zwei Kaffern nach Gubuluwayo zu senden, um den Trauerfall anzuzeigen und P. Superior zu bitten, er möge mir einen Bruder zu Hilfe schicken. Auf dem nächsten Wege konnte meine Botschaft Gubuluwayo in fünf oder sechs Tagen erreichen, und so konnte ich in zehn oder zwölf Tagen Hilfe erwarten; aber der Ramaqueban-Fluß war durch den Regen so angeschwollen, daß die Kaffern nicht gleich hinüber konnten und erst am neunten Tage Gubuluwayo erreichten; in Folge dessen kam die sehnlichst erwartete Hilfe nicht vor dem siebzehnten Tage.

Am Morgen nach dem Begräbnisse des P. Fuchs, am 30. Januar, ging es Br. Paravicini bedeutend besser; dann trat abermals eine Verschlimmerung ein. Noch schlimmer wurde es am Abend des 1. Februar. Der gute Kranke litt sehr heftige Schmerzen; aber er schien ganz ruhig und gottergeben. Die Müdigkeit hatte mich für einen Augenblick überwältigt; als ich mich gegen 11 Uhr aufraffte und nach dem Kranken sah, verzweifelte ich an seinem Aufkommen; seine Hände und Füße waren ganz kalt und er litt furchtbar. Ich beeilte mich also, ihm die heilige Ölung zu spenden; die heilige Communion konnte ich ihm erst während der Messe des folgenden Tages reichen, da ich das heilige Sacrament nicht gut aufbewahren konnte. Doch hatte er am Tage zuvor den göttlichen Heiland empfangen. Gleich nach Mitternacht las ich in dem Krankenzimmer, das zugleich mein Zimmer und Kapelle war, die heilige Messe. Von nun an wechselte der Zustand des Kranken; am 5. Februar endlich trat eine entschiedene Besserung ein; das schlimme Zeichen, die Kälte der Hände und Füße, verschwand allmählich. Zu dieser Zeit war die ganze protestantische Familie, Vater, Mutter und zwei Knaben, fieberkrank. In ganz Tati gab es nur zwei gesunde Menschen, der Convertit, der später auch noch erkrankte, und ich. O welch schreckliche Tage das waren! Niemals werde ich sie vergessen.

Am 15. Februar kam endlich Br. de Sadeleer mir zu Hilfe. Zugleich mit ihm traf P. Law ein, um verschiedene Gegenstände für eine in Aussicht stehende Reise nach dem Lande Umsila's zu holen und, sobald der Gesundheitszustand es erlauben würde, den Genesenden nach Gubuluwayo zu geleiten, wo das Klima viel besser ist als in Tati. Der Bruder hatte sich wirklich so weit erholt, und da man mir allgemein sagte, die Reise wäre das beste Mittel seiner Genesung, drängte ich zur Abfahrt. Wie mir P. Depelchin seither schrieb, kam er dort recht wohlbehalten an und ist auf dem Wege völliger Kräftigung. Gott sei Dank!

Das ist eine kurze Erzählung unseres Lebens in Tati. Hoffentlich hat die Zukunft erfreulichere Tage. In letzter Zeit hatte auch Br. de Sadeleer einen Fieberanfall, aber, Gott sei Dank, keinen heftigen, und er ist auf dem Wege der Besserung. Da ich diese Zeilen schreibe, bin ich der Einzige von uns Allen, welcher von dem ungesunden Klima Tati's verschont wurde; was mir aber zustoßen mag, bis dieser Brief in Ihre Hände gelangt, weiß Gott allein."

Glücklicher Weise erfüllte sich die nicht unbegründete Befürchtung P. Blanca's nicht. P. Fuchs ist der einzige Missionär, welcher der Station Tati zum Opfer fiel, und nicht einmal einen ernsteren Krankheitsfall haben seither die Briefe von dort zu melden gehabt. Zum Schlusse dieses traurigen Kapitels einige, freilich spärliche biographische Notizen über das erste Opfer der Sambesi-Mission.

P. Karl Fuchs war zu Kenten in der Pfarrei Bergheimersdorf (Regierungsbezirk Köln, Kreis Bergheim) von angesehenen und frommen Eltern am 13. Mai 1839 geboren. Sein Vater, Herr Kanzleirath Karl Fuchs, wirkte lange Jahre als Kreissekretär und lebt noch in Köln. Karl war das erste von vier Kindern; daß die beiden ältesten, unser Missionär und seine Schwester Eulalia, sich Gott im Ordensstande widmeten, und daß dieses Opfer ihrer beiden ersten Kinder von den Eltern bereitwilligst gebracht wurde, beweist den echt katholischen Geist, der diese Familie beseelt. Im „heiligen Köln", dem Wohnorte der Eltern, machte Karl seine Gymnasial-Studien. Der ernste, sittenreine, fromme, talentvolle Jüngling fühlte frühzeitig in sich den Beruf zum geistlichen Stand. So trat er nach dem Studium der Philosophie und Theologie, dem er in Münster, Innsbruck und Bonn mit Eifer oblag, in das Priesterseminar zu Köln ein und bereitete sich daselbst unter der ausgezeichneten geistlichen Leitung des unvergeßlichen Regens Westhoff auf seinen erhabenen Beruf vor. Am 29. August 1864 kam endlich der ersehnte Tag, an dem er die heilige Priesterweihe empfing. Zum Vorspruche seiner ersten Predigt hatte er die Worte genommen: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte?" Diese Worte wurden der Wahlspruch für das Leben des jungen Priesters; sie drängten ihn nicht nur zur Heiligkeit, sondern begeisterten ihn auch zu den aufopferndsten Arbeiten für das Seelenheil der Nebenmenschen, und führten ihn endlich bis in das Herz von Afrika.

Zunächst wirkte P. Fuchs als Kaplan in Frankenthal in der Diöcese Speier; aber schon im Herbste des nächsten Jahres (1865) trat er in Gorheim bei Sigmaringen am 30. September in das Noviziat der Gesellschaft Jesu: der Orden, dem der hl. Franz Xaver angehört hatte, schien seinem Seeleneifer das ergiebigste Arbeitsfeld zu bieten. Auf der Friedrichsburg bei Münster vollendete er dann seine Probezeit. Hierauf war er ein

Jahr zu Paderborn in der Seelsorge thätig; wiederholte später in dem schönen, jetzt verwaisten Colleg von Maria-Laach seine philosophischen Studien (1868—69), arbeitete wiederum in Coblenz (1870) und in Essen (1871), kehrte im Herbste 1872 nach Maria-Laach zurück, um die Theologie zu wiederholen, wurde aber von da schon nach wenigen Monaten mit allen seinen Mitbrüdern in Folge des Jesuitengesetzes vertrieben und mußte seiner Heimath Lebewohl sagen. Mitte December setzte er auf den gastlichen Boden Englands hinüber und fand daselbst in Ditton-Hall bei Liverpool mit den übrigen Theologie Studirenden ein Obdach. Die Jahre 1874 und 1875 waren dem Studium der heiligen Väter und der besondern Vorbereitung auf das Predigtamt gewidmet. Darauf reiste er nach dem Willen seiner Obern nach Frankreich und war daselbst zuerst im Colleg von Mongré zwei Jahre, 1876 und 1877, dann 1878 in der Studienanstalt zu Aix thätig; in Mongré weihte er sich Gott am 15. August 1876 rückhaltlos durch die Ablegung der letzten Gelübde. Im Sommer 1878 ging endlich sein heißester Wunsch in Erfüllung; er sollte als Glaubensbote den verlorenen Völkern Afrika's die Predigt des Heiles verkünden und sein Leben hinopfern dürfen! Der Herbst des Jahres verging mit der Vorbereitung auf das schwierige Unternehmen der Sambesi-Mission. P. Fuchs durchzog seine Heimath und wußte überall durch öffentliche Vorträge und in Privatgesprächen für die vom Apostolischen Stuhle gewünschte Mission zu begeistern und zu thatkräftiger Unterstützung anzuregen. Ende Januar sahen wir ihn dann das Schiff besteigen, das ihn nach der Südspitze Afrika's tragen sollte, und gerade ein Jahr später starb er in Tati als das erste Opfer der Sambesi-Mission. Alle, die das Glück hatten, ihn näher kennen zu lernen, sahen in ihm einen wahrhaft frommen, eifrigen Ordensmann und einen Priester voll glühenden Seeleneifers.

Sein schlichtes Grab am fernen Tati-River haben seine Mitbrüder in der Folge geschmückt, so gut sie konnten. Mit Backsteinen haben sie den Hügel übermauert, ein besseres Kreuz darauf gepflanzt, und der Obere der deutschen Ordensprovinz schickte eine kleine weiße Marmorplatte, deren Inschrift in lateinischer Sprache verkündet, wer da im Herrn ruhe und den Tag der glorreichen Auferstehung erwarte [1].

---

[1] Die Uebersetzung der einfachen Grabschrift lautet:

Karl Fuchs,
Missionär der Gesellschaft Jesu,
Geboren bei Köln 13. Mai 1839,
Gestorben hier 28. Januar 1880.
Möge sein Gebet im Himmel erflehen
Das Seelenheil der Afrikaner,
Den Gegenstand seiner glühendsten Wünsche hienieden!
R. I. P.



Wohnungen der Jäger. Haus der Missionäre.

Das Grab des P. Fuchs bei Tati. (Nach einer Skizze P. Croonenberghs'.)

Als Ende Februar aus Tati die Trauerkunde von dem Tode des seligen P. Karl Fuchs nach Kimberley gelangte, theilte P. Terörde, den dieser Todesfall doppelt schwer getroffen haben muß, denselben in den folgenden ergreifenden und wahrhaft apostolischen Worten seinem Provinzial mit:

„Soeben habe ich die traurige Pflicht erfüllt, die Seelenruhe des guten P. Fuchs dem Gebete der Katholiken hier zu empfehlen. Die Todesnachricht gelangte zu mir, als mein letzter Brief an Ew. Hochw. Kimberley soeben verlassen hatte (28. Februar). Der Schlag hat mich um so schmerzlicher getroffen, weil ich den guten Pater von dem Nothwendigsten entblößt wußte. Während P. Fuchs in dem heftigsten Fieber lag, mußte sein Gefährte, P. Blanca, den einzigen Laienbruder, den er bei sich hatte und der am gleichen Fieber litt, mit den heiligen Sterbesacramenten versehen. Überdieß war der einzige Freund, ein von P. Blanca am 1. Januar in die katholische Kirche aufgenommener Jäger, der erste Convertit unserer Mission, mit Herrn Philips in Gubuluwayo, so daß nur ein einziger Weißer sich zu der Zeit in Tati befand, wenn nicht auch dieser gerade auf der Jagd war. Wie hart alles dieses für mich war, kann ich Ihnen nicht sagen. Das Fieber wurde plötzlich so heftig, daß man nicht einmal die Patres von Gubuluwayo in Kenntniß setzen konnte, und daß somit P. Blanca ganz allein das Begräbniß besorgen mußte. Mich tröstet nur, daß der gute Pater alle Sacramente so ruhig empfangen konnte, und daß er gewiß sich bereits des herrlichen Lohnes seiner Großmuth erfreut, mit welcher er sein Leben für die Bekehrung der armen Neger aufgeopfert hat. Wer würde sich nicht glücklich schätzen, also zu sterben in der Aufopferung für die dem Herzen Jesu so theuern Seelen, in einer Armuth und Verlassenheit, geheiligt durch den Stall in Bethlehem und das Kreuzesholz auf Golgatha? Nach dem Martertode kann ich mir keinen schöneren und verdienstlicheren Tod denken. Ich könnte den glücklichen Mitbruder um seine Marterkrone der Liebe beneiden, wenn mich nicht das Verlangen zurückhielte, dem heiligsten Herzen wenigstens einige Seelen der neuen Sambesi-Kirche zuzuführen. O ich hoffe, der gute P. Karl werde vom Himmel herab unsere Schritte und Arbeiten segnen und zumal mir beistehen bei der schweren Aufgabe, die meiner jenseits des Sambesi harrt; ich hoffe, er werde recht viele großmüthige Seelen in unserer deutschen Ordensprovinz erwecken, daß sie nicht nur Gebete und gute Werke, sondern mit Freuden sich selbst für diese beschwerliche und gefahrvolle Mission des heiligsten Herzens aufopfern!"

Ob P. Terörde, als er diese herrlichen Zeilen niederschrieb, ahnte, daß er selbst der Nächste sein werde, dem diese „Marterkrone der Liebe" gereicht werden sollte?

15. Gute und schlimme Nachrichten aus Gubuluwayo.

(1880.)

Während P. Blanca in Tati Tage der schwersten Prüfung zu bestehen hatte, gestaltete sich die Lage der Missionäre in der nahen Matabelenhauptstadt immer günstiger. Die Dienste, welche P. Croonenberghs und Br. Nigg Lo Bengula leisteten, machten die schwarze Majestät diesen „Lehrern" von Tag zu Tag geneigter. Directe Bekehrungsversuche konnten natürlich noch nicht versucht werden; das Studium der Matabelensprachen nahm vorderhand noch alle Zeit und Mühe in Anspruch. Nebenbei hatten die Missionäre Gelegenheit, recht interessante Sittenstudien zu machen, und namentlich die Briefe P. Croonenberghs' sind reich an vortrefflichen, culturhistorischen Schilderungen. Unter dem 11. Januar (1880) hatte er den sogen. „kleinen Tanz" der Matabelen beschrieben, der beim Sommer-Neumond stattfindet. Derselbe ist jedoch nur ein Vorspiel für den „großen Tanz" beim Sommer-Vollmond, d. h. beim ersten Vollmond nach dem Sommersolstitium. Die herrliche Beschreibung dieses Matabelen-Volksfestes dürfen wir nicht übergehen:

„König Lo Bengula," schreibt P. Croonenberghs, „wünschte, daß ich mit den Hauptscenen des Festes ein riesiges Ölbild fülle, welches Umsila, dem Könige der Abagasen, zum Geschenke geschickt werden sollte, und da seine Wünsche für uns Befehle sind, traf ich meine Vorbereitungen. Zum Voraus entwarf ich den Hintergrund des Bildes, das schöne Panorama der Berge von Gubuluwayo; im Vordergrunde bezeichnete ich die Stelle, welche der König und die vornehmsten Indunas einnehmen sollten. Am Vorabende war ich an Ort und Stelle selbst beschäftigt, die Umrisse zu vollenden, als der König zu mir herantrat. Er zeigte großes Interesse und frug ohne jeden Umschweif, wo ich ihn hinmalen wolle. Als ich ihm die bevorzugteste Stelle im Vordergrunde zeigte, strahlten Seine Majestät vor stolzer Freude.

Während des Festes mußten alle Patres und Brüder mit den übrigen Europäern in der Nähe des Königs sein; ich hatte mir eine kleine Anhöhe gewählt, wo ich das Ganze übersehen und meine Skizzen für das Gemälde

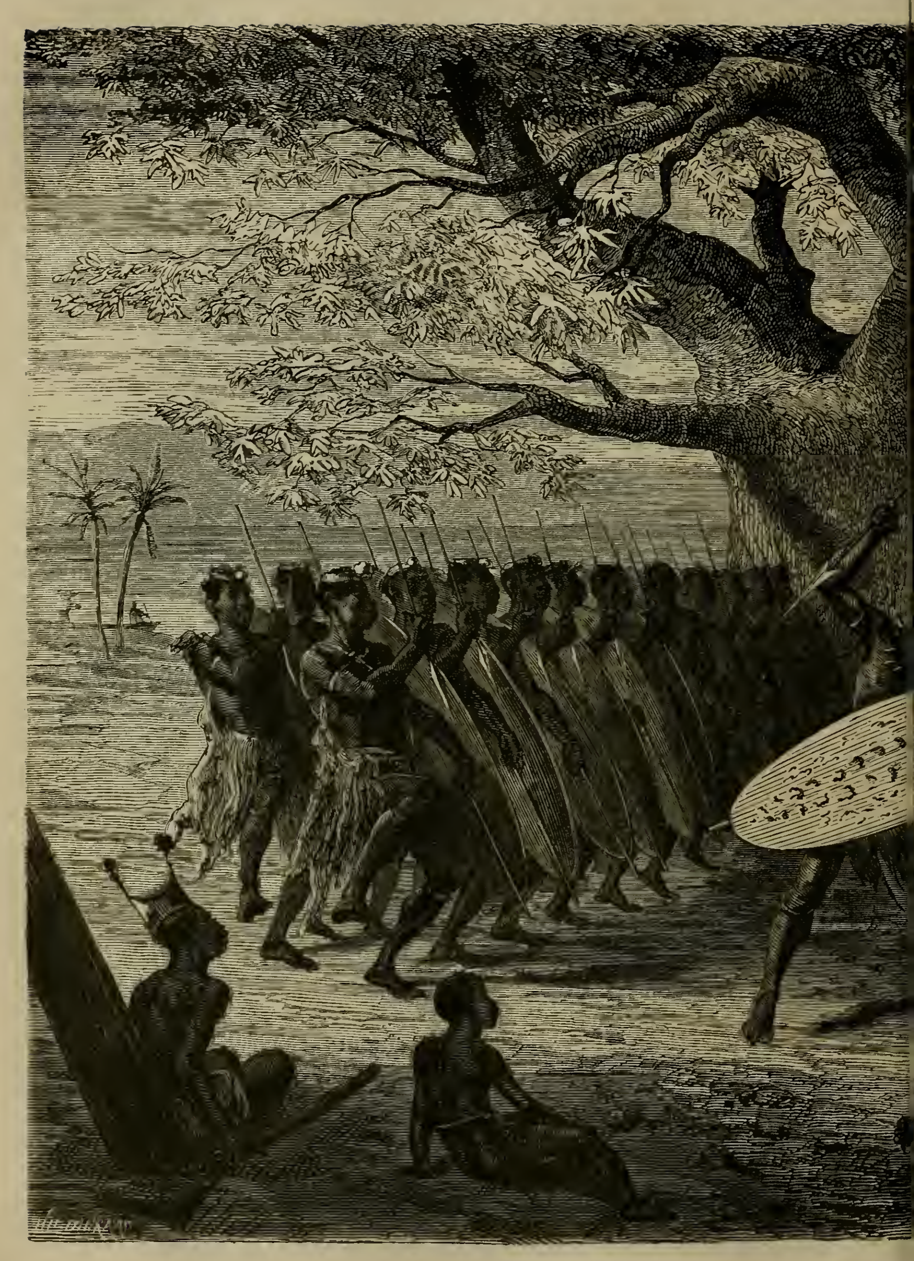
machen konnte. So bin ich im Stande, Ihnen als Augenzeuge eine ganz genaue Beschreibung geben zu können.

Der Schauplatz ist die Hochebene von Gubuluwayo, die sich etwa 200 Meter über die Niederungen ringsum erhebt; sie mißt mehr als ein Kilometer nach jeder Richtung; die Berghänge, die zum Tieflande hinabführen, sind bald steil abfallend, bald sanft geneigt. Im Westen des Plateau's stehen rund um die Wohnung des Königs und seiner Frauen in einem großen Halbkreise die Hütten Gubuluwayo's. Vor dem Königspalaste ist ein geräumiger, umpfählter Plan, der Ochsenkraal Sr. Majestät. Der weite Platz vor diesem Kraale heißt in der Matabelensprache Isibaïa und hat hier ungefähr die Bedeutung, wie die ‚Agora' zu Athen, oder das ‚Forum' im alten Rom. Sonst genießt diese Fläche eine echt orientalische oder vielmehr tropische Ruhe; nur der langsame Schritt der Ochsen und ihrer Hirten durchwandelt sie, während rundum die Hütten der Eingeborenen und hinter denselben eine Holzpalissade den Abschluß bildet. Die letztere heißt ‚Isibaïa simbusi', d. h. Schutz des Isibaïa gegen wilde Thiere oder Feinde. Jenseits dieser Palissade liegen die Wohnungen der Europäer.

Beim Herannahen des Festes füllt sich diese sonst so friedliche Ebene mit zahlreichen Schaaren von Matabelenkriegern. Das sind die Regimenter, die der König aus allen Theilen seines Gebietes zusammenruft. Wenn man sie von ferne heranziehen sieht mit ihren schwarzen und weißen Straußenfedern auf dem Kopfe, so könnte man sie für unsere (belgischen) Grenadiere mit ihren hohen Bärenmützen halten. Aber in der Nähe ist man bald enttäuscht; ihre ganze Uniform ist ein Pantherfell um die Schultern, ein Schild aus Rindsleder in der Linken und die Assegais und Keulen in der Rechten[1].

Das Fest dauerte vier Tage; während dieser Zeit muß der König sein Volk speisen; als Entgelt empfängt er dafür zahlreiche Geschenke von seinen Unterthanen. Der erste Festtag ist der Tag des eigentlichen großen Tanzes. Um 3 Uhr Nachmittags stehen alle Krieger auf den ihnen zugewiesenen Posten. Lo Bengula erscheint im Eingange des Ochsenkraals angesichts der großen Ebene. Er läßt mich mit meinen Cartons zu seiner Linken am Thore des Isibaïa Platz nehmen; dann besteigt er den ungeheuern Düngerhaufen aller Ochsen Gubuluwayo's und reckt majestätisch seine rechte Hand gegen die 8000 Krieger aus, die in schöner Ordnung in einem großen, drei bis vier Glieder tiefen Halbbogen aufgestellt sind. Auf dieses Zeichen erheben alle Krieger den Ruf: ‚Jebo, Jebo, jebesu!' d. h.: ‚Ja für dich, ja für dich, ja für dich, den Großen!' Das ist der Königsgruß. Dann tanzen sie im Takte, auf der gleichen Stelle bleibend; im Takte heben und senken sie die Schilde, im Takte schwingen sie die Waffen

[1] Vgl. die Abbildung S. 163.



Ein Kriegstan



r Matabelen. Zu Seite 220 ff.

hoch über den Federbüschen und bergen dieselben wieder hinter den Schilden. Von Zeit zu Zeit ruhen diese Manöver. Dann treten einzelne Krieger in den Halbkreis, dringen in Scheinkämpfen gegen den Feind vor oder beschleichen ihn. In diesen wilden Übungen zeigt sich ihre ganze Kraft, Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit; es ist in der That schrecklich, mit welchen Mienen und mit welch Mark und Bein durchdringendem Geschrei sie sich auf ihren Feind stürzen. Man bekommt so eine Idee von den blutigen Kämpfen, welche die Engländer gegen die Kaffern Cetewayo's zu bestehen hatten [1].

Nach diesen Kriegstänzen der Führer sehe ich zu meiner Linken sich aus den Hütten in zwei langen Linien die Schaar der Königinnen nahen. Sie sind prächtig geputzt mit Flittergold und Bändern und bunten Fetzen und singen in hoher Tonlage ihr: ‚Jebo, Jebo, jebesu‘, während sie langsamen Schrittes in den Halbkreis treten, in einer Hand den Ehering, das Zeichen der Treue, in der andern grüne Zweige, das Symbol des Friedens. Auch sie führen einige friedliche Tänze auf, dann kehren sie, wie sie gekommen, in ihre Hütten zurück. Es war gegen 6 Uhr Abends; die sinkende Sonne übergoß mit rothem Golde und mit wunderbar sanften Farbentönen das seltsame Schauspiel dieses Festes. Nach Sonnenuntergang zogen sich alle in die Hütten zurück zum Festmahle und zur wohlverdienten Nachtruhe.

Der zweite Festtag bot ein ganz anderes Schauspiel. Als die Sonne gerade im Zenith stand, sahen wir eine Schaar Matabelenkrieger wie einen tobenden Bergstrom sich gegen das Quartier der Weißen wälzen. An ihrer Spitze schritt der König; er trug einen vergoldeten Gürtel, der sich blitzend von seiner schwarzen Hautfarbe abhob, und eine grüne Schärpe — er allein darf ein Schwertgehänge von dieser Farbe tragen. Er wandelte einher, auf seine Assegai gestützt. Plötzlich macht er Halt; die nachdrängende Menschenfluth stößt ein dumpfes Brüllen aus. Jetzt schleudert der König seine Assegai; zischend fährt sie durch die Lüfte und bohrt sich auf eine Entfernung von 60 Meter in den Boden. Eine Schaar Wilder stürzt voran: es gilt den Preis in Behendigkeit und Geschick. Wer die Lanze dem König zurückbringt, ist Sieger, und bald sehen wir einen

[1] Als Beispiel der Melodien dieser südafrikanischen Stämme fügen wir einige Noten bei, wie sie P. Law aufzeichnete:

Con Spirito.

da cap.

Krieger, stolz auf seinen Triumph, dem ‚Fürsten des Tieflandes‘ seinen Wurfspeer überreichen. Dieses kriegerische Spiel hat eine symbolische Bedeutung. Bei der Entgegennahme der Assegai spricht der König: ‚Wer mich liebt, erfüllt in Allem meinen Willen so rasch, wie dieser treue Krieger meinem Speere folgte und ihn zurückbrachte.‘ Betäubendes Geschrei preist den Sieger und die Worte des Königs; dann kehrt die Schaar in den Isibaïa simbusi zurück.

Der dritte Tag ist der Tag des Opfers oder vielmehr des Schlachtens. Von der schon beschriebenen Erhöhung neben dem Eingange des Kraals aus ertheilt Lo Bengula den Befehl, daß man die Opferthiere herbeiführe. 2—300 Stück Hornvieh erscheinen auf der Ebene, allen voran zehn ganz schwarze, fehlerfreie Ochsen. Der Fürst wirft einen Blick der Befriedigung auf diese Heerde; dann streckt er seine rechte Hand über die Thiere aus, zum Zeichen, daß ihm das Alles gehöre, und das Volk ruft ihm zu: ‚Jebo, Jebo, jebesu!‘ ‚Ja es ist dein, ja es ist dein, ja es ist dein, du Großer!‘

Dann folgt die Ausscheidung der Opferthiere; man führt sie in den Halbkreis, und der Induna, der opfern soll, schreitet langsam auf das erste Thier zu, welches von vier jungen Leuten gehalten wird. Ganz in die Nähe gekommen, springt er plötzlich auf die linke Seite und stößt dem Opfer mit raschem Schwunge die Assegai zwischen Schulterblatt und Rippen in die Lunge. Dumpf brüllt der Stier auf, bläst das Blut aus seiner Nase und verendet zwei Schritte von der Stelle. Das Schlachten geht so rasch, daß binnen einer Stunde über hundert Opfer verbluten. Die ‚schwarzen‘ oder ‚heiligen‘ Ochsen werden in den Königskraal geschafft; ihr Fleisch und Blut muß zu Arzneimitteln und wahrscheinlich auch zum Festmahle der Amasis oder Regenmacher verwendet werden. Die übrigen Opfer werden an Ort und Stelle zerlegt und nach der Angabe des Königs an die Krieger vertheilt; dann folgt bei Braten und Tjawala (Reisbier) die Nacht hindurch das Festgelage. Diese Schlächterei hat, ich gestehe es, für den Zuschauer wenig Anziehendes; Auge, Nase und Ohr werden gleich unangenehm berührt. Man kann sich aber dabei lebhaft die Hekatomben des Alterthums vorstellen; ich konnte jedoch trotz meines besten Willens in diesen Opfern niemals jene Poesie finden, die Andere nach den Beschreibungen Homers und Virgils darin finden wollten.

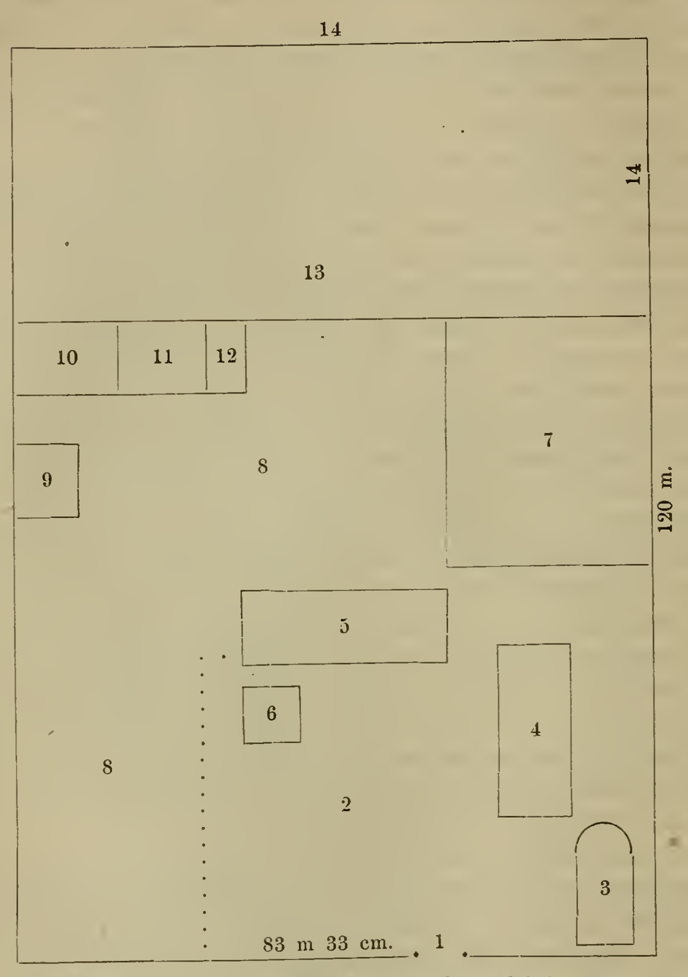
Endlich erhebt sich strahlend die Morgenröthe des vierten Festtages der Matabelen und bringt das Fest der Erstlingsgaben der neuen Feldfrüchte; es wird uns einen etwas poetischeren Genuß bieten als der Vorabend, doch wird er immerhin noch realistisch genug sein. Zur Stunde, da die Sonne über die Berge im Osten emporsteigt, etwa um 9 Uhr früh, begibt sich Lo Bengula in die Mitte des Isibaïa. Daselbst steht ein gewaltiger Holzstoß; alle Knochen der Thiere, welche Lo Bengula und das

Volk von Gubuluwayo das Jahr über verzehrten, sind daraufgeschichtet. Vor dem Scheiterhaufen ist der Thron des Königs, ein einfacher Stuhl aus rothem Holze, aufgeschlagen. Hat der Fürst Platz genommen, so wird der Holzstoß angesteckt. Von Zeit zu Zeit erhebt sich Lo Bengula und schürt das Feuer eigenhändig mit seiner Assegai, während seine Sklavinnen Brennstoff herbeischleppen und die Flammen hoch auflodern lassen. Dichte Rauchwolken dieses ‚heiligen‘ Feuers lagern sich über den Platz und dringen in die wenig empfindlichen Lungen dieser Söhne der Tropen. Alle 8000 Krieger reihen sich um den Scheiterhaufen, schweigend und regungslos kauern sie auf dem Boden. Hinter den Reihen drängen sich Weib und Kind, der Rest des Volkes. Nicht ferne vom Scheiterhaufen und etwa fünf Schritte von den Kriegern sieht man die Zauberer, die Amasis. Bei ihnen stehen junge Sklaven, welche die neuen Früchte reinigen, die Maiskolben abpflücken, die Ähren des Amabele oder Kafferkornes abstreifen. Diese Erstlingsfrüchte werden dem Könige dargereicht, welcher sie mit dreifacher Besprengung weiht. Gleichzeitig ziehen die Königinnen in ihrem Flitterschmucke in feierlichem Zuge vor den Augen des Volkes mehrmals um den Scheiterhaufen, Lieder singend, zu den Geistern Matschobans, des Vaters Mosilikatsi's, und auf Mosilikatsi, den Vater Lo Bengula's, und auf Lo Bengula, den Fürsten des Friedens, den Herrn des Krieges, den großen König, den König der Könige, ‚Enkos Amakos‘. Jetzt tragen die Matabelen-Weiber in Steintöpfen duftende Braten herbei, deren Wohlgeruch den herben Qualm etwas verbessert, der sich aus dem Scheiterhaufen erhebt. Und wenn nun so alle Gebräuche erfüllt sind, endet das Fest, wie alle Feste der Naturvölker, ja auch der meisten andern Völker zu enden pflegen, mit einem riesigen Gastmahle, an dem geradezu fabelhafte Massen Fleisch vertilgt werden, und das geeignet ist, eine angenehme Erinnerung an die Pracht dieses Festes und die Macht Lo Bengula's in den Herzen dieser Barbaren zurückzulassen.

Ja, wenn diese 8 oder 10 000 Matabelenkrieger, die wir, den König an ihrer Spitze, an uns vorüberziehen sahen, Christen wären! Wenn das Evangelium ihre Herzen gereinigt, ihre Sitten geweiht hätte! Welches Erntefeld, aber es ist noch nicht zum Schnitte reif! Wir wollen es wenigstens bestellen, wir wollen die ersten Furchen ziehen, wir wollen darauf beten, kämpfen, sterben. Glücklichere als wir mögen dann nach uns kommen und das Kreuz in die Herzen der Matabelen senken und auf die Höhen ihrer Berge pflanzen. Wenn nur dereinst der Name Gottes durch diese armen, wilden Afrikaner verherrlicht wird! Sit nomen Domini benedictum! Amen."

In drei späteren Briefen vom 28. Februar, 11. und 28. März beschreibt P. Croonenberghs die neu gegründete Missionsstation vom heiligsten Herzen Jesu zu Gubuluwayo, ferner das freund-

liche Verhältniß der Missionäre zu den anwesenden Europäern (Engländern) und erzählt manche interessante Züge, welche den Charakter Lo Bengula's und der Matabelen beleuchten. Wir fügen den Grundriß der neuen



Grundriß der Station des hl. Herzens Jesu zu Gubuluwayo.

(Südl. Br. 20° 15′ 30″, Östl. L. 28° 16′ 45″ von Greenwich.)

1 Thor. 2 Hof. 3 Projectirte Herz-Jesu-Kapelle. 4 Schuppen (gegenw. Nothkapelle). 5 Wohnung der Missionäre. 6 Küche. 7 Gemüsegarten. 8 Wiese. 9 Wohnung der Kaffern. 10 Schafstall. 11 Pferdestall. 12 Hühnerstall. 13 Ochsenkraal. 14 Umfassungspalissade.

Niederlassung bei und wollen uns wenigstens den einen oder andern interessanteren Zug von dem durch Se. Majestät den König aller Matabelen bevorzugten Missionär erzählen lassen:

„Zur Zeit des großen Festes kamen viele Matabelen und baten mich um Arzneimittel gegen verschiedene Leiden. Darunter befand sich ein Greis von ehrfurchtgebietender, hoher Statur, Namens Mafua, der an einer sehr schmerzlichen Augenentzündung litt; ich gab ihm eine kühlende Tinctur, und schon nach wenigen Stunden war die Entzündung beseitigt. Mafua ist ein Induna, der Häuptling eines drei Tagereisen entfernten Dorfes. Als Preis für meine Hilfe bot er mir eine prachtvolle Straußenfeder. Ich nahm sie aber nicht und erklärte ihm, daß wir nicht von Menschen, sondern vom Könige des Himmels, vom ‚Enkosi Pesul', unsern Lohn erwarteten, der uns für jedes Glas Wasser, das wir aus Liebe zu ihm unsern Mitmenschen reichen, Belohnung verspricht. Diese Worte ergriffen den guten Alten. ‚Lehrer,' sagt er zu mir, ‚komme zu meinem Volke! Du wirst bei uns gut aufgehoben sein. Ich habe Reis, ich habe Mais und alle Früchte, die dem Menschen munden. Wir geben dir großhörnige Böcke und fettschwänzige Schafe.'"

Der Missionär konnte für den Augenblick die Einladung nicht annehmen und mußte den alten Häuptling auf die Zukunft vertrösten. Man sieht, daß den Matabelen Dankbarkeit nicht fremd ist. Leider haben sie manche andere schlimme Eigenschaft. Ihr Hang zum Diebstahl ist aus den Briefen des Br. Nigg schon bekannt; P. Croonenberghs gibt neue Belege. Nicht mit Unrecht entschuldigt aber Lo Bengula sein Volk mit dem keineswegs bessern Beispiele der Europäer: „Die ‚Boeren'," sagte er, „sind verlogene Gesellen. Einer lieh sich von mir die Bespannung eines Ochsenwagens, um in die Colonie heimzukehren; er versprach mir, mein Zugvieh zurückzusenden, behielt aber meine 18 Ochsen. Ein Anderer versprach mir 100 Flaschen Champagner für zehn Elephantenzähne" — Ihro Majestät kennen leider dieses Getränk und haben davon, freilich umsonst, auch von den Missionären schon verlangt —; „der Bursche nahm die Zähne, aber von dem Champagner habe ich nichts mehr erfahren. Ein Dritter lieh sich bei mir ein schönes Pferd für die Elephantenjagd und hat es dann in Seerust verkauft" u. s. w. Dann frug er P. Croonenberghs, ob auch die Missionäre lügen; als aber dieser mit Würde entgegnete, nicht um Lügen, sondern um die Wahrheit zu verkünden, seien die Missionäre so weit hergekommen, fügte er befriedigt bei: „Ja, ich glaube es, die Umfundis (Missionäre) sind nicht wie die Boeren." — Eine sehr schlimme Eigenschaft der Matabelen ist ihr Aberglaube. Mitte März ließ der König acht Häuptlinge wegen Hexerei hinrichten, und folgende Geschichte, welche uns ebenfalls P. Croonenberghs berichtet, liefert einen neuen Beweis von den blutigen Folgen dieses Lasters.

„Njina, die Schwester Lo Bengula's, die sich den Weißen so wohlwollend bewies, hat Gubuluwayo verlassen und sich in das Gebirge flüchten müssen. Lange Zeit war sie bei ihrem Bruder, dem Könige, allmächtig

und herrschte mit ihm. Aber seit einem halben Jahre, seit der Vermählung Lo Bengula's mit Calindscha, der Tochter Umsila's, welche eigentliche Königin wurde und deren Sohn der muthmaßliche Thronfolger sein wird, sank der Stern Njina's und sie wurde am Hofe offenbar überflüssig. Jetzt steht sie unter der Anklage, mit Hilfe einiger Amasis durch Zauberei den König männlicher Nachkommenschaft berauben zu wollen. Alle Brüder des Königs wurden zu den ‚weißen Felsen', der gewöhnlichen Residenz des Fürsten, berufen, und das Urtheil über diesen Hochverrath wurde dem Familienrathe vorgelegt. Njina läugnete die That und erklärte sich bereit, das Gottesurtheil des ‚Höhlengottes Makalaka' zu bestehen. Wie dieses vollzogen wird, werde ich gleich sagen. Was wird der Gott antworten? Makalaka wird sich in einer heikeln Lage befinden; erklärt er Njina schuldig, so ist es um ihr Leben geschehen und eine mächtige Partei wird erbittert; erklärt er sie unschuldig, so ist eine noch mächtigere Partei unbefriedigt. Makalaka wird der Zweideutigkeit der alten Pythia bedürfen, um sich aus der fatalen Lage zu ziehen. Makalaka soll in einer zwölf Meilen von Gubuluwayo entfernten Höhle hausen. Kein Mensch hat den Gott gesehen, aber derselbe hat Söhne und Töchter, seine Priester und Priesterinnen, die in der Nachbarschaft der Grotte wohnen. Vor Kurzem wurden sonderbarer Weise drei Söhne des Gottes, weil sie dem Könige Weizen stahlen, hingerichtet. Mitten in der Höhle des Gottes soll sich ein tiefer und dunkler Schacht befinden, ‚der Schacht des Abgrundes', und aus diesem Schlunde steigt manchmal Gedröhn auf, wie ferne Donnerschläge. Zitternd legen die Gläubigen Fleisch, Weizen, Geflügel, Kuchen und andere Gaben an den Rand hin, um den Hunger des Gottes zu stillen und seine Huld zu erwerben. Dann tragen die Bittsteller in lauten Gebeten dem Gotte ihre Wünsche vor. Nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens hört man zwischen dem fernen Rollen des Donners unverständliche Laute und abgebrochene Worte, und die Amasis, die mit dem Donnermacher unter einer Decke stecken, legen den Gläubigen den Sinn des Orakels aus. Gewöhnlich fordern sie Bluturtheile, und an diese Instanz hat sich die arme Njina gewendet."

Das Schicksal der unglücklichen Schwester Lo Bengula's hat sich im Laufe des Jahres 1880 erfüllt. Wie wir aus einem Briefe P. Terörde's (datirt: Tati, 12. Mai) ersehen, hat der Matabelen-König seine Schwester wirklich wegen Zauberei erhängen lassen.

Überhaupt dürfte die Grausamkeit des Matabelenherrschers und die schwierige Lage seines Reiches den Missionären in der Folge ernste Stürme bereiten. Auch jetzt ist der ganze apostolische Muth erfordert, um in der Nähe eines solchen Vulkans das Kreuz aufzupflanzen; kann ja doch jede Laune die Gunst Lo Bengula's in Haß verwandeln. Eine gar nicht ermuthigende Charakteristik des Matabelen-Nero entwirft uns wiederum P. Croonenberghs:

„Die innere Lage des Matabelenreiches, die in Folge der Schwierigkeiten, welche Lo Bengula bei seiner Thronbesteigung zu beseitigen hatte, seit dem Tode Mosilikatsi's niemals eine befriedigende war, scheint sich nicht so bald zum Besseren zu wenden. Seit dem tragischen Ende der Prinzessin Njina erlitten eine der Wittwen Mosilikatsis und eine große Anzahl Häuptlinge auf Befehl des Königs die Todesstrafe. Lo Bengula fährt fort, die von seinem Vater ernannten Indunas, den einen nach dem andern, aus dem Wege zu räumen. An ihre Stelle erhebt er junge Leute, ihm blind ergebene Creaturen. So steht hier die Schreckensherrschaft in voller Blüthe; Richter, Häscher, Beamte gibt es keine; der König ist Alles und die ganze Nation die gehorsame Vollstreckerin seines allerhöchsten Willens. Übrigens wird nicht nur jede Opposition gegen die Gewalt und jedes politische Verbrechen mit dem Tode bestraft, auch alle Polizei- und Criminalfälle sind der Gegenstand exemplarischer Strafen ... Alles zittert unter der schrecklichen Hand des ‚Königs der Könige', des Enkos Amakos.

Seit dem Feste des ‚großen Tanzes' sind 200 der einflußreichsten Männer hingerichtet worden. Das gewöhnliche Vorgehen bei diesen Blutthaten mag Ihnen ein Beispiel aus der letzten Woche zeigen. Der König theilte seinen Unterthanen mit, die Brunnen rund um Umganin enthielten verdorbenes Wasser und seien wahrscheinlich vergiftet. Gleich darauf versammelte er die Mannschaft der umliegenden Dörfer, als gälte es einen Beutezug nach der Grenze. Alles eilt sofort nach Umganin. Da die Krieger in Reih und Glied stehen, gibt der König dem Häuptlinge der Zauberer einen Wink. Der Hexenmeister geht die Reihen hinauf und herab, riecht und sucht nach den Schuldigen, welche die Brunnen von Umganin vergifteten. Plötzlich hält er ein und bezeichnet sechs Krieger; man läßt sie vortreten, und auf einen Wink des gefürchteten Monarchen empfangen Alle auf der Stelle den Todesstreich.

Neulich kam unser Freund Umluka mit verhängtem Zügel vor unsere Wohnung gesprengt. Ein Zauberer begleitete ihn. Dieser Unglückliche hatte die Unverschämtheit, eines der Weiber Lo Bengula's zu beleidigen, das sich sofort bei dem königlichen Gatten beklagte. Um seine Absicht besser zu verbergen, schickte der Fürst ein Geschenk von zwei Ochsen nach dem Dorfe des Schuldigen. Zugleich sprach er dem Vorsteher des Dorfes den Wunsch aus, er möge am nächsten Tage mit allen seinen Leuten nach Umganin kommen, um dem Könige für das schöne Geschenk zu danken. Lo Bengula nahm den Dank huldreich entgegen, faßte aber sofort den unglücklichen Zauberer in's Auge, der nach der besonderen Gunstbezeugung, die der Fürst seinem Dorfe erwies, auch nicht die leiseste Ahnung davon hatte, daß derselbe auf Rache sinne. Da fährt ihn der König plötzlich zornig an und wirft ihm öffentlich sein Verbrechen vor. Der Angeklagte

läugnet tapfer. Aber nach der dritten Frage erkennt er, daß Alles offenbar ist und gesteht seinen Fehler. Da er auf der Stelle gestraft werden soll, sucht sein Schwager, der Häuptling der Amasis, Zeit zu gewinnen. ‚Majestät,‘ sagt er zu Lo Bengula, ‚unseren Gewohnheiten gemäß darf auf diesem Platze keine Hinrichtung stattfinden.‘ ‚Man führe ihn an den Eingang des Ochsenkraals!‘ erwiederte der König, begab sich sofort nach dem Kraale und befahl, ein großes Messer zu schärfen, um den Schuldigen zu verstümmeln. Einer der Brüder des Königs wagte, sich in's Mittel zu legen: ‚Fürst,‘ sagte er, ‚Dein Vater, der große Mosilikatsi, hat niemals eine ähnliche Strafe verhängt.‘ Andere riefen, man solle ihn lieber auf der Stelle tödten, als eine so grausame Züchtigung vornehmen. ‚Nichts da,‘ schrie der König, ‚meine Befehle werden vollstreckt!‘ Und als der Sklave, der das Messer herbeibrachte, zögert, bezeichnet der wüthende Fürst einen der Umstehenden und befiehlt ihm auf das Bestimmteste, das Urtheil zu vollziehen. Da half nichts: entweder Gehorsam oder Tod! So geht es hier zu Lande; geringe Strafen kennt man gar nicht, nur blutige Grausamkeiten und Hinrichtung.

Seit sechs Monaten sind bei den Matabelen mehr als 500 Männer eines gewaltsamen Todes gestorben; Krieg und Krankheit haben fast ebenso viele Opfer gefordert und dabei sind die Todesfälle von Frauen und Kindern noch nicht gerechnet. So hatten die Matabelen in einem halben Jahre auf eine Bevölkerung von etwa 30 000 Seelen über 1000 Sterbefälle von Männern! Die Geburten sind nicht zahlreich und die Kriegszüge werden nicht immer neuen Ersatz bieten. Wenn das so vorangeht, kann man den unfehlbaren Untergang der Matabelen voraussehen und zugleich begreifen, wie schon so manche andere afrikanische Stämme verschwanden.“

Aber wann haben sich jemals katholische Glaubensboten durch die Wildheit eines Volkes von dem Auftrage Jesu Christi abschrecken lassen? So blieben auch unsere Missionäre getrost bei den barbarischen Matabelen, und Gott belohnte ihren Muth durch die Freude, wenigstens Eine Seele als Erstlingsfrucht in den Schooß der heiligen Kirche aufnehmen zu können. Auch hier bewährte sich wieder die alte Prophezeiung, daß die Armen und Elenden die ersten sind, denen das Reich Gottes sich öffnen werde: „Den Armen wird die frohe Botschaft verkündet.“ Ein armer Aussätziger sollte das erste Kind sein, das die Missionäre von Gubuluwayo Christo zeugten. P. Croonenberghs erzählte bald nach seiner Ankunft in der Matabelenhauptstadt seine Geschichte also:

„An einem der letzten Tage stieß ich auf einen armen Aussätzigen, dessen Geschichte ich Euch mittheilen will. Jan Scheppers, ein Hottentote, wurde vor zwei Jahren plötzlich von der schrecklichen Krankheit des Aussatzes befallen. Er war ein Jäger; der Aussatz zerfraß ihm schnell die

Finger beider Hände bis zum dritten Glied. Die Eingeborenen ließen den Unglücklichen im Stich und waren so grausam, ihn der äußersten Noth preiszugeben. Sie zwangen den Kranken, sein Elephantengewehr um einen Ochsen zu verkaufen, hieben aber sofort unter seinen Augen den Ochsen in Stücke und verzehrten ihn. Seit dieser Zeit irrte der Unglückliche, von Allen zurückgestoßen, allein von Fels zu Fels in den benachbarten Bergen umher; ein Sack ist seine einzige Kleidung; von der Krankheit und vom Hunger gefoltert, nähert er sich bisweilen den Wohnungen. Aber die Thüren verschließen sich bei seiner Annäherung; er ist von Allen verstoßen. Endlich legte er sich vor unserer Umzäunung nieder. Mr. Martin, mein trefflicher Mann, hatte Mitleid mit ihm. Wir kleideten und speisten ihn, und führten ihn eine Strecke aus der Stadt heraus. Daselbst bauten wir ihm eine kleine Hütte aus Holzstücken und Gras, und unsere schwarzen Diener bringen ihm täglich zu essen.

Der arme Aussätzige ist ganz ruhig und ergeben in seiner schrecklichen Verlassenheit. Vor seiner Hütte sitzend starrt Jan Scheppers nur die Erde an und erwartet den Tod, der wohl noch lange auf sich wird warten lassen, vielleicht noch lange Jahre; denn diese Krankheit macht immer nur langsame Fortschritte. Ich besuche den armen Hottentotten sehr häufig, und mit der Gnade Gottes werde ich versuchen, ihm für die harten Leiden dieses traurigen Lebens die Tröstungen des Glaubens und die Güter des Himmels als Ersatz zu bieten."

Der Wunsch des Missionärs ging in Erfüllung. Am Feste Allerheiligen wurde der Ärmste in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen. P. Croonenberghs erzählt uns in einem Briefe vom 1. November (1880) diese trostreiche Feier:

„Heute endlich, am Feste Allerheiligen, hat mir Gott einen großen Trost bereitet! Der arme Aussätzige, von dem ich früher erzählte, wurde wiedergeboren im Wasser der heiligen Taufe. Gerade vor einem Jahre hatte ich ihn gefunden ganz verlassen und im äußersten Elende. Zuerst pflegte ich ihn in einer Hütte in der Nachbarschaft, dann zog ich ihn in die Nähe unseres Hauses und baute ihm in einer Ecke unserer Umzäunung ein kleines Häuschen und jetzt habe ich das Glück, ihn unter die Kinder der Kirche aufgenommen zu sehen. Seine Seele ist in den Augen Gottes ebenso kostbar, als die Seele des mächtigsten Monarchen der Welt. Er scheint mir sehr gut gestimmt und ist mit allen Grundwahrheiten unseres Glaubens hinlänglich vertraut; ein ganzes Jahr lang unterrichteten wir ihn im Katechismus.

Heute Morgen war er außer sich vor Freuden, als er in den neuen weißen Baumwollenkleidern, die wir ihm Abends vorher zu seiner Überraschung in die Hütte gelegt hatten, unsere Kapelle betrat. Vor der heiligen Messe spendete ich ihm die Taufe und gab ihm die Namen Johann Franz

Ludwig; während der heiligen Handlung war er sehr andächtig und dankte Gott für die unbegreifliche Gnade, welche ihm mitten in seinem Elende zu Theil wurde. Dann feierten wir die heilige Messe in den schönsten Gewändern, die wir der Großmuth belgischer Damen verdanken. Der Neophyt wohnte derselben mit großer Andacht bei. Wahrlich, dieser Tag war einer der glücklichsten Tage meines Lebens!

Ich zweifle nicht, daß diese Bekehrung ein segensreicher Anfang sei und daß sie einige Neger, die sich Gott aus der Mitte dieses heidnischen Volkes erwählt, zur Nachfolge anspornen werde. Nach der Feier fragte ich Jan Scheppers: ‚Wenn nun die Leute kommen und sich über dich lustig machen und dir sagen, du seiest ein Narr, was wirst du ihnen antworten?‘ ‚Herr,‘ sagte er, ‚wenn sie sich über mich lustig machen, so werde ich ihnen entgegnen, das gehe sie nichts an. Ich weiß, was für mich das Beste ist. Ich habe in dieser Welt nichts mehr zu hoffen. Ich muß an meine Seele denken, die ewig leben wird. Gehet also, werde ich ihnen sagen, und sorget auch für eure Seele!‘ [1]

Bereits hat der gute Aussätzige sein Apostolat begonnen. Schon seit einiger Zeit redet er mit seinen Freunden, die ihn hin und wieder besuchen und über unsere Umzäunung weg sich mit ihm unterhalten, von der Wahrheit unseres Glaubens: Buschmänner, Hottentotten, Griquas und andere Wilde, die manchmal durch die Hauptstadt der Matabelen kommen, vernehmen seine Worte. So dient er mir jetzt als Katechist und Dolmetscher bei den Negern. Vielleicht machen seine Zufriedenheit und seine Worte größern Eindruck als unsere Predigt auf die Herzen seiner Landsleute. Was mich betrifft, würde ich mich für alle meine Opfer reichlich belohnt halten, wenn ich auch nur diese einzige Seele Jesu Christo gewänne. Während ich den armen Menschen auf die Taufe vorbereitete, hatte ich Gelegenheit, eine wahrhaft edle Seele, wunderbar vorbereitet zur Annahme der christlichen Wahrheiten, in ihm zu finden, und mehr als einmal, wenn ich einen Blick in sein Herz thun konnte, brach ich in die Worte des göttlichen Heilandes aus: ‚Wahrlich sage ich euch, einen solchen Glauben habe ich nicht gefunden in Israel!‘ Ja, Gott hat überall auserwählte Seelen und er versteht es, sie auf sanfte und wunderbare Weise seiner Heerde zuzuführen.“

Es mag übrigens noch Jahre dauern, bis die Hoffnungen, welche der Missionär an diese Bekehrung knüpft, sich bei den Matabelen verwirklichen werden. Sie haben zwar eine dunkle, verschwommene Idee von einem

[1] Als ein Beispiel des Holländischen, wie es die Hottentotten sprechen, geben wir die Antwort Jan Scheppers': „Als elle my plaag, menheer, zal ik elle zegge: dar heb gelle niet met te maaken. 'K weet immers wat my maaken. 'K heb met die wereld niet meer te maak. 'K denk op my ziel, en die zal daarnar leven. Nu ga, gelle, en zorg, gelle, voor u ziel.“

höchsten Wesen, zollen aber diesem Gotte keine Verehrung, noch richten sie an ihn irgend eine Bitte; in ihrem Religionssystem spielen vorzüglich die Geister eine große Rolle. Die beiden Feste zu Ehren des Geistes Lo Bengula's, seines Vaters Mosilikatsi und seines Großvaters Matscheban, dann einige abergläubische Ceremonien mit viel Zauberei und Taschenspielerei, das ist die ganze Religion dieser armen Heiden. Zudem ist ihre Intelligenz sehr beschränkt, von einer Zeiteintheilung in Wochen und Jahre haben sie keinen Begriff; ihre ganze Industrie besteht in den für das Leben unentbehrlichsten Geschäften, und sind sie nicht im Kriege oder auf einem Raubzuge, so ist ihr Tagewerk der Müßiggang. Auch reichen ihre Erinnerungen kaum über das vorletzte Fest des großen Tanzes hinaus.

Mit Recht schreibt daher P. Croonenberghs:

„Welche Mühe wird es kosten, dieses sinnliche Volk an christliche Ideen und Sitten zu gewöhnen. Jeden Augenblick können wir mit Händen greifen, wie nothwendig für die gefallene Natur die Gnade des Erlösers ist. Doch findet sich im Herzen dieser Wilden auch etwas von dem, was Tertullian das Zeugniß der von Natur christlich angelegten Seele nennt, testimonium animae naturaliter christianae, und stände das ganze öffentliche und Familienleben nicht unter dem Einflusse der Zauberer, so hätten wir jetzt schon einige Aussicht auf Bekehrungen. Ein englischer Kaufmann, der nun seit zwölf Jahren hier wohnt, bestätigt aber, was ich von Anderen früher gehört hatte. ‚Der erste Matabele,‘ sagte er, ‚der sich aus Überzeugung bekehren und christlich leben wollte, würde Tags darauf ermordet werden.‘ Als neulich das Gerücht in die Öffentlichkeit gedrungen war, ein Schwarzer habe die Absicht, mit seiner Familie katholisch zu werden, wurde er von den Seinigen auf die schmachvollste Weise verleumdet.“

Ermuthigend ist der Umstand, daß die Missionäre mit Lo Bengula und seiner Umgebung noch immer auf dem besten Fuße stehen, wie aus dem Besuche der „Königinnen“ und der schwarzen Matabelen-Majestät erhellt, deren Beschreibung, welche wir ebenfalls P. Croonenberghs verdanken, den Abschluß dieses Kapitels bilden soll.

„Während wir eines Tages,“ so erzählt P. Croonenberghs, „zu Tische saßen, entstand in unserem Gehäge eine große Bewegung. Die Schwarzen, die Hunde, die Ochsen, die Hühner, Alles war am Schreien, Bellen, Brüllen, Gackern. Wir eilen hinaus und erblicken zu unserem großen Erstaunen inmitten des Hofes zwei schwarze Damen mit einem hellrothen breiten Schurze um die Lenden. Das waren zwei Gemahlinnen Lo Bengula's, zwei ‚Königinnen‘. Sie kommen dem Eingange unserer Hütte näher, kauern ohne Weiteres nach Landessitte nieder und sagen unter tiefer Verbeugung, die Eine: lambile, ich habe Hunger — die Andere: agdem pizinkwa, gib mir Brod. Wir bieten den beiden Hoheiten eine Tasse Kaffee an und

reichen ihnen ein Stück Brod. Sie sind voll Entzücken, indem sie von dem Brode kosten, und brechen von Zeit zu Zeit in die bedeutungsvollen Worte aus: amakowas! amakowas! ‚diese Weißen! diese Weißen!‘ Wir sagen ihnen, daß dieser kostbare Kuchen nichts anderes ist, als Mehl von Mais, Reis und Weizen, das mit ihrem Utschwala-Bier zusammengeknetet wurde. Nun gerathen sie vor Verwunderung außer sich und vor Staunen haben sie keine Worte mehr.“

Der hohe Besuch Lo Bengula's fand am 25. November 1880 statt und verlief in folgender Weise:

„Heute war in unserer Residenz vom heiligen Herzen zu Gubuluwayo eine große Freude: Lo Bengula machte uns mit seinem ganzen Hofe einen feierlichen Besuch. Noch unter dem Eindrucke dieses wichtigen und seltenen Ereignisses, will ich mich nicht eher zur Ruhe begeben, als bis ich die Geschichte des denkwürdigen Tages aufgezeichnet habe. Des Morgens machte ich selbst dem König einen Besuch, um ihm für ‚Prins‘, einen schönen Hund, den P. Law dem Matabelenfürsten schon früher geschenkt hatte, ein messingenes Halsband zu bringen. Seine Majestät stand mitten auf dem öffentlichen Platze und ergötzte sich am Anblicke der spielenden Kinder. ‚Siehst Du, hier ist die Hoffnung unserer Nation,‘ sagte er, als ich in seine Nähe kam. ‚Fürwahr, Sire, in Bezug darauf ließe sich Manches sagen. Viele dieser armen Kinder sterben jung dahin, weil Ihr hier zu Lande nicht, wie wir weißen Katholiken überall in Europa, jene großen Anstalten besitzt, wo weise und tugendhafte misses für Greise, Kranke und besonders für Kinder Sorge tragen.‘ ‚Meinst Du?‘ antwortete der König, indem er mir auf die Schulter klopfte und seine Blicke auf den Kindern ruhen ließ. Wir redeten dann von den Pferden, Kühen und besonders vom Regen; denn der Regen ist für dieses Volk, das nicht selbst Hand an den Ackerbau legt, stets eine höchst wichtige Sache. ‚Aber Sire,‘ sagte ich nach einigen Augenblicken der Ruhe, ‚wann werden Sie uns mit dem Besuche beehren, den Sie uns letzten Winter versprochen haben?‘ — ‚Si ghamba, ghamba-sambi. Jetzt gleich, komm, führe mich,‘ erwiederte er, mich bei der Hand fassend. Groß war das Staunen der Indunas, als der König ihnen das Zeichen gab, ihn zu unserer Wohnung zu begleiten. Alle brechen wiederholt in den Ruf aus: He! He! Balete, Koumalo, Matchoban! Sehet! Sehet! Es setzt sich in Bewegung der Fürst, der große König, der Sohn Matchobans! . . .‘ und begleiten ihn unter diesem Zeichen der Ehrerbietung bis zu der Thüre unserer Wohnung. Als wir um den Felsen bogen, der vor dem Eingange unserer Residenz liegt, sagte ich zum König, auf unsere Wohnung deutend: ‚Sire, sehet da das Haus des Herrn Greit.‘ ‚Nein,‘ entgegnete Lo Bengula unter wohlwollendem Lächeln, ‚es ist das eurige.‘ ‚Es ist wahr, Sire, wir haben dasselbe mit Ihrer Erlaubniß von Herrn Greit gekauft, aber wir wissen

auch, daß dieses Besitzthum mit all seinen Gebäuden, die Sie zu errichten erlaubt haben, ebenso gut dem Könige gehört, wie das ganze Land der Matabelen. Er darf darüber verfügen, wie es ihm gefällt.' ‚Es ist gut, Umfundi, es ist gut, bleibe da ganz nach deiner Bequemlichkeit und besitze dein Haus im Frieden, salami gousle.' Diese letzten Worte bezeichnen bei den Matabelen eine Lehensschenkung in so ausdrücklicher Weise, wie nur immer die Könige sie verleihen können. Durch unsere schwarzen Diener von der Ankunft des Königs in Kenntniß gesetzt, hatte Bruder Proest, der sich schon lange darauf gefreut hatte, einmal Lo Bengula zu sehen, Kaffee und Biscuit bereits zurechtgemacht. Der gute Bruder sagte in seiner Verwirrung: Hamba goesle, Pack dich, statt: Sala goestle, Sei willkommen. Aber der König begriff alsbald die Verwechslung und ließ sich majestätisch in der Mitte des Zimmers nieder, während seine Indunas ringsherum an den Wänden standen. Ich selbst holte etwas alten Brandy und Capwein, den ich für diese feierliche Gelegenheit sorgfältig verwahrt hatte, und bot dem Fürsten den Ehrentrunk an. Lo Bengula wollte ihn nicht nehmen. Darauf schenkte ich ein Glas Brandy ein, er nippte eben daran und gab es den Indunas. Da wurde es mir klar, daß der König vor seinem Volke nichts zu sich nehmen wolle, und setzte die Flaschen bei Seite.

Ich lud nun den Fürsten zu einer Besichtigung unserer Gebäude und der Kapelle ein, um dann bei der Rückkehr eine Tasse Kaffee zu trinken. ‚Yebo, Gut,' sagte er, und als er sich von seinem Sitze erhob, ertönten die He, He, Koumalo u. s. w. von Neuem. Zuerst ging's zum photographischen Atelier, das ich vor einigen Tagen eingerichtet hatte. Es befand sich daselbst auch eine camera obscura. Ich brachte den König in die rechte Stellung und sagte: ‚Sire, jetzt werden Sie sehen, daß ich ganz nach Belieben Licht und Finsterniß machen kann', drückte dann auf einen Knopf und ließ den König das herrliche Panorama der ganzen Umgegend von Gubuluwayo auf einem weißen Blatte Papier erblicken. ‚Umtakate!' schrie Lo Bengula, ‚Tausendkünstler, die ihr seid!' — Hierauf ging's zum Zimmer des P. Berghegge, gegen den Lo Bengula eine große Freundlichkeit zeigte. Zufällig fiel sein Blick auf ein Paar große Wasserstiefel, die an der Wand hingen, und Seine Majestät fühlte sich außerordentlich geschmeichelt, als P. Berghegge ihm dieselben anbot. ‚O wie schön werde ich aussehen,' sagte er, ‚in diesen prächtigen amaniatelo.' In der That, er wird köstlich aussehen, dieser erhabene Lo Bengula mit den wasserdichten Riesenstiefeln und ohne die geringste Spur von Beinkleidern!

Aber nun war es Zeit, zur Kapelle zu gehen. Ich war nicht ohne Unruhe über den Ausgang dieses Besuches, aber Gott sei Dank, Alles ging gut. Einer nach dem Andern traten wir ein. Die Kapelle ist nichts anderes als ein bescheidenes Zimmer, in dessen Mitte sich der Altar auf

einigen Stufen erhebt. Rings an den Wänden hängen die 14 Bilder des Kreuzweges. ‚Ho, was ist das?‘ sagte der König, und schritt staunend von einer Station zur andern, fortwährend uns mit Fragen bestürmend. Ein Mulatte und ich gaben ihm die Erklärung dieser erschütternden Leidensscenen. Vor dem Crucifixe blieb Lo Bengula am längsten stehen, er zählte die Nägel, die Dornen und berührte mit den Fingern die Seitenwunde des göttlichen Erlösers. — Möchte doch Gott das Herz des armen Königs rühren! Dann protestirte er gegen die gottlose Barbarei dieser weißen Männer, welche den Erlöser so grausam gemartert hatten. Ich sagte ihm, daß Gott alles das zugelassen und sein göttlicher Sohn Jesus Christus für uns, für ihn, Lo Bengula, und das Matabelenvolk habe dulden wollen, um unsere Sünden zu tilgen. Der König war tief ergriffen. Nachdem er seine erste Neugierde befriedigt hatte, erklärte ich ihm jede einzelne Station. ‚Ein böser Häuptling,‘ sagte ich ihm bei der ersten, ‚wurde von schlechten Menschen aufgestachelt und hat sich nicht gescheut, den Sohn Gottes zu verurtheilen, den Henkern auszuliefern, ihn mit Dornen krönen und dann an das Kreuz nageln zu lassen.‘ ‚Und haben das die Weißen gethan? Fürwahr, mein Volk hätte das niemals gewagt.‘ Ich mußte ihm hierauf im Einzelnen jede Station erklären: den Fall unter dem Kreuze — die Liebe Veronika's und Simons, die er belobte — die Kreuzigung. ‚Böse! Böse!‘ sagte er zu wiederholten Malen. Bei der letzten Station endlich, dem heiligen Grabe, belehrte ich ihn, wie Christus am dritten Tage durch seine eigene göttliche Macht von den Todten auferstanden sei, während 40 Tagen sich den Menschen gezeigt und endlich die Apostel oder abafundisis ausgesandt habe, auf der ganzen Welt die Religion des wahren Gottes zu verkünden und allen Menschen Gutes zu thun. Alles das hörte der König mit großem Wohlwollen. Beinahe eine volle Stunde blieben wir in der Kapelle. ‚Und nun dein Zimmer? Wo ist dein Zimmer?‘ ‚Sire,‘ sagte ich, ‚ich habe kein eigenes Zimmer, ich wohne in dem Schuppen aus Eisenblech und schlafe auf dem Boden.‘ Er lachte und sagte: ‚Laß uns sehen.‘ Wir betraten also das Magazin. Wie groß war sein Erstaunen, als er die Menge der kleinen Flacons unserer Apotheke erblickte! ‚Alles das Spezereien für mich und mein Volk?‘ — ‚Zu dienen, Alles ist bestimmt, die Kranken Ihres Volkes zu heilen.‘ — ‚Gut, recht gut.‘ Und nun zeigte ich ihm die berühmte Hexenflasche mit concentrirtem Ammoniak, an welchem vor einigen Tagen die Königinnen bei ihrem Besuche gerochen hatten. Die fürstlichen Gemahlinnen wären beinahe niedergestürzt und meinten, der leibhaftige Satan säße auf dem Boden der Bouteille. Aber der König wollte die Majestät seiner Nase nicht den Wirkungen des übelriechenden Geistes aussetzen, sondern begnügte sich, die Wissenschaft der Weißen bloß zu bewundern. Darauf hob er mit eigenen Händen den großen Vorhang, der mein Zimmer von der Apotheke

trennt, in die Höhe und ließ ihn hinter uns herabfallen. Das ganze Gefolge Lo Bengula's war draußen geblieben und der König sagte: ‚Wo ist nun der Kaffee und das Brod?‘ Alsbald trug Bruder Proest das Frühstück nebst dem Wein auf und Lo Bengula begab sich an's Essen und Trinken mit wahrem Kaffernappetit: noch ein zweites Mal mußte man ihm Brod, Kaffee und Zucker vorsetzen. In Gegenwart seines Volkes will er sich bei Fremden nicht bis zum Essen erniedrigen, da ist es ihm darum zu thun, das Wort zu führen und zu befehlen; aber im Geheimen entschädigt er sich gerne für seine Enthaltsamkeit. Während des Frühstücks führten wir das Gespräch über einen Gegenstand, der für die Zukunft der Mission von großer Wichtigkeit sein dürfte. Ich kam nämlich in der Unterhaltung wiederum auf das zurück, was ich auf dem öffentlichen Platze bei unserem ersten Zusammentreffen angedeutet hatte, auf einen Plan, den P. Depelchin schon seit langer Zeit gefaßt, aber bis jetzt noch nicht reif glaubte. Ich wollte dessen Ausführung wenigstens in etwa anbahnen und sagte: ‚Fürst, wir möchten hier, nicht weit von unserer Residenz und Ihrem Palaste, ein großes Gebäude errichten, wie im Lande der Weißen ...‘ ‚Yebo, Gut?‘ antwortete der König in einem Tone der Frage. ‚Und in dieses Haus möchten wir misses einführen, gottesfürchtige Damen, welche die Kranken, Greise und Kinder unentgeltlich pflegten.‘ ‚Sind diese misses eure Frauen?‘ fragte Lo Bengula. ‚Nein, Sire, diese misses haben weder Gatten noch Kinder, wie wir selbst weder Frau noch Kinder haben. Sie werden gleich uns nur für das Wohl Ihres Volkes arbeiten aus Liebe zum höchsten König des Himmels. Deßhalb allein haben wir Heimath, Haus und Gut, Eltern, Bruder, Schwester und Freunde verlassen, um hier bei Ihrem Volke zu leben und zu sterben.‘ ‚Wie schön ist das! Und was werden jene Frauen hier thun?‘ ‚Sie werden die Kranken, Kinder, Frauen, Greise, Verwundete, kurz alle jene Unglücklichen aufnehmen, die jetzt in ihren erbärmlichen Hütten im Elende umkommen, und sie dann verpflegen. Fürwahr, ich möchte dieses Haus für Ihr Volk bauen, zwar nicht jetzt gleich, denn es fehlt uns das nothwendige Geld. Wir mußten zu große Auslagen machen, um nur hierherzukommen; aber später werde ich um die Erlaubniß bitten, dieses Gebäude errichten zu dürfen.‘ ‚Recht gut,‘ sagte der König nach einigem Nachdenken, ‚wir werden sehen.‘ Eine ausdrückliche Bitte durfte ich in diesem Augenblicke nicht wagen, zunächst weil die Angelegenheit einer genaueren Prüfung bedarf, und dann, weil es gegen die Etikette dieses Landes ist, an den König eine Bitte zu stellen, wenn er Jemanden mit seinem Besuche beehrt. Welch ein Glück, wenn es uns vergönnt wäre, hier ein Waisenhaus, eine Schule und ein Spital einzurichten! Welche Predigt würde wirksamer sein, als die der Liebe und Opferwilligkeit von Ordensfrauen! Möchte Gott die Stunde ihrer Ankunft beschleunigen!

Zuletzt führte ich den König in unseren Garten, wo Kartoffeln, Bohnen, Erdbeeren u. s. w. üppig emporsproßten. Der König zog sich hierauf zurück und nahm den Weg zu seinem Palaste, wie früher von den Indunas begleitet, die ihre Freudenrufe wieder anstimmten. Beim Abschiede bezeigte er seine volle Befriedigung über die angenehmen Stunden, die er bei uns zugebracht hatte. Wir wollen hoffen, daß dieser kurze königliche Besuch das Wohl unserer Mission befördere und den Augenblick beschleunige, wo wir an der Bekehrung dieses armen Volkes in allem Ernste arbeiten können."

---

16. Die Trennung in Tati.

(Pfingsten 1880.)

Mit den Ereignissen, die wir am Schlusse des letzten Kapitels erzählten, sind wir dem historischen Gange unserer Missionsgeschichte vorausgeeilt. Wir müssen nun nach Kimberley zurückkehren, wo P. Terörde auf die Ankunft der neuen Mitbrüder wartet. Endlich kamen sie: P. de Wit mit Br. Vervenne aus Graaf Reynet im apostolischen Vikariat Ostcap, wo er bereits als Missionär gewirkt hatte, und die übrigen aus der Capstadt, P. Wehl, ein Österreicher, P. Weißkopf, aus dem Rheinlande gebürtig, aber wie P. Berghegge und die Brüder Proest und Simonis der holländischen Ordensprovinz angehörend. Da die letzteren nicht den Weg über Port Elisabeth und Grahamstown nahmen, den die Missionäre im Jahre vorher eingeschlagen hatten, wollen wir P. Wehl die Reise von der Capstadt nach Kimberley kurz erzählen lassen.

„Es nahte der Tag unserer Abreise aus der Capstadt. Freitag den 5. März Mittags 1 Uhr verließen wir dieselbe. An der Station hatte sich eine ziemliche Menge Menschen eingefunden, unter deren Glückwünschen wir unsere Weiterreise antraten. — Die Eisenbahn ist hier noch in primitiven Zuständen. Als ich einen Gepäckschein verlangte, gab man mir die Versicherung, das Gepäck werde schon ankommen.

Nach einer Fahrt von 29 Stunden erreichten wir Beaufort-West bei fürchterlichem Regen. Beaufort mit seiner Umgebung war ein großes Kothmeer. Glücklicher Weise befand sich auf der Station der dortige Missionspriester, der, von unserer Ankunft benachrichtigt, uns erwartete. Er war uns in Besorgung der Geschäfte für die Weiterreise behilflich, nahm uns mit sich zum Diner, und nächsten Morgen hatten wir bei ihm Gelegenheit, die heilige Messe celebriren zu können. — Unsere Reise machten wir nun in einem Passagier-Wagen, bespannt mit 10—12 Eseln. Diese Thiere werden getrieben, so viel es eben die zwei Treiber zu thun im Stande sind. Wie viele den Strapazen erliegen, zeigen die zahlreichen Skelette am Rande der Straße. Werden die Thiere schon vor der Station müde, so wird auf freiem Felde das Lager aufgeschlagen; ist der Weg gar zu schlecht, so haben die Passagiere das Vergnügen, ein wenig Bewegung zu

machen. Die Nacht bringt man gewöhnlich im Wagen zu, wenn man es nicht vorzieht, neben dem Wagen zu schlafen. Und für diese Reise von Beaufort nach Kimberley zahlt die Person 150 Mark (bei regelmäßiger Fahrt sechs Reisetage). — Nach dreitägiger Fahrt gelangten wir zu einem unübersteiglichen Hindernisse. In Folge des starken Regens waren die Flüsse stark angeschwollen; wir standen vor einem, den unsere Esel nicht passiren konnten. Es blieb nichts übrig, als diesseits des Flusses Halt zu machen und das Gasthaus jenseits des Flusses aus der Ferne zu betrachten. — Nächsten Tag war der Fluß noch größer; die Passagiere begannen zu hungern; nach langem Suchen entdeckten sie eine Farm, und der Farmer war so freundlich, unsern Hunger zu stillen — natürlich für gut Geld. Den dritten Morgen wurde ein Probe-Übergang mit den Eseln allein gemacht, darauf mit den Wagen forcirt — die Passagiere mußten des Flusses Tiefe in höchst eigener Person messen.

16. März erreichten wir Kimberley, die Perle von West-Griqualand, die Diamantenstadt. Wir hatten gehofft, hier einige Tage ausruhen zu können. Allein P. Terörde, der hier in Missionsgeschäften sich befand, hatte schon längere Zeit auf uns gewartet, P. J. de Wit war mit zwei Laienbrüdern mit den Ochsenwagen bereits voraus; wir mußten eilen. Nächsten Tag fuhren wir in einem vierspännigen Wagen, den ein guter Freund zur Verfügung gestellt, zu unseren Ochsenwagen. Wir hatten deren drei mit 42 Ochsen: einen Lastwagen mit 18 Ochsen, einen Last- und Personenwagen mit 16 Ochsen und einen kleinen für Personen und Küche mit 8 Ochsen. Das Personal bestand aus fünf Priestern, vier Laienbrüdern, einem Führer nebst sieben Ochsentreibern. So ein Ochsenwagen ist für eine Reise in diesem Lande ein nothwendiges Bedürfniß. Er ist für den Reisenden nicht nur Wohnungs- und Arbeitszimmer bei Tage und Schlafgemach bei Nacht, sondern auch Vorrathskammer für Küche und Tisch. Unsere Weiterreise begann am Feste des hl. Joseph. Wir erreichten den 27. März Bloemhof, 8. April Seerust, den 13. Tseni-Tseni, wo der Exkönig der Bamangwatos uns am Wege erwartete, den 26. Schoschong. P. de Wit und P. Terörde machten dem Könige eine Visite, die Übrigen setzten ohne Verzug die Reise fort. Den 27. verschaffte P. Depelchin, Superior der Mission, uns eine angenehme Überraschung. Er war mit Br. Nigg bis zum Makalapsi-Fluß uns entgegengekommen."

„Welch ein freudiges Wiedersehen!" schrieb Br. Nigg. „Mit Jubel reisten wir (P. Superior und ich) den Ankommenden entgegen und zogen bis an den Makalapsi-Fluß, etwa 10 Stunden von Bamangwato. Am Samstag erreichten wir seine Ufer; am Dienstag Mittag kamen unsere theuern Mitbrüder an. P. Superior und ich waren gerade daran, etwas Reis und zwei Rebhühner zu essen, die ich am Morgen geschossen hatte;

da hörte ich auf einmal die Peitschen knallen, sogleich ließen wir unser Mittagsmahl stehen und liefen den Kommenden entgegen."

Nun zogen die Missionäre zusammen bis Tati, das sie nach überaus glücklicher und im Vergleiche zur vorigjährigen Fahrt kurzer Zeit erreichten. So hatten sie z. B. die Strecke Kimberley-Schoschong dieses Mal in 37 Tagen abgemacht, während dieselbe im Jahre zuvor 69 Tage in Anspruch genommen hatte. Aus Schoschong hatte P. Terörde geschrieben: „In 12 Tagen glaube ich in Tati zu sein und zum erstenmale auf dem Grabe des guten, unvergeßlichen P. Fuchs zu beten." Wir können uns leicht denken, mit welchen opferfreudigen Gefühlen nicht nur P. Terörde, sondern alle seine Mitbrüder an diesem Grabhügel niederknieten und Gott um Kraft anflehten, auch ihrerseits nach dem Beispiele des Hingeschiedenen das Leben des Missionärs treu zu leben bis an's Ende. Binnen Jahresfrist sollten die Patres Terörde, Law und Wehl auch unter dem Boden Afrika's ruhen. Die Möglichkeit dieses letzten Opfers stand ganz gewiß klar vor Aller Seelen, als sie am Grabe des seligen P. Fuchs beteten, und freudigen Muthes erklärten sich Alle bereit und weihten auf's Neue den letzten Athemzug dem Heile der Völker, denen sie das Licht des Glaubens bringen wollten.

Am 6. Mai, am Feste Christi Himmelfahrt, hatten die Missionäre Tati erreicht. Hier sollten sie für die verschiedenen Theile des ungeheuern Missionsgebietes vertheilt werden, oder, wie P. Wehl sich ausdrückt, hier sollte die „Divisio Apostolorum", die „Trennung der Glaubensboten", stattfinden.

Schon seit längerer Zeit war es beschlossen, in das Gebiet der Maschonas, östlich vom Lande der Matabelen, an der Grenze des portugiesischen Besitzes von Sofala (20° s. Br.) eine Abtheilung Missionäre zu senden. Der erste Gedanke dieser Mission knüpfte sich an die Heirath Lo Bengula's mit einer Tochter Umsila's, des Häuptlings der Abagasen-Kaffern. Wie man sich erinnern wird, waren die Patres Depelchin und Law bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Gubuluwayo gegenwärtig. Die Prinzessin Calindscha war damals mit einem Gefolge von tausend Mann unter dem Befehle eines Indunas nach der Hauptstadt ihres königlichen Gemahls gekommen. Diese Abagasenkaffern lauschten mit so großem Interesse den Worten P. Law's, der sich ihnen zur Noth verständlich machen konnte, und zeigten sich dem weißen Lehrer so wohlgesinnt, daß derselbe schon damals von Herzen gerne mit der stattlichen Gesandtschaft nach dem Kraale Umsila's gezogen wäre. Allein die geringe Anzahl der Missionäre machte eine Zersplitterung der Kräfte damals nicht rathsam, und man mußte das Unternehmen auf spätere Tage verschieben. Jetzt, da die neuen Missionäre angekommen waren, sollte die Fahrt nach dem östlichsten Theile des Missionsgebietes unternommen werden. P. Law, der mit der Sprache

der Kaffern schon ziemlich vertraut war, und P. Wehl wurden für diese schwierige Sendung bestimmt; die beiden Brüder Hedley und de Sadeleer sollten sie begleiten. Am 11. Mai schieden sie aus Tati; es sollte ein Abschied auf Nimmerwiedersehen sein für diese Welt. Zugleich mit ihnen ging P. de Wit und Br. Proest nach Gubuluwayo, um daselbst mit den bereits dort Anwesenden, dem P. Croonenberghs und Br. Paravicini, diesen wichtigsten aller Missionsposten besetzt zu halten. P. Blanca, P. Berghegge und Br. de Vylder sollten in Tati bleiben. Alle Übrigen, nämlich die PP. Depelchin, Terörde und Weißkopf mit den Brüdern Nigg, Vervenne und Simonis, rüsteten sich zur Fahrt nach dem Sambesi.

So hatte die Sambesi-Mission beim Pfingstfeste 1880 folgenden Bestand:

1. Gubuluwayo, Residenz des heiligsten Herzens:
   P. de Witt, P. Croonenberghs, Br. Paravicini, Br. Proest.
2. Tati, provisorische Residenz auf den Goldfeldern:
   P. Blanca, P. Berghegge, Br. de Vylder.
3. Expedition nach dem Sambesi:
   P. Depelchin, P. Terörde, P. Weißkopf, Br. Nigg, Br. Vervenne, Br. Simonis.
4. Expedition nach Umsila's Land:
   P. Law, P. Wehl, Br. Hedley, Br. de Sadeleer.

Vor der Abreise der Sambesi-Expedition sollte noch ein schönes Fest den Muth der Missionäre neu beleben. Br. Nigg durfte seine letzten Gelübde ablegen; in einem Briefe an P. Provinzial vom 12. Mai spricht er in kindlicher Weise seinen Dank für diese Erlaubniß und seinen Trost aus. P. Terörde bereitete ihn durch dreitägige geistliche Übungen auf dieses Brandopfer seiner selbst vor, das er am Pfingstfeste Gott darbrachte. P. Terörde beschreibt die erhebende Feier an der Spitze der Tagebuchblätter, die er bei dieser Gelegenheit wieder aufnahm, um sie erst wenige Tage vor seinem Tode abzubrechen:

„16. Mai 1880. Heute am hohen Pfingstfeste nehme ich in Tati meine Notizen wieder auf. In dem neuen Hause, das wir für 60 Mark erstanden hatten, richteten wir einen Raum zur Kapelle ein. Wir schmückten den Altar so prächtig, als die Umstände es erlaubten. Als Altarbild diente die sinnige Herz-Jesu-Fahne, welche mir durch die gütige Vermittelung des hochw. Herrn Baron von Overkamp aus München besorgt war; den lehmigen Boden bedeckten schmucke Bläßbockfelle; vor den Altarstufen lag auf einem armseligen Schemel ein blendend weißes Schaffell; darauf kniete Br. Nigg, in Andacht und heiliger Erwartung versunken. Der hochw. P. Superior feierte unter Assistenz von P. Blanca das heilige Opfer; ihn umstand die kleine Schaar der Brüder. Wir thaten unser Bestes, um durch unsere Lieder die Feier der Handlung zu erhöhen;

allein in unserer Bemühung waren wir höchst unglücklich. Als Zeugen waren zugegen unsere Führer, Treiber und Leiter; von all diesen ist nur ein einziger katholisch getauft; das ist aber auch Alles, was er vom Christenthum besitzt. — Nach der Communion des Priesters legte Bruder Nigg seine letzten Gelübde ab; sicher die ersten wieder seit der Vertreibung unserer Väter aus Afrika. Der deutschen Provinz gebührt die Ehre, die so lange unterbrochene Kette dieser heroischen Opfer in Afrika wieder aufgenommen und verbunden zu haben. Am Schlusse war feierlicher Segen; ich fühlte mich lebhaft in den Augenblick versetzt, wo der liebe Heiland zum letzten Male seine Jünger segnete und dieselben in die weite Welt hinaussandte — ist es ja der Vorabend unserer Abreise zum Sambesi. Der Tag war ein Freudentag, ein Familienfest!"

17. Von Tati nach Panda-ma-Tenka [1].

(Vom 17. Mai bis 25. Juni 1880.)

Tagebuchblätter des seligen P. Terörde.

17. Mai. Alles ist vollauf beschäftigt. Um 3 Uhr soll die Sambesi-Expedition Tati verlassen. Die zwei Wagen stehen bereit; für jeden werden 16 Ochsen ausgewählt, sechs andere als Sparochsen mitgetrieben; ihnen werden sechs Ziegenböcke für den Weg beigesellt [2]. Um 2 Uhr versammelte der hochw. P. Superior alle Patres und Brüder, betete das priesterliche Reisegebet und hielt eine kurze Ansprache, einen Erguß seines großen, apostolischen Herzens. Gar manches Auge wurde naß bei der letzten brüderlichen Umarmung; es hieß: wahrscheinlich auf immer, bis wir uns im Himmel wieder umarmen. An der Spitze unserer Karawane steht der hochw. P. Depelchin, Superior der Mission; P. Terörde ist wieder Minister und hat für Menschen und Vieh zu sorgen. P. Weißkopf ist geistlicher Vater und gibt den Brüdern die Betrachtungspunkte. Bruder Nigg besorgt mit Br. Vervenne die Küche, Br. Simonis, ein tüchtiger Schreiner, ist zur Verfügung des P. Minister. Mr. Walsh leitet die Expedition; er hat zwei Treiber, einen weißen, der in Deutschland geboren und katholisch getauft ist [3]. Der andere ist ein Korana (die Korana ge-

---

[1] Vgl. die Kartenskizze II.

[2] Das gegenüberstehende Bild, welches Mohr's „Nach den Victoriafällen des Sambesi" entnommen ist, mag die Weiterfahrt der beiden Missionswagen veranschaulichen, nur hat man sich die Reitpferde, die zahmen Strauße, die Warzenschweine wegzudenken, welche der deutsche Reisende mit sich führte.

[3] P. Depelchin erzählt die Geschichte dieses jungen Menschen also: „Seine Mutter war eine Deutsche, sein Vater Franzose. Acht Jahre alt verließ er mit seinen Eltern seine Geburtsstadt Douai und kam in die Capcolonie, wo seine Erziehung vollständig vernachlässigt wurde. Der arme Mensch kann nicht lesen; doch kann er das Vater unser und Ave Maria, die er von seiner Mutter lernte. Wir können also nicht zweifeln, daß er katholisch ist. Ich übergab ihn P. Weißkopf zum Unterrichte; hoffentlich können wir ihn in Panda=ma=Tenka zur ersten heiligen Communion zulassen."



Auf dem Marsche.

hören zum Volke der Betschuanen), der schon einmal diese Reise gemacht und trotz aller Einschüchterungen in Tati treu blieb; überdieß noch zwei Batongas und ein Makalaka, die in ihre Heimath zurückkehren. Um $2^1/_2$ Uhr schlugen wir unsern Weg nach Westen ein, mitten durch hohes Gras, wo nur ein geübtes Auge eine Wagenspur entdecken konnte. Seit zwölf Monaten sind unsere Wagen die dritten, die diesen Weg befahren. Lauter hohes Gras mit Buschfeld, immer mit der Richtung des Tati, der sich aber noch weit zu unserer Linken fortwindet. Um 4 Uhr wurde Halt gemacht. Glücklicher Weise hatte kurz vorher P. Berghegge hoch zu Roß die beglückende Kaffeekanne nachgebracht, die in Tati zurückgeblieben war; ohne diese wäre Bruder Nigg sicher in große Verlegenheit gerathen. Beim Thee konnte ich die Patres mit köstlicher Butter überraschen. Eine deutsche Schwester aus Grahamstown hatte dem Br. Nigg diese schöne Büchse mit 7 Pfund Butter aus Kopenhagen geschickt. Auf dem Deckel stehen die Worte: „Viele, viele Grüße an Alle; möge hier das Wunder des Propheten sich wiederholen, daß der Inhalt niemals abnehme.“ Behutsam öffnete sie Br. Nigg und suchte uns zu überzeugen, diese gute Gabe würde nie ausgehen; sein Vertrauen war aber nicht ganz stark, wie der Umstand beweist, daß er mich gleich ersuchte, an den vortrefflichen N. N. in Kopenhagen um einige dieser köstlichen Büchsen zu schreiben. Von 5 Uhr 40 Min. bis 8 Uhr fuhren wir weiter. Das Gras erhebt sich zu der unglaublichen Höhe von beinahe 2 Meter. Es ist erstaunlich, wie der Führer in diesem Grase die seltenen Spuren auffinden kann. Kurz vor 8 Uhr passirten wir einen kleinen Fluß. In den letzten zwei Stunden wendeten wir uns nordwestlich.“

Wir werden die Aufzeichnungen P. Terörde's ab und zu durch die Reiseberichte P. Depelchins und P. Weißkopfs vervollständigen. P. Weißkopf schließt den ersten Reisetag mit der Beschreibung des Zeltes und der Feldkapelle:

„Gegen 9 Uhr machten wir Halt. In drei Minuten war das Zelt aufgeschlagen, welches in einem Augenblick von Br. Vervenne in eine Feldkapelle umgeschaffen ist. Sieben dünne Eisenstangen, die nach Art der kleinen Schiffsstühle sehr bequem aus- und ineinander gefügt werden, dienen als Fußgestell zu einem eigens dazu angefertigten Brette mit Altarstein, worüber ein Tischtuch ausgebreitet wird. Ein Christusbild, zwei Laternen mit Stearinkerzen, deren Gebrauch den Missionären in Ermanglung von Wachskerzen erlaubt ist, die Kanontafeln vervollständigen die Vorbereitung — und Br. Vervenne schickt sich an, den hochw. P. Superior für die heilige Messe anzukleiden. Dem Missionäre ist es ein großer Trost, in dieser wüsten Wildniß das heilige Meßopfer darbringen, sich mit seinem göttlichen Heiland unterhalten, auf so innige Weise mit ihm sprechen zu können und ihn für die armen Heiden um die Gnade der Bekehrung an-

zuflehen. Ja, in diesen Augenblicken vergißt er auch seine Freunde in Europa nicht: die Mitglieder der Gesellschaft, die Wohlthäter der Mission, welche es ihm ermöglichten, in einem fernen Welttheile den Armen das Evangelium zu verkünden."

„18. Mai. Um 6 Uhr fuhren wir weiter. Empfindliche Kälte, hohes Gras, Kiesgrund, Mapani-Buschfeld, fünf Kudus in Sicht. Nach zwei Stunden passirten wir den trockenen, kleinen Tatifluß; um 9 Uhr Halt; heilige Messe, Frühstück; von 11—1½ weiter; zur Rechten zahlreiche Granithügel; stets nach Norden; um 1½ fuhren wir durch einen Nebenfluß des Tati, der von den Eingebornen Itse genannt wird. Bei diesem herrlichen Wasser spannten wir aus, schlachteten einen Bock und hielten ein köstliches Mittagsmahl. Der Platz wird Veloen's-Kamp genannt von einem Manne, der sich hier zur Jagd auf Büffel, Giraffen, Strauße &c. lange aufgehalten hatte. Ich möchte den Platz lieber „Holzlausplatz" nennen; von diesen Insekten wurden wir förmlich überfallen. Sie sind ungefähr so groß wie eine Wanze, haben acht Beine, röthlich, weißgeringelt. Ich fand den reinsten Quarz, mehrere leichte Goldäderchen. Um 5 Uhr 40 Min. weiter; zur Rechten der Fluß; nach einer Stunde passirten wir ihn wieder. Er hat hier kein Wasser; nach einer Viertelstunde ging es durch einen Nebenfluß des Itse. Um 8 Uhr Halt; in der Nacht Löwen, starker Reif."

„An diesem Platze," erzählt P. Depelchin, „wurde einem unserer Jäger von Tati, einem H. Engelbert, von einem Löwen der Schenkel zerfleischt. Das Raubthier stürzte sich auf den berittenen Jäger, und nur dem Meisterschusse eines Kaffern verdankte er sein Leben."

„19. Mai. Um 4 Uhr heilige Messe; 6 Uhr 20 Min. weiter; um 7 Uhr zum dritten Male durch das Wasser des Itse, überdieß in einer Stunde durch sieben Nebenflüßchen — Kies, Quarz. Um 9 Uhr Ausspann; um 11 Uhr traten wir in den ersten eigentlichen Wald, einen schönen Mapani-Forst [1], ähnlich einem westphälischen Eichenhaine. Trotz des vor-

[1] Von dem Mapani oder Mopanebaume, den P. Terörde hier und in der Folge noch öfter erwähnt, schreibt Grisebach (Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung II. Band S. 167): „Eigenthümlicher (als die übrigen Baumformen der Kalahari-Wüste) ist der Mopane-Baum, eine Bauhinia, deren dunkelgrünes Zwillingsblatt die Ränder nach aufwärts gegen die Sonne wendet, wodurch sie an die schattenlosen Wälder Australiens erinnert. Diese so einfache und im Wachsthume so leicht zu bewirkende Wendung der gegen die Hitze empfindlichsten Organe ist augenscheinlich das ausreichende Mittel, die Sonnengluth von dem Baume abzuhalten und dadurch die Verdunstung zu mäßigen, indem den versengenden Strahlen eine möglichst kleine Oberfläche dargeboten wird. Und gerade ein solcher Wald, so licht und heiß er sein mochte, wurde von Anderson als ein unverhoffter Ort der Erfrischung unter den Mühsalen des Weges mit Entzücken begrüßt, weil er hier zum ersten Male in diesem traurigen Lande schön belaubte Baumkronen und schlanke Stämme ohne

gerückten Winters stehen diese Bäume noch in ihrem schönsten Laubschmucke. Ihr Holz ist das härteste und schwerste, das sich hier findet. Holz und Blätter sind reich an Öl; Zweige, grün in's Feuer geworfen, züngeln gleich in hohen Flammen auf und sprühen einen prächtigen Funkenregen um sich. Ihre Asche ist schneeweiß und soll waschen wie die beste Seife. Um $1^3/_4$ Uhr passirten wir ein Nebenflüßchen des Tati; letzterer kommt hier in einem Ellbogen an den Weg, — Wasser, Fische. Auf dem ganzen Wege finden sich zahllose Spuren von Giraffen, von Kudus (einer größern Antilopenart) und kleinem Wild. Wir bleiben heute hier. Vor dem Nebenflusse zur Linken ein Granithügel."

Die beiden Worte: „Wasser, Fische", schrieb P. Terörde offenbar nieder, um uns ein kleines Abenteuer zu erzählen. Er hatte später nicht die Zeit dazu; glücklicherweise finden wir aber dasselbe in dem Reiseberichte P. Weißkopfs:

„Br. Vervenne ist voll Muth und schreitet etwas rascher voran, vertrauend, nun bald ein Stück Wild zu Gesichte zu bekommen. Das Vertrauen verwandelt sich ihm in Gewißheit, da eine Spur von einer Giraffe ihm sagt, daß in hiesiger Gegend viel Großwild sein müsse. Doch leider! weder hier, noch in der weiten mit Bäumen umkränzten Grasfläche, welche wir eine Stunde später durchzogen, ist auch nur etwas, das dem Wilde ähnlich sieht, zu entdecken. Am Ende dieser Fläche lassen wir eine Anhöhe mit einigen Hügeln hinter derselben links liegen und zogen durch niedrige Mimosen in einer Entfernung von fünf Minuten vom großen Tati, wo wir ausspannten. Sogleich ging ich mit P. Superior aus, um Wasser zu suchen. Auf die Gefahr hin, einen Löwen aus seinem Schlafe zu wecken, bahnten wir uns einen Weg durch das hohe Schilf und fanden glücklich zwischen dem sandigen Bett des Flusses eine ziemlich große Grube mit krystallhellem Wasser, worin es von Fischen wimmelte; unter anderen schwamm ziemlich nah auf dem Grunde eine große Menge Barben. Unser Entschluß war bald gefaßt. Ich lief schnell zum Wagen, um etwas Fleisch und überdieß drei sehr gute Angeln zu holen. O welch ein Fund am Vorabende der Quatembertage! Es war doch sicher, von einem so herrlichen Stückchen Fleisch konnten die Fische nicht wegbleiben und plumps! hängt das reizende Fleischkügelchen vor der Nase einer kolossalen Barbe. Heda! sie will nicht anbeißen ... wie ein Großvater in der Mitte von hundert kleinen Kindern scheint sie dem jungen Völkchen die Freude dieser prächtigen Mahlzeit lassen zu wollen. Der Haken war natürlich nicht für die Kleinen berechnet und viel zu groß für ihr Greifvermögen. Wir

---

Dornen erblickte." — Die Morulibäume, von denen P. Terörde etwas später spricht, sind vielleicht eine Phyllanthusart, etwa Verwandte der Myrobolanenbäume (?), deren Früchte mit Eierpflaumen Ähnlichkeit haben. Jedenfalls nennt sie unser Missionär nur dieser äußerlichen Ähnlichkeit wegen „wilde Pflaumenbäume".

mußten es also ansehen, wie die Nichtsnutze so lange mit dem Bröckchen spielten, so lange daran zogen, bis es losging und sie alsdann darum streitend damit herumschwammen. Hieran war nichts zu ändern. Bruder Vervenne kam schon mit einem Körbchen herbeigelaufen, die köstliche Beute darin aufzubewahren; doch die großen Barben waren ganz ruhig im Wasser und die kleinen lachten uns aus. Zum Glück kommt unerwartet der Junge Jakhals heran, um seine Ochsen zu tränken. Jakhals muß es einmal versuchen. Er begibt sich zum Wasser und ohne zu zaudern, durchbohrt er mit seiner Assegai die erste und größte Barbe, die sich vor ihm befindet. Nach dieser folgte eine zweite, eine dritte u. s. w. Das Körbchen war nicht umsonst gebracht worden, wir hatten für die Quatembertage ausgezeichneten Fisch, wohl gegen 20 Pfund."

„20. Mai. Am Morgen harpunirten wir mit unserer Assegai noch fünf prächtige Barben," fährt P. Terörde in seinem Tagebuche fort. „Um $1^1/_4$ Uhr zogen wir weiter, fuhren um $2^3/_4$ durch den großen Tati, der hier noch breiter ist, als bei der Tati-Niederlassung. Ein schwacher, kaum sichtbarer Wasserfaden schlängelt sich durch den tiefen Sand, während sich unter der Sandfläche der Fluß fortwälzt. Tief in diesen feuchten Sand verkriechen sich die Barben, sobald die Sonne die Tümpel ausgetrunken hat. Man hat sie schon 2—3 Meter tief noch ganz frisch und wohl ausgegraben. Hier im Flußbette wurde ich überrascht, so zahlreiche Löwentatzen in den Sand abgedrückt zu finden. Ich beginne allmählich etwas Respect zu bekommen. Nach einer halben Stunde spannten wir aus, den Fluß zur Rechten. Es ist unglaublich, wie wenig Wild wir zu Gesicht bekommen. Um $4^1/_2$ Uhr fuhren wir weiter; nach anderthalb Stunden erreichten wir den Weg, der rechts vom Ramaqueban (Tati-Straße nach Gubuluwayo) herunterkommt; gerade wo man aus dem niedrigen Gebüsch in die Mapani-Bäume auf der Anhöhe tritt. Der Weg, den wir machten, soll eine Tagreise kürzer und verhältnißmäßig besser sein. Nach $1^3/_4$ Stunden spannten wir aus; der Weg ist schön, die ganze Gegend parkähnlich." „Wir finden einen immer größern Wechsel im Pflanzenreich," sagt P. Depelchin. „Die Euphorbien und Aloen entfalten an den Abhängen der Hügel ihre stolzen Kronen; zwischen den Felsspalten stehen Cactus, wuchert wilder Wein und eine Art Baumwollstaude."

„21. Mai. Um $6^1/_2$ Uhr weiter; wegen der Bäume und besonders der Mapani-Stämme, die schlimmer als Steine sind, können wir nicht im Dunkeln fahren. Anfänglich der Weg und die Gegend wie letzte Nacht, nachher rechts und links romantische Granitkuppen, welche bis zu 100 Meter emporsteigen; zerklüftet wie sie sind, bieten sie die herrlichsten Scenerien. Aus ihren Spalten erheben sich die weißlichen Mountaschen oder Neverdey, die kolossalen Wolfmilchsbäume, die ich mit nichts Anderem besser vergleichen kann, als mit einem immensen, umgekehrten Regenschirm.

Wir treten in den sogenannten ‚Port‘, ein von ungeheuern Felsblöcken gebildetes Thor, zu dessen beiden Seiten sich Granitkuppen von beträchtlicher Höhe erheben; ein prachtvolles Thal; die erste Quelle, reichliches Wasser. Die Gegend ist wirklich großartig; reich an den verschiedensten Bäumen, Strauch- und Grasarten; wilder Wein, wilde Feigen und Orangen, zahllose Euphorbien, ebenso viele mächtige Kronleuchter, umstanden von kleineren, die durch ihr frisches Grün das Auge bezaubern. In 1½ Stunden durchzogen wir das Thal, während vor drei Jahren ein gewisser Herr Curten einen vollen Monat brauchte, um sich durch diese sumpfige Niederung durchzuarbeiten. Wir hätten bis jetzt keine bessere Zeit wählen können; auf diesem unbefahrenen, oft unwahrnehmbaren Weg haben wir uns auch noch keine Viertelstunde verirrt. Gottes Engel beschützen und behüten uns. Wir hatten stets Wasser nach Wunsch und über den Weg konnten wir uns nicht beklagen. Um 9 Uhr spannten wir beim Schascha aus. Reichliches Wasser. Von 2—5 Uhr rauher, steiniger Weg, links und rechts prachtvolle Felsgruppen. Um 5 Uhr durchzogen wir zum letzten Male den Tatifluß und blieben über Nacht an seinen wasserreichen Ufern. Der Tatifluß entspringt nahe der Südgrenze des Makalaka-Gebietes, wo auch der Schascha seinen Ursprung hat. Lange Zeit fließt er zunächst dem Ramaqueban in südöstlicher Richtung, bis er nicht weit unterhalb Tati die zweite Quellader des Schascha wird.

22. Mai. Von 6—8½ Uhr zum Schascha. Wir passiren ihn auch zum letzten Male. Am Ufer wieder Hügel, sonst ebene Grasfläche. Wild zeigt sich gar nicht; ebenso wenig Menschen; jetzt sind wir bereits 30 Stunden weit gefahren und haben seit Tati noch keinen Menschen gesehen. Was mag doch der Grund sein, daß wenigstens die Ufer dieser Flüsse und jenes schöne, fruchtbare Thal nicht bewohnt sind? Ungefähr 100 Schritte diesseits des Flusses auf einem Granitfelsen finden sich die Ruinen einer alten Festung. Es sind die Reste eines gewaltigen Steinbauwerkes, wie die jetzigen Einwohner dieser Gegenden es nimmermehr aufzuführen vermöchten. Die Ruinen nehmen den Scheitel eines 70—80 Meter hohen Felsenkopfes ein. Auf den Felsen sind Mauern aus behauenen Granitsteinen ohne Mörtel aufgeführt; an manchen Stellen sind sie mehr denn 60 Centimeter dick. Die Bauart und besonders der Eingang verrathen großes Geschick. Der Zweck des Ganzen scheint der einer uneinnehmbaren Festung gewesen zu sein. Im Innern der Ruine ist Alles zerfallen und zertrümmert, von dichtem Gebüsch und nesselartigem Gesträuche und hohem Grase überwachsen. Es war mir nur möglich, eine große Masse gebrannter Steine aus dem Dickicht herauszufinden. Ist es eine portugiesische Arbeit, oder eine Ruine des Monomotopa-Reiches, vielleicht auch ein Werk der einst so betriebsamen Maschona, bevor sie von Mosilikatse unterjocht waren? Diente es vielleicht als Ofen, um die gold- und kupferreichen Klumpen

dieser Gegend zu schmelzen? Ich möchte Letzteres glauben. Von $2^1/_4$ bis 4 Uhr weiter unter prächtigen Moruli-Bäumen. Diese Bäume von der



Landschaftsbild mit Kronleuchter-Euphorbien und Mimosen.

Größe schöner Eichen tragen reichlich Früchte von der Gestalt unserer Eierpflaumen. Die Eingebornen cultiviren den Baum; die Frucht gibt

Bier und die Kerne Pomade, Öl zum Einreiben. Dann von $5\frac{1}{2}$—8 Uhr zur Rechten mehrere Granitkuppen; der Weg an manchen Stellen tief ausgewaschen, Gras mehr als 2 Meter hoch; überall Granitkuppen; zur Linken auf einem Felsen eine natürliche, steile Pyramide; der Gipfel hat die Form eines bequemen Ruhesessels; ich veranschlage seine Höhe auf 150—170 Meter."

Die Ruinen, von denen P. Terörde redete, schreibt P. Depelchin ganz entschieden europäischen Erbauern zu: „Es ist augenscheinlich das Werk von Europäern, vielleicht einiger portugiesischer Abenteurer, die vor langer Zeit, in den Tagen des Kaiserreiches Monomotopa, an den Quellen des Tati im Flußsande Gold suchten oder möglicherweise auch das Goldquarz der Umgegend ausbeuteten. Das Fort ist aus Hausteinen aufgeführt und der Eingang ist ein Zick-Zack-Weg, wie er es bei unseren Festungsthoren zu sein pflegt. Wir haben also ein sicher europäisches Werk vor uns. Die Kaffern behauen die Steine nicht, sie begnügen sich mit der Thonerde. Im Innern dieses interessanten kleinen Forts findet man gebackene Thonerde, roth wie unsere Ziegelsteine, so daß kaum zu zweifeln ist, daß hier früher ein Schmelzofen stand. Die Mauern sind mit Schutt und Gestrüpp bedeckt; es würde sich der Mühe lohnen, dieselben bloßzulegen. Vor dem Fort liegt ein großer ebener Platz; der festgestampfte und gehärtete Boden scheint als Goldwäsche benützt worden zu sein. Wer hätte je daran gedacht, an den Quellen des Tati, 20° 30′ südl. Br. und 27° 20′ östl. L. von Greenwich, auf die Spuren alter, europäischer Goldminen zu stoßen?"

Dr. Holub[1] beschreibt die gleichen interessanten Ruinen also: „Als wir Abends am rechten Ufer des wegen seines Bettes von den Eingebornen ‚die felsige Schascha' genannten Flusses ausspannten und ich, einen freien Augenblick benützend, einen Ausflug gegen Osten unternahm, fand ich an einem der vielen kuppenförmig aufsteigenden Granithügel eine Ruine, einen jener Anhaltspunkte für die Geschichte der früheren Bewohner des centralen Süd-Afrika. Der befestigte Felsenhügel war isolirt und einer der niedrigsten ringsum; die Befestigung bestand aus Granitziegeln, welche ohne jedes Bindemittel auf einander ruhten. Die Ruine stellte eine etwa die Mitte der kleinen Felsenkuppe einschließende Mauer dar, welche jedoch theilweise von schroff aufsteigenden Felsenblöcken gebildet wurde, so zwar, daß die künstliche Mauer an manchen Stellen 20 cm, an andern bis 2 m hoch und 30—50 cm stark war. Der Eingang befand sich gegen Norden, die Mauer trat hier beiderseits vor und bildete einen förmlichen Gang. Die Granitziegel waren flach, 10—25 cm lang, 8—15 cm hoch und 6—25 cm breit, ihre obere und untere Fläche trapezförmig. Doch glaube

[1] II. Bd. S. 427.

ich sicher zu sein, daß von den früheren periodischen oder stabilen Bewohnern dieser Miniaturfeste (der Umfang mochte etwa 130 m sein) auf der Mauer eine Umwallung aus Holz oder Dornenästen errichtet worden war. Da ich mich gezwungen sah, schon nach zweieinhalbstündigem Aufenthalte wieder aufzubrechen, konnte ich keine Nachgrabungen anstellen, welche mir die nöthigen Aufschlüsse darüber gegeben hätten."

P. Terörde fährt in seinem Tagebuche fort:

„23. Mai. Fest der heiligsten Dreifaltigkeit. Von $6\frac{1}{2}$—$7\frac{1}{2}$ Uhr weiter; dieselbe Gegend. Wir passiren den Simoane, den ersten Fluß, der zwischen der Limpopo- und Sambesi-Wasserscheide sich von Osten nach Westen zum Ngami-See durchwindet; dieselbe Richtung nehmen die nächsten Flüsse. Um $2\frac{1}{4}$ Uhr brachen wir auf; nach einer Stunde trafen wir den ersten Menschen seit Tati und $1\frac{1}{2}$ Stunden später traten wir in die Felder von Tantje's Kraal. Die Felder sind beinahe in derselben Art eingerichtet, wie ich es bei Tsenitseni beschrieben habe. Die Bäume werden ein Meter hoch über dem Boden, von den dicken bloß die Äste, abgehauen; der Abfall und was man sonst nicht für Gehege gebraucht, wird um die Stümpfe aufgehäuft und das Ganze vor dem Regen in Brand gesteckt. Fast alle 15 Schritte erblickt man in der Hecke eine Falle, um Schakale und andere Thiere zu fangen, besser todtzuschlagen. Es ist ein Gang von Pfählen gemacht, darüber ist ein Baum aufgehängt, der auf das unvorsichtige Thier herabfällt. Der Boden ist gut aufgehackt und gereinigt. Um das Wasser zu halten, ist die Erde in länglichen Hügeln aufgeworfen; man sollte meinen, auf einem immensen Leichenhofe zu sein. Die Arbeit an den Feldern hat mich wirklich überrascht; da ist Mais, Kafferkorn, Maansa (ein sehr feines Korn), süße Kartoffeln, Tabak, Grundnüsse, eine Art wohlschmeckender Bohnen. Eine Stunde später übernachteten wir bei Tantje's Kraal, dem ersten Makalakas-Dorf. Gleich wurden obige Früchte beim Wagen feil geboten; aber unser Führer wollte sich hier nicht auf's Einkaufen einlassen. Rindvieh dürfen die Makalakas nicht halten, nur Ziegen und Schafe, weil Lo Bengula nicht will, daß sie wieder so reich und mächtig werden, als sie vor ihrer Unterjochung waren. Wir dingen zwei Buben; ihr Lohn für drei Monate ist eine Decke.

24. Mai. Von $4\frac{1}{2}$—$7\frac{1}{2}$ Uhr durch die Felder zu der nächsten Station; sobald es tagte, schaarten sich zahlreiche Makalakas um unsere Wagen; als wir Halt machten, umstanden Hunderte unser Lager, alle ihre einheimischen Artikel feilbietend. Unsere Kapelle stand am Fuße eines Granithügels neben einer Quelle; in der That ein romantisches Plätzchen. Bald saß Mr. Walsh mit Perlen, mit Taschentüchern und Kupferdraht unter einem Baume. Alles drängte sich um ihn. Ein wahrer Marktplatz, nur mit dem Unterschiede, daß keine Aufsicht da war und somit das Ganze ein entsetzliches Bild von Unordnung, Lärmen und Schreien darbot.

Ich war froh, daß Mr. Walsh, ein alter Soldat, Polizeidiener und Händler, die Einkäufe für mich besorgte. Einer von uns würde das nicht zu Stande bringen. Er kaufte zwei Säcke Mais, einen Sack Kafferkorn, natürlich Alles in kleinen Portionen, drei Ziegen und drei Schafe, Kartoffeln, Honig, Tabak. Hier müssen wir uns mit Korn versehen für unsere Träger am Sambesi. Am liebsten haben diese Leute die kleinen röthlichen Perlen mit weißen Augen, dann auch die großen, runden blauen und die eckigen blauen Glasperlen; auf dünnen Kupferdraht sind sie förmlich versessen; Alles das wird in den verschiedensten Formen an die Ohren, um die Lenden, den Hals und die Beine gehängt. Die Makalakas haben gewöhnlich nur die allernothdürftigste Bekleidung, die Weiber einen einfachen Lendenschurz; für die kalten Morgen tragen sie eine Art Mantel aus Fellen.

Um $11^1/_2$ Uhr konnten wir weiterziehen, immer durch schöne Felder mit verschiedenen Fruchtbäumen. Eine Frucht wie eine Pflaume konnten wir massenweise vom Wagen aus pflücken. Es ist eine wohlschmeckende, rundliche Frucht, welche vier kleine, glatte Steinchen birgt. Es soll sich daraus ein köstliches Getränk machen lassen. Am Fuße eines Hügels ging um 2 Uhr der Einkauf wieder an; es wurde mehr Korn und Kleinvieh gekauft. Hier entdeckten wir wohlschmeckende Weintrauben; so können wir ‚vinum de vite‘ (Wein vom Rebstock für die heilige Messe) und genug Wachs haben. Gott sei Dank. Mr. Walsh hatte soeben den Handel abgeschlossen und die übrig gebliebenen Artikel vorne auf die Wagenkiste gelegt, um sie wieder an Ort und Stelle unter den Betten unterzubringen. Er bückte sich gerade in den Wagen, als drei Buben Decken und Tücher wegschnappten und auf und davon rannten in's Gebüsch. Brüder und Treiber und Mr. Walsh mit seinem Gewehre stürzten ihnen nach. Bruder Nigg folgte dem Letzten dicht auf der Ferse, schon glaubte er den Schurken zu packen, da strauchelte er in seinen langen Wasserstiefeln. Mit diesen leichtfüßigen Wilden kann kein Weißer in die Wette laufen. Ganz außer Athem, mußten sie die weitere Verfolgung aufgeben. Wir hatten einen handgreiflichen Beweis von der weltbekannten Spitzbübigkeit der Makalakas. Dießmal kamen wir mit einem leichten Verlust davon; es sollte noch ärger kommen. Stehlen ist eine ihrer Haupttugenden. Bestrafung haben sie nicht zu fürchten. So lange dem Könige Lo Bengula nicht selbst etwas genommen wird, können Diebe ungestört stehlen, bis man sie erwischt und ihnen 25 mit dem ledernen Riemen, dem sogenannten Schambock, aufzählt. Unsere kleine Heerde ist auf 17 Häupter angewachsen.

Von $5^1/_2$—7 Uhr zogen wir weiter, uns immer um Felsen herumwindend und zwei Flüsse passirend. Am Wege stehen erstaunlich große Wolfmilchsbäume. Gegen 6 Uhr zogen wir in ein langes, enges, von riesigen Granitblöcken umgürtetes Thal. Lange Zeit fuhren wir über

Baumstämme, woraus sich im vorigen Jahre ein Händler, der 15 Tage brauchte, um durch diese Schlucht zu kommen, einen Weg durch den Morast angelegt hatte.

25. Mai. Mit Tagesanbruch spannten wir ein. Bald stießen wir wieder auf den Manengwe, der sich zum Ngami-See wendet. Bis 9 Uhr zogen wir am Ufer entlang und mußten fünf tiefe Nebenflüßchen passiren. Der Weg ist schlecht. Sobald wir stille hielten, waren die Wagen wieder von den Eingebornen umschwärmt. Ich ließ Bruder Simonis mit einem Gewehre den Polizeidienst bei dem Wagen versehen. Zeit ist für diese Völker von keinem Werthe. Selbst vom letzten Halteplatz waren sie uns nachgelaufen, wieder alles Mögliche zum Verkaufe anbietend.

An vielen dieser Leute fällt mir die schlanke, feste Gestalt auf. Ich möchte sie eher schön als häßlich nennen, wie gar mancher Afrika-Reisende sie auszumalen pflegt. Ihre Schmucksachen, besonders die Knochen, welche sie als Amulette und Glückzeichen am Halse tragen, die Ohrgehänge, oft in einem Ohr 6—10 Ringe, die Perlensterne auf der Brust und in Form eines Kragens um den Hals und zumal die Gürtel mit den Quasten verrathen großes Geschick und ausdauernde Arbeit. Bei allen ihren Arbeiten legen sie einen merkwürdigen Sinn für die regelmäßige Kreisform an den Tag. Ihre Farbe ist eher dunkelbraun als schwarz. Von Religion scheinen sie keine Ahnung zu haben. In den Matoppo-Bergen (2200 Meter hoch) sollen sie eine Art Orakel verehren. Dorthin wallfahren sie in ihren Nöthen. Tief in einer Grotte haust der Gott, unter dem Bilde einer aufgeputzten Melone. Ihr wird alles Mögliche geopfert. Wenn sie ihre Gebete bei der Grotte verrichtet, befragen sie das Orakel. Eine laute Stimme antwortet ihnen. Natürlich nicht der Kürbis, sondern ein versteckter zweibeiniger Gott, der sich all die schönen Opfergaben wohl schmecken läßt. Njina, die Schwester Lo Bengula's, wollte bei diesem Gotte Rath und Rechtfertigung holen, als man sie der Zauberei beschuldigte. Allein es war ihr nicht möglich, bis zur Grotte zu gelangen. So mußte sie unverrichteter Sache zurückkehren. Das war ein neuer Beweis ihrer Schuld. Und so erhängte der königliche Bruder seine einzige königliche Schwester. Der böse Feind ist unumschränkter Herrscher dieser Unglücklichen. Diese Herrschaft sollen wir brechen! Helfen Sie uns mit Gebet und guten Werken. Bestürmen Sie mit uns das heiligste Herz Jesu; in seinem Monate wollen wir Besitz nehmen vom Gebiete der Batonga.

Früher waren die Dörfer der Makalakas längs des Weges. Auf die Klagen der Reisenden hin, welche durch ihre Zudringlichkeit Vieles zu leiden hatten und sich nicht selten genöthigt sahen, zu energischen Mitteln der Abwehr zu greifen, hat Lo Bengula alle Niederlassungen mit Ausnahme von Tantje's weiter von der Fahrstraße wegrücken lassen. Die einzelnen Dörfer haben ihren Induna, Unterhäuptling, diese stehen wieder

unter Mina, dem Häuptling, der wie alle anderen ein Sklave, oder wie die stolzen Matabelen sagen, ein Hund Lo Bengula's ist. Kurz bevor wir weiter fuhren, kam ein Abgeordneter von Mina, um zu sehen, was für Leute wir wären. Mina, sagte er, ist ganz wohl und will euch morgen am Wege besuchen. Wir fuhren weiter; der Abgeordnete folgte beständig dem Wagen. Am Wege passirten wir mehrere alte Kraals, jetzt große Tabaksfelder, auf denen wir nur noch die meterhohen Stengel sahen. Längs des Weges schwerbeladene, einheimische, wilde Pflaumenbäume. Wir konnten uns nicht enthalten, eine gute Provision von diesen köstlichen, wohlthuenden Früchten zu sammeln. Der Abgeordnete wurde ganz böse und sagte, wir stählen ihm das Brod aus dem Munde. Gegen 4 Uhr hielten wir unter einem großen Moruli=Baum. Um 6 Uhr wollten wir aufbrechen; allein der Himmel überzog sich und raubte uns das Licht des Mondes. So entschlossen wir uns, bis Tagesanbruch zu warten. Als Mr. Walsh hier das letzte Mal herunterkam, wurde ihm der Topf sammt dem ganzen Mittagessen vom Feuer weggestohlen.

26. Mai. Wir dankten dem lieben Gott von ganzem Herzen, daß er uns die letzte Nacht vom Weiterfahren abgehalten hatte; sonst wäre es sicher noch schlimmer abgelaufen. Kaum waren wir eine Stunde weit, als sich das Volk wieder um die Wagen drängte. Wir näherten uns dem Kraale von Mina. Einer der Makalakas, der sich eine Miene zu geben suchte, als wäre er Alleinherrscher von Afrika, trat an meinen Wagen und wollte uns zum Stillhalten nöthigen; wir kümmerten uns nicht darum, erklärten, daß wir die Erlaubniß hätten, hier zu fahren. Es war nicht Mina, und doch behauptete er, daß es sein Weg sei, wir dürften nicht weiter. Unsere Antwort war: „Das ist Lo Bengula's Weg." Er wurde immer zorniger und versuchte uns aufzuhalten. Aber wir erklärten, wir würden erst am Flusse ausspannen. Als er sah, daß er nichts ausrichten konnte, schickte er einen Andern, der uns entbot, Mina wolle, wir sollten hier auf ihn warten; wie wir es also wagten, dennoch voranzufahren? Aber Mina war nicht da, wie er versprochen; das hatte seinen guten Grund. Mr. Walsh hatte ihm durch den Abgeordneten melden lassen, daß er von ihm die gestohlenen Sachen zurückverlange, und wenn er dieselben nicht wieder herschaffe, würde er bei Lo Bengula und selbst beim englischen Gouverneur Klage erheben. Wir hielten nicht; unser Führer sagte, wir dürften um keinen Preis hier stille halten; wir würden unsere Wagen der Gefahr der Plünderung aussetzen, wie es vor einigen Jahren dem Mr. Philips hier geschehen und überdieß würde es zur Folge haben, daß sie es ebenso mit anderen Wagen machten.

Auf einmal, wie auf ein gegebenes Commando, waren Alle verschwunden, aber eine halbe Stunde später kamen ganze Schaaren aus dem Gebüsch mit ihren Knobkerri (kurzer Stock mit schwerem Knopfe), Assegaien

und Gewehren. Vier Schwarze, mit Flinten versehen, sprangen vor unsern Wagen und bedrohten unsere Buben mit den Knobkerri; zwei trieben die Ziegen zurück und zwei suchten die Ochsen aufzuhalten. Jetzt ließ Mr. Walsh stille halten, stieg ruhig mit Revolver und Gewehr vom Wagen und ging auf die Angreifer zu. Inzwischen machten sich noch Andere an die Ochsen. Ich ergriff ein Gewehr (es war aber nicht geladen), stellte mich ganz entschieden vorne auf den Wagen und legte auf einen derselben an. Hasen können nicht schneller rennen, als diese sich davon machten und sich hinter Bäume flüchteten. Von da zielten sie auf mich. Da schrie Mr. Walsh: „Alle Patres in die Wagen!“ Ich folgte seiner Mahnung, konnte mich aber nicht enthalten, den Kopf zum Wagen hinauszustrecken, um den weiteren Verlauf zu beobachten. Mr. Walsh rückte ganz entschieden mit seinem Gewehre auf die Schurken los, erklärte ihnen, daß wir Missionäre seien und von Lo Bengula die Erlaubniß hätten, hier durch sein Land zum Sambesi zu ziehen. Br. Nigg, der in Gubuluwayo ziemlich gut Sulu gelernt, streckte den Kopf aus seinem Loch hervor und schrie: „Ihr Makalakas seid abanthu mubi kakulu — schlechte Kerle, daß ihr uns so aufhaltet; ich werde es dem Könige sagen und er wird euch alle todtschlagen.“ Einer aus der Menge schien den Bruder in Gubuluwayo gesehen zu haben. Es machte Eindruck; denn sie fürchten gar sehr den grausamen Lo Bengula. Bald kam ein Matabele an den Wagen und fragte, ob wir wirklich die Erlaubniß vom Könige hätten. Sobald er das hörte, befahl er Allen, sich sogleich zurückzuziehen. Das half. Hundert Makalakas fliehen vor einem Matabelen.

Jetzt hatten wir Ruhe, durchzogen den Manengwe und machten nach einer langen Fahrt von vier harten Stunden Halt. Alle zehn Minuten stießen wir auf eine dieser kolossalen Wildfallen, welche den Weg versperren. Diese Hindernisse, der unbefahrene Weg und die fortwährenden Windungen durch die Bäume machen das Reisen in der Nacht unmöglich. Diesseits des 123 Schritte breiten Flusses machten wir unsere letzten Einkäufe; bis Panda-ma-Tenka ist keine Gelegenheit mehr. Unsere Familie hat sich bedeutend vermehrt; sechs neue Buben, im Ganzen zehn, und eine Heerde von 30 Ziegen und Schafen. Zwei Buben müssen ein Jahr für eine Flinte, zwei andere drei Monate für $3\frac{1}{2}$ Pfund Kupferdraht, die übrigen drei Monate für 4 Pfund Perlen arbeiten. Bald zogen wir $1\frac{1}{2}$ Stunden weiter. Gott sei Dank, wir sind frei von den Makalakas und können somit, wenn auch nicht mit einer feierlichen Prozession, so doch wenigstens ruhig, ohne Störung das Frohnleichnamsfest begehen.

27. Mai. Bis $1\frac{1}{2}$ Uhr blieben wir hier. Der Weg ist entsetzlich; ein Wagen, der in der letzten Regenzeit durchgekommen, hat den ganzen Weg aufgepflügt. Wenn das lange anhält, ist zu befürchten, daß die Ochsen bald wunde Füße bekommen. Solch ein aufgetrockneter Boden ist schlimmer

als Steinboden. Neben den Wagen fliegt ein Trupp von mehr denn hundert Perlhühnern auf. Br. Nigg verfehlt sie alle. Die alten Dornbäume kommen wieder zum Vorschein. Gras erstaunlich hoch. Mehrere Wassertümpel am Weg. Wir ziehen schnurstracks nach Westen.

28. Mai. Der Weg ist besser; von 4—7½ Uhr weiter; längs des Weges mehrere Wassertümpel; schöner Mapani-Wald. An einem dieser Bäume sah ich vollständige Öltropfen. Auffallend ist die große Anzahl von ungeheuern, wirklich prachtvollen Spinnen. Ihre Fäden sind oft 30—40 Meter lang und so stark, daß sie selbst kleine Vögel darin fangen; ich konnte an einem Faden einen ziemlich großen Zweig in Bewegung setzen. Um 2 Uhr spannten wir wieder ein. Es ist ungemein heiß, schwül; gegen 3 Uhr verließen wir den schönen Manengwe-Fluß. Zahllose Perlhühner; sie sind aber nicht so fett und wohlschmeckend als die vom Krokodilfluß; sehr viele Spuren von Giraffen, Kudus und anderem Wilde an den verschiedenen Wasserplätzen; aber keines kommt in Sicht, geschweige in Schußweite. Die Nächte sind nicht mehr so kalt. Sobald der Himmel nur etwas überzogen, ist es sogar warm.

29. Mai. In zwei Stunden erreichten wir einen großen, offenen Platz; ich möchte es eine immense Wiese am Waldessaum nennen. Zehn Schritte in den Wald hinein findet sich ein schönes Wasser. Die Ameisen sind seltener, kaum sieht man jeden Tag einen Haufen. Das Mapani-Holz ist frisch und grün. Von 1—3½ Uhr durch grasleere, sandige Buschgegend; um 3 Uhr stießen wir auf herrliches Trinkwasser. Seit Mina's (ehemals Baba's) Kraal ist die Gegend flach, mit endlosem Mapani-Wald bedeckt, der Boden ist durchschnittlich schwarz. Der Regen muß hier entsetzlich gewesen sein. Welche Vorsehung, daß ich so lange in Kimberley zurückgehalten wurde, sonst wären wir sicher hier in die Regenzeit gekommen. Wir stoßen auf die ersten Spuren von zahllosen Straußen. Von 5—6½ Uhr durch dichten Wald. Noch nie mußten wir uns so um die Bäume herumwinden, wie heute; fast jeder Stamm am Wege trägt die „Governmentsmark", wie die Reisenden sagen, d. h. ein Wagen ist ihm zu nahe gekommen. In dieser kurzen Zeit trafen wir wenigstens 30 Bäume, welche unten abgehauen waren, weil ein Wagen daran festgefahren war. Auch wir hatten unsern Beitrag zu liefern zur Ausbesserung des Weges. Zwei Bäume mußten den Rädern Platz machen. Denken Sie sich, Sie müßten mit 16 Ochsen und solch einem Wagen durch einen dichten Buchen- oder Tannenwald fahren, und Sie können sich eine schwache Vorstellung von unserer Irrfahrt machen! Der Wagenlenker konnte unmöglich allen Hindernissen ausweichen. Wir wollten noch weiter; allein es wurde zu dunkel, und so mußten wir mitten im Walde an einer lichten Stelle übernachten. Eine herrliche Scene! Dieses Nachtquartier unter den prächtigen Bäumen, die ihre Kronen zu gothischen Bogen vereinten; darunter die



Nachtlager im Walde.

zwei Wagen mit den 38 Ochsen und 30 Geißen, Alles das beleuchtet von einem wahren Höllenfeuer vor und hinter den Wagen. Drei abgestorbene Bäume lieferten das Brennmaterial und sendeten wahre Feuersäulen zu den Wolken empor. Sicher kein Löwe wird es wagen, an dieses Nachtquartier heranzutreten. Auch nicht der Laut von einem wilden Thiere ließ sich während der Nacht hören.

30. Mai. Um 5 Uhr wurde eingespannt. Der Weg ist mühsam wegen der aufgetrockneten Morastspuren. Die aufgehende Sonne brachte uns zum Nata-Fluß; köstliches Wasser, immenses Gras, 3 m 18 cm hoch. Unter mächtigen Mapani-Bäumen schlagen wir unsere Kapelle auf. Seit Mina's Kraal wieder die ersten Menschengesichter; zwei Buschmänner ziehen auf die Jagd. Der Nata vereinigt sich mit dem Manengwe und fließt zum Ngami-See hinunter. Die Hitze ist entsetzlich. Von $1^1/_2$ bis $4^1/_2$ Uhr fahren wir längs des Nata. Nach einer Viertelstunde passiren wir einen 30 Schritt breiten Fluß. Einige von uns meinen, es sei der Texiani-Fluß; nach der Gestaltung des Bodens zwischen dem Natá und diesem Flusse zu schließen, muß ich ihn für einen Arm des Nata halten. Stellenweise ist der Weg sehr schlecht.

31. Mai. Schon um $3^1/_2$ Uhr brechen wir auf; die Mondnacht ist herrlich. Um $7^1/_2$ Uhr machen wir Halt am Sebeniani-See; ein schöner Platz mit gutem Gras und einem prächtigen Wasser, und auf dem Wasser zahlreiche Enten und Gänse, eine köstliche Zugabe für unsere Küche, und im Wasser große Barben. Am Ufer stehen die ersten krüppelhaften Fächerpalmen. Hier ist's gut sein. Wir wollen bis Morgen Nachmittag hier bleiben; zumal unser Führer uns anräth, hier Präservativ-Pillen gegen Fieber zu nehmen; nicht als wenn Jemand von uns krank wäre: nein, Gott sei Dank, wir sind Alle ganz frisch und gesund; nur ist es rathsam, um dem Fieber vorzubeugen, zumal wenn man zum ersten Male in diese Gegend kommt, jeden Monat einige Podophylin-Pillen zu nehmen. Heute sind es gerade 14 Tage, daß wir Tati verlassen haben; mir kommt es vor, als wenn wir erst vor zwei Tagen Abschied genommen hätten. Von Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten kann ich gar nicht sprechen; die Vorsehung führt uns unbemerkt über die kleinen Hindernisse des Weges hinweg, schickt uns das günstigste Wetter, immer Wasser und Futter nach Wunsch, und deckt uns täglich einen Tisch, wie wir ihn in Europa kaum haben könnten. Es ist aber doch gut, daß wir uns nicht zu viel auf die Jagd verlassen, sondern unser zahmes Wild mit uns treiben; bis jetzt erlegten unsere Jäger nur Hühner, Enten und fingen schöne Fische. Wir fuhren bis jetzt $80^1/_4$ Stunden und haben ungefähr 200 englische Meilen zurückgelegt. Die letzten fünf Tage sahen wir auch nicht einen Stein. Das Land der tausend Teiche lassen wir bedeutend zur Rechten.

1. Juni. Eine Schaar von 5—600 Flamingos kommt über unser

Lager geflogen mit einem Brausen und Sausen, gleich einem gewaltigen Sturme. Unsere Jäger sind höchst glücklich; sie bringen eine hübsche Anzahl Enten und Gänse heim; mehrere konnten sie nicht aus der Tiefe des Wassers herausholen. Die Wasserlilien hier sind nicht weiß, sondern bläulich, ihr Kelch bedeutend größer als derjenige der europäischen Wasserlilie. Die Mannigfaltigkeit und Pracht der zahlreichen großen und kleinen Vögel um den See her ist überraschend.

Mit einem Blatte der Fächerpalme zierten wir unsere Kapelle; es füllte die volle Breite des Zeltes aus und überschattete den ganzen Altar. Von ihm umkränzt prangte das Herz-Jesu-Bild und Altarkreuz. Eine einfache, aber sinnige Altarzierde! Um $7^1/_2$ Uhr hatten wir 32°, um $8^1/_2$ Uhr schon 55 und um 11 Uhr 77° Fahrenheit[1], um 12 Uhr in der Sonne mehr denn 110°; mein Thermometer gibt keine höheren Grade an. Das Studium des Setonga nimmt meine größte Zeit in Anspruch und plagt nicht wenig meinen müden und schweren Kopf. Welche Schwierigkeit, eine Sprache ohne jegliche Anleitung, einzig und allein aus dem Munde eines Batonga, der keine Rechenschaft von seinen Worten geben kann, der, wie alle seine Landsleute, die vier oberen Vorderzähne als Nationalzeichen aus- und abgefeilt hat, zu lernen, zu analysiren, in eine gewisse Ordnung zu bringen! Kein Weißer soll sich bis jetzt an diese Sprache gewagt haben. Da sollte mir eigentlich einer unserer berühmten Linguisten helfen, sonst wird's schwer halten; allein ich hoffe, daß noch ein besserer Lehrer mir beistehen wird, von dem der gute Meister sagt: ‚Ipse docebit vos omnia, er wird euch Alles lehren.‘

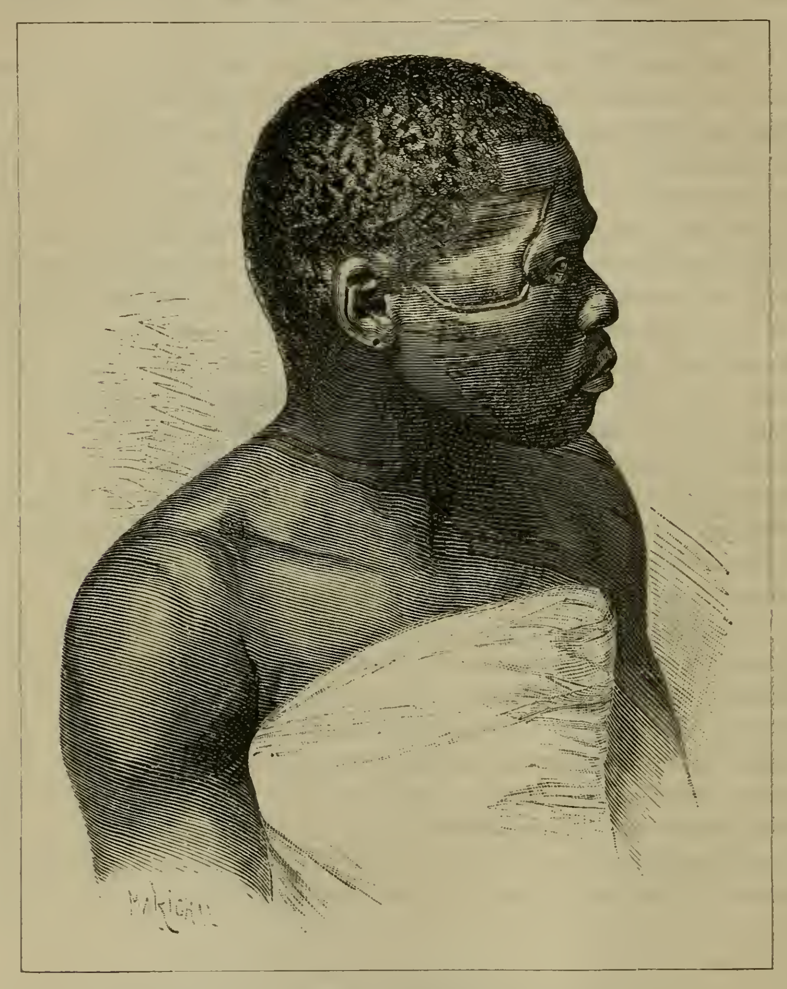
Wir brechen um $1^1/_2$ Uhr auf; rechts und links zahlreiche Wassertümpel; in regnerischen Zeiten würde es unmöglich, wenigstens ungemein schwierig sein, hier zu passiren; die Gegend scheint ein großer, mit Wasser gefüllter Schwamm zu sein. Zahllose Spuren von Giraffen. Nach einer halben Stunde sahen wir 15 unbewohnte Buschmannshütten[2], 1—1,3 Meter hohen Reusen nicht unähnlich. Vereinzelt leben diese Wilden in den endlosen Wäldern von den Makalakas bis zum Sambesi und spüren mit erstaunlichem Geschick das Wild auf. Diese Hütten veranlaßten wahrscheinlich Baines, hierhin eine Buschmanns-Niederlassung zu verlegen. Weil strittiges

---

[1] 77° Fahrenheit = 25° Celsius = 20° Réaumur; 110° F = 43° C 35° = R.

[2] Die Buschmänner bilden den auf der niedrigsten Stufe stehenden Hottentottenstamm. Wo ein wohnliches Plätzchen Erde ist, hat man sie verdrängt. Von Allen verfolgt, fristen sie in der Kalahari-Wüste und am Rande derselben ein elendes Leben. Nicht immer sind ihre Wohnungen auch nur so beschaffen, wie unser Missionär sie an dieser Stelle traf. Oft hausen sie in verlassenen Termitenbauten oder in den Erdlöchern des Stachelschweins. Man bemerke in unserer Illustration S. 260 die eigenthümliche Schläfennarbe des Mannes. Dieselbe ist nicht in Folge einer zufälligen Verwundung entstanden, sondern absichtlich beigebrachtes Stammeszeichen.

Gebiet, ist es weder von Matabelen noch von Betschuanen bewohnt. Längs des Weges, zumal bei den Wasserplätzen sieht man oft in einer Höhe von 1,3—1,6 Meter abgebrannte, hohle Kohlenbäume, die mit Schießscharten (runden Öffnungen) nach allen Richtungen versehen sind. Sie dienen den Jägern als Wachtthürme; aus diesen Verschanzungen lauern sie dem Wilde



Ein Buschmann.

auf, wenn es zur Tränke zieht. — Immer weißer Sand mit kurzem, feinem, sogenanntem Büffelgras, unterbrochen von großen Sandflächen, welche mit einer röthlichen kriechenden Pflanze wie mit einer Decke überzogen sind. Auf solch einem offenen Platze, eingeschlossen von hohen Mapani-Bäumen, schlugen wir um $4^1/_2$ Uhr unser Nachtlager auf. Die Unmasse von dürren

Stämmen versprach eine herrliche Beleuchtung. Nach dem Abendessen um 8 Uhr loderten in der Runde des Lagers sieben gewaltige, wahre Osterfeuer empor. Bei diesem Lichte, das die Nacht zum Tage machte und die Zahl der Sterne verdoppelte, sangen wir zum ersten Male die Herz-Jesu-



Frau eines Buschmanns.

Litanei und das deutsche Herz-Jesu-Lied und beteten die Weiheformel zum göttlichen Herzen. Das soll unsere Herz-Jesu-Andacht während des ganzen Monats sein.

2. Juni. Lingana-Vley. Um $3^3/_4$ Uhr schon setzten sich die Wagen

wieder in Bewegung. Ungefähr bis 6 Uhr hatten wir dieselbe Landschaft, wie gestern Abend. Hier treten wir aus dem Mapani-Wald heraus; die Gegend ist offener, von vielen mächtigen Kohlenbäumen bestanden; sonst findet man diese Bäume nur vereinzelt. Unter den Kronen liegt ein schönes Wasser. Allein es scheint dem Führer zu früh zum Ausspannen, deßhalb geht's weiter durch armseliges Buschfeld; vereinzelt sieht man Fächerpalmen, die sich aber erst am Sambesi zu Bäumen erheben; hier sind sie kaum höher als die Fächer, 2—2,3 Meter. Der unliebsame Gast vom Limpopo, der unbarmherzige Dornbusch, streckt wieder seine spitzigen Finger tief in den Wagen hinein. Der Sand, weiß und fein wie Mehl, wird tiefer. Um 7½ Uhr lasen wir die heilige Messe. Weil hier kein Wasser zu finden ist, wird nach dem Frühstück um 9½ Uhr wieder eingespannt. Dieselbe Gegend; frische Giraffenspuren. Es tritt ein neuer starker Baum mit eschenähnlichen Blättern auf.

Gegen 10½ Uhr stießen wir auf einen Elephantenkopf, Wegweiser für den Weg nach Gubuluwayo, der rechts in unseren Weg einläuft. Gegen 11½ Uhr machten wir Halt neben einer großen Wasserpfanne hart am Wege. Von 2¾—5 Uhr durch dieselbe wüste Gegend. In der Nacht entstand Brand. Um sich gegen die Kälte zu schützen, legen sich die Buben Abends rings um's Feuer, die Füße zum wohlthuenden Herde gekehrt. Hier muß der Ochsenleiter dem Treiber, den er als seinen „Baas" ansieht, ein Grasbett und darüber die Decke zurechtlegen; die Buben haben nur ein Fell. Plötzlich wendete sich der Wind und Felle und Decken fingen Feuer. Glücklicherweise richtete die Flamme keinen weitern Schaden an.

3. Juni. Tamasanka. Der Mond ließ vergebens auf sich warten, und so konnten wir erst um 6 Uhr abreisen. Der Weg ist kaum aufzufinden. Um 8 Uhr 20 Min. spannten wir aus. Mein treuer Pitt hat starkes Fieber mit Frostschütteln und Lähmung in den Beinen. Br. Nigg muß den Treiber ersetzen. Br. Vervenne ist Koch. Von 10—11½ Uhr durch tiefen, schweren Sand nach Tamasanka, einem schönen Platz mit mehreren Quellen. Wir bleiben hier, um das schöne Herz-Jesu-Fest zu feiern und unseren Zugthieren einen Rasttag zu geben, bevor wir weiterziehen in dem noch tieferen Sand.

4. Juni. Schutzfest unserer Mission. Der hochw. P. Superior las die zweite Messe in dem festlich geschmückten Zelte; während derselben sangen wir die Herz-Jesu-Litanei; nach derselben betete P. Superior die Weiheformel an das göttliche Herz, und wir schlossen die kleine Feierlichkeit mit dem Liede: „Dem Herzen Jesu singe" ꝛc. Von 1¼—3¼ Uhr durch tiefen Sand weiter. Die Vegetation ändert sich fast alle 2—3 Stunden; ganz neue Baumarten; Eschen-, Lorbeer- und manche unseren Zierpflanzen ähnliche Gewächse. Bis jetzt fand ich noch keine in Europa wildwachsende Holzart. Die Gegend wird ein wenig wellenförmig. Mein Aneroid fällt

und steigt, doch unbedeutend. Von $4^1/_2$—$7^1/_2$ Uhr schon wieder ein fremder Holzschlag. Diese Mannigfaltigkeit überrascht Jeden. Wie wir hier um den Kompaß fahren! Ich möchte zuweilen an der Zuverlässigkeit meines Instrumentes zweifeln, wenn nicht Sonne und Gestirne mit ihm übereinstimmten. Heute Abend fuhren wir sogar lang südwestlich. Wo das Dickicht sich etwas lichtete und Wasser sich vermuthen ließ, da arbeitete sich der erste Wagen durch und alle folgenden Wagen folgten seiner Spur; das ist die Entstehung der Sambesi-Straße. Wir können uns über diese Windungen nicht beklagen; sie führen ja zum einzig Nothwendigen, zum Wasser. Der Thermometer zeigte um 7 Uhr 51° Fahrenheit, um 2 Uhr 90 und um 9 Uhr 55°.[1] In diesem Sande wuchert eine sehr giftige, für die Ochsen höchst verderbliche Pflanze, so lange sie noch im ersten Wuchse ist; nach der Blüthezeit fressen die Thiere dieselbe nicht mehr. Sie wird ungefähr 48 cm hoch, hat eine grünliche Blüthe, Blätter vollständig wie der Oleander; sie findet sich nur im Sande; schießt nach dem ersten Regen mitten auf dem Wege empor und hat schon manchem Vorochsen, der lüstern darnach schnappte, selbst im Joche den plötzlichen Tod gebracht. Die Matabelen nennen sie umkauzani, die Betschuanen mahau.

5. Juni. Watscha-Bley. Von 6—8 Uhr durch Sand und kleines Gebüsch; von 9—10 Uhr ging's den Sandhügel hinab nach Watscha, oder Thebakai, wie die Buschmänner diese Wasserpfannen nennen. Um $2^1/_2$ Uhr wurde wieder eingespannt. Wegen der Wälder können wir fast nur bei Tage fahren; das Gras ist so gut, daß die Zugthiere nicht so lang zum Fressen brauchen. Es geht den Hügel hinan; wie die Ochsen stöhnen, die Treiber knallen und schreien! Wir sind oben; links läuft der Weg von Bamangwato in unsere Straße, rechts liegt ein bedeutender Sumpf. Der weiße, tiefe Sand zieht sich wenigstens noch zwei Meilen weit. Die Gegend ist offener. Unmittelbar vor dem Walde ein Wasserplatz; wir spannen aus. Um $5^1/_2$ Uhr ziehen wir in den Wald hinein. Wider Erwarten zieht er sich hin und gestaltet sich allmählich zu einem Dickicht. Kaum können sich die Wagen durch die Dornen und den tiefen Sand fortbewegen. Jeden Augenblick bleiben die Ochsen stecken. Sie ahnten sicher, daß Treiber und Peitsche sie nicht erreichen konnte. Nicht selten mußte der arme Bursche sich hinter den Wagen flüchten. Sprang er vom Wagen, so lief er Gefahr, mitten in die Dornen zu gerathen. Erst verlor er seinen Hut; dann kam er an den Wagen gelaufen und bat mich, ihm einen Dorn unter dem Auge herauszuziehen. In zwei Stunden legten wir kaum drei Viertelstunden zurück. Vergebens suchten wir eine lichte Stelle zum Ausspannen. Es dauerte uns zuletzt doch zu lange. Ochsen

---

[1] 51° F = 11° C = 8,8° R: 90° F = 32° C = 26,6° R; 55° F = 13° C = 10,4° R.

und Buben konnten nicht weiter. So griffen wir denn zu Beil und Axt und lichteten, so viel es eben ging. Die Ochsen waren nicht weniger von den Dornen gekennzeichnet, als die nackten Beine der Schwarzen.

6. Juni. Geroa. Gegen 4 Uhr einige Tropfen Regen; die ersten wieder, seit ich den Krokodilfluß verlassen habe. Wir arbeiten uns von 6—9 Uhr durch den tiefen Sand weiter. Es hält schwer. Der schöne Leitbock mit seinem fußlangen Bart und Haar geräth unter's Rad; wir müssen ihn gleich schlachten. Wir fahren unter großen Babunsbohnbäumen. Diese Bäume mit ihren schlanken Stämmen, so hoch wie mittelmäßige Pappeln, haben ihren Namen von den eßbaren Bohnen, die sie in ihren Hülsen bergen. Im Sommer sollen sie in prächtiger Lilablüthe prangen. Der Baum hat Ähnlichkeit mit dem spanischen Flieder. Um 9 Uhr kamen wir den sandigen Abhang nach Geroa, einer Vertiefung mit mehreren Wasserpfannen, hinunter. Diesen Sandweg muß ich als die erste schwierige Stelle auf dem so verschrieenen und so entsetzlich geschilderten Sambesi-Weg hinstellen. Und immerhin ist es nur eine Kleinigkeit. Was haben da nicht die guten Missionäre von Algier am Nyanza- und Tanganjika-See durchzumachen! Unsere bisherige Reise ist im Vergleiche zu ihren Strapazen eine wahre Vergnügungstour. Mit dem größten Interesse verfolge ich ihre Reise in den ‚Katholischen Missionen', um mich an ihrer heroischen Aufopferung und Ausdauer zu erbauen und zu stählen.

Alle Hefte (der Kathol. Missionen) bis März 1880 sind mir glücklich zugekommen. Die Großmuth und Charitas der guten Deutschen für unsere Mission rührt mich oft bis zu Thränen. Gern möchte ich jedem der Wohlthäter meinen persönlichen Dank aussprechen, allein das geht nicht. Hoffentlich kommen diese Zeilen auch unter ihre Augen. Möge Jeder sie lesen, als wären sie ihm persönlich geschrieben zum Ausdrucke meines Dankes, und möge er überzeugt sein, daß Jeder, der auch nur eine Mark durch diese Blätter der Sambesi-Mission zukommen läßt, als Wohlthäter der Mission von mir in jeder heiligen Messe dem göttlichen Herzen Jesu ganz besonders empfohlen wird!

Ich glaube, diese Haltestelle sollte eher ‚Springhasenplatz' genannt werden. Das ganze Thal ist von den seicht verlaufenden Bauten dieser interessanten Thiere vollständig unterhöhlt. Die Springhasen (Pedetes caffer, auch Mus oder Dipus caffer) haben große Ähnlichkeit mit dem australischen Känguruh und der Springmaus (Dipus aegiptius). (Nebenbei sei nur bemerkt, daß die hiesige Springmaus nur einen kurzen Schwanz ohne Büschel hat.) Man nennt dieselben auch wohl Erdmännchen, wegen ihrer künstlichen Erdbauten. Sie legen unterirdische Gänge mit zahlreichen Nebenkammern an; da ist die Vorrathskammer, das Schlafgemach u. s. w. Nicht selten findet man in ihren Höhlen eine Bienen-Niederlassung. Ihre Vorder- und Hinterbeine sind mit scharfen, langen Krallen bewaffnet.

Erstere, zweimal kürzer als letztere, nur 18 cm hoch, brauchen sie weder beim Sitzen noch beim Springen. Wenn sie in der mondhellen Nacht (ihre großen, hervortretenden Augen können das Sonnenlicht nicht ertragen) auf den Hinterbeinen (47 cm hoch) sitzen, kreuzen sie die Vorderbeine vor der Brust. Um diese Zeit und in dieser Stellung werden sie am häufigsten erlegt. In Ermangelung des Mondes täuscht und hintergeht man sie



Springhase und Band-Iltis.

leicht mit einer Blendlaterne. Werden sie überfallen, so eilen sie in tollen Sprüngen davon, indem sie sich mit den Hinterfüßen und dem langen, starken Schwanz 2,5—3 Meter weit fortschnellen. Man sollte sie dann für Gummibälle halten. Diese zuverlässigen Einzelheiten habe ich von Mr. Walsh. Ihre Farbe gleicht der unserer Hasen, nur ist sie heller und weiß unter dem Bauche; sie sind etwas größer als ein ausgewachsener

Hase, ihre Ohren sind kürzer und mehr rund, der Schwanz ist ungefähr 50 cm lang, mit einem großen Haarbüschel versehen; der Hinterkörper ist auffallend stark[1]. Als Waffen dienen dem Springhasen die scharfen Krallen seiner Hinterbeine; seine Nahrung sind Graswurzeln, Erdnüsse und Pflanzen. Nur an trockenen Abenden — im Regenwetter bleibt er daheim, er sucht seine Haut immer trocken zu halten — verläßt er seine Höhle; langsam und vorsichtig kommt er aus seinem Baue, kriecht geduckt am Boden hin, richtet sich oft auf, lauscht und horcht, putzt sich, und wenn er das Feld sicher glaubt, meckert er einige Male, um Kameraden für die Abendpartie zusammenzurufen. Es soll höchst possierlich sein, diese Thiere im Monde sitzen zu sehen. Ihre Haut liefert feine, vielgesuchte Pelze; ihr Fleisch ist köstlich. — Von 2—5 Uhr ging's weiter durch ähnlichen Sand. Gegen 3 Uhr zog ein Gewitter wie ein kaltes Schneegestöber herauf; wenig Regen; — Hyänen kamen hart an unser Nachtlager. In der Nacht regnete es unbedeutend.

7. Juni. Von 6—6½ Uhr, immer durch Sand, erreichten wir die Wasserpfanne Tamapussa. Es hieß, von Giroa bis Tamapussa wären sechs Stunden; wir machten es in 3½ ab. Wir zogen noch zwei Stunden im Sand weiter bis zu einem andern Wasserplatze unter einem schönen Kohlenbaum. Hier nahmen wir unser Frühstück und eine halbe Stunde später erreichten wir Tamatatja, ein Thal mit neun Wasserpfannen. Auf dieser Strecke mußten wir wenigstens sieben Minuten lang durch Wasser fahren.

8. Juni. Nach der beschwerlichen dreitägigen Fahrt durch den tiefen Sand müssen wir den Zugthieren einen Rasttag geben. Ist es nicht auffallend, daß wir seit neun Tagen auch nicht eine einzige Fliege bemerkten, während sie uns kurz zuvor noch so sehr belästigten! Was mag der Grund davon sein? Als ich diesen Morgen Tschobo, meinen Setonga-Lehrer, zur Schule einlud, rief er: ‚tcherrips, tcherrips — der Honigkukuk ist wieder da‘. Jetzt half Alles nichts, der Bube eilte davon dem Vogel nach. Schon aus Dankgefühl für die zahlreichen köstlichen Waben, welche uns dieser Vogel vermittelt hat, muß ich Ihnen denselben mit Hilfe von Mr. Walsh, dieses ausgezeichneten Vogelkenners, etwas näher beschreiben. Der Vogel hat seinen Namen von der Vorliebe für Bienen und ihren Honig und von der Thatsache, daß er Leute oft zu Honigwaben führt. Man sagt, er rufe instinktmäßig Menschen zu Hilfe, wenn er sich außer Stand sieht, den Honig allein aus den Bäumen oder Ameisenhaufen herauszuholen. Auffallend ist, daß er beim Herannahen von Men-

---

[1] Vgl. die beigegebene Abbildung. Dieselbe zeigt neben dem Springhasen noch ein anderes in Südafrika durchaus nicht seltenes Säugethier: den Band-Iltis (Rhabdogale mustelina) oder „gestreiften Maushund“, einen Verwandten des amerikanischen Stinkthiers und seines übeln Geruches wegen von den Boeren „Stinkbinksem“ genannt.

schen gleich herbeieilt und durch sein tcherrips, tcherrips die Aufmerksamkeit auf sich zieht und den Beobachter einladet, ihm zu folgen. Er fliegt voraus; verliert ihn der Beobachter aus dem Auge und fängt er gar an zu pfeifen, so kommt der Vogel gleich zurück und macht einen ganz auffallenden Lärm, so daß der Jäger ihn nicht verlieren kann. So fliegt der Vogel ruhig voran und bringt seinen Mann sicher zur Stelle. Dort angekommen, verdoppelt er sein Geschrei. Findet der Mann den Honig, dann wartet der Vogel ruhig ab, bis dieser fertig ist, und holt dann seine Portion. „Ich nahm den Honig heraus,‘ sagte Mr. Walsh; ‚aber jedesmal ließ ich ein Stück für den Vogel zurück, wie es selbst alle Buschmänner thun.‘ Ich fragte ihn, ob er je einen dieser Vögel getödtet habe. ‚Ich würde so etwas für Sünde halten, und die Kaffern würden es mir sehr übel nehmen.‘ Aber einen mußte ich doch für meine Sammlung haben. Es war ein Indicator major, ein schönes Exemplar von der größten der drei afrikanischen Gattungen. Die Federn sind dichter und die Haut dicker als bei den andern Vögeln, so daß er selbst beim Angriffe der gereizten Bienen nur unbedeutend verletzt werden kann, es sei denn, daß sie ihre Stiche auf seine Augen richteten. Er webt sein flaschenähnliches Nest aus den Fasern der Dornbuschrinde und hängt es mit der Öffnung nach unten an einen Zweig. Dahinein legt er 3—4 in's Weißbraune schillernde Eier; Männchen und Weibchen lösen sich im Brüten ab [1]. Das schmucke, reinliche Äußere fällt gleich auf an diesem Vogel. Er ist braun am Rücken, dunkler an den Flügeln und dem Schwanze, weißgrau unter der Brust. Nicht selten geleitet dieser Vogel den Jäger aber auch zum Lager eines ruhenden Löwen oder zu einer Pythonschlange. Wie sonderbar! Will er den Menschen auffordern, diese schädlichen Unthiere zu erlegen? [2] Welch Wunder der Vorsehung in diesem einen Vogel! Diese Einzelheiten kann jeder Afrika-Reisende und Kaffer verbürgen. Livingstone behauptet allerdings, daß er ebenso häufig zu gefallenen Thieren führe. Mr. Walsh

[1] Nach andern neueren Naturforschern würde die Angabe des Mr. Walsh über den Nestbau und das Brüten dieses interessanten Vogels nicht ganz richtig sein. Lavaillant versichert freilich, daß der Honiganzeiger 3—4 weiße Eier in Baumhöhlungen auf den Mulm lege und sie gemeinschaftlich ausbrüte. Aber die Gebrüder Verreaux behaupten mit aller Bestimmtheit, Eier und Junge der verschiedenen Honiganzeiger in den Nestern von Würgern, Grauvögeln, Spechten, Pirolen und ähnlichen Vögeln gefunden zu haben, so daß also der cuculus indicator ganz wie unser Kukuk, sein europäischer Verwandter, der cuculus canorus, „seine Kukukseier in fremde Nester legt".

[2] Schon Ludolf, der erste Schriftsteller, welcher von dem Honiganzeiger spricht, erzählt in seiner 1681 erschienenen Geschichte Äthiopiens, daß dieser Vogel die Menschen nicht nur zu Bienennestern, sondern auch zu wilden Büffeln, Elephanten, Tigern und Schlangen locke. Neue Reisenden haben das bestätigt. Es scheint ihm der Trieb angeboren, den Menschen auf alles Außerordentliche aufmerksam zu machen.

bezweifelt das stark; in seinem langen Afrika-Leben hat er von einem einzigen Falle gehört, daß der Indicator einen Jäger zu einem todten Elephanten brachte, und selbst bei diesem Falle wurde angenommen, daß ein Löwe kurz zuvor seine Beute verlassen hatte. So viel über den Honigkukuk.

Nach anderthalb Stunden kehrte mein schwarzer Herr Professor zurück, dießmal mit einer guten Portion von dem angenehm säuerlichen und aromatischen Honig der stachellosen Bienen. Mit Wasser gemischt gibt er einen köstlichen, stärkenden Trank. Diese Bienen umschwärmen gern die Augen, kriechen in die Ohren und saugen an der Haut wie Fliegen; sie sind ganz harmlos; ihre Nester, die sie in hohle Bäume, aber am liebsten in den Boden bauen, endigen in eine Wachsröhre von der Größe eines Federkiels. Ihre Waben sind auffallend dick. Sie sind kaum größer wie die weißen Ameisen. Inzwischen hatte ich eine große Anzahl von allerhand Gegenständen zusammengesucht, holte meinen Professor und nun begann das Fragen: Nin seschi, was ist das? banyama, wie heißt das? Dann folgt eine Beschreibung des Professors vom Scheitel bis zur Fußsohle. So studire ich Setonga und mache mir ein Wörterbuch. Von $1\frac{1}{4}$ bis $4\frac{1}{2}$ Uhr durch dichtes Dorngebüsch und Sand, nachher schöner Wald.

9. Juni. Aufbruch 6 Uhr. Dichter Wald, Sand, um 9 Uhr Halt bei der Gama-Pfanne; am Wege nur wenig Wasser, aber zehn Minuten weiter zur Linken große Wasserplätze. Gegen $1\frac{1}{4}$ Uhr brachen wir wieder auf und erreichten um 3 Uhr Stoffelspan[1]. Dieser Platz hat seinen Namen vom Herrn Stoffel, der sich hier der Jagd halber längere Zeit aufhielt und dann später in der Nähe des Manengwe, von Buschmännern in den Wald gelockt, um ihnen Elfenbein und Federn abzukaufen, von denselben heimtückisch ermordet wurde. Gegen 5 Uhr zogen wir noch anderthalb Stunden voran. Wir gingen nicht weiter, aus Furcht, beim Dunkeln die Henricks-Pfanne zu verfehlen, das letzte Wasser in der Nähe. Bis dahin, meinte Mr. Walsh, könnte es nicht mehr als eine halbe Stunde sein.

10. Juni. Fest der hl. Margarita, Königin von Schottland. Die Hand des Herrn hat uns geschlagen! Um 6 Uhr, als es bereits vollständig hell war, wurde eingespannt. Der Weg ist ziemlich offen und frei, aber sehr sandig. Wir mochten 20 Minuten weit gefahren sein; Jan, der Treiber, ging neben den ersten Ochsen; Mr. Walsh saß wie gewöhnlich vorne auf der Wagenkiste, um im Falle eines Hindernisses, wie er immer sagte, den Treiber zeitig aufmerksam zu machen und jedes Unglück zu verhüten. Ich saß quer im Wagen und betete eben meine Juni-Herz-Jesu-

---

[1] „Pfanne“ oder „Pan“ werden von den Afrika-Reisenden nach der Boerensprache die teichartigen Wasserlachen genannt.

Litanei für eine gute Aufnahme bei den Batonga und den Übertritt meines Freundes Walsh in den Schooß der katholischen Kirche. Plötzlich, ohne daß Jemand sich's versah, gibt es einen gewaltigen Stoß am Wagen. Mr. Walsh wird wie ein Ball von der Kiste geworfen und ich vorne auf die Kiste. Gleich schreie ich dem Treiber ‚Halt'! springe Mr. Walsh nach, aber o weh! das Vorderrad hatte ihn schon überfahren. Die Ochsen wollten nicht stille stehen. Schon hat das Hinterrad seine Kleider gepackt, ich reiße und ziehe an ihm, aber ich falle auch, verstauche den linken Arm, das Rad streift mein Knie und Schienbein und fährt über meinen Fuß. Ich achte es nicht und suche nur dem armen Manne zu helfen. Auf meinen Hilferuf eilen Alle herbei. Wir untersuchen ihn. Welch ein Schreckensbild! Das Vorderrad war von der Herzgegend über den Rücken und die Schulter gegangen und hatte eine handgroße Wunde am Hinterkopfe verursacht; das Hinterrad war über den Unterleib gefahren. Das Blut rann aus Auge, Mund und Nase. Ein wahres Wunder, daß der bejahrte Mann noch so bei Besinnung war [1]. Wir legten ihn, so gut es ging, auf eine Matraze unter das Zelt. Gleich dachte er an seine Familie: ‚Pater,' sagte er mir, ‚schicken Sie meine Ehrenmedaille meinem Sohne Wilhelm;' dann sagte er: ‚O ich war so glücklich bei euch guten Leuten; ich wollte stets bei euch bleiben, um euch zu helfen; Gott will es nicht, sein Wille geschehe! Meine Frau ist katholisch und meine Kinder ließ ich auch katholisch taufen.' Der hochw. P. Superior fragte gleich: ‚Möchten Sie nicht auch katholisch werden?' — ‚O ja, Pater, helfen Sie mir!' Er wurde bedingungsweise getauft und erhielt die heilige Lossprechung. ‚O wie schön sind die Gebete,' sagte er, ‚fahren Sie fort!'

Ich war überglücklich; das heiligste Herz hatte mein langes Gebet erhört, seine heilige Königin [2] hatte ihn in die Kirche geführt. Allein unter welchen Opfern gewährte Gott meine Bitte! Jeden Augenblick erwartete ich das Hinscheiden unseres besten Freundes, unseres größten Helfers. Die heiligen Öle waren schon bereit; allein die Gefahr schien nicht so groß. Ich schickte zwei Buben, um das nächste Wasser aufzusuchen, weil wir, in der Voraussetzung, nach einer halben Stunde Wasser zu finden, nicht mehr damit versehen waren. In aller Eile wurde eine Tragbahre verfertigt. Nach zwei Stunden kehrten die Buben mit der traurigen Nachricht zurück, daß sie kein Wasser entdeckt hätten. Was war zu machen? Länger hier

[1] Der Vorfall wird von P. Depelchin, P. Weißkopf und Br. Nigg ganz übereinstimmend erzählt. Sie heben hervor, daß der an sich schwere Wagen mit über 40 Zentner Waaren beladen war! Wenn nun auch der tiefe, fast mehlartige Sand gewiß dazu beitrug, daß die Wucht der furchtbaren Last sich nicht vollständig fühlbar machen konnte, so sieht man sich doch beinahe zur Annahme eines wunderbaren Ereignisses genöthigt.

[2] Die heilige Margarita, Königin von Schottland: Mr. Walsh ist ein Schotte.

bleiben durften wir nicht; vielleicht hätten wir uns der Gefahr ausgesetzt, mit dem Kranken in der Nacht reisen zu müssen, nur um zu Wasser zu kommen. Es wurde deßhalb eingespannt. Die Brüder und Buben sollten den Leidenden tragen; allein das erwies sich bald als unthunlich; so wurde er auf den Wagen gesetzt, der sich langsam und vorsichtig weiterbewegte. Ich fuhr mit dem St.-Josephs-Wagen voraus. Je weiter wir kamen, desto größer wurde meine Besorgniß; aus der halben Stunde bis zum nächsten Wasser wurden zwei Stunden; selbst im Henrickspan war kein Tropfen Wasser.

Ein Unglück kommt selten allein. Wenn wir nicht unverhofft Wasser finden, von welchem weder unser Führer noch unsere Karte etwas weiß, so müssen wir noch neun Stunden weit und überdieß zur Nachtzeit durch die Gegend der Giftfliege Tsetse. Wie soll das möglich sein? Ich wandte mich an alle Heiligen und ließ noch eine Stunde weiterfahren. Die Ochsen wollten und konnten nicht mehr weiter durch diesen tiefen Sand. So spannten wir denn mitten im Walde aus. Von winzigen Fliegen wurden wir hier umschwärmt. Die Buben, welche ich vorausgeschickt, kehrten nach einer halben Stunde mit einer Kalabas[1] Wasser zurück. Wie ich dem lieben Gott dankte! Gleich wurde wieder eingespannt und bald erreichten wir eine kleine Pfütze mit einer Flüssigkeit, die, wenn klar, mit dem Namen Wasser bezeichnet werden könnte.

Es half nichts, wir durften nicht weiter. Als ich vom Wagen stieg, fand ich meinen Fuß hochgeschwollen und dunkelbraun und konnte kaum sachte auftreten. Allein ich mußte das Zelt aufrichten lassen und wenigstens etwas Kaffee für die Anderen bereiten. Nach drei Stunden langten auch diese mit dem Verunglückten an. Im Zelte wurde er untergebracht und nun begann für mich und Bruder Nigg die Arbeit. Er, der Arzt unserer Expedition, brauchte zuerst die Mittel, die er mir in Kimberley mit so großer Auswahl zusammengekauft hatte. Das Gefährlichste schien mir der Rippenbruch und die Quetschungen der rechten Schulter. Die Geduld und Ergebung des alten Mannes sind erstaunlich. Welches war nun die Veranlassung dieses Unglückes? Keinem von unserer ganzen Karawane kann irgendwie mit Recht die Schuld davon zugeschrieben werden, und das ist, was mich tröstet. Unversehens stieß der Wagen auf einen Mapani-Stumpf im Sande. Welch ein Glück, daß der Sand so tief war! Auf hartem Boden hätte Mr. Walsh sicher gleich das Leben eingebüßt und um meinen linken Fuß wäre es geschehen gewesen. In vier Tagen, auf Antonius, wollten wir in Panda-ma-Tenka, dem ersten Hause seit Tati, eintreffen; aber jetzt, wie lange werden wir hier verbleiben müssen! und dann, wer weiß, ob der gute Mr. Walsh je wieder so hergestellt wird,

[1] Kürbisflasche.

daß er uns in dem schwierigsten Theile unserer Reise die Dienste erweisen kann, auf welche wir so sehr angewiesen sind. Deus providebit, Gott wird sorgen! Er hat schon offenbar geholfen, indem er uns einige Minuten von hier ein zweites Wasser entdecken ließ; dieses Wasser würde auf acht Tage für Menschen und Vieh nicht ausgereicht haben.

11. Juni. Der Kranke leidet entsetzlich. Tag und Nacht sind zwei von uns an seiner Seite. Um 7 Uhr haben wir 5° R. und um 10 Uhr bereits 22 im Schatten. Hyänen kommen in der Nacht an unsere Wagen.

12. Juni. Der Kranke hat starke Athmungsbeschwerden. Wir geben Laudanum; äußerlich Arnica; innerlich abwechselnd Arnica und Aconit. Die Brüder machen einen Filtrirapparat. In einen mit Kohlen gefüllten, spitz zulaufenden Sack aus Leinwand, auf dessen Boden ein Schwamm liegt, wird das Wasser aufgeschüttet; eine langsame, aber sich gut bewährende Vorrichtung.

13. Juni. Der Kranke fühlt sich viel besser. Mit unerwarteter Leichtigkeit konnte er umgebettet werden. Ein großes Fell, das den Boden des Zeltes bedeckte, fand sich von den weißen Ameisen zur Hälfte aufgefressen.

14. Juni. Wir machen einen Kraal für unsere Ochsen; denn voraussichtlich werden wir noch lange hier bleiben müssen. Unser Wasser ist kaum genießbar; zum guten Glück ließ uns der liebe Gott eine halbe Stunde von hier eine große Pfanne mit ziemlich gutem Wasser entdecken. Seit drei Tagen ist es fast kalt; selbst um 2 Uhr hatten wir nicht einmal 16° R. Um die Buben zu beschäftigen, holte ich die Mühle hervor. Den ganzen Tag wird Mais und Kaffernkorn gemahlen. Wölfe, Hyänen und Schakale lassen uns kaum schlafen. Br. Nigg geht mit dem Plane um, die Hyänen zum Selbstmord zu verleiten.

Nacht vom 17. auf den 18. Juni. Seine Versuche schlagen fehl; eine Wildkatze holte den Köder, ohne daß der Schuß, welcher zu hoch gerichtet war, dem Thiere ein Leid zugefügt hätte. Um 11 Uhr zog ein Gewitter herauf, das uns eine Lufterscheinung bot, wie ich sie noch nie gesehen. Der Mond in seinem ersten Viertel warf seine Strahlen mit einem solchen Lichte auf die gegenüberstehende Regentropfenwand, daß er einen vollständigen Regenbogen hervorrief. Natürlich waren die Farben nicht so ausgeprägt, wie beim Sonnenregenbogen. Doch konnte selbst das bloße Auge eine Abstufung von schwachen Schattirungen nicht verkennen; diese nicht so grell hervortretenden Farben ließen den Bogen breiter erscheinen. Der Kranke bessert sich auffallend.

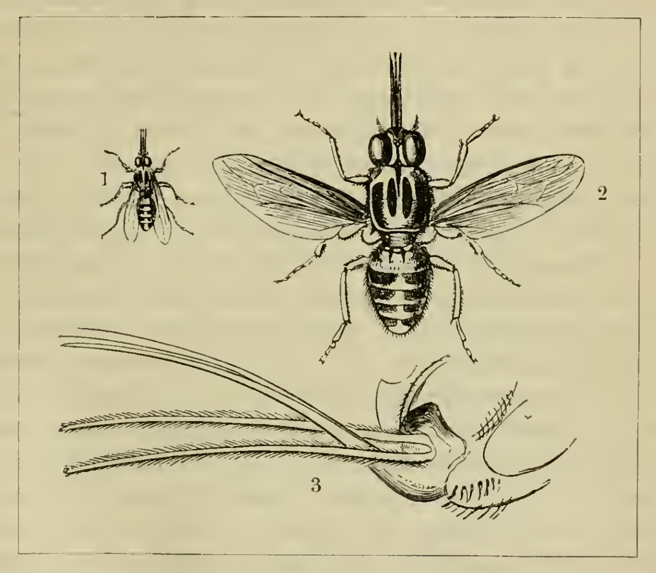
18. Juni. Heute sagte Mr. Walsh, daß wir am 21. weiterreisen könnten. Wenn nur Nichts wieder dazwischen kommt.

21. Juni. St. Aloysius. Kürzester Tag. Gestern und heute Morgen sehr empfindliche Kälte; der Lagerplatz war ringsum mit starkem Reif überzogen.

22. Juni. Heute sollen wir die „Walsh-Pfanne" verlassen; Alle freuen sich des Abschiedes von diesem ungesunden Platze. Unser lieber Patient hat sich wunderbar erholt; dem Herzen Jesu sind wir zum größten Danke verpflichtet. Je mehr die Novene voranschritt, desto besser fühlte sich der Kranke. Er verlangte selbst die Weiterfahrt. Auf seinem Bette wurde er in den Wagen getragen. Er klagte nur noch über Schmerz an der linken Unterrippe. Um $4^1/_2$ Uhr zogen wir weiter durch Sand und Buschfeld. Längs des Weges hingen eine Unmasse von Bohnen an niedrigem Gebüsch. Unsere Jungen sammelten einen ganzen Eimer voll. Sie sind ähnlich unseren langschotigen Bohnen; gebraten im Feuer, wie die Buben es zu thun pflegen, haben sie einen chininähnlichen Beigeschmack; gekocht würden sie nach meiner Meinung unseren Bohnen in Nichts nachstehen. Gegen $7^1/_2$ Uhr hielten wir an einem weiten, offenen Platze, reich an Wasser; daselbst blüht eine Pflanze, die einen starken Duft aushaucht, wie unsere Pfeffermünze. Überhaupt findet sich an diesem Wege eine wahre Fülle von diesen aromatischen Gewächsen mit flüchtigem Ölgehalte. Um $10^1/_2$ Uhr ließ ich bei prächtigem Vollmonde wieder einspannen. Wir stehen vor einem Buschfelde, worin die Tsetsefliege hausen soll. Um unsere Thiere nicht dem Verderben auszusetzen, müssen wir bei Nacht und Nebel durch diesen Distrikt ziehen. Deßhalb kann ich Ihnen auch dieses Mal aus eigener Erfahrung keine nähere Beschreibung von diesem mörderischen Geschöpfe geben. Dazu wird später noch oft genug Gelegenheit sein. Für heute mögen diese kurzen Bemerkungen, die ich von Anderen schöpfe und mit unserem erfahrenen Führer in's Einzelne besprochen habe, hinreichen, um Ihnen einen schwachen Begriff von dieser Fliege und ihren verderblichen Folgen zu geben.

Die Tsetsefliege, Glossina morsitans, ist ein braunes Geschöpf von der Größe einer europäischen Stubenfliege mit 3—4 gelben Streifen über den Hinterkörper und mit weit über den Körper hinausreichenden Flügeln. Sie hält sich in sumpfigen, waldigen Gegenden auf und folgt dem Wilde, auf dem sie ihre Nahrung findet und in dessen Dünger sie ihre Eier legt. Ihr Stich ist für Pferde, Rinder, Hunde, Hühner und (was von Livingstone geläugnet wird) für Esel tödtlich. Sie schadet dem Wilde nicht, den Menschen belästigt sie nur wie Moskitos. Das Gift sitzt im Rüsselansatze am Kopfe und wird mit dem Saugen in das Zellgewebe der Haut gebracht, worin sie ihren dreispaltigen Rüssel einbohrt. Man soll den Stich kaum fühlen, deßhalb fürchten die Thiere denselben nicht. Diese Fliegen saugen sich am Menschen so voll Blut, daß sie bald darauf platzen; selbst wenn man während des Saugens ihren Bauch aufschlitzt, fahren sie in ihrer Arbeit fort, so daß das Blut herunterläuft. Erst nach einigen Tagen erscheinen beim Thiere die Folgen des Stiches, und dieß um so eher, wenn Regen auf die Thiere fällt. Dann rinnen Augen und Nase, das

Haar richtet sich empor, unter den Kinnbacken bildet sich eine Geschwulst. Der Ochse magert ab, die Muskeln erschlaffen, unhaltbarer Durchfall tritt ein; das Thier kann nicht mehr grasen und stirbt endlich an Erschlaffung. Wir hatten Gelegenheit, in Tati diese Symptome an dem hinsiechenden Ochsen des Herrn Meyer zu beobachten, der uns am Mariko entgegenkam. Auf diesem Wege bis Tati hatte er bereits 17 Stück verloren und andere verendeten fast täglich noch in Tati. Schon der Stich einer einzigen Fliege bringt den Tod. Untersucht man das todte Thier, so findet man, daß das Fett grünlich-gelb aussieht, die Herzkammer ganz weich, Magen und Eingeweide blaß und leer sind, die Gallenblase stark ausgedehnt ist.



Die Tsetsefliege (Glossina morsitans).
1 In natürlicher Größe. 2 In dreifacher Vergrößerung.
3 Der Stechapparat in zwanzigfacher Vergrößerung.

Livingstone's Behauptung, daß diese Giftfliege sich nur in ganz bestimmten, scharf abgegrenzten Distrikten aufhält und ihren Standpunkt anscheinend niemals wechselt, wurde von Mr. Walsh und Anderen durch mehrere Thatsachen widerlegt. Die Insekten folgen dem Wilde. Die Gegend, durch welche wir fuhren, schien ganz diesen Fliegen zu entsprechen.

23. Juni. Um $1^1/_2$ Uhr in der Nacht langten wir, früher als wir erwarteten, beim Baobab-Baum an, von den Leuten Cream of Tartar-tree genannt, wahrscheinlich weil die ersten Reisenden in seiner Frucht einen ähnlichen Saft oder Geschmack entdeckten. Dieser Baum mißt 8 Meter 30 cm im Umfange, ungefähr 15 Meter Höhe; ist also nicht so dick wie der bei Tantje's Kraal, welcher 10 Meter 60 cm, und der bei den letzten

Makalakas, welcher $11^1/_2$ Meter im Umfange hatte. Die Rinde dieses Baumes hat das Aussehen von röthlichem Marmor, was ich bei den bisherigen nicht beobachtet hatte. Er trägt nur zwei Äste. Br. Simonis schnitt ein Kreuz mit dem Zeichen der Gesellschaft Jesu hinein. Die ungemein dicke, faserige Rinde riecht wie Rettig und schwitzt eine helle, violette Substanz aus. Zur Rechten und Linken des Weges befinden sich Wasserpfannen. $2^1/_4$ Uhr Aufbruch. Nach einer halben Stunde trafen wir links vom Wege zwölf Buschmannshütten; es folgten Wald und Sand. $3^1/_4$ Uhr traten wir aus dem Walde, hier wieder Buschmannshütten. Dann ging es durch eine große, sumpfige Grasfläche, wo wir die Ochsen von $3^3/_4$—5 Uhr weiden ließen, und wieder durch einen schönen Mapani-Forst. Hier berührten wir einen Ausläufer der Kalahari-Wüste; zur Linken zieht sich diese Grasebene nach Nordwest in's Unendliche fort.

Nicht selten wird die Kalahari die brennend heiße, sandige, südafrikanische Sahara genannt. Dieß verleitet zur Vorstellung einer an Menschen, Pflanzen und Thieren armen Ebene. Dem ist aber nicht so. Sie ist durchaus nicht ohne Vegetation und Bewohner. Einst soll die Gegend reicher an Wasser gewesen sein; das beweisen die ausgetrockneten Flußbette. Der Boden ist im Allgemeinen leichtgefärbter, weißer Sand; nicht tief unter der Oberfläche zieht sich eine Schichte harten Sandsteines; über diesen sickert das Wasser, das von den höher gelegenen Rändern der Wüste herunterkommt, dem Ngami-See zu. Diese Wasserleitungen befruchten die tiefe Wurzeln führenden Pflanzen und Bäume. Den armen, furchtsamen Bakalahari- (Wüsten-) Bewohnern bieten sie Quellen. Aus Furcht vor den sie beraubenden Matabelen und Betschuanen leben diese oft weit vom Wasser. Um solches zu suchen, ziehen die Frauen aus mit Netzen leerer Straußeneier, graben eine Vertiefung, legen auf den Boden des Loches Gras, stellen darauf ein Schilfrohr und füllen das gegrabene Loch wieder auf, saugen an dem Rohr, und die Pumpe kommt in Gang. So wird ein Mundvoll nach dem andern gewonnen, ein Ei nach dem andern gefüllt; diese werden dann heimgetragen und sorgfältig vergraben. Die Kalahari ist das eigentliche Straußenfeld; hier findet sich auch ein Gemsbock, der große Ähnlichkeit mit unserem Alpenfreunde hat. Er wagt sich nicht selten bis an unsern Weg heran. Gegen 7 Uhr kamen wir seit den Makalakas wieder auf den ersten groben Kies; wir schliefen zwischen zwei Hügeln.

24. Juni. Von 6—$7^1/_2$ Uhr erreichten wir Daka; fast immer Torfgrund. Auf all meinen Reisen bin ich nie so enttäuscht worden wie hier. Von Daka spricht Jeder; auf Livingstone's Karte steht es als großer Ort verzeichnet — und was finden wir hier? Eine Kette von ausgedehnten Sümpfen in hohem Grase — das Wasser ist sehr gut. Auf anderen Karten ist Daka als großer Fluß eingetragen. Hier ist bloß die Quelle

vom Flusse; er zieht sich in weitem Bogen östlich zum Sambesi fort. Weßhalb steht denn Daka als Ort an dieser Stelle, wo wir durchziehen, verzeichnet? Ich finde nur diese Erklärung: Vor ungefähr 27 Jahren war die ganze Gegend von Sebiniane bis hier von Wanki's Stamm bewohnt; durch Mosilikatse von da vertrieben, befestigte sich Wanki auf einer Anhöhe an den Quellen des Daka. Hier traf ihn und sein Volk noch der katholische Reisende Chapman. Doch auch da war Wanki nicht geschützt vor dem südafrikanischen Napoleon, bis er sich endlich über den Sambesi flüchtete, wo wir ihn wieder finden werden.

Um 10½ Uhr brachen wir auf; bis 1 Uhr ging die Fahrt über Sumpfboden. Glücklicherweise ist es noch ziemlich trocken. Wir trafen drei Baobab-Bäume. Auf einem derselben fanden wir zum ersten Male Früchte. Die größte war 25 cm dick; das säuerlich-süß schmeckende Mark ist köstlich, erquickend. Im Reisebericht Tati-Kimberley habe ich Baum und Frucht näher beschrieben[1]. Von allen Baobab-Bäumen, die wir auf diesem Wege angetroffen, kann man dreist mit Gerstäcker sagen, daß sie eben so mißgestaltet sind als ein Flußpferd, eben weil sie kaum einige Äste tragen. Letzteres scheint mir ganz natürlich aus dem Grunde erklärt werden zu können, daß zur Zeit, wo diese Strecke noch bevölkert war, die Äste des Bastes halber, woraus die Eingebornen Stricke und allerhand andere Sachen verfertigen, abgehauen wurden. Sie wissen, daß der Mowana, wie die Betschuanen diesen Baum nennen, bald wieder eine Rinde ausschwitzt und fortgrünt, als sei ihm nichts geschehen. Einer dieser Bäume maß 16 Meter im Umfange. Bis jetzt soll der Baobab nur noch von dem riesigen Mammuthbaume (Wellingtonia gigantea) Kaliforniens an Umfang und Höhe weit übertroffen werden. Von 1—3 Uhr rasteten wir und mußten uns dann drei weitere Stunden durch Sand und Torfboden fortarbeiten. Der Himmel überzog sich vollständig und so hatten wir wenig Aussicht auf gutes Mondlicht; deßhalb schlugen wir unser Nachtquartier auf.

25. Juni. Der heutige Tag sollte uns nach Panda-ma-Tenka bringen. Nach zwei Stunden passirten wir den Fluß Panda-ma-Tenka nahe an seiner Quelle am Fuße eines kleinen Hügels; seiner Quelle gegenüber an der andern Seite des Hügels entspringt das Mazeze-Flüßchen, das in seinem nordöstlichen Laufe nach einigen englischen Meilen den bereits bedeutenden, von vielen Krokodilen unsicher gemachten Fluß Panda-ma-Tenka aufnimmt und mit diesem zuletzt sechs Meilen vom Dakaflusse in den Sambesi mündet. Ungefähr anderthalb Stunden fuhren wir längs des Flusses durch das Thal. Auf einem Hügel, 60 englische Meilen südöstlich von den Sambesi-Fällen, liegt das Haus von Mr. Philips, eine

[1] Vgl. oben S. 194.

Handelsstation des Mr. Westbeach, des ersten weißen Händlers diesseits und jenseits des Sambesi. Schon seit neun Jahren lebt dieser Mann in dieser Gegend. Sein energischer Wille und seine unermüdliche Ausdauer ließ ihn zahlreiche Stämme durchwandern, deren Gebiet noch keines Weißen Fuß betreten hatte. Keiner soll mit den Sprachen der verschiedensten Stämme so bekannt sein. (Holubs Wörterbuch ist der Hauptsache nach sein Werk.) Nach ihm hat wohl kein Europäer dieses Land bereist, der sich nicht seiner Hilfe und seines uneigennützigen Beistandes erfreute. Bei unserer Ankunft trafen wir Mr. Wehr auf der Station. Es hieß, Mr. Westbeach sei fünf Tagereisen weit von hier. Ganz unerwartet traf er aber mit Mr. Blockley und 25 Eingebornen am Nachmittage ein. Beide boten uns gleich ihre Hilfe und Unterstützung an. — Abends beteten wir das Te Deum für die glückliche Reise; nicht als wenn wir schon am Ziele wären, hier in der Nähe wohnen keine Leute; nein, hier beginnt eigentlich die Reise ohne Wagen, zu Fuß mit 40—50 Trägern; natürlich muß hier vorläufig ein Pater mit einem Bruder zurückbleiben, weil wir nicht Alles auf einmal über den Sambesi schaffen können.

Ich füge noch einige allgemeine Bemerkungen bei. Seit dem Kraale der Makalakas, also ungefähr drei Wochen lang, trafen wir am ganzen Wege nur fünf Leute. Auf dieser Reise hoffte ich eine großartige tropische Vegetation zu finden, und was fand ich? Eine wellenförmige, sanft nach Norden abfallende Fläche, auf welcher hin und wieder Hügel und Ränder sich zu unbedeutender Höhe erheben. Ich glaube, bei all den Büschen und Bäumen, die sie überwachsen, bei dem herrlichen Farbenspiel des Laubes, das in allen Schattirungen von Dunkelbraun durch Grün in's Lichtgelbe schillert, bringt die Gegend keineswegs den Eindruck einer tropischen hervor. Vergeblich suchte ich bis jetzt die Riesen der Vegetation, die Palmen und baumartigen Farren, und selbst der Baobab, der einzeln oder in Gruppen von zwei bis drei spärlich über die wellige Fläche vertheilt ist, verschwindet für den Gesammtüberblick um so eher, als er während dieser Jahreszeit (Winter) völlig kahl dasteht.

Den Unfall des Mr. Walsh abgerechnet, hatten wir auf dem ganzen Wege mit nicht mehr Hindernissen zu kämpfen, als auf der Strecke Kimberley-Tati. Wir waren 41 Tage unterwegs, mußten wegen Mr. Walsh 12 Tage rasten, fuhren 148½ Stunden und legten ungefähr 370 englische Meilen zurück. Auf geradem Wege würde man sicherlich fünf Tage weniger gebrauchen. Hier werden wir uns noch längere Zeit gedulden müssen. Gestern entsandte ich zwei Buben zu den Fällen, um Korn herüber bringen zu lassen; dann müssen noch an die 40—50 Träger beschafft und alle Sachen in Pakete von 40—45 Pfund eingenäht werden. Doch das könnte uns nicht so lange aufhalten. Die größte Schwierigkeit bietet das Übersetzen des Sambesi. Die Marotse machen Anspruch auf den Fluß bis hin-

unter zu Wanki's Dorf. Wegen der augenblicklichen Unruhen und Unordnungen im Lande selbst, wegen des feindseligen, mörderischen Charakters des Volkes und wegen des ungesunden Klimas können wir nicht den mehr offenen Weg einschlagen; deßhalb werden wir uns, wenn wir nicht zeitig die Erlaubniß vom Marotse-König erhalten, mehr den Fluß abwärts, eine Tagreise unterhalb Wanki (acht Tage von hier), zu den Batonga begeben, welche auch unter dem allgemeinen Namen Batoka bekannt sind. Diese Stämme werden als die bestgesitteten geschildert und sie baten Mr. Blockley, den ersten Weißen, der sie vor Kurzem aufgesucht, ihnen doch einige Lehrer herüberzubringen. Mr. Blockley wußte um unsere Ankunft, versprach, ihrem Wunsche nachzukommen und will uns zu diesem Volke führen. Der hochw. P. Superior, ich und zwei Brüder werden uns somit möglichst bald auf den Weg machen. Der hochw. P. Depelchin wird in Bälde nach Tati zurückkehren und mir die neue Mission überlassen. Beten Sie und lassen Sie beten, daß wir dem Herzen Jesu viele, viele Seelen zuführen. Bevor ich abreise, werde ich den guten Pitt noch in die katholische Kirche aufnehmen."

---

18. Rast in Panda-ma-Tenka und Besuch der Victoria-Fälle des Sambesi [1].

(26. Juni bis 22. Juli 1880.)

Tagebuchblätter des seligen P. Terörde.

„Unser Aufenthalt zieht sich wider Erwarten in die Länge," fährt P. Terörde in dem folgenden, am 22. Juli zum Abschlusse gebrachten Theile seines Tagebuches fort. „Kriegsgerüchte machen Alles unsicher. Die Marotse haben in ihren tributpflichtigen Stämmen die mannbaren Kräfte ausgehoben und ziehen gegen einige Kraals der Maschukulumbe oberhalb der Batonga. Die Marotse sind jenseits des Sambesi ungefähr das, was die Matabelen am südlichen Ufer sind, mit dem Unterschiede, daß diese eigentlich Krieg führen, während jene nur hinschlachten und sich wohl hüten, einen Stamm anzugreifen, der ihnen vielleicht überlegen sein könnte. Seit Sepopo [2] vor drei Jahren aus dem Wege geschafft worden, ist das Land eine wahre Mördergrube geworden. Statt Elephantenjagd zu betreiben, wie unter jenem großen Herrscher, machen sie jetzt Jagd auf einander. Sepopo's jungen Nachfolger haben sie getödtet, und es ist ein offenes Geheimniß, daß der jetzige König auch nächstens beseitigt werden soll. Dieser wilde Stamm flößt allen anderen den größten Schrecken ein, er fürchtet nur die Matabelen; ohne seine Genehmigung darf kein Weißer bis über Wanki hinaus den Fluß überschreiten. Wie viele Eingeborene haben wir schon gefragt, ob sie nicht Missionäre haben möchten. ‚O, mit Freuden,' war ihre Antwort, ‚aber wir können nichts machen ohne Einwilligung des Königs.' Hier erst sehen wir, welch ein Segen es für unsere Mission ist, und zu welchem Danke wir unserem ausgezeichneten Oberen verpflichtet sind für die unbeschreiblichen Mühen, womit er im Herzen der Matabelen eine Station zu Stande gebracht hat. Er hat so den Weg, die Bahn gebrochen in unser nördlicheres Missionsgebiet.

---

[1] Vgl. unsere Kartenskizze III.

[2] Über die Geschichte Sepopo's und seiner Unterthanen verweisen wir auf den Artikel: „Die Völkerstämme am obern Sambesi" in den „Katholischen Missionen" Jahrg. 1881 S. 166 u. 209.

Schon vor drei Wochen haben wir Boten zu den Marotse hinaufgesandt, um sie wissen zu lassen, daß wir beabsichtigen, den Fluß zu passiren. In dem wahrscheinlichen Falle einer abschlägigen Antwort werden wir mehr östlich, nahe am Guayflusse, an den Matabele-Triften übersetzen, den Batokas gerade gegenüber. Die Buben, welche wir um Korn zu den Fällen geschickt hatten, kehrten nach acht Tagen mit der traurigen Nachricht zurück, daß alle jungen Leute zum Kriege berufen seien, und die Frauen ließen melden, daß sie ‚keine Füße hätten, um Getreide hinüberzubringen'. Da war guter Rath theuer. Herr Westbeach suchte uns durch Rath und That auf das Beste zu unterstützen. Von seinem herrlichen Garten, der vom Panda-ma-Tenka-Flusse immer bewässert werden kann, räumte er uns gleich ein Drittel ein; sogleich begannen die Brüder, jede Ecke desselben nützlich auszubeuten. Dann wies er uns neben seinem Hause einen Bauplatz an, um eine kleine Wohnung aufzuführen. Unverzüglich zog Bruder Simonis mit den Buben in den Wald, um passende Bäume zu fällen. Gleichzeitig mußten wir alle Gegenstände in Säcke von 40—50 Pfund einnähen, um sie von Trägern zu den Batonga bringen zu lassen. Endlich am 9. Juli kehrte Mr. Blockley von Leschuma zurück. Nach seiner Ansicht war es unmöglich, unter den gegenwärtigen Umständen ungefährdet zu reisen, übrigens würden wir auch keine Träger bekommen können. Denselben Abend trafen ungefähr 30 junge Leute von den Wasserfällen ein mit Getreide und winzigen Böcken. Das Korn wird in Kürbisflaschen und kleinen Säcken aus Baobab-Rinde getragen. Wir kauften, was wir nur erhalten konnten. Wenn auch jeder Bube täglich nur $1^1/_2$ Schoppen Mais bekommt, so macht das doch bald Säcke voll, sobald man 50—60 Träger zu ernähren hat; überdieß ist es schwer, in den drei letzten und zwei ersten Monaten des Jahres Korn einzukaufen. Beim Handeln schauen die Eingebornen hier nicht auf die Qualität und Farbe, sondern einzig und allein auf die Quantität der Glasperlen.

Die Heimkehr dieser Leute bot uns die günstigste Gelegenheit, einen Besuch bei den Fällen zu machen. Bevor wir abreisten, wurden noch zwei Buben mit meinem Professor Tschobo zu Wanki's Dorf abgeschickt, um Träger zu suchen; im Falle, daß sie dort keine fänden, sollten sie zu den Batonga selbst gehen.

Am 10. Juli Mittags 12 Uhr setzte sich unsere kleine Karawane in Bewegung. Mr. Blockley führte dieselbe an; auch Mr. Westbeach begleitete uns. Nach 10 Minuten erreichten wir den Panda-ma-Tenka-Fluß, dann ging es lange durch Sumpfgras und Gebüsch. Abends wurde Halt gemacht. Sobald der Führer den Ruheplatz angewiesen hatte, eilten die Träger in's Gebüsch. Nach einer halben Stunde war das Nachtlager in Ordnung. Denken Sie sich eine 1,6 Meter hohe Wand im Halbkreis, aus grünen Zweigen aufgeführt, von innen mit Gras oder besser mit Heu

bekleidet; der Boden ist mit einer fußhohen Grasdecke belegt, darüber sind die Decken ausgebreitet. Da ruhen wir fünf Weiße; zu unseren Füßen brennen drei bis vier Feuer, um welche die armen Kaffern sich drängen, um ihren Mais zu kochen, bis tief in die Nacht zu schwatzen und in der kalten Mondnacht sich ein wenig warm zu halten. Ein solches Nachtlager nennt man Skerm. Die Eingebornen leiden ganz entsetzlich von der Kälte. So unempfindlich sie gegen die brennendste Sonnenhitze, ebenso empfindlich sind sie für kalte Witterung. Um nicht so lange in der Mittagssonne marschiren zu müssen, machten wir uns eines Morgens um 6 Uhr auf den Weg. Es wehte eine bitterkalte Morgenluft. Aber schon nach einer Viertelstunde war kein Bube mehr zu sehen, die Kälte nöthigte sie, Feuer anzumachen. Mit der anscheinend größten Leichtigkeit tragen sie in der größten Sonnenhitze schwere Lasten an ihren Querstangen und müssen dabei barfuß auf so steinigen, scharfen Pfaden gehen, daß ein Europäer in seinem bequemen Schuhwerk es kaum aushalten zu können glaubt. Wenn es doch die armen Leute verstünden, ihre Strapazen durch die gute Meinung in kostbare Edelsteine für den Himmel umzuwandeln! Nur einmal im Tage, und zwar nach Sonnenuntergang, essen die Träger. Gibt man ihnen Kost für mehrere Tage, so wird Alles auf einmal verzehrt; finden sie den Tag über etwas, so verschmähen sie es natürlich nicht. Längs des Weges sammeln sie fleißig Abokuri, eine Frucht von der Farbe und Größe einer enormen Rübe — reichhaltig an Wasser und gut von Geschmack — eine Wasserrübe. Sie hat einen kriechenden Stengel, der aber im Winter vollständig verschwunden ist, so daß sie die Frucht nur ausfindig machen können aus dem hohlen Laute, den sie beim Anstoßen mit dem Schafte der Assegai vernehmen. Worüber ich aber noch mehr staune, ist, daß man diese Frucht ausschließlich nur in felsigem Grunde findet. Mir mundet sie ganz vortrefflich, sie löscht den Durst und stärkt. Welche kostbare Gabe der Vorsehung![1]

---

[1] Selbst die Kalahari-Wüste ist reich an Früchten und Knollen, welche den Thieren die Feuchtigkeit spenden, die ihnen der dürre Erdboden verweigert. „In nassen Jahreszeiten," sagt Grisebach (a. a. O. Bd. II. S. 168), „sind unabsehbare Landstrecken mit der südafrikanischen Wassermelone (citrullus caffer) auf das Dichteste überkleidet, und von diesen Vorräthen zu zehren sammeln sich dann alle Thierformen in der Wüste, und die Betschuanen folgen ihnen mit ihren Heerden. Aber auch in der langen Zeit, in welcher der Boden völlig dürr und wüst erscheint, verbirgt er noch Nahrungsstoffe und organisches Leben. Die Kalahari besitzt mehrere Asklepiadeen mit großen, eßbaren Knollen, die wegen ihres saftreichen Gewebes den Eingebornen dienen, ihren Durst zu stillen." Zu dieser letztern Art gehört offenbar das oben erwähnte Knollengewächs, welches P. Terörde mit dem Namen der Eingebornen „Abokuri" nennt. Livingstone heißt die Frucht „Mokuri" (Einzahl von Abokuri?) und kennt noch eine andere Art von der Größe eines Kindskopfes, welche bei den Eingebornen den Namen „Leroschna" trägt.



Elephanten auf der Flucht.

11. Juli. Auf einem Mapani-Stamme schlugen wir unsern Altar auf. Dann ging's auf und ab über Lavahügel, durch 2 Meter hohes Gras; Elephantenpfade[1] durchkreuzten den Weg; die Vegetation ist krüppelhaft. Gegen $3^{1}/_{4}$ Uhr machten wir unsern Skerm am Gamaraflüßchen.

12. Juli. Gegen 9 Uhr rasteten wir auf einem Sandhügel, von wo man bei heiterem Himmel die Dunstsäulen der Fälle sieht; nach einer halben Stunde hatten wir das Kabongoflüßchen vor uns; wir zogen noch weiter bis zum Thabennbach. Hier hört man das dumpfe Rauschen der Fälle. Um $2^{1}/_{2}$ Uhr brachen wir auf; bald sahen wir die Dunstsäulen der Fälle wie die Rauchwolken eines ungeheuern Brandes.

13. Juli. Das Rauschen der Fälle wird gewaltiger. Wir ziehen längs des Massuri, dann über ein Schlackenfeld, vielfach an Laach und Kruft erinnernd[2]. Auf einem Hügel halten wir eine kurze Rast. Durch das grüne Laubwerk glänzt der Fluß wie ein Silberstrahl, immense lichte Rauchwolken steigen empor; ein Getöse wie des gewaltigen Sturmes Rauschen und Brausen in den Kronen des Riesenforstes. Um 10 Uhr 40 Min. machten wir 5000—6000 Schritte vor den Fällen Halt. Gegen 1 Uhr statteten wir dem Riesenstrome unsern ersten Besuch ab.

In meiner Beschreibung werde ich trachten, genau die Örtlichkeit inne zu halten, unabhängig von den Eindrücken, welche ich unter den wechselnden

---

[1] Elephanten scheinen gerade an diesem Orte sehr häufig vorzukommen. Dr. Holub traf ganz in der Nähe die Spuren einer Heerde, als er im Sommer 1875 hier vorbei nach dem Tschobeflusse und in das Reich der Marotse zog. Er schildert diese „Elephantenpfade" also: „Die Riesenthiere mußten in der verflossenen Nacht hier durchpassirt sein. Die Spuren, die in dem Sande kaum einen Zoll tiefe Eindrücke hinterlassen hatten, führten in einer Breite von 20 Schritten; die Heerde hatte offenbar Eile, denn die von ihnen durchzogene Strecke war mit zerknickten Stämmen, Ästen und Büschen besäet. Am häufigsten waren armdicke Stämmchen entwurzelt und schenkelstarke Bäume im untern Drittel so gebrochen, daß der übrige Stamm noch an der Rinde, oder an der Bruchstelle am Rumpfe hing. Doch gab es auch welche, die stärker und in der Mitte ihrer eigenen Stammeshöhe (4—6 Fuß über dem Boden) vollkommen gebrochen waren; der Bruch war dann ein solcher, daß der zurückgebliebene stehende Baumstumpf (namentlich der gebrechlicheren Holzarten) nach unten bis zur Wurzel herab geborsten war. Sehr häufig waren die quer in die Bahn hineinragenden Äste anderer Bäume herabgerissen worden, und daß dieß mit Riesenkraft geschah, konnte man daraus entnehmen, daß oft ein großes Rindenstück von dem Stamme mit herabhing oder mit dem Aste herabgerissen worden war." II. Band S. 131.

[2] Der portugiesische Reisende Serpa Pinto, dessen Werk soeben erschien, bestätigt diese Angabe unseres Missionärs: „Der ganze Erdboden, über welchen wir in letzter Zeit gegangen (in der Nähe der Fälle), war von vulkanischer Bildung und es scheint hier einst eine ungeheure Umwälzung der Natur stattgefunden zu haben, die den gigantischen Basaltfelsen sichtbare Spuren ihrer Thätigkeit und unverlöschliche Zeichen ihrer Gewalt zurückgelassen hat. ... Hier hat früher einmal kochende, wogende Lava gebrodelt." Serpa Pinto's Wanderungen quer durch Afrika. Bd. II. S. 134.



Die [illegible] Fälle des [illegible] [illegible] Ufer [illegible] — Zu Seite 252 ff.



Einflüssen des Sonnenlichtes bei den verschiedenen Besuchen gewonnen habe. Von westlicher Richtung her treten wir an den Fluß, ungefähr eine halbe englische Meile oberhalb des großen eigentlichen Falles (bei A auf dem Situationsplan). Aus Nordwesten wälzt sich der majestätische Strom in der Breite von $1^1/_4$ engl. Meilen herab. In seinem nordöstlichen Bette liegt die herrliche Garteninsel, wo einst Livingstone sich eine Zeitlang aufgehalten; hart an unser Ufer tritt eine kleine Insel, darüber hinaus ragen zahlreiche Felsstücke aus dem Wasser empor, die einen weiten Gang in den Fluß gestatten. Die Stelle ist sicher, kein Krokodil, kein Hippopotamus zeigt sich in diesem seichten Wasser. Darum wagen wir uns eine kleine Strecke nordöstlich in den Fluß hinein. Wenden wir uns nach Südost; zur Linken erheben sich zahlreiche Inseln, alle in ein tropisches Prachtgewand gekleidet, daß es schwer fällt, zu sagen, welche von ihnen die anderen übertrifft. Lassen wir den Blick schweifen durch die Kanäle der Inseln — da in der Ferne dehnt es sich aus wie eine stürmische See, abgeschlossen durch den geheimnißvollen Schleier des wolkenanklimmenden Wasserdunstes. Die Hauptmasse des Wassers drängt sich mehr nach Süden in Front von uns zusammen, wo die Felsenmauern der Inseln den Riesen in einen Engpaß von kaum 100 Meter Breite einzwängen.

Ungefähr noch 20 Meter weit verfolgt hier das Auge die grünblaue, glänzende Wasserfläche; im Nu ist sie entschwunden. Nur das Ohr vernimmt ein unentwirrbares, ewig sich erneuerndes Donnern und Gepolter, und das Auge — es steht vor einem Schauspiel, das jeder Feder und jedes Pinsels spottet. An der düsterbraunen Ringmauer des Felsenkessels steigt aus dem schauerlichen Schlunde ein fortwährend sich in der Form erneuerndes, geisterhaft lichtvolles, glänzendes Farbenspiel des Regenbogens empor (diese Beobachtung machte ich am zweiten Tage gegen 4 Uhr Nachmittags). Etwas Unendliches fesselt hier den Geist, bezaubert das Auge. Benedicite, aquae, Domino! Segnet, ihr Wasser, den Herrn! Dem Weihrauch gleich steigen hier vom Altare des Schöpfers die Wasserdämpfe empor in einem Lichtgewande, wie nur ein Allmächtiger sie kleiden kann; laut und freudig verkünden sie des Schöpfers weise Macht und Kraft. Wie winzig klein steht der Mensch vor diesem Wunderwerk! Der arme Neger hier sieht und hört des Unendlichen Gewalt, aber seine Donnerstimme will er nicht verstehen. In dieser geheimnißvollen, ewig brausenden, siedenden Tiefe erblickt er nichts Anderes, als eine ihm verschlossene Schatzgrube von versenkten Perlen und Calico.

Begleiten wir das dahineilende Element und halten wir uns dem Falle gegenüber an einem Baumstamme, um nicht vom Schwindel in den Strudel gerissen zu werden (bei B auf dem Situationsplan). Mit Windesschnelle drängt sich die Fluth auf die Kante des Felsens. Nicht über

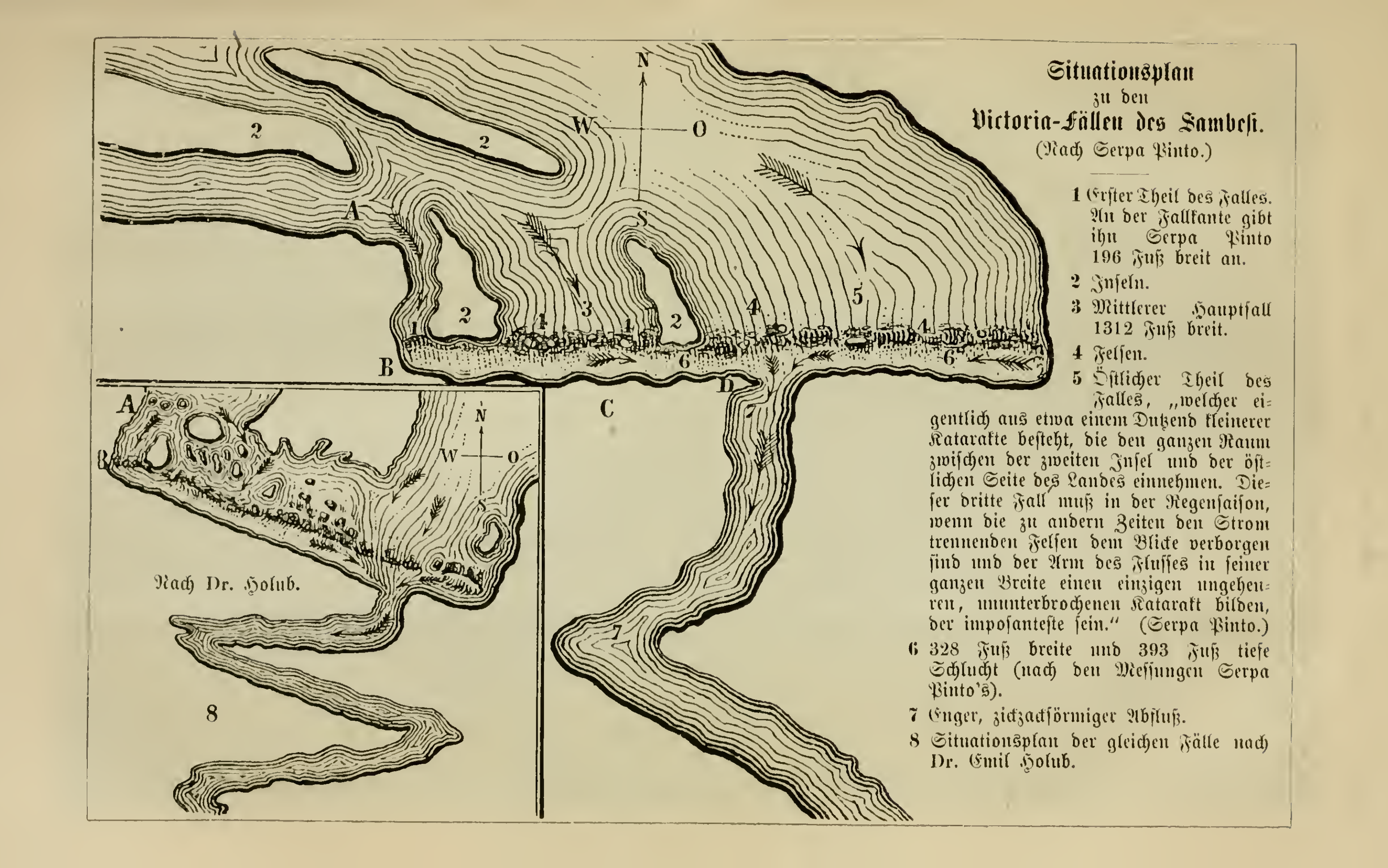
Terrassen, nein, plötzlich, im Bogen, ohne die Felswand zu berühren, stürzt es hier wenigstens 180 Meter tief hinab in die Höllenkluft. Wie betäubt stand ich da. Magnus est Dominus et laudabilis nimis in operibus suis! Groß ist der Herr und überaus lobwürdig in seinen Werken! Der erste Eindruck ist überwältigend. Mit Donnergepolter rollt der Strom hinab. Einer gewaltigen Meereswoge gleich stürzt er brausend und heulend in die grollende Tiefe und stürmt und tobt und heult gegen die Basaltfeste, bis er brüllend und tosend in veränderter Richtung weiterbraust durch die erstaunlich schmale, tiefe Spalte. So überwältigend groß und wild dieser Anblick ist, so lieblich sind die zwei kleinen Schaumwellen, welche östlich über das Eiland des Falles in die 70 Meter weit in die Insel einschneidende, 10—15 Meter breite Schlucht, an die 160 Meter tief hinunterhüpfen und ihre Wasser wieder mit dem stürmenden Elemente vereinen.

Gehen wir um den Ellbogen, den das Bett 108 Meter unterhalb des Falles beschreibt, um von einem hervortretenden Felsblocke aus eine Frontansicht der ganzen Falllinie und ihrer Tiefe zu genießen (bei C auf dem Situationsplane). Auf diesen hingelehnt hat man die ganze Pracht der ununterbrochen schäumenden Wassermasse vor sich, die von der steilen Felswand hinunterschießt, in Wolken von feinem Staube zerstiebt und dann ihre Fluthen durch die enge Kluft weiterpeitscht. — Hier wogt und gährt und wirbelt und kocht es, wie wenn Feuer mit Wasser sich mischt; himmelwärts steigt der Gischt und prasselt in dicken Tropfen herab. Unter uns schäumende Fluthen, die mit dem Lärm, dem Donner des Himmels vergleichbar, von dannen stürzen; über uns ewiger Regen; um uns, unter uns, neben uns am Waldessaume Regenbogen, glänzend und grell, wie sie nur Afrika's Sonne malen kann.

Wir sahen die Dunstsäulen 200—300 Meter hoch aufsteigen und in förmlichen Regenwolken von dannen ziehen. Windstöße trieben in der Nacht den Regen bis auf unser nächtliches Ruhelager. Die Eingebornen nennen dieses Schauspiel in der Sekololo-Sprache recht bezeichnend: Mussi-e-tuña, d. h. Rauch, er lärmt [1].

Gehen wir weiter stromabwärts durch den Regenwald, der sich ungefähr 20 Schritte vom Flusse hinabzieht. Hier ist der Anblick weniger wild, aber ich möchte sagen noch imposanter. Der östliche Arm des Stromes drängt seine Wogen in die Kanäle der Eilande und strömt über die Inseln hinweg. Zahlreiche Bäche stürzen in gebrochenem Gischt von den steilen Felswänden in die klaffende Kluft. Auf einer Längenfläche von 200 Meter zählte ich elf Wogen, welche wie unter einem Schaumschleier nur hie und da das nackte Gestein der schwarzen Felsmassen zackig und

[1] Nach Serpa Pinto Mosi-oa-tunia: Rauch, er steigt auf.


Situationsplan
zu den
Victoria-Fällen des Sambesi.
(Nach Serpa Pinto.)
1 Erster Theil des Falles. An der Fallkante gibt ihn Serpa Pinto 196 Fuß breit an.
2 Inseln.
3 Mittlerer Hauptfall 1312 Fuß breit.
4 Felsen.
5 Östlicher Theil des Falles, „welcher eigentlich aus etwa einem Dutzend kleinerer Katarakte besteht, die den ganzen Raum zwischen der zweiten Insel und der östlichen Seite des Landes einnehmen. Dieser dritte Fall muß in der Regensaison, wenn die zu andern Zeiten den Strom trennenden Felsen dem Blicke verborgen sind und der Arm des Flusses in seiner ganzen Breite einen einzigen ungeheuren, ununterbrochenen Katarakt bilden, der imposanteste sein.“ (Serpa Pinto.)
6 328 Fuß breite und 393 Fuß tiefe Schlucht (nach den Messungen Serpa Pinto's).
7 Enger, zickzackförmiger Abfluß.
8 Situationsplan der gleichen Fälle nach Dr. Emil Holub.
N
W
O
S
A
B
C
D
Nach Dr. Holub.

jäh dem Auge des Beobachters enthüllen[1]. Je länger das Auge auf diesen Wasserdraperien ruht, desto mehr Geheimnisse der Schöpfung entschleiert ihm das wunderbare Licht der Sonne in jedem Schaumtheile der zerstiebenden Woge. Mit solcher Schnelligkeit drängt eine die andere, daß an den zackigen Kanten das scheu gewordene Element sich unter der nächsten Welle wieder emporzuarbeiten scheint. Ein Wildbach stürzt auf den andern: Dunstsäulen und Wolken steigen empor und entfalten weithin ihren ewigen Regenschleier. Dazwischen tritt eine breite Felswand, bekleidet mit zartem Moose, auf der zahllose Aloes wie Sterne im Sonnenlichte erglänzen. Dann reiht sich wieder eine Sturzwelle an die andere, wenigstens 30 an der Zahl. Immer Großartigeres glaubt das Auge zu erblicken und nie satt kann es sich schauen an diesen Fluthen und Wellen, und immer frägt man sich: wo bleiben doch all diese Wassermassen?

Nur hie und da vergönnt ein Windstoß einen Blick in die geheimnißvolle Tiefe. Ein schwacher Wasserfaden scheint sich durch die unterirdischen Felsenburgen durchzuwinden. Für einen Moment gewährte mir ein günstiger Zufall den Anblick der Tiefe. Mr. Westbeach, der zum dritten Male schon die Fälle besucht, hatte noch nie diese Ansicht genossen und nannte sie die großartigste von allen. In der geheimnißvollen Tiefe erhebt sich ein wild romantischer Felsen, einem schlafenden Löwen nicht unähnlich; neben ihm steht eine kolossale astige Pyramide wie ein gigantischer Leuchtthurm. Wie Gespenster tauchten diese Riesengestalten auf einmal aus dem Reiche der Unterwelt und entzogen sich ebenso schnell wieder dem Blicke.

Verfolgen wir noch, obgleich stets im Regen und Sumpfgras, den Strom bis zu dem Punkte, wo von West und Ost die Wasser von den Inseln zusammenstoßen (bei D auf dem Situationsplan). In mörderischem Kampfe prallen die grimmigen Brüder auf einander, wenden und drehen sich im Wirbel und Strudel, bis sie durch das 30—40 Meter weite Felsenthor den Ausgang finden. Die keilförmigen Klippen treten hier so nahe zusammen, daß man glaubt, darüber hinwegspringen zu können. Legen wir uns auf den Rand der steilen Felswand und schauen wir in die etwa 180 Meter tiefe Schlucht hinunter; die Felsenwände sind besonders hier so bestimmt umrissen, ich möchte sagen durchgeschnitten, daß, wenn man dieselben aneinanderrücken könnte, der Riß kaum sichtbar sein würde. Schäumt und tobt die wilde Masse in dieser Felsengasse? Eine anscheinend ruhig dahinfließende grünliche Wasserfläche bietet sich dem Auge dar, aber unter diesem ruhigen Schleier, wie tief muß es noch darunter sein, wie müssen da die Grundwogen toben und wüthen an dem engen Felsenverließ! Ein anderes Geheimniß liegt hier verschleiert; diese abrupte Spalte, dieser unergründ-

[1] Vgl. hierzu die beigegebene Illustration, welche Dr. Holubs Buch entnommen ist.

Eine Partie der Victoria-Fälle. (Frontansicht.)

liche Riß, nicht in gerader Richtung, sondern in scharfen Windungen und Gegenwindungen, wie ist er entstanden? Nach meiner Laien-Ansicht brachen die Felsen bei einer vulkanischen Eruption. Wie soll ich sonst den Umstand erklären, daß die Ränder dieser Kluft so bestimmt umrissen sind, daß die entgegenstehenden Seiten sich so genau entsprechen? Wie bedaure ich, daß meine Schilderung dieses Wunderwerkes der Schöpfung so ärmlich ausfällt! Doch werden meine Angaben mit der ziemlich guten, freilich von einer andern Seite aufgenommenen Skizze in den Kath. Missionen, Juniheft 1879, ein annäherndes Bild entwerfen [1]. Sie müssen aber nie vergessen — der Mussi-e-tuña ist eben ein Werk der Allmacht, das man anstaunen, aber nicht beschreiben kann.

Mein Bild der Sambesifälle würde allzu unvollständig sein, wenn ich Sie nicht auch in die nächste südliche Umgebung des Stromes führen wollte. Leider war es uns wegen der Abwesenheit des Häuptlings nicht gestattet, oberhalb der Fälle den Fluß in Booten zu passiren. Um die Scenerie der Fälle so großartig als möglich zu machen, hat sich die ganze Pracht der tropischen Vegetation hier an den Stromufern vereinigt. Oberhalb der Fälle sind die Riesen Afrika's, die gewaltigen Baobab und die Mukulawi, dornartige Palmen, gruppirt. Das Ufer gerade unterhalb des Falles und die Inseln umgrünt ein herrlicher Wald, der ‚Regenwald' genannt. Er strotzt in voller tropischer Üppigkeit. In den weichen Teppichen der verschiedensten Moos- und Farrenarten wuchern die schlanken, eichenartigen Muschiningi-Bäume. Riesige Lianen- und Schlingpflanzen jeder Art klettern wie Schlangen an ihren Ästen auf und ab; sie schwingen sich von Stamm zu Stamm und bilden ein unentwirrbares Geflecht von Schwungseilen: ein Tummelplatz der zahlreichen Affen. Enorme Stämme, in die Kreuz und Quere über einander gestürzt, nöthigen den Wanderer zu beständigem Kriechen und Klettern, wenn er nicht vorzieht, die muldenartigen, eingedrückten Furchen der Flußpferde zu verfolgen. In einen dieser Riesen des Urwaldes schnitt Br. Vervenne mit großen Lettern das Siegel der Gesellschaft Jesu ein, mit den Namen der ersten katholischen Missionäre, welche diesen Wald betraten. Dazwischen erheben die 10—15 Meter hohen Asaro-Dattelpalmen ihre gefiederten Wedel, unter denen die 6—7 Pfund schweren gelben Trauben herabhängen. Am Feste der 40 Märtyrer [2], zugleich Namenstag unseres guten P. Superior, bauten wir für unsere Messe eine Kapelle aus lauter Palmzweigen und schmückten sie mit der goldenen Frucht dieses Emblems der glorreichen Mitbrüder.

---

[1] Wir fügen das von P. Terörde hier bezeichnete Bild auf seinen Wunsch der Beschreibung bei zugleich mit dem Bilde aus der Vogelperspective, welches in Verbindung mit dem Situationsplane S. 285 das Verständniß erleichtern wird.

[2] Des seligen Ignatius von Azevedo und seiner Gefährten aus der Gesellschaft Jesu, die im Jahre 1570 auf der Fahrt nach Brasilien um des Glaubens willen starben.

Nach zweitägigem Aufenthalt, freilich allzu kurz, um die vollen Eindrücke dieses erhabenen Schauspieles der Allmacht in uns aufzunehmen, nahmen wir Abschied von den unvergeßlichen Victoria-Fällen und kamen am 17. Abends glücklich nach Panda-ma-Tenka zurück."

Dieser schönen Schilderung der Victoria-Fälle des seligen P. Terörde wollen wir die soeben erschienene Beschreibung Serpa Pinto's und die etwas ältere des deutschen Afrikaforschers Eduard Mohr folgen lassen. Beide ergänzen und bestätigen die Worte unseres Missionärs. Serpa Pinto [1] beschreibt das großartige Naturwunder also:



Vegetation des „Regenwaldes".

„Um Mittag (den 18. November 1878) erreichte ich den westlichen Ausläufer des großen Wasserfalls. Der Sambesi strömt zwei Meilen oberhalb desselben nach Ostnordost und macht dann eine Biegung nach Ost, in welcher Richtung er sich bald darauf in den Abgrund stürzt ... Die hohe Mauer, über welche die Gewässer des Sambesi sich hinabwälzen, ist an manchen Stellen ganz senkrecht und besitzt keine der Unterbrechungen und Unregelmäßigkeiten, welche man an solchen Orten gewöhnlich findet. Eine ungeheure vulkanische Umwälzung muß den Felsen auseinandergerissen und den fürchterlichen Abgrund geschaffen haben, in den sich einer der größten

[1] A. a. O. Bd. II. S. 137 ff.

Flüsse der Welt hinabstürzt. Ohne Zweifel hat die mächtige Einwirkung des Wassers die Oberfläche der Klippen beträchtlich abgeschliffen; bei aufmerksamer Betrachtung erkennt man aber leicht, daß die jetzt von einander getrennten steilen Basaltmauern einst fest verbunden gewesen sein müssen. Der Sambesi stürzt sich in drei Katarakten hinab, da zwei ausgedehnte Inseln den Strom in drei Arme theilen. Der eine Katarakt liegt südlich von der ersten Insel, ist 196 Fuß breit und hat einen senkrechten Fall von 262 Fuß in ein Bassin, aus welchem das Wasser in den Abgrund überfließt, wo es sich mit den übrigen Stromschnellen und Katarakten vereinigt, die des dichten, den ganzen Fuß der Fälle umhüllenden Wasserstaubes wegen fast nicht zu sehen sind. Die Insel, welche an diesem Arm des Flusses liegt, ist mit reichster Vegetation bedeckt; die laubreichen Sträucher ragen bis an das Wasser heran und verleihen der Landschaft einen wunderbar schönen Anblick.

Dieß ist der kleinste der Mosi-oa-tunia-Fälle, aber auch der schönste, oder richtiger der einzige wirklich schöne, denn die übrigen sind thatsächlich fürchterlich ... Gleichsam um das Gefühl des Schauders, welches den Menschen beim Betrachten dieses Naturwunders ergreift, noch zu erhöhen, muß man das Leben wagen, wenn man den Wasserfall messen will; ihn genau zu vermessen, ist unmöglich, Mosi-oa-tunia gestattet das nicht. Zu Zeiten bemerkt man, wenn man in die Tiefen hinabblickt, durch den beständigen Nebel eine wirre Masse Formen, die fast wie kolossale, fürchterliche Ruinen aussehen. Es sind dieß die Spitzen von enorm hohen Klippen, auf welche die Gewässer sich herabstürzen, um sich sofort in eine Wolke von Schaum und Staub zu verwandeln, der die Felsgipfel umwirbelt und umwirbeln wird, so lange die Katarakte und die Steine im Abgrunde existiren werden.

Gegenüber der Garteninsel konnte ich von Zeit zu Zeit, wenn der Dunst sich ein wenig bewegte, durch die Farben eines Regenbogens eine wirre Menge Spitzen bemerken, die fast wie Minarets und Thürme einer phantastischen Kathedrale aussahen und aus der kochenden Wasserfluth emporstiegen ... Nach der ersten Insel kommt der bedeutendste Theil des Kataraktes, welcher zwischen jener und der Garteninsel liegt. Dort stürzt sich der Hauptstrom in compacter Masse in einer Breite von 1312 Fuß in den Abgrund und dort ist denn auch selbstverständlich die größte Tiefe. Dann folgt die Garteninsel mit einer Breite von 132 Fuß am Rande des Abgrundes, und endlich der dritte Fall, welcher eigentlich aus etwa einem Dutzend kleinerer Katarakte besteht, die den ganzen Raum zwischen der Insel und dem östlichen Stromufer einnehmen. Dieser dritte Fall muß in der Regenzeit, wenn die zu andern Zeiten den Strom trennenden Felsen dem Blicke verborgen sind und der Arm des Flusses in seiner ganzen Breite einen einzigen ungeheuren, ununterbrochenen Katarakt bildet,

der imposanteste sein. Da, wo von rechts und links im Schlunde die Gewässer zusammentreffen, entsteht eine fürchterliche, kochende Wirbelströmung, aus welcher die schaumgepeitschten Wasser nach wüthendem Kampfe in den engen Kanal stürzen und zischend durch dessen merkwürdigen zickzackförmigen Abgrund strömen ... Die Inseln des Wasserfalles und die im Strome liegenden Felsen sind sämmtlich mit üppigster Vegetation bedeckt, aber das Grün ist dunkel, trübe und eintönig, wenn auch eine oder zwei Palmgruppen, deren elegante Kronen aus dem umgebenden immergrünen Dickicht hervorragen, das melancholische Aussehen der Scenerie unterbrechen. Unaufhörliche Wolken Wasserstaub und Schaum fallen auf Alles, was sich in der Nähe der Fälle befindet, in deren Abgrund ein ewiger Donner rollt. Mosi-oa-tunia kann weder gemalt noch beschrieben werden, dem Stift wie der Feder fehlt die Geschicklichkeit dazu. Das Ganze ist aber auch, mit Ausnahme des westlichen Endes, in eine Dunstwolke eingehüllt, die, vielleicht zum Glücke, die Hälfte der fürchterlichen Scenen verbirgt."

Also beschreibt Serpa Pinto die Victoria-Fälle des Sambesi. Eduard Mohr, welcher zehn Jahre vor unseren Missionären, am 20. Juni 1870, staunend am Klippenrande dieses Wunderwerkes der Natur stand, liefert uns die folgende schöne Schilderung:

„Und nun will ich versuchen," schreibt er[1], „eine schwache Beschreibung der großen Fälle selbst zu geben. In der Breite von einer deutschen Viertelmeile kommt der majestätische Strom von Nord-Nord-West und stürzt seine Fluthen 400 Fuß tief hinunter in eine quer durch sein Bett setzende Felsenschlucht, deren Breite zwischen 240—300 Fuß schwankt. Oberhalb des Sturzes tauchen aus den Sambesi-Fluthen viele Inseln auf, alle mit der reichsten tropischen Vegetation geschmückt. Die Ufer sind mit weitem, offenem Walde bestanden; hier kommen ganze Gruppen hochstämmiger Palmen vor, die der Landschaft den ächten Stempel des Südens aufdrücken. Nahe dem Falle eilt das Wasser mit fliegender Schnelligkeit dahin; die langgezogenen Schaumbänder, die man überall sieht, verleihen dem Element das Ansehen, als ob es koche. Nahe dem westlichen Ufer liegt eine kleine Insel, etwa 120 Fuß vom Ufer entfernt, der Zweig des Stromes hier scheint eine große Tiefe und das Bett eine starke Neigung zu haben, denn das Wasser stürzt sich heulend und in mächtigen Wirbeln brausend in einem Satz, wie eine Meereswoge zur Tiefe hinunter. Nun kann man an dieser Stelle, ganz auf der westlichen Ecke, auf eine etwas hervorspringende Felskante heraustreten, was aber nur solchen Reisenden zu empfehlen ist, die ganz frei von Schwindel sind. Dann erblickt man links, dicht neben und unter sich den eben beschriebenen Sturz, in Front

[1] Nach den Victoria-Fällen des Sambesi. Leipzig 1875. II. Bd. S. 33 ff.

die lange Linie des großen Falles, die aber natürlich immer nur theilweise sichtbar ist, denn die mit der Fluth herabgedrückte, zusammengepreßte und mit Wassertheilchen gefüllte Luft befreit sich gewaltsam, steigt wirbelnd zur Höhe empor und ist die Ursache der Dampf- und Nebelwolken, die geisterhaft hoch oben über diesem großen Altar der Wasser leuchten. Hat man von dieser Stelle aus eine Zeitlang in das unten tobende, spritzende, schäumende, wallende Chaos hineingeschaut, umrauscht von dem fürchterlichen Lärm des rasend gewordenen Elementes, ist man erschüttert durch das aus der Tiefe heraufdröhnende, Mark und Bein durchdringende Geheul, so wundert man sich, daß selbst die Felsen, diese harten Rippen der Erde, einer solchen Macht gegenüber Widerstand leisten können.

Wie ich von diesem Punkte das imposante Bild, welches ich mit gar keinem andern vergleichen kann, eine Zeitlang betrachtet hatte und eine Art Betäubung verspürte, ging ich hundert Schritte nach Süden zu in der Richtung meines Lagers zurück. Hier befindet man sich noch im Bereich der Wasserstaubschleier auf felsigem Grunde; für Momente umhüllen sie uns wie dichte Nebel, plötzlich theilt ein Windstoß das Gewölk, der lichteste Sonnenglanz scheint auf uns hernieder, dann wieder prasselt plötzlich ein heftiger Regen in großen Tropfen herab.

Dreht man sich auf dieser Stelle um, mit dem Gesicht nach Norden zu, so macht es einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man die lange Wolkenlinie aus der Erde heraufsteigen sieht, denn man gewahrt den Schlund nicht und auch der vor uns liegenden Bäume und Sträucher wegen den Wassersturz nicht.

Nun wanderte ich durch den Regenwald[1], um eine Frontansicht von Süden, links und rechts der ganzen Falllinie entlang zu haben.

Die quer durch den Strom setzende Spalte, welche die herabgestürzten Fluthen aufnimmt, endet schließlich, auf etwa $^3/_4$ ihrer Länge, in einer jäh über den Schlund hinausragenden Felsplatte; von Westen nach Osten zu schauend, liegt vor uns jener Spalt — hier 270 Fuß breit —, durch den allein der Abfluß des ganzen Wasservolumens stattfindet; hier vereinigen sich unter unseren Füßen die von Osten und Westen heranbrausenden Fluthen. Treten wir frei auf die genannte Felsplatte hinaus und schauen nach der Richtung Nord-Nord-West hin, von welcher der Sambesi heranströmt, so liegt vor uns die ganze weite Falllinie. Da der Fluß in Folge der späten Regen noch sehr geschwollen war, so sah ich ihn unter ganz

[1] Mohr sagt, derselbe könne sich an Üppigkeit und Schönheit mit Allem messen, was Hinterindien, Ceylon, die Malakka-Halbinsel und Java an herrlichen Wäldern aufweisen kann. Die Farren nehmen baumartige Proportionen an, riesige Schlingpflanzen von der Dicke starker Schiffstaue laufen von Ast zu Ast und hoch über Alles schwanken die gefiederten Häupter der Palmen, während herrliche Bambugruppen an die Gestade des Irawaddi erinnern.



Die Victoria-Fälle des Sambesi aus der Vogelperspektive. (Nach Liv



...ne's: Neue Missionsreisen in Süd-Afrika. Jena, Costenoble 1874.) Zu Seite 292 ff.

ungemein günstigen Verhältnissen; denn die schwarzen Felsmassen waren durch die unbeschreiblich hübschen Wasserdraperieen ganz verhüllt; nur hie und da gähnte, schwarz wie der Rachen der Hölle, aus dem weißen Schaumschleier das nackte Gestein zackig und jäh hervor. Der erste Sturz der Wasser bestand zur Zeit, wo ich die Victoria-Fälle sah, aus einer einzigen, 8—10 Fuß langen, ununterbrochenen, grünlich-blau glänzenden Riesenwelle, die dann, weiter stürzend, sich in immer feinere, weißere, balligere Schleier oder Wolkengebilde auflöste.

Dieß ist der Punkt, von dem der Wanderer den großartigsten Anblick der unvergleichlichen Victoria-Fälle des Sambesi genießen kann. Vor uns die ganze Pracht der stürzenden Wassermauer, ewig beweglich sich in der Form erneuernd, brausend, lichtvoll, glänzend, hie und da kleine grünende Inseln, die sich bis an den Rand des Sturzes hinanziehen, in Front, links, rechts und unter uns Wasser, die mit einem Lärm, dem Donner des Himmels vergleichbar, von dannen eilen. Einen geisterhaften Anblick gewähren jene beiden großen, kreisrunden Doppelregenbogen — kreisrund, weil sie durch keinen Horizont halbirt werden —, die in Front bei der Vereinigung des von West und Ost kommenden Armes vor dem Fall hängen, und deren magische Tinten in dem ganzen Lichteffect einer tropischen Sonnenbeleuchtung glänzen. Die Farbenfolge des äußern Ringes ist bläulich, gelblich, röthlich, die des innern reflectirten umgekehrt: röthlich, gelblich, blau.

Lange betrachtete ich dieß gewaltige Naturbild; wie auf den Fittigen des Sturmes getragen kamen und gingen meine Phantasieen; mir war es zu Muthe, als ob mein kleines Ich ein Theil von jener Macht würde, die in unendlicher Gewalt und Pracht mich hier umfing und deren Urstimme rollte, wie die Brandung der Ewigkeit. Doch ich werfe die Feder fort, denn das Unendliche kann der Mensch nicht beschreiben, und dieß ist ein Stück Unendlichkeit, welches in den Rahmen der Schönheit und des Sichtbaren eingefaßt ist ...

Hat der Sambesi seine Wasser durch jenen engen, 270 Fuß breiten Paß hindurchgedrängt, so rollt er in drei bis vier mächtigen Schlangenwindungen weiter; weil das Flußbett so eng ist, muß seine Tiefe eine ganz enorme sein, um alles Wasser fortschaffen zu können. Die Ufer bilden senkrecht abfallende, 500 bis 600 Fuß hohe Felsen; für die Menschen sind sie absolut unersteiglich, doch die vielen hier hausenden Baboons klettern mit Leichtigkeit darauf herum. Ich ließ schwere Felsstücke abbrechen, welche die Kaffern auf Commando herunterwarfen, da ich aus der Zeit des Fallens derselben die Tiefe berechnen wollte; allein sie verschwanden und ich sah niemals Wasser aufspritzen. Wenn man nicht durch die überwältigende Großartigkeit der Fälle etwas abgestumpft wäre, würde man zweifelsohne die finstere Schönheit dieser schaurigen Schlünde bewundern,

in denen der Riesenstrom eingekeilt grollend weiterbraust; aber wer das erste Bild sah, staunt nachher so leicht nicht mehr. Karl Livingstone, der Bruder des berühmten Reisenden, hatte die Victoria-Fälle und die des Niagara gesehen; er gab bei Weitem der Schönheit der erstern die Palme. Zwei Leute leben augenblicklich noch, die in derselben glücklichen Lage waren und die mir beide persönlich wohl bekannt sind, Dr. Coverly aus Glasgow und Herr Charles Ellis aus London; ihr Urtheil stimmt mit dem Livingstone's vollkommen überein."

Mohr bestimmte die Lage der Victoria-Fälle 17° 54′ südl. Br. und 26° 29′ östl. L. (von Greenwich). Die Höhe des aufsteigenden Wasserstaubschleiers maß er zu 218 Meter; nimmt man die Tiefe des Schlundes mit 130 Meter hinzu, so ergibt sich eine Höhe von 348 Meter der Aufsteigung des Wasserstaubes.

Wir schließen diese Beschreibung der Victoria-Fälle mit folgenden ergreifenden Worten, welche P. Terörde seiner schönen Schilderung beifügt:

„Doch nicht um Sehenswürdigkeiten anzustaunen, sind wir zum Sambesi vorgedrungen, sondern um Seelen zu retten, Seelen zur Erkenntniß Jesu zu führen. Stündlich warte ich auf die Boten, welche wir am 9. d. M. um Träger ausgeschickt haben. O wenn ich doch wenigstens an Mariä Himmelfahrt, gerade zwei Jahre nach meiner Ernennung für diese Mission, an Ort und Stelle wäre! Doch ganz wie Gott will. Beten Sie und lassen Sie inzwischen viel für unser Werk und mich beten. Meine Aufgabe ist groß, schwierig. Allerdings begleitet mich der hochw. P. Superior in meine Mission, allein er wird sobald als möglich mit demselben Führer wieder zurückkehren, und so stehe ich ganz allein mit Br. Vervenne jenseits des Sambesi. Wenn je, so sehe ich jetzt klar, daß Gott mich dort haben will; das ist mein Trost, mein Vertrauen. In Deo meo transgrediar murum! Mit Gottes Hilfe überwinde ich jede Schwierigkeit! Ja er wird helfen in all den Schwierigkeiten von Seiten des Volkes, der Sprachen und des Klimas. Aber mittlerweile vertraue ich auf das Gebet meiner Mitbrüder und aller, denen das Gedeihen dieses göttlichen Werkes am Herzen liegt. Betet und leidet mit uns; das waren des seligen Silveira's Waffen, das müssen auch unsere Waffen sein. Meine Hoffnungen für diesen Theil unserer Mission sind groß, sehr groß. Vieles, wenn nicht Alles hängt vom ersten Beginne ab. Darum betet für mich, daß doch Gott in seiner großen Barmherzigkeit nicht wegen meiner zahlreichen Sünden diesem armen Volke noch länger das wahre Licht vorenthalte! Ich bete täglich für meine theuern Mitbrüder und besonders für die, deren Herz brennt von Verlangen nach diesem Felde der Arbeit, Entbehrung und Leiden!"

---

19. Von Panda-ma-Tenka bis Wanki's Dorf [1].

(Vom 28. Juli bis zum 9. August 1880.)

P. Terörde's letzte Tagebuchblätter.

Beinahe einen Monat hatten die Missionäre in Panda-ma-Tenka in unfreiwilliger Rast, doch nicht in träger Ruhe zugebracht. Die Brüder hatten zunächst unter Leitung des wackern Br. Simonis, eines Zimmermanns, ein Blockhaus gebaut, 10 Meter lang, 4,5 Meter breit. „Hier zu Lande braucht man viel Holz zu einem Hause," schreibt Br. Nigg. „Man macht die Pfähle so hoch, als der Bau werden soll, und rammt sie ein, einen neben den andern. Dann werden die Ritzen mit Lehm verstrichen." Beim Holzholen hatte Br. Nigg unerwartetes Jagdglück; er erlegte einen tüchtigen Rietbock, eine Antilope, welche die Größe unserer Hirsche erreicht. Das war willkommene Beute, um so mehr, da die Missionäre am folgenden Tage gerade das Namensfest ihres theuern P. Superiors feiern wollten!

Panda-ma-Tenka sollte der Stützpunkt für die Missionsstationen werden, die man jenseits des Sambesi gründen wollte. Nach Panda-ma-Tenka kommen seit einem Jahrzehnt die Abgesandten aller umliegenden Völkerstämme, um daselbst mit den englischen Händlern Tauschhandel zu betreiben. Es bietet also die beste Gelegenheit, mit den Eingebornen bekannt zu werden, und zugleich ist durch die anwesenden Europäer über Tati und Schoschong die Verbindung mit der Capcolonie gesichert. P. Depelchin beschloß also, diesen wichtigen Posten bleibend zu besetzen. P. Weißkopf und zwei Brüder sollten einstweilen hier verbleiben, während P. Terörde mit Br. Vervenne bei den Batongas die erste Mission eröffnen mußten. P. Depelchin selbst wollte sie an Ort und Stelle bringen und dann zurückeilen, um neue Arbeiter nachzuholen.

Die Vorbereitungen zu der Eröffnung dieser gefährlichen Mission im Lande der Batongas waren inzwischen beendet, und wir wollen P. Terörde

---

[1] Vgl. die Kartenskizze III.

seine letzte Erzählung über den Zug bis an die Ufer des Sambesi mittheilen lassen.

„In den drei letzten Tagen kamen auf die Botschaft von Tohoboh ungefähr 150 junge Leute, fast sämmtlich Manansa von Wanki's Dorf, schwer beladen mit Korn und alle bereit, unsere Sachen zu tragen. Unser ruhiges Panda-ma-Tenka wurde zu einem wahren Marktplatze, auf dem sich selbst Musik- und Tänzerbanden einfanden. Wegen der augenblicklichen Abwesenheit unseres Führers mußten wir die Abreise noch aufschieben. Endlich am 27. Juli Morgens um 3 Uhr kehrte er heim. Er setzte die Abreise auf den folgenden Tag fest. Die Bündel wurden gewogen und abgezählt.

Der 28. Juli kam. In aller Frühe lasen wir die heilige Messe. Gegen $6^1/_2$ Uhr während des Frühstücks stürmten an die 100 Träger vor unsere Wohnung. Glücklicherweise hatte ich alle Stücke noch im Zelte geborgen. Bald erschien auch unser Führer. Die Säcke wurden herausgetragen; allein kaum waren sie niedergelegt, da stürzte die Masse darüber her, wie die feurige Jugend in der Hitze des Spieles über den Fußball. Mr. Blockley griff zum ersten besten Stock und trieb sie zurück; allein er brauchte wenigstens eine Viertelstunde, um ein wenig Ordnung herzustellen. 63 waren so glücklich, eine Ladung zu erhalten; überdieß hatte ich noch sieben von meinen Buben und Mr. Blockley hatte deren 13. Gegen $8^1/_4$ Uhr nahmen wir: der hochw. P. Superior, ich und Br. Vervenne, Abschied von unseren Brüdern, und der lange Zug von 83 Trägern setzt sich in Bewegung; unter ihnen befand sich der eigentlich rechtmäßige König der Manansa, Schatschigorio, der aber von dem stärkeren und einflußreicheren Onkel der Herrschaft beraubt wurde.

Wir zogen nordöstlich; die Gegend ist afrikanisch-wüst. Nach $1^1/_2$ Stunden überschritten wir den knietiefen Lambagombe, und nahmen um 12 Uhr an dem knöcheltiefen Guja unser Mittagessen. Diese zwei Flüßchen ergießen sich in den Panda-ma-Tenka. Gleich am ersten Tage schlugen wir schon um 3 Uhr am Sangalaokoa unser Nachtquartier auf. Unter den Buben entstand Unzufriedenheit über ihre Kornportion; statt jedem einen Becher zuzumessen, gab ihnen der Führer einen Sack voll. Der gute königliche Lastträger besänftigte sie bald. Nach dem Abendessen hatten wir eine lange Unterredung mit Schatschigorio, worin Mr. Blockley ihm in der Senansa-Sprache unsere Eigenschaft als Missionäre und den Zweck unseres Kommens auseinandersetzte. Dem jungen Manne gefiel Alles sehr gut. ‚Allein,‘ sagte er, ‚ich kann nicht in das Herz von Wanki schauen und weiß nicht, was er thun will; ich weiß, daß euer Gesetz nur eine Frau erlaubt; Wanki's Herz ist aber ganz für Frauen.‘

Mr. Blockley antwortete: ‚Darum handelt es sich jetzt nicht; sage mir einmal rund heraus, würdest Du die Missionäre gern aufnehmen,

wenn Du jetzt an der Stelle des Wanki wärest?' Schatschigorio dachte einen Augenblick nach und erwiederte: ‚Ich würde sie gleich aufnehmen, und ich würde lernen, und meine Kinder sollten lernen; und wenn mein Volk sagen würde: nein, wir wollen sie nicht, so würde ich sagen: aber ich will sie hier behalten, und wenn ihr nicht lernen wollt, so sollen meine und eure Kinder lernen.' Um 8 Uhr hätten Sie wenigstens 25 Herde mit hochlodernden Feuern um unser Lager herum sehen können.

Am 29. Juli gegen 2 Uhr in der Nacht fing es plötzlich an zu regnen und trieb uns rasch aus unseren Decken; glücklicherweise hielt der Regen nicht lange an. Am Morgen um 7$^1/_2$ Uhr setzte sich der Zug wieder in Bewegung, nachdem wir 1$^1/_2$ Stunden am Satchabilissa gerastet; bis hier und nicht weiter kam der erste und letzte Ochsenwagen in dieser Richtung; es war der des berühmten Chapman. Um 12 Uhr war Frühstück am Coye-Flüßchen. Uns nördlich gegenüber auf dem Hügel am Flüßchen Doye wurde im vergangenen Jahre um diese Zeit der Kraal des Häuptlings Andron von den Matabelen vollständig ausgerottet; Frauen und Kinder wurden als Sklaven fortgeschleppt, die Männer, welche nicht entfliehen konnten, wurden mit ihrem Häuptling ermordet. Zur selben Zeit zerstörten die Matabelen noch zwei andere Kraals in dieser Gegend; daher die entsetzliche Angst dieser Leute vor den mordsüchtigen Matabelen.

Am Tage vor unserer Abreise von Panda-ma-Tenka verbreitete sich auf einmal das Gerücht, daß in der Nähe ein Matabele einen Buschmann erschlagen habe; augenblicklich wollten alle Manansa Reißaus nehmen. Nur Mr. Blockley war im Stande, sie zurückzuhalten. Um 1$^1/_2$ Uhr ging's weiter; wir marschirten drei Viertelstunden längs des Sunja-Flüßchens durch Gras, das wenigstens einen Meter über unsere Köpfe hinausragte. Auf solchen lästigen Pfaden hält man seinen Stecken oder seine Assegai quer vor sich hin, um so die fingerdicken Strohstengel niederzudrücken. Dadurch hindert man aber keineswegs, daß Hände und Gesicht zerschlagen und die Augen mit Staub angefüllt werden. Am Sunja zerstörten und mordeten die Matabelen einen andern Kraal. Hier ließ sich zum ersten Male ein Löwe, der König dieser Wildniß, blicken; mit majestätischer, stolzer Ruhe schritt er auf den Hügel zur Rechten hinauf. Die Gewehre waren im Vortrab nicht bei der Hand, so konnte er ungestört seines Weges gehen. Wenigstens muß sich jeder Weiße hier ein Gewehr nachtragen lassen, wenn er dasselbe auch nie handhabt, sonst ist er in den Augen der Schwarzen nur ein halber Mann.

Gegen 3$^1/_2$ Uhr erreichten wir das Kabumba-Flüßchen. Bei unserer Ankunft fing es gewaltig zu donnern an; diese in jetziger Jahreszeit so ganz außergewöhnliche Erscheinung vermochte unsere Träger, zu behaupten, daß ein großer und mächtiger König gestorben sein müsse. Bald kam der Regen herunter; unsere Bündel wurden im Zelte untergebracht; aber

unsere Betten mußten im Freien gemacht werden; ein wahres Kunststück, unter freiem Himmel im Regen zu schlafen, ohne naß zu werden. Ich stellte den Sonnenschirm über mein Haupt und breitete über meine Decken ein Fell und meinen Regenmantel; und so schlief ich prächtig trotz des Regens.

Am nächsten Morgen bis 9 Uhr mußten die Sachen getrocknet werden; dann marschirten wir von 9—4¼ Uhr über Berg und Thal, fast immer über Steine, so daß ich gar manche wunde Zehen der armen Kaffern zu verbinden hatte. Ich muß gestehen, um 5 Uhr war ich recht müde, so daß ich nur mit Mühe das Officium unseres hl. Vaters Ignatius beten konnte. Am nächsten Morgen überschritten wir Gubumbi, Govovo und Katschomana, am Nachmittage Nathuta, Nobondo, Natobele und Bingwa, alle Nebenflüßchen des Panda-ma-Tenka. Da gab es gar manches unliebsame Fußbad. Beim Abendessen kam zuerst der Königssohn und beklagte sich, daß er bei der Kornvertheilung leer ausgegangen sei. Bald folgte eine zweite Gesandtschaft von den Hauptpersonen Wanki's und berichtete, daß die sechs jungen Batongas, welche hier auf ihrem Wege nach Panda-ma-Tenka zu uns stießen, die Nachricht von dem Eintreffen von 60 Matabelen bei Wanki's Dorf gebracht hätten. Dieß hatte die Leute gewaltig in Schrecken gejagt, sie klagten ihre Besorgniß für ihre Weiber, und setzten dabei in langer Rede ihre erbärmliche Lage auseinander: von den Matabelen seien sie von ihren fruchtbaren Feldern vertrieben und müßten jetzt als ‚Hunde' ihre kärgliche Nahrung auf Barotse's unfruchtbarem Boden suchen; wenn sie eigenen Boden hätten, würden sie uns mit Freuden aufnehmen; aber jetzt dürften sie als Kinder nichts thun ohne ihres Vaters, des Barotse-Königs, Erlaubniß; ihr Häuptling sei nur ein Weib. Später hörte ich selbst, wie der König sagte: ‚Wanki o mosari fela', d. h. Wanki ist ja nur ein Weib. Wir munterten die Engherzigen auf, nicht immer so feige vor den Matabelen zu fliehen; darauf antworteten sie: ‚Was sollen wir machen? wir sind Weiber', d. h. wir sind bange wie kleine Kinder.

In der Nacht überraschte uns wieder der Regen; und am nächsten Morgen um 5 Uhr regnete es so, daß es schien, wir sollten selbst am Feste unseres hl. Vaters Ignatius des Glückes der heiligen Messe beraubt werden. Allein Gott hatte Mitleiden mit uns; gegen 7 Uhr heiterte sich der Himmel auf, und wir konnten beide noch das heilige Opfer feiern.

Dann ging es von 8½—12 Uhr in einem Zuge drei Stunden weit voran; der Weg war viel rauher als gestern; es ging immerfort Berg auf Berg ab, und mühsamer als an der steilen Seite des Älple[1]. Nach zwei Stunden passirten wir das Seghanda-Flüßchen, wo die Matabelen vor zwei

[1] Steil abfallender Berg bei Feldkirch in Vorarlberg.

Jahren einen schönen Kraal ausrotteten. Gegen 12 Uhr überschritten wir den Panda-ma-Tenka, welcher hier Mazeze heißt, nach dem kleinen Nebenflusse, der ein wenig oberhalb der Station Panda-ma-Tenka in den Fluß dieses Namens mündet. Um $1^3/_4$ Uhr brachen wir wieder auf über Hügel, die mit den seltensten, kostbarsten Steinen besäet sind; ich hütete mich aber wohl, dieselben jetzt aufzulesen; vielleicht wenn ich je wieder diesen Weg zurückzulegen habe, werde ich der Wissenschaft zu Liebe diese Kostbarkeiten aufheben. Dann ging es durch wahre Grasdickichte. Gedanken, wie diese: es könne in diesen Gassen plötzlich ein Löwe aufspringen oder eine Boa oder Python hervorschnellen, muß man als Versuchungen ausschlagen; sonst würde das Herz zu enge. Zweimal überschritten wir den knöcheltiefen Moinka. Längs des Weges schoß ein Jäger von Mr. Blockley einen mächtigen männlichen Elephanten. Wir sahen drei schlanke Palmen. Gegen $4^1/_2$ Uhr überschritten wir das schöne Mokuni-Flüßchen; kaum waren die Ersten des Zuges auf der Schlafstelle, so entlud sich ein gewaltiges Gewitter. Da war guter Rath theuer; mein Weizenmehl, das für ein Jahr ausreichen sollte, wurde naß; woher jetzt Mehl für Hostien nehmen? Für die ersten Jahre, bis wir selbst Weizen und Wein ziehen können, ist der Transport von Wein und Mehl auf diesen Reisen nicht ohne große Schwierigkeiten. Statt zu helfen, wie in solch unerwartetem Regen, lassen die Leute Einen im Stiche. „Je mehr von den Sachen verdirbt, desto lieber ist es ihnen," sagt Mr. Blockley; „je freundlicher und zuvorkommender Sie dieselben behandeln, desto weniger werden Sie von ihnen respectirt." In etwa habe ich das schon erfahren bei der großen Sorge, die ich mir gab für Alle, welche verwundet oder unwohl waren; doch ich will nicht voreilig dieses Urtheil unterschreiben.

Am Nachmittage kamen wir an zwei alten Kraals vorbei; der erste, Siamaschesche, wurde vor zwei Jahren, der andere, Makungubella, letztes Jahr von den Matabelen ausgerottet. Das war ein harter Ignatiustag, dieser 31. Juli; allein Abends hatten wir einen schönen Strauß von Acten der Geduld, Abtödtung und Selbstverläugnung zur größeren Ehre Gottes zusammengewunden; ich bin gewiß, daß der hl. Vater Ignatius denselben mit dem köstlichen Dufte seines Segens als eine willkommene Gabe zum Heile der Seelen dem göttlichen Meister aufgeopfert hat.

Während ich diese Zeilen am Lagerfeuer niederschreibe, erhebt sich wieder ein gewaltiger Streit unter den Buben. Nachher complottirten sie, obgleich gedungen bis Schabe, eine Tagereise unterhalb Wanki, uns Alle insgesammt bei Wanki's Dorf zu verlassen. Ihr Grund war: wir ziehen es vor, heim zu gehen, um Bier zu trinken und bei den Weibern zu sein, als Lasten zu tragen. Um diese zwei Punkte dreht sich ihr ganzes Leben; sie scheinen sonst nichts zu kennen, nur hiervon sprechen sie; in ihren Augen sind wir nur halbe Männer, weil wir uns nicht um Frauen kümmern.

Am folgenden Tage, dem 1. August, ging es nach der heiligen Messe, gegen $7^3/_4$ Uhr, weiter, zunächst durch hohes, nasses Gras, dann lange Zeit am Maschenschi-Fluß entlang. Um 11 Uhr wurde gefrühstückt, dann zogen wir von 12 bis $4^1/_2$ Uhr zum Sambesi. Die Gegend hier ist in der Formation Vorarlberg sehr ähnlich, aber arm, unfruchtbar, öde. Bis 3 Uhr marschirten wir stets bergan. Von der Spitze eines Berges aus, wo vor Kurzem die Matabelen einen Kraal zerstörten, sahen wir tief unter uns den Sambesi-Strom. Zuerst aber mußten wir noch den bedeutenden Mazeze, der alle bisher passirten Flüsse aufnimmt und sich eine Viertelstunde von unserem Lagerplatze in den Sambesi ergießt, durchwaten; das war keine Kleinigkeit; das Wasser ging mir bis an die Lenden.

Nach einer halben Stunde erreichten wir den alten Kraal und die verlassenen Gärten des Häuptlings Scheschi, der sich vor den Matabelen auf die andere Seite des Sambesi flüchten mußte. Jetzt lebt er uns gegenüber; hier am Ufer, wo ich dieses aufzeichne, höre ich deutlich seine Hennen gackern und den Kornstampfer arbeiten. Sie sehen daraus, daß der Fluß nicht sehr breit ist; man kann sich ohne Mühe von den gegenüberliegenden Ufern verständigen. Das Wasser ist ruhig, fast spiegelglatt. Zwei ausgehöhlte Baumstämme fahren hin und her. Die Ufer haben jetzt, im afrikanischen Winter, ein trauriges Gewand; nur gespensterhafte Baobab mit einigen grünen Bäumen und gelbblüthigen Seringas. Zu meiner Rechten steht der Musungurab-Baum mit genießbaren Früchten und zugleich großen Löwenmauls-Blüthen von der schönsten Purpurfarbe, hinter mir das Mussikeri, dessen lange Äste mit kastanienähnlichen Blättern den dicken Stamm vollständig verhüllen; aus den Knospen gewinnen die Einwohner Fettpomade. Links etwas weiter von mir ist der Maborotta; nahe bei ihm möchte ich nicht sitzen; denn es scheint mir gefährlich, unter solchen „deutschen Wurst-Bäumen" sich zu lagern. Diesen Namen hat der Maborotta von einem deutschen Reisenden bekommen, welcher beim ersten Anblicke des Baumes ausrief: „Eh, da hänge ja deutsche Würste!" An 60 cm langen, fingerdicken Stricken hängen mächtige Früchte von der Gestalt und Farbe sehr großer Leberwürste. Ich glaube gern, daß solch eine Wurst im Falle vom Baume einen Menschen todtschlagen könnte.

Wir schlafen unter einem prächtigen Moschense-Baum, dessen süße Früchte, von der Größe einer Pflaume, noch nicht ganz reif sind. Außer dem Baobab treffen wir hier den Inkukubujo; von seiner Frucht wird nur die Schale benutzt; dieselbe wird zu Asche gebrannt und dem Schnupftabak beigemischt. Jedermann schnupft hier.

Wie sehr hier das Volk von Scheschi und Wanki die Matabelen und Marotse fürchtet, beweist auch die Thatsache, daß sie nichts in ihren Hütten aufbewahren, sondern Elfenbein, Perlen und ‚Limbo' (Baumwollenstoff) in den Felsen vergraben, um sie so bei unerwarteten Besuchen den

habsüchtigen Blicken ihrer Feinde und Verfolger zu entziehen. Wir schicken Schatschigorio mit der Leibgarde des Fürsten voraus, um Wanki von unserer Ankunft in Kenntniß zu setzen. Scheschi's Antwort in Betreff unserer Mission lautete wie die des Neffen von Wanki: ohne die Erlaubniß des Wanki und der Marotse können wir nichts thun. Scheschi selbst ist ein Batonga; er bot sich an, uns nach Mowemba zu begleiten, und sprach die frohe Hoffnung aus, daß dieser vollständig unabhängige Fürst uns aufnehmen würde.

Als am Morgen des folgenden Tages, des 2. August, Mr. Blockley die Buben zum Aufbrechen aufforderte, schrieen sie: wir ziehen nicht weiter, bis wir Antwort von Wanki haben. In aller Ruhe schnallte Mr. Blockley seinen Revolver wieder um, den er nur in der Nacht zu seiner Seite legte, trat so in ihre Mitte und befahl ihnen, augenblicklich weiterzuziehen; das war genug, um die Feiglinge zum Aufbruche zu bewegen. Von 8 Uhr an ging es zwei Stunden am Ufer des Flusses entlang durch ein Dickicht von Dornen. Wenn ich vor mich hin schaute, dachte ich oft: wie sollen wir da durchkommen? Auf keiner Strecke wurde ich so müde, als hier von dem beständigen Bücken, Kriechen und Winden durch das rauhe Geflecht; ich freute mich jedesmal, wenn wir an eine offene Stelle kamen, um den langen Körper wieder in seine richtige Stellung bringen zu können. Wir folgen den Nilpferdpfaden und haben den Fluß fast immer in Sicht; schön ist er hier nicht, noch weniger imposant; zahllose nackte Klippen ragen aus seinem Bette empor; selten sieht man ein grünes Plätzchen; die felsigen Ufer zeigen nur eine kümmerliche tropische Vegetation.

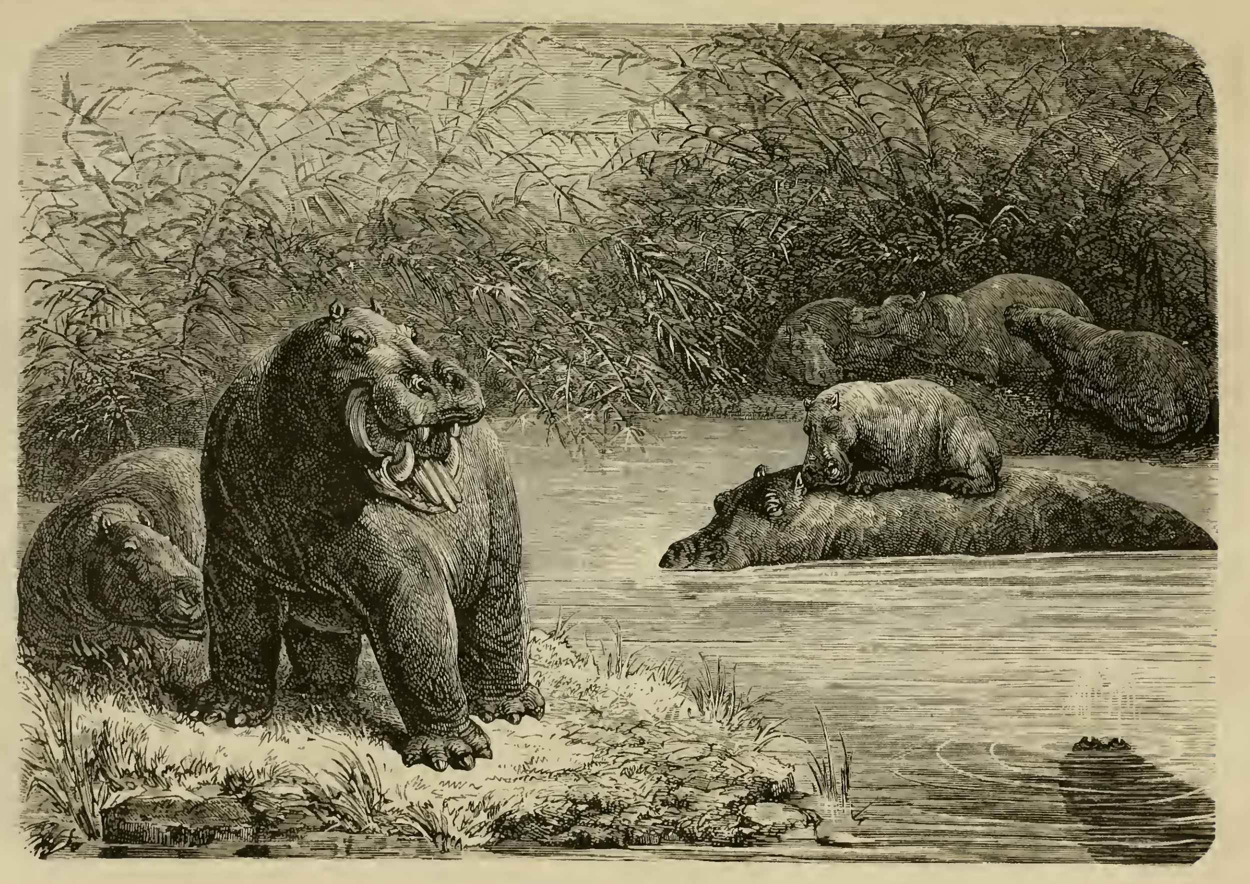
Nach $1^1/_2$ Stunden kamen wir auf den Weg, der von Panda-ma-Tenka längs des Dakaflusses führt, hier von den Leuten Nanannde, von einem Europäer irrthümlich Lobnissi, das ist ein Fluß, genannt. Wanki's Kraal gegenüber ergießt sich dieser Fluß in „den Fluß", d. h. Sambesi. Wir zogen unsern Weg vor, weil er, obgleich rauher, zwei Tagereisen kürzer ist. Um $10^1/_2$ Uhr machten wir Wanki gegenüber Halt. Wir werden Alles versuchen, um hier überzusetzen, weil es die beste Fähre, weil wir nicht den Matabelen ausgesetzt, und weil der Weg bedeutend besser ist, als der diesseitige.

Wie Wanki mit seinem Volke hierher verschlagen ward, habe ich in meinem Reiseberichte: „Von Tati nach Panda-ma-Tenka" erzählt. Wanki ist 70—80 Jahre alt und ein Weiberkönig; er hat deren wenigstens 20; nur diese mit einigen Wenigen seiner Leibgarde leben hier. Er kauft eine große Anzahl Sklavinnen von den portugiesischen Händlern, läßt sie eine Zeitlang für sich arbeiten und gibt sie dann als Lohn seinen jungen Leuten; so vergrößert er seinen gemischten Stamm. Alle Habe dieser Leibeigenen gehört ihm. Unsere Träger wollen wirklich nicht weiterziehen. Mr. Blockley bezahlt sie, natürlich nicht ohne Schwierigkeit: statt blauen Limbo

wollen sie weißen; Mr. Blockley ist nicht der Mann, der leicht nachgibt; er ist für uns ein Mann der Vorsehung. Hier an der Fähre ist der Fluß wirklich schön, rechts und links große Inseln, auf denen Schaaren von Gänsen und zahlreiche Nilpferde sich herumtreiben.

Als ich da in Begleitung meines Gewehrträgers, des guten Pitt, auf meine Assegai gelehnt, die Fähre überschaute, kam ein winziges Boot von der andern Seite herübergeeilt. Es trug nur zwei Insassen. Als sie an's Land stiegen, klatschten sie zur Begrüßung in die Hände und meldeten, Morena Wanki lade uns zum Besuche ein. Ich sandte den Boten zum Lager voraus und eilte ihm nach. Ich traf bloß Mr. Blockley zu Hause, so ging er zuerst allein. Der erste Besuch befriedigte nicht ganz. Unser Bittgesuch, den Fluß hier zu passiren, wurde rundweg abgeschlagen. ‚Das kann und darf ich nicht gestatten,' äußerte sich Wanki, ‚sonst werden die Marotse kommen und mein ganzes Volk niedermetzeln; ich habe mich vor Jahren verleiten lassen, Mr. Selous und Mr. Meyers überzusetzen, und hatte deßhalb von den Marotse entsetzlich zu leiden. Vor Kurzem haben sie auf ihrem Kriegszuge hier ganz nahebei ganze Kraals ihres eigenen Volkes hingeschlachtet; so würden sie es auch mit meinem Volke machen. Sie wissen wohl,' sagte er zu Mr. Blockley, ‚daß ich kein König bin, sondern nur der Hauptmann eines kleinen Stammes, daß ich mir selbst noch nicht einmal eine anständige Hütte bauen darf, sonst kommen die Marotse und zerstören Alles. Wenn die Missionäre durch das Gebiet der Marotse zu mir gekommen wären, würde ich sie mit Freuden aufgenommen haben.' — Jedermann hüte sich, freventlich über uns zu urtheilen, weil wir nicht, wie es anfänglich hieß, zuerst zu den Marotse unsere Schritte gelenkt haben. Erstlich ist es nicht bloß nicht wahrscheinlich, sondern beinahe unglaublich, daß sie uns aufgenommen hätten; zweitens: einmal unter großen Opfern und wahrscheinlicher Lebensgefahr zugelassen, würden wir als Sklaven von diesem nichtsnutzigen Volke behandelt und uns nicht erlaubt worden sein, einen Fuß aus ihrem eigentlichen, engen Lande zu setzen.

Für den Abend hatte uns der König einen Krug Bier geschickt, Br. Vervenne gab dazu eine köstliche holländische Cigarre. Was wollen Sie mehr? Dabei eine Musik, für die mancher Lord gern 100 Pfd. St. gegeben hätte. Die Hippopotamus verließen ihr nasses Gebiet und kamen zur Weide auf's Land; jeden Augenblick hörten wir ihr Brrm, brrm gewaltig, wie wenn Einer in eine mächtige Trompete stößt. Die Eingeborenen nennen dieses 2000—2500 Pfund schwere Fettthier Phubu. Eine genaue Schilderung will ich später geben. Von der andern Seite des Ufers drang der lärmende Gesang der Heimkehrenden zu uns herüber. Bei uns ist es ruhig, nur der Neffe von Wanki ist bei unseren Buben geblieben. Alle Buben vom Stamme Wanki's, ich sollte eher sagen Männer,



Nilpferde im Sambesi.

weil sie sämmtlich schon Weiber haben, verließen uns. Ich brauchte 25 Pfund weiße und rothe Perlen und 48 Ellen blauen Limbo, um dieselben zu bezahlen; in Geld würde das hier genau 9 Pfd. St. 1 Schill. 3 Penny, also mehr als 60 Thaler machen, dazu kommen noch 7—8 Pfd. als Auslagen für Nahrung der Träger, also 50 Thaler mehr, überdieß monatlich 12 Pfd. (240 Mark) für unsern Führer, Alles das, um nur $5\frac{1}{2}$ Tage weiter zu kommen mit den nothwendigsten Gütern!

3. August. Ein Bote von Wanki meldete um 9 Uhr, der Herrscher sei noch im Bette, er werde gegen 12 Uhr ein Boot senden; wir sollten aber nicht vergessen, ‚etwas für seine Augen', d. h. Geschenke mitzubringen. Um 10 Uhr schickte er seinen Sohn, wir müßten Pulver mitbringen. ‚Als Missionäre,' ließen wir ihm antworten, ‚geben wir uns mit solchen Sachen nicht ab.' Die 60 Matabelen, welche vor Wanki's Dorf liegen sollten, sind auf sechs Leute zusammengeschmolzen. Sie sehen, auch hier: fama crescit eundo. Sechs Soldaten kamen als Abgeordnete von Lo Bengula mit der Forderung, Wanki solle einige seiner Leute mit nach Gubuluwayo senden, um Verhaltungsmaßregeln von da nach Wanki zurückzubringen. Wanki durchschaute den verrätherischen Plan und ließ ihm antworten, wenn Lo Bengula ihm etwas zu melden hätte, solle er selbst Botschafter schicken. Damit konnten sie abziehen.

Um 12 Uhr kam das Boot für uns. Als vorläufige Geschenke, um uns der Blicke des Königs würdig zu machen, nahmen wir in einem schönen Tuche ungefähr drei Pfund kostbarer Perlen, acht schöne Arm- und vier schöne Fingerringe und ein prachtvolles Schnupftabakfläschchen mit. Letzteres trägt auf einer Seite die Heilige Schrift, das Kreuz und den Kelch, auf der andern Seite die Inschrift: Dr. Pfahler. Dieser seeleneifrige Pfarrer von Deggendorf überreichte mir dieses Geschenk mit der Bitte, es dem ersten Häuptling zu verehren. Am Ufer warteten zwei ausgehöhlte Stämme des Moschensche-Baumes auf uns, die ganze Flottille von Wanki. Aus Furcht vor einem Unglücke lassen die Leute zu dem einen Ruderer nur einen Weißen einsteigen. Ungefähr in der Mitte sollte ich mich in den Bauch des Baumes niedersetzen, das war aber wegen der Enge des Fahrzeuges unmöglich, so saß ich gleichmäßig auf beiden Seiten des Bootes. Unheimlich war es mir doch etwas zu Muthe. Ich bedauerte schon, meinen Schwimmapparat zurückgelassen zu haben. Im Augenblick, wo wir abstießen, rief mir Mr. Blockley zu: ‚Pater, sitzen Sie ganz ruhig, lehnen Sie sich nicht auf die eine oder andere Seite.' Genau in sieben Minuten durchschnitten wir die tiefe Fluth.

Am Ufer fanden wir bereits eine große Anzahl von Wanki's Volk. Hier mußten wir anfragen, ob wir hinaufkommen sollten, oder ob sich Se. Majestät herablassen wolle, zu uns herunterzusteigen. Inzwischen hörten wir, daß die junge Generation uns gern in ihrer Mitte sehen

würde, daß aber die Alten sagten, wir wären Zauberer und kämen nur, um das Volk zu behexen. Das war zu erwarten von einem Volke, das über Alles, über Felder, die ersten Früchte, über Gewehre, Jagden, kurz über Alles den Zauberdoctor erst den Zauber ausgießen läßt; das behauptet, wir Weiße hätten einen andern Gott als sie, wir hätten keine Eltern, sondern fielen aus den Wolken, und ihr Gott wolle nichts zu thun haben mit unserm Gott. Nach einer halben Stunde kam Wanki mit seinem Rathe herunter. Er ist eine ehrwürdige, kräftige, hohe Gestalt, für sein Alter noch rüstig. Auf dem Kopfe trug er eine rothe, portugiesische Mütze mit gelben Bändern; den Bart läßt er scheeren; um seinen Hals hatte er drei lange Schnüre mit rothen Achatperlen, um jeden Arm und Fuß wenigstens 30 Ringe, um die Lenden eine alte Decke geschlungen. Wir begrüßten ihn mit kräftigem Händedruck und einem herzlichen Rumela, d. h. sei gegrüßt. Er wollte sich mitten in der Sonne niederlassen, allein wir luden ihn in den Schatten ein. Er folgte, da setzten wir uns nieder, die königliche Hoheit in den Sand, wir auf die Feldstühle, welche wir wohlweislich mitgebracht hatten. Sobald wir saßen, klatschten Alle, ungefähr 100 an der Zahl, in die Hände; dieß wiederholte sich, so oft Se. Majestät einen Satz beendet hatte. Uns fiel gleich die große Anzahl von Assegaien auf, welche die Leute mitgebracht hatten. Mr. Blockley machte den Witz, er müsse nach dem Gewehre schicken. Alsbald wurden alle Waffen hinter den Herrscher gestellt. Zwischen dem Könige und uns stand allerhand Gras und Gebüsch; der Herrscher gab Befehl, und gleich krochen seine ersten Räthe am Boden, um Alles auszujäten.

Mr. Blockley hieß uns unsere Geschenke vorlegen; Se. Majestät zeigte großes Gefallen an dem Schnupftabaksfläschchen; allein um zu zeigen, daß ich ihn nicht vergiften wolle mit dem bayerischen Stoffe, mußte ich selbst zuerst eine Prise nehmen. Zunächst legte Mr. Blockley die Frage in Betreff des Überganges vor; allein der langen Rede kurzer Sinn war, was er Abends zuvor Mr. Blockley gesagt hatte: er könne uns das in Anbetracht der Marotse nicht gestatten, würde uns aber mit Freuden aufnehmen, sobald wir die Erlaubniß von den Marotse hätten. Er zeigte den besten Willen, dann aber kam der bekannte alte Bettler zum Vorschein. So ein Geschenk wie dieses, sagte er, sei nicht werth, daß er es anschaue. Wir sagten, wenn wir hier übersetzen dürften, würden wir größere Geschenke bringen. Ich ließ ihm sagen, daß wir als arme Missionäre nicht so reichlich geben könnten, als vermögende Reisende, daß wir noch manche Königreiche durchwandern müßten. Darauf antwortete der Herrscher: ‚Ich kann nicht glauben, daß ihr arm seid; es scheint mir, daß ihr Söhne eines großen, mächtigen Königs sein müßt; und daß ihr nur so wenig gebt, ist einfach die Schuld von Mr. Blockley; er hat euch das gesagt.‘

Wir zogen uns zurück unter dem Vorwande, einen dicken Baobab in

der Nähe des Kraals zu besichtigen. Wir schritten durch die Gärten, ein tiefes Sandfeld. In den Baum schnitten wir ein Kreuz und zogen uns über den Fluß zurück, mit der Hoffnung, später hier das Zeichen unseres Kreuzes zu erklären. Wanki's Männer dürfen nur auf 400 geschätzt werden. Alle, die ich gesehen, waren frisch und stark, im Rathe saßen wirklich ehrwürdige Gestalten, darunter aber auch ein Judasgesicht, das während der Verhandlung in die tollste Wuth gerieth und sich glücklicherweise bald wegstahl. Bei einigen glänzte Gesicht und Brust in Fett, bei anderen triefte diese mit röthlichem Staube gemischte Substanz von dem in Stränge gedrehten Haare. Von der Sprache des Häuptlings konnte ich kaum ein Wort auffangen. Er sprach sehr unartikulirt. Die Sprache scheint mir wenig Ähnlichkeit mit dem Setschuana zu haben. Allein mit demselben kann man sich hier bei sehr Vielen verständlich machen.

4. August. Der König schickte um 8½ Uhr wieder ein Boot und ließ uns zu sich entbieten. Was mag er noch wollen? Mr. Blockley sagt: er will mit euch spielen, euch hinhalten, euch Geschenke abzwacken. Ich hatte augenblicklich so viele Säcke offen liegen, daß ich für besser hielt, im Lager zurückzubleiben. Jeder Besuch beim König ist eine Geduldprobe. Das Volk kann nie bei demselben Gegenstande bleiben und nie zu Ende kommen. Gestern hätte Alles in einer Viertelstunde abgemacht werden können; als aber Mr. Blockley nach zwei Stunden über seine Kaufmannssachen zu sprechen begann, antwortete ihm der König: ‚Halte deine Zunge noch für deine Sachen, ich bin noch nicht fertig mit diesen Makwa'; das ist der Name, den uns hier Alle geben. Wie gesagt, Wanki sandte nur zu uns, um neue Geschenke zu erhalten. Wir waren gezwungen, ihm eine Flasche Pulver und 30 Zündhütchen zu senden. Er hatte uns für heute Träger versprochen, aber dafür verlangte er wieder ein Geschenk. Unser P. Superior machte ihm die Bemerkung, daß sein Volk durch das Tragen viel verdiene. Darauf erwiederte der König, seine Leute würden für uns die beste Empfehlung sein, daß wir unterhalb leicht übersetzen könnten. Aus diesem Grunde, und um nicht durch längeren Aufenthalt noch mehr einzubüßen, ließ ich ihm fünf große Taschentücher in einem Stücke überreichen. Wir verlangten die Leute, allein da hieß es: ‚Meine Leute müssen das selbst wissen, ob sie mit euch ziehen wollen oder nicht.' Diese aber sagen: ‚Wir haben uns so lange Zeit plagen und Hunger leiden müssen, wir wollen noch einige Zeit mit unseren Weibern essen, trinken und spielen.'

Wir schickten hinauf zum Scheschi, um von ihm, wie er's versprochen, Leute zu bekommen, allein Scheschi sandte an Stelle von Trägern zwei seiner Leute, um sich zu erkundigen, ob wir wirklich so eilig weiterziehen wollten. Heißt das nicht, Einen auf die Geduldprobe stellen? Und zu all dem muß man noch gute Miene machen, sonst lassen sie Einen voll-

ständig sitzen. Die Leute thun hier mit Einem, was sie wollen; Zeit ist für sie von keinem Werthe, und sie wissen wohl, daß man ohne sie nicht fertig werden kann. Hier ist man nicht mehr sein eigener Herr; gründlich verlernt man hier, Pläne zu machen.

Um gerecht zu sein, darf ich nicht verschweigen, daß unsere Träger zu den Victoria-Fällen und die jetzigen sich ehrlich bewiesen haben; nicht das Geringste ist uns entwendet worden. Ich kann aber nicht entscheiden, ob das aus einem Gefühle der Ehrlichkeit oder aus Furcht vor Mr. Blockley geschah, der diese Leute alle kennt, wenigstens weiß, unter welchem Häuptling sie stehen. Von Wanki's Dorf herüber tönt eine wahre Höllenmusik.

5. August. Wir warten auf Träger; 14 Buben habe ich auf drei Monate für eine Decke gedungen, noch 35 mehr brauchen wir. Um 9 Uhr kam die Nachricht, Wanki spreche zum Volke in Betreff des Tragens; allein das Volk lärme und sage, der letzte Weiße habe viel größern Lohn gegeben. Das ist vollständig wahr, aber Jedermann hier sagt auch, daß dieser Mann das Volk durch und durch verwöhnt hat, aus Furcht vor demselben und, wie er selbst von Wanki verlangte, um jedem anderen Weißen den Übergang unmöglich zu machen, all ihre Betteleien befriedigte und ihnen Perlen und Limbo nachwarf. Gegen 11 Uhr schickte Wanki Nachricht, daß seine Leute kommen wollten, wenn wir jeden der Träger, der ein Gewehr habe, mit einigen Schüssen versehen würden. Natürlich verweigerten wir das.

Gegen 1 Uhr schickte der Herrscher einen andern Boten und meldete, daß er dem Volke Befehl gegeben habe, unsere Sachen zu tragen, daß aber das Volk im Voraus bezahlt werden wollte; er könne weiter nichts machen. Statt einer Antwort entsandte Mr. Blockley in Gegenwart des Boten zwei Buben mit Tschobo nach dem eine Tagereise entfernten Schabe, um von da Träger zu berufen. Dann sagte er zum königlichen Abgesandten: ‚Nun gehe zu Wanki und melde ihm, was du gesehen und gehört hast.‘ Gegen Abend hörten wir einen fürchterlichen Lärm von der andern Seite des Ufers herüber; es war, als wenn ein mörderischer Kampf unter den Leuten entbrannt wäre.

6. August. Die nächste Nachricht am Morgen bestätigte unsere Vermuthung. Der Mensch, der die Andern aufgehetzt hatte, nur unter der Bedingung von Vorausbezahlung unsere Sachen zu tragen, gerieth mit einem Andern in Streit, schlug diesen mit dem Kerri zu Boden und wurde dann selbst mit den Knobkerris zerhämmert und den Assegais erstochen. Solche Auftritte sind hier an der Tagesordnung, zumal bei den Biergelagen. Die Leute hatten dieses Jahr wegen des reichlichen Regens eine unerhört ergiebige Ernte; deßhalb kennen sie kein Maß in dem so stark berauschenden Bier; für die Zukunft sorgen sie nicht, sorglos leben sie in den

Tag hinein und müssen dann in der Regenzeit nothdürftig von Mokuri[1] leben. Brei, aus zerstampftem Mais oder Korn mit Wasser gekocht, und Bier ist ihre gewöhnliche Nahrung; beides könnten sie leicht verbessern, allein sie wollen nicht von ihren Gewohnheiten abgehen.

Um die Schilderung dieses kindischen Naturvolkes der Manansa oder Basapatan zu vervollständigen, muß ich noch einige Bemerkungen beifügen, welche ich von Mr. Blockley schöpfte, der länger als sieben Jahre unter diesen Leuten lebte und sie somit durch und durch kennt. Stirbt Jemand (keiner stirbt eines natürlichen Todes, jeder ist bezaubert, behext), so wird ihm der Rest seiner Nahrung an den Kopf gegossen; dann machen sie ein tiefes Loch an der Stelle der Hütte, wo er gestorben, und in dieses Loch wird er, in sitzender Stellung zusammengebunden, hinabgesenkt. Alles was ihm gehörte, Perlen, Limbo, Elfenbein, Alles wird mit ihm begraben; die Überlebenden verlassen die Hütte und lassen dieselbe über dem Grabe zusammenfallen. Stirbt der Häuptling, so muß sich das Volk einen andern Wohnsitz suchen. Heirathen werden schon in Kindesjahren abgeschlossen. Hat sich der Knabe ein Mädchen gewählt, so muß er von Allem, was er verdient, den Eltern des Mädchens bringen, um es aufzuziehen. Kommt die Zeit der Heirath, so muß der Bräutigam, je nach seinen Verhältnissen, eine Schnur Perlen, so lang wie er selbst, oder vier bis fünf Hacken den Eltern der Braut überreichen. Willigt die Braut nicht ein, so muß von den Eltern Alles zurückbezahlt werden. Sie werden mir erlassen, die sittlichen Zustände der Manansa zu schildern. Wenn sich auch meine Feder nicht sträuben würde, so würden Sie doch meinen Bericht nicht für möglich halten. Kein Stamm hier herum soll so tief gesunken sein, als dieser. Ich halte es für meine Pflicht, so ausführlich als möglich zu sein, um ein klares Bild von unserer Aufgabe zu geben. In Europa glaubt man zu leicht, daß wir uns bei diesen Völkern nur zu zeigen brauchen, um mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Onus est sane gravissimum, sed nostro nomine nostraque vocatione apprime dignum — ‚Wahrlich, es ist eine sehr schwere Aufgabe, aber sie ist auch unseres Namens und unseres Berufes durchaus würdig', hatte der hochw. P. General uns beim Scheiden aus Europa geschrieben. Heute kommen neun Träger mehr. Hätten wir ein eigenes Boot, so wären uns viele Umständlichkeiten erspart, wir könnten übersetzen ohne die Erlaubniß der Marotse. Ich bin überzeugt, es würde der Mühe lohnen, ein kleines Boot, in Stücke zerlegt, aus der Kolonie heraufzubringen. Nebenbei ein halbes Dutzend Esel würde die Stelle der lästigen, kostspieligen Träger vertreten. Es ist wahr, der Esel erliegt der Tsetsefliege, allein er bleibt nichtsdestoweniger zwei Jahre arbeitsfähig. In dieser Zeit bringt er selbst mit Vor-

[1] Vgl. oben S. 280 Anm.

theil die 100 Mark wieder ein, welche er in Transvaal gewöhnlich koſtet; längs des Weges findet das genügſame Thier überall ſein Futter. Einem Buben dagegen, der ein Jahr für Sie arbeiten ſoll, müſſen Sie wenigſtens einen Lohn im Werthe von 100 Mark geben und nebenbei die Nahrung. Mr. Blockley maß mit einem Schuſſe die Breite des Fluſſes; ſie beträgt hier 700 Meter [1].

7. August. Wanki's Volk ſchämt ſich ſo wenig der Art und Weiſe, womit es uns behandelt, daß es eine Deputation herüberſchickt mit der Anfrage, ob es uns nicht mit einer Tanz- und Muſikpartie Freude machen könne. Auf Vorſtellungen, daß wir eine ſolche Behandlungsweiſe nicht für möglich gehalten hätten, daß ſie ſchmachvoll für ihn ſei, erwiederte der Herrſcher mit höhniſchem Lächeln. Mr. Blockley bemerkte ihm alsdann, wie unvorſichtig er handle, denn er müſſe wohl wiſſen, daß wir im Stande wären, früh oder ſpät mit eigenen Booten und Matabele-Trägern den Fluß zu paſſiren. Darauf antwortete er mit der hier ſo allgemeinen, verächtlichen Bemerkung: ‚Die Weißen ſind nicht zahlreich und ſtark, ſonſt würden ſie ſich nicht Alles von Lo Bengula gefallen laſſen.‘ Lo Bengula iſt nach ihrer feſten Ueberzeugung Gott und Herr über alle Völker der Erde, er heißt nur der große Mogolugolu. Nebenbei wiſſen die Völker hier herum recht wohl, daß eine 20jährige Arbeit der proteſtantiſchen Miſſionäre im Matabelenland nichts ausrichten konnte und daß jeder Bekehrungsverſuch vereitelt wurde. Hier liegt ein Hinderniß für die Civiliſirung und Chriſtianiſirung Afrikas, das menſchlicher Weiſe geſprochen nur durch den Arm einer weltlichen Macht gehoben werden kann. Ich hätte es nie für möglich gehalten, ſchon hier bei Wanki ſo viele Sklaven zu finden. Die portugieſiſchen Händler ſenden jährlich zahlreiche Leibeigene als Unterhändler aus. In den nördlichen Stämmen oberhalb der Maſchukulumbe (dieſe wohnen längs des Kafukwe-Fluſſes) erhandeln ſie eine Unmaſſe von jungen Leuten für einen Spottpreis, nicht ſelten für ein Taſchentuch, eine Elle Limbo, ziehen damit an den Sambeſi hinunter und verſchachern ſie daſelbſt für theures Elfenbein. Dieſe armen Geſchöpfe, ‚die Hunde‘ im Volke, werden auf die entſetzlichſte Art behandelt und müſſen alle ſchweren Ar-

[1] Mohr (Nach den Victoria-Fällen des Sambeſi) nimmt die Breite des Stromes an dieſer Stelle viel bedeutender an und gibt folgende Beſchreibung der Landſchaft: „Der prachtvolle Strom iſt hier 1/4 deutſche Meile breit, hie und da tauchen liebliche, mit immergrünem Walde beſtandene Inſeln auf, die Ufer ſind hügelig und bebuſcht. Nach Norden zu genießt man eine weite Ausſicht tief in's Land hinein, welche ganz im Hintergrunde durch mächtige Bergketten abgeſchloſſen wird. Die Waſſer des Stromes fließen ſchnell — etwa drei Knoten die Stunde — mit lautem Geräuſch, ſie ſind von Farbe grünlich-blau, klar und durchſichtig, fiſchreich, und jeden Augenblick faſt hat man das Schauſpiel, ein rieſiges Krokodil oder ein monſtröſes Flußpferd aus den Fluthen auftauchen und wieder verſchwinden zu ſehen.“ Bd. II. S. 23.

beiten verrichten. Sie und alle ihre Nachkommen sind Sklaven und müssen sich als werthlose Gegenstände behandeln lassen.

8. August. Heute bestieg ich mit zwei Buben Chapmansberg[1], ich hatte eine herrliche Aussicht auf den Strom, ich sollte besser sagen auf die Inselkette; ganz in der Nähe zählte ich neun große Inseln. Unter der Spitze des Felsens fand ich in einer großen Grotte drei Körbe und fünf große Töpfe, worin die Manansa ihre Güter verbergen. Mr. Blockley hatte eine lange Unterredung mit dem Könige, worin dieser behauptete, nicht er halte das Volk zurück, sondern seine Leute wollten nicht. Dann ließ er uns sagen, daß er durchaus nicht begreifen könne, weßhalb wir so eilig durch's Land ziehen wollten; die Hälfte seiner Leute hätte uns noch nicht einmal gesehen; erst müsse uns das ganze Volk kennen, es müßte erst mit uns und wir mit ihm vertraut werden. Wenn wir so voranziehen wollten nach Mowemba, würde uns Niemand über den Fluß bringen. Denn Jedermann würde, wie er und sein Volk, voraussetzen, daß wir, von unseren eigenen Leuten, den Weißen, irgendwo vertrieben, als Flüchtlinge jenseits des Flusses einen Zufluchtsort suchten.

Wieder und wieder haben wir ihm und seinem Volke auseinandergesetzt, daß wir Alles verlassen, uns nur hierher bemüht haben, um die Leute zu unterrichten, ihnen zu helfen, ihnen alles mögliche Gute zukommen zu lassen, daß wir nichts Anderes suchten, als irgendwo unter einem Stamme eine Hütte bauen zu dürfen, um Allen zu beweisen, weßhalb wir gekommen seien. Allein für eine solche Uneigennützigkeit haben sie kein Verständniß; daß wir nicht wochenlang müßig am Wege liegen können, genöthigt 20—30 Mann zu ernähren und zu bezahlen, daß wir wenigstens vor Einbruch der Regenzeit ein Obdach haben müssen, das begreifen sie nicht, eben weil sie die Zeit gar nicht zu schätzen wissen. Es läuft die Nachricht ein, daß zwei Anführer der Marotse mit ungefähr 300 Mann bei den Maschukulumbe erschlagen seien.

9. August. Wir sind bereits eine Woche hier: In patientia vestra possidebitis animas vestras! ‚In eurer Geduld werdet ihr eure Seelen retten.'"

Mit diesen Worten des hl. Paulus schließt P. Terörde sein Tagebuch, nachdem er noch einmal die apostolische Absicht, die ihn leitete, als er Alles verließ und zu diesen Völkern kam, ausgesprochen hat. Als Postscriptum setzt er bei: „Am 19. August erreichten wir Mowemba's Kraal. Der Häuptling nahm uns mit der größten Freundlichkeit auf, gab uns beim ersten Besuche die Erlaubniß, einen Platz für ein Haus und für einen Garten auszusuchen und bei ihm zu bleiben, so lange wir wollten. Der hochw. P. Superior und Mr. Blockley verlassen mich am 23. August.

---

[1] Vgl. die Anmerkung S. 312.

Deßhalb schneide ich hier dieses Tagebuch ab. Fortsetzung und Karte folgen mit nächster Gelegenheit. Betet, daß Gott das Werk, das er so huldvoll begonnen, zum segensreichen Gedeihen führen möge! Grüße an alle Mitbrüder und alle Freunde und Wohlthäter der Mission."

Diese am 22. August geschriebenen Zeilen sind die letzten, die P. Terörde für Europa bestimmte. Die Fortsetzung des Tagebuches und die Karten konnte er nicht mehr schicken. Drei Wochen später sollte er schon im Grabe ruhen. Der Wunsch für das Gedeihen der Mission und der Dank für alle ihre Wohlthäter bilden den passenden Schluß seiner Aufzeichnungen.

---

20. Von Wanki's Dorf nach Mowemba's Kraal [1].

(Vom 9. bis 22. August 1880.)

Tagebuchblätter des hochw. P. Depelchin.

Bevor wir das traurige Ereigniß erzählen, welches der mit so großem Aufwande unternommenen Expedition vorläufig ein Ziel steckte, haben wir unsern Missionären über den Sambesi zu folgen und können Zeuge sein, wie zum ersten Male das Kreuz unter den Batonga aufgepflanzt wird. Die erste Station im Kraale des Königs, welche P. Depelchin gründete und P. Terörde übergab, schien so viel versprechend, und die muthigen Glaubensboten hatten keine Ahnung von den schweren Prüfungen, welche dem ersten Sonnenstrahle der Hoffnung unmittelbar folgen sollten!

Das Tagebuch P. Depelchins [2] erzählt die Reise von Wanki's Dorf nach Mowemba's Kraal und die Gründung der Station vom heiligen Kreuze. Wir theilen also seine Schilderungen mit und beginnen mit dem Tage, an welchem der selige P. Terörde seine Aufzeichnungen abbrach.

„9. August. Die Batonga-Träger, welche wir erwarten, lassen noch nichts von sich sehen. Es geht das Gerücht, eine Schaar Matabelen habe sich bei Schabe auf dem rechten Ufer des Sambesi gezeigt. Der bloße Name ‚Matabele' macht die Uferbewohner des Sambesi bleich vor Schrecken. Wenn unsere 50 Träger auch nur fünf Matabelen von ferne erblicken, so werfen sie ihr Gepäck ab und fliehen in die Berge oder verstecken sich im Gebüsche. So kann man sich gar nicht auf sie verlassen. Diese Kriege zwischen den verschiedenen Stämmen sind eine Quelle beständiger Ungewißheit für uns. Westlich von unserem Lager erhebt sich ein kleiner Hügel; auf ihm verweilte der Reisende Chapman [3]. Im Jahre 1854

---

[1] Vgl. die Kartenskizze III.

[2] Précis historiques, Novembre 1881, p. 648 sq.

[3] Auf demselben Hügel stand im Jahre 1870 der deutsche Forscher Eduard Mohr. Damals waren noch deutliche Spuren des Aufenthalts von Chapman vorhanden. Mohr erzählt: „Als ich den naheliegenden Hügel erstiegen hatte, wurde mir ganz eigenthümlich zu Muthe, denn eine eingestürzte, aus Ostseeplanken aufgeführte Hütte, zerbrochene Farbentöpfe, deren Inhalt zum Theil noch recht gut con-

kam er bis hierhin; der Fluß aber hemmte sein weiteres Vordringen. Auf der Seite des Hügels entdeckte ich unter einem überhängenden Felsen eine Höhle, die früher den Manansas als ein Versteck ihrer Glasperlen und ähnlicher Schätze gedient haben muß, denn ich fand daselbst drei recht wohl erhaltene Körbe und die Scherben eines großen Kruges aus gebranntem Lehm. Die armen Leute sind nie vor einer plötzlichen Plünderung sicher; deßhalb flüchten sie ihre Habe in Erdlöcher und Berghöhlen.

10. August. Gestern Abend sind unsere Boten mit den Batonga-Trägern angekommen. Nicht weniger als 80 Personen weilen in unserem Lager. Das ist ein Leben! Die Batongas errichten kein Schutzdach für die Nacht; neben ihr Lager pflanzen sie ihre Assegais, um sie bei einem plötzlichen Überfalle zur Hand zu haben; auch zünden sie eine größere Anzahl Feuer an. Wenigstens 30 Stöße lodern; um diese liegen sie und schlafen. Am Morgen wurden die 25 Kilo schweren Packete in völliger Ordnung vertheilt, und genau um 7 Uhr zog die Karawane ab. Wir folgten dem rechten (südlichen) Sambesi-Ufer. Der Weg ist schwierig; es geht über steinigen, mit Gestrüpp bewachsenen Boden. Der erste Fluß, dem wir begegneten, war der Daka; die Karawane setzte über denselben ganz wie früher über den Mazeze. Diese Flüsse gleichen sich völlig. Der Daka ist hier ein Waldbach, der mit lautem Brausen durch ein Thal schießt, das von beträchtlichen Höhenzügen gebildet wird. Wir kletterten in das Bett des Daka hinab, wo uns das Wasser nur bis an die Kniee reichte, und erstiegen in munterem Laufe die jenseitige Anhöhe, um sofort wieder in das Thal des Sambesi hinabzuklimmen. Im Schatten eines vielhundertjährigen Baumes rasteten wir etwas. Drüben auf dem andern Ufer des Sambesi liegt ein kleines Manansa-Dorf, dessen Einwohner beim Anblicke unserer Karawane alsbald in Schaaren zum Strande hinabeilten. Man winkte ihnen, Kaffernbier (Utschiwala) herüberzubringen, und bald sahen wir einen Kahn mit einem riesigen Gefäße voll des erfrischenden Getränkes in raschem Laufe den Strom kreuzen. Ah, mit welchem Wohlbehagen schlürft man dieses köstliche Gebräu, wenn man einige Stunden unter den Gluthen der tropischen Sonne wanderte! Das Thermometer zeigt 40° C. im Schatten. Der Sand, der unsere Füße brennt, funkelt von dem vielen Silber- und Goldglimmer.

---

servirt war, leere Pickelsflaschen, kupferne Nägel und sonstige Rudera zeigten deutlich an, daß es der durch Chapman's und Baines' Beschreibung bekannt gewordene ‚Logir-Hill' sei. Auch das Boot, welches hier mit so viel Geschick und endloser Mühe construirt wurde und mit dem man beabsichtigte, den Sambesi bis zu seiner Mündung hinabzufahren, war in der Nähe. Die Eingebornen, in abergläubischer Scheu, haben diesen Nachlaß der Weißen nie berührt, der einfach im Laufe der Zeit, wie Alles, was der Mensch schafft, in Trümmer fiel." Mohr, Nach den Victoria-Fällen, Bd. II. S. 22.

Gegen 3 Uhr Nachmittags rasteten wir mitten zwischen hohen Bergen, die sich wohl 1000 Meter über den Strom erheben. Hier schlugen wir unser Zelt auf und bereiteten den Lagerplatz für die Nacht. Die Landschaft ist wundervoll; da und dort erhebt sich am Ufer ein Baobab, dessen riesige Verhältnisse stets das Auge des Reisenden fesseln. Der Stamm des nächsten mißt wohl 15 Meter im Umfange. Eine schöne Tamarinde, welche im Hintergrunde der Bergschlucht ihre reiche Krone entfaltet, ist ganz mit Früchten beladen. Unsere Träger nahmen einen guten Vorrath derselben mit. Die Frucht hat einen herben und brennenden Geschmack; in einer passenden Zubereitung kann sie den Essig ersetzen; einige Tropfen dem Wasser beigemischt geben einen erfrischenden Trunk. Wenige Schritte von uns senkte sich der Boden zum Stromthale hinab; auf dem angeschwemmten Erdreich standen Tabak- und Maispflanzungen. Der Schlammboden ist überaus fruchtbar und würde bei einer etwas sorgsamen Pflege Alles im Überflusse hervorbringen.

11. August. Um 7 Uhr Weitermarsch. Der Weg, den wir verfolgten, ist ein schmaler, rauher Fußpfad, welcher sich die Höhen entlang schlängelt. Nach einer kleinen Stunde stiegen wir in das Thal des Guay hinab. Dieser Fluß entspringt in den Matoppo-Bergen, fließt als Wildbach zwischen zwei Bergketten und stürzt sich eine halbe Stunde weiter unten in den Sambesi. Sein Anblick hat etwas Großartiges und Wildes. Bevor wir den Übergang versuchten, forschten wir nach einer möglichst bequemen Stelle. Das Wasser des Flusses ist eiskalt. Um nicht zu fallen, stützte ich mich auf den Arm eines Negers, der langsam und vorsichtig voranschritt. Mitten im Flusse hätte mich die Strömung beinahe umgerissen; das Wasser reichte bis an den Gürtel. Am jenseitigen Ufer angekommen, wandte ich mich um und sah gerade unsern Führer Mr. Blockley einen Fehltritt thun. Der Mann ist ein vorzüglicher Fußgänger und hat Entschlossenheit für zwei; aber er mußte es sich gefallen lassen, daß die reißenden Wellen des Flusses laut rauschend über seinem Kopfe zusammenschlugen. Er stand jedoch sofort wieder auf seinen Füßen, wischte sich die Augen aus, rieb Wangen und Bart und setzte dann vorsichtig seinen Weg über Steine und Felsblöcke zum Ufer fort, wo wir ihn mit einem fröhlichen: ‚Wohl bekomm's!' begrüßten. Nach kurzer Rast setzten wir unsern Marsch fort und erreichten 3 Uhr Nachmittags das erste ‚Dorf' Schabe's. Es besteht aus nur vier Hütten; ich sah drei Männer, drei Frauen und ein paar Kinder sich herumtreiben. Der Häuptling war sehr freundlich; er brachte zwei große Gefäße Utschiwala herbei: das eine als Gastgeschenk für die weißen Männer, das andere als Preis für einige Glasperlen. Die Hitze war überwältigend; man sehnte sich nach einem kühlenden Getränke, um den verzehrenden Durst zu löschen. Eine Stunde später standen wir vor dem Hauptkraale Schabe's. Wir schickten ihm einen Boten, unsere

Ankunft zu melden und um die Erlaubniß zu fragen, am Ufer des Flusses lagern zu dürfen. Die Erlaubniß wurde ohne Schwierigkeit gewährt, und wir schlugen unser Nachtlager auf einem Hügel auf, der den Strom beherrscht.

12. August. Heute Morgen besuchte uns Schabe. Dieser Unterhäuptling der Batonga ist kaum 30 Jahre alt, versteht aber mit viel Würde aufzutreten. Er zeigte sich freundlich und wohlwollend und ließ uns zwei große Gefäße Utschiwala und eine Ziege zum Geschenke überreichen. Wir gaben ihm dafür eine schöne Decke und einige Glasperlen, die er mit lebhafter Befriedigung entgegennahm. Als wir ihn aber baten, uns über den Strom zu setzen, schlug er unser Ansuchen rundweg ab, ohne irgend welche Gründe anzugeben. Wenn wir Saul, unserem Mananja-Knechte, glauben dürfen, so hat Wanki Schabe gebeten, uns die Überfahrt zu versagen. Seine Handlungsweise wäre somit eine Wanki erwiesene Gefälligkeit; offenbar will er dessen Freundschaft nicht verscherzen. Uns war aber diese Weigerung höchst unangenehm. Im Laufe des Tages stellten sich Schabe's Frauen ein, die noch niemals einen Weißen sahen, und bewunderten uns. Zuerst kamen ihrer vier, wovon zwei in Fellen Kinder auf dem Rücken trugen; sie traten in die Umfriedung, wo wir mit dem Häuptlinge, ihrem Herrn und Meister, redeten. Sie setzten sich und betrachteten uns erst mit einer Art Grauen; dann auf einmal sprangen sie entsetzt auf und flohen. Selbst Schabe konnte sich des Lachens nicht erwehren. Andere Weiber kamen ebenfalls von Neugierde gestachelt und schauten uns furchtsam durch die Hecke an; dann liefen auch sie davon, in die Hände klatschend und laut schreiend: ‚Wah, wah, wah!‘ Was für sonderbare Gestalten! Eine von ihnen hat schreckliche Augen und eine wahre Löwenmähne. Es ist das erste Mal, daß sie Weiße sehen, und somit ist ihr Staunen nicht zu verwundern.

13. August. Eines der größten Hindernisse der Bekehrung dieser Völker ist die Vielweiberei. Ein Batonga Namens Dschobo, der ein Jahr lang einem Europäer gedient hatte, besuchte uns, sein Gewehr auf der Schulter, im Kraale Schabe's. Wir glaubten uns auf ihn verlassen zu können; denn auf der Reise hatte er sich uns gegenüber stets willig und gehorsam gezeigt. Jetzt machte er uns in herausforderndem und spöttischem Tone folgende Bemerkung: ‚Wir sind bereit, euch aufzunehmen und eurer Religion zu folgen, wenn ihr uns so viele Frauen zu nehmen erlaubt, als wir wollen.‘ Das ist das ganze Geheimniß ihrer Abneigung gegen das Evangelium.

14. August. Abreise von Schabe's Kraal. Neue Batonga-Träger kommen; sie haben etwas Fremdes und Wildes an sich. Als eigentliches Stammkennzeichen reißen sie sich die vier oberen Schneidezähne aus. Nach ihrer Meinung ist diese Lücke, die sie ganz alt macht, eine große Schön-

heit. Geschmacksachen! Die meisten Batongas rasiren rundum die unteren Theile des Kopfes; der Rest ihres krausen Wollhaares bildet mitten auf dem Haupte eine Art rothgefärbter Kugelmütze (Calotte). Man denke sich dazu glänzende Glasperlenschnüre um den Hals und Kupferringe um die Arme und Beine, und man hat eine Idee von dem Äußern dieser Wilden, welche den Namen Batonga führen und auf beiden Ufern des Sambesi wohnen. Vor unserer Abreise von diesem Kraale hatte ich eine lange Unterredung mit Schabe. Ich suchte ihm klar zu machen, daß wir Vaterland und Freunde und alles, was uns theuer ist, verlassen haben, um die afrikanischen Stämme zu unterrichten; daß unser ganzes Leben rückhaltlos dem Zwecke geweiht sei, ihnen Gutes zu thun. Ich suchte ihm auch die kostbaren Vortheile begreiflich zu machen, die er, seine Kinder und sein Volk aus unserem Unterrichte ziehen würden. Wenn er Missionäre wünsche, so wollten wir uns mit Freuden in der Mitte seines Volkes niederlassen. Der Häuptling schien unsere Gründe zu würdigen: er antwortete, wenn Mowemba uns aufnehme, so wolle er der zweite sein, der die Missionäre bei sich behalte; er könne nicht der erste sein, sagte er, sonst würden Mowemba und die Marotse ihm aus Eifersucht den Krieg erklären. Diese Worte Schabe's zeigten uns immer deutlicher, daß Mowemba's Volk der erste Gegenstand unseres Eifers und das erste Ziel unserer Expedition jenseits des Sambesi sein müsse. Augenblicklich sind die Marotse mit einigen Batonga, die im Norden von Wanki's Lande wohnen, im Kriege; sie scheinen aber den Weißen nicht sehr gewogen. Wahrscheinlich werden wir das nächste Jahr einen Versuch in dieser Richtung machen und den guten Willen Schabe's auf die Probe stellen. Offenbar wird der glückliche Erfolg unserer Mission an den Ufern des Sambesi zum großen Theile von dem Empfange abhängen, den uns der Marotse-König bereiten wird; denn sein mächtiger Einfluß macht sich bei allen umwohnenden Stämmen fühlbar.

Beim Abschiede überreichte ich Schabe ein schönes Halsband aus Glasperlen für seine Frau; der Häuptling war sehr zufrieden und drückte mir kräftig die Hand. Nicht ferne vom Kraale Schabe's erblickten wir links von unserem Pfade einen ungeheuern Baobab, dessen bizarre Formen unsere Aufmerksamkeit fesselten. Dieser Baobab maß 26 Meter im Umfange! Der Stamm ist hohl und bildet eine prächtige afrikanische Hütte; nicht die Kunst, sondern einzig die Natur hat sie geschaffen. In der Mitte dieser seltsamen Behausung stehend, erblickte ich rundum in der Höhe von 2 oder 3 Meter fünf bis sechs Öffnungen, ebenso viele Schießscharten, sollte man sagen. In der Höhe der Wölbung ist ein Dachfenster, welches die Wohnung von oben her beleuchtet und die Eidechsen und die anderen Reptilien und Insekten sehen läßt, die in den Spalten des Baumes hausen. Zwei Meter über dem Boden klafft die große Öffnung,



Frauen am Sambesi bei der Feldarbeit.

welche als Thüre dient und durch welche ich in das Innere der Rotunde schlüpfte. Der Durchmesser der Höhlung beträgt 5 Meter; 30—40 Personen haben bequem Platz. Doch ist es nicht anzurathen, in den hohlen Baum zu dringen, da die Luft sehr ungesund und gefährlich ist. Dieser Baobab ist noch voll Saft und Leben.

15. August. Beim Kraale Sitschori's. Sitschori ist wie Schabe ein Batonga-Häuptling, der auf den beiden Stromufern einige Dörfer besitzt. Zahlreiche Kähne, welche auf dem Sambesi kreuzen, verbinden die beiden Theile seiner Herrschaft. Seine Unterthanen vom linken Ufer zahlen an die Marotse Tribut, die vom rechten Ufer an Lo Bengula. Diese politische Lage hat ihre Vortheile: wenn der Häuptling Sitschori von den Marotse bedrängt wird, so setzt er vom linken Ufer an das rechte über, wo er unter dem Schutze Lo Bengula's sicher ist und von den Marotse nicht angegriffen werden kann. Umgekehrt flüchtet er auf das linke Ufer und stellt sich unter die Obhut der Marotse, wenn ihm die Matabelen mit Krieg drohen. Diese Taktik ist gar nicht so ungeschickt. — Auf unserem Wege sahen wir zur Rechten und Linken zahlreiche stark bevölkerte Dörfer. Rindvieh ist nirgends zu sehen, dafür aber viele Ziegen- und Schafheerden, die an den Bergabhängen und an den Ufern des Sambesi weiden. Vor Allem sind die Frauen sehr fleißig; der Feldbau ist ausschließlich ihnen anvertraut. Mit ihren Hacken ausgerüstet, ziehen sie am frühen Morgen auf die Felder hinaus und bestellen dieselben zur Aussaat der Hirse, des Maises und anderer Früchte; am Abende kehren sie dann zur Wohnung zurück und kochen unter freiem Himmel eine nahrhafte Suppe aus Hirsemehl, welche die einzige Mahlzeit des Tages ausmacht. Ist die Speise gar, so wird der große, irdene Topf vor der Hüttenthüre neben das Feuer gestellt; um ihn versammelt sich die ganze Familie, Männer, Weiber und Kinder; im Kreise gelagert fahren sie mit ihren fünf Fingern in den Topf und formen den Hirsebrei zu kleinen Ballen, welche sie gierig verschlingen. Man ißt viel und das Mahl dauert lange; dann schwätzt man zusammen und raucht ‚Dacha‘ (eine Art Hanf). Gegen Mitternacht schlafen dann Alle, in ein Antilopenfell, manchmal auch in einen schmutzigen Fetzen einer alten Baumwollendecke gehüllt; die Meisten liegen rund um das Feuer, Einige auch in der Hütte. Mehr als einmal und bei verschiedenen Stämmen war ich Zeuge solcher Familienscenen, und jedesmal machte das Malerische dieser afrikanischen Bilder Eindruck auf mich.

An dieser Stelle bemerkten wir mehrere ganz neue Kähne auf dem Strome. Diese ausgehöhlten Baumstämme leisten treffliche Dienste. Ich sah zwei Frauen mit ihren Kindern auf dem Rücken in einer solchen Pirogue mit großem Geschick die Ruder handhaben und trotz der reißenden Strömung mit unglaublicher Schnelligkeit von einem Ufer an das andere

übersetzen. Eine Schaar Batonga kam vom jenseitigen Ufer, um gegen Glasperlen Eier, getrocknete Fische, Kafferntorn, Ziegen zum Tausche anzubieten. Während dieser Jahrmarkt im vollen Gange war, zeigte ich einem Wilden mein Fernrohr und erklärte ihm den Gebrauch dieses Instrumentes. Sie hätten das Staunen der Leute sehen sollen, da ihnen die Gegenstände auf einmal so stark vergrößert vorkamen! ‚Wah, wah, wah!‘ schrieen sie. ‚Die Menschen jenseits des Flusses sind hier ganz nahe bei uns!‘ Damit rissen sie den Mund weit auf und streckten die Zunge heraus zum Zeichen ihrer Verwunderung. Jetzt drehte ich das Fernrohr um und zeigte ihnen die gleichen Gegenstände, welche nun ganz winzig erschienen. Da war ihr Verwundern noch viel größer, und sie sagten zu einander: ‚Welches Wunder! Ich sehe die Männer, die vor uns stehen, weit, weit weg. Und sie sind kleine Kinder geworden. Wah, wah! Woher mögen nur diese weißen Männer kommen, die so sonderbare Dinge in unser Land bringen!‘ Auch ein Knabe von 10 oder 12 Jahren schaute durch mein Fernrohr. Ich bemerkte an seinem Halse ein herrliches Amulet von runder Form. Es aufmerksamer betrachtend, sehe ich zu meinem nicht geringen Staunen, daß das Amulet nichts anderes ist, als ein Fünffrankenstück mit dem Bilde Louis Philipps, des Königs der Franzosen, und der Jahreszahl 1837! Wie mag dieses Fünffrankenstück sich hierher verirrt haben und ein Amulet geworden sein? Das hätte ich gar zu gerne erfahren. Der Knabe sagte mir, portugiesische Kaufleute von Tete hätten hier an dieser Stelle gelagert, und nach ihrer Abreise habe er in der Lagerstreu dieses wunderbare Ding gefunden. Ich tauschte mir das curiose Amulet gegen etwas Kattun ein und will es gelegentlich nach Belgien schicken.

16. August. Kraal Sitscheraba. Um 7 Uhr in der Frühe verließen wir das Gebiet Sitschori's und erreichten 10 Uhr den Kraal Sitscheraba. An den beiden Stromufern und auf den Hügeln rundum sind die Dörfer der Eingebornen zahlreich. Schafheerden und Ziegen die Menge auf den Feldern. Im Innern Afrika's trägt das Schaf durchaus kein so dichtes Wollenvließ wie in Europa; sein Fell gleicht vielmehr dem Felle einer Ziege. Im ganzen Sambesi-Thale, von Seschefe bis hinab zu den portugiesischen Besitzungen, gibt es der Tsetsefliege wegen kein Rindvieh. — Hier ist der Lauf des Flusses gar nicht mehr wie weiter oben; da sieht man keine Felsen, keine Stromschnellen mehr, überhaupt nichts mehr von der wilden Scenerie, die er oben hatte. Ruhig und majestätisch wie unsere großen Ströme Europa's rollt hier der Sambesi seine durchsichtigen Wellen über ein schneeweißes Sandbett. Mit Erlaubniß Sitscheraba's schlugen wir unser Lager unter einem herrlichen ‚Mozonguru‘ auf, dessen rothe Candelaberblumen an einem dünnen, meterlangen Stile niederhängen und eine große Frucht erzeugen, die der berühmte Reisende Karl Mauch bezeichnend ‚deutsche Bratwürste‘ nannte.

Sitscheraba, der Häuptling dieses kleinen Stammes, zählt erst 20 Jahre; es ist das erste Mal, daß er Europäer in seinem Lande sieht. Bei der Begrüßung zeigte er sich sehr wohlwollend; er versprach selbst, uns über den Fluß zu bringen. Auch er werde mit Freuden Missionäre als Lehrer seines Volkes zulassen, wenn uns nur Mowemba zuerst aufnähme. Seine Freundlichkeit ging sogar so weit, daß er uns einlud, mit ihm und Senengambi, dem Häuptlinge eines Dorfes auf dem jenseitigen Stromufer, Utschiwala zu trinken. Sammt und sonders nahmen wir seine Einladung an und setzten uns in den Schatten einer schönen Tamarinde etwa 200 Schritte vom Kraale. Sitscheraba und Senengambi nahmen auf einer niedrigen Rasenbank am Stamme des Baumes Platz; wir Europäer setzten uns auf unsere Klappstühlchen, den beiden Majestäten gegenüber. Auch alle Rathsherren Sitscheraba's waren zur Stelle; das Volk hielt sich in ehrerbietiger Entfernung und gaffte uns an. Bald schleppte man drei riesige Gefäße voll Bier herbei: eines für uns, eines für den König und seinen Rath und ein drittes für das Volk.

Während wir uns mit den Majestäten unterhielten, hörten wir aus einiger Entfernung durch die Büsche den Schall verschiedener Musikinstrumente langsam näher kommen. Bald sahen wir eine Schaar schrecklich tätowirter Kaffern die Lichtung betreten, in deren Mitte unsere Tamarinde stand; sie tanzten und spielten dazu auf ihren Instrumenten wie Rasende. Nie habe ich eine wildere Scene gesehen; man hätte meinen sollen, es wäre eine Schaar Dämonen, die soeben der Hölle entsprangen. Einige hatten sich feuerrothe Ringe um beide Augen gemalt; Andere — und das machte einen noch scheußlicheren Eindruck — trugen diese Bemalung nur um ein Auge. Die Meisten hatten den Kopf glatt geschoren mit Ausnahme eines runden Schopfes in der Mitte, der ebenfalls roth geschminkt war und die Stelle einer Mütze vertrat. Beim Tanze bildeten die Frauen eine getrennte Gruppe. Viele derselben trugen ein Kind an der Brust oder in einem Sacke aus Fellen auf dem Rücken. Auch sie hatten Kopf und Gesicht roth tätowirt und sich über und über so mit Fett eingerieben, daß sie ganz das Aussehen frisch gefirnißter Broncestatuen hatten. Der Tanz bestand in wilden Sprüngen; manchmal beugten sie das Haupt bis zur Erde und dabei bliesen sie aus Leibeskräften in ihre mißtönenden Instrumente. Ich zählte in dem Orchester sieben große Trommeln, ebensoviele Kürbißklappern, welche statt der Castagnetten gebraucht wurden, und eine gute Anzahl aus Antilopenhörnern gefertigte Trompeten. Welch betäubender Lärm, welch eine Katzenmusik! Mit dem Tanze vermischte sich ein Scheingefecht; einige dieser scheußlichen Teufelsmasken sprangen aus den Reihen hervor, schwangen in ihren Händen die Assegais, liefen, setzten über die Büsche, griffen den Feind mit Wuth an und gaben sich den Anschein, als tödteten und mordeten sie alles, was

sich ihnen widersetze. Dann stellten sie einen Rückzug dar, sprangen nach rechts und links, um den Hieben auszuweichen, welche von dem unsichtbaren Feinde nach ihnen geführt wurden, und traten endlich triumphirend wieder in die Reihe der Tänzer zurück. Dieses Fest feiern sie zu Ehren des Geistes ihres verstorbenen Königs, den sie als ihren Beschützer und Gott anrufen. Nach Beendigung des Tanzes lagerten sich die Batonga in verschiedenen Gruppen und tranken Utschiwala bis tief in die Nacht hinein. Beim Abschiede feuerte Mr. Blockley vor den Königen und den Rathsherren drei sich rasch folgende Schüsse aus seinem Revolver ab. Die Wirkung war eine überwältigende. ‚Wer sind doch diese weißen Männer,‘ frug man sich, ‚die im Besitze so unbegreiflicher Dinge sind?‘ Diese drei Schüsse beschlossen das Fest; wir grüßten die Könige und zogen uns in das Lager zurück.

17. August. Diesen Morgen besuchte uns Sitscharaba mit einem Gefolge von Räthen, um den Preis der Überfahrt festzustellen. Das Geschäft ward eingehend besprochen; es zeigte sich bald, daß der junge Häuptling von seinen alten Räthen, die uns nicht so leichten Kaufes ziehen lassen wollten, beeinflußt war. Der Mann, der sich anfangs so willfährig und freundlich gegen uns bewies, stellte jetzt hohe Forderungen und hielt sie mit beispielloser Zähigkeit aufrecht. Man bot ihm eine Decke im Werthe von 12 Mark, zwei Stücke hellfarbigen Kattuns, einige schöne Taschentücher, und das Alles genügte ihm nicht. Er wollte Pulver haben, man gab ihm Pulver; er wollte auch Blei haben, man gab ihm Blei. Jetzt verlangte er noch eine zweite Decke und man gab ihm auch diese, fügte aber bei, wenn er jetzt nicht zufrieden sei, so würden wir Alles zurücknehmen und auf die Überfahrt verzichten. Das half und so wurde nach mehreren Stunden Marktens der Handel abgeschlossen. Der Preis der Überfahrt kam auf 280 Mark!

Die Kähne wurden zu unserer Verfügung gestellt, und P. Terörde bestieg dieselben vor allen Andern mit einigen Trägern, um das Gepäck am jenseitigen Ufer in Empfang zu nehmen und ein Lager zu bilden. Die Überfahrt ging rasch von statten; da auf einmal kam Sitscheraba mit bewaffneter Mannschaft und befahl, die Schiffe aufzuhalten. Bevor der Rest der Karawane übersetze, müsse man ihm noch einige Ringe aus dickem Kupferdraht geben, sagte er. Und weßhalb diese neue Forderung? ‚Ihr habt von dem Holze meines Landes einen Kraal (eine Lagerumzäunung) gemacht,‘ schrie er. ‚Das Holz muß bezahlt werden.‘ Holz und Gras sind aber in ganz Afrika Gemeingut, das dem ersten Besten gehört. Das war also nur ein Vorwand; die ‚Begierlichkeit der Augen‘, welche bei diesen Wilden eine fast unwiderstehliche Leidenschaft ist, bildete den eigentlichen Beweggrund dieser willkürlichen Forderung. Unser Führer war empört; sofort meldete er mir diesen ärgerlichen Zwischenfall. Auf dem jenseitigen

Ufer ahnte P. Terörde, was vorging, und folgte mit großer Unruhe dem lärmenden Auftritte. Augenblicklich eilte ich zur Stelle und bewies Sitscheraba durch meinen Dolmetscher die ganze Ungerechtigkeit und Gehässigkeit seines Gebahrens. Meine Gründe machten aber nicht den mindesten Eindruck, und alles Reden war umsonst. Was thun? Nachgeben hieß neuen Forderungen Thür und Thor öffnen. Da ich den Aberglauben des Menschen kannte, kreuzte ich meine Arme und pflanzte mich unbeweglich vor ihn hin, ihm festen Blickes und mit strenger Miene in das Weiße seiner Augen schauend. Der Häuptling konnte meinen Blick nicht ertragen; zitternd stand er auf und flüchtete sich hinter seine Krieger. Auch ich änderte meine Stellung und ließ nicht ab, sein Auge fest zu fixiren. Der arme Mensch! Der helle Angstschweiß brach ihm in großen Tropfen aus, und er wußte nicht, wohin sich wenden, denn überall begegnete er diesem schrecklichen Blicke, der ihn wie ein Dolch durchbohrte. Endlich hielt es Sitscheraba vor Angst nicht mehr aus; er ließ die Schiffe festbinden und zog sich mit seinen Bewaffneten zurück. Ich folgte ihm auf dem Fuße, gab aber zugleich Mr. Blockley die Weisung, ihm einige Kupferringe zu schicken. Da Sitscheraba mich entschlossen sah, ihn mit meinem Blicke bis in seine Hütte zu verfolgen, gab er endlich Befehl, uns die Schiffe zu überlassen. In seiner Angst drängte er sogar jetzt zur raschen Überfahrt, nur um den Sambesi zwischen sich und uns zu bringen, dann lief er mit seinen Leuten davon und versteckte sich hinter der Umzäunung seines Kraals. Wir setzten ruhig über den Strom, zufrieden, um so billigen Preis den Quälereien dieses kleinen Tyrannen entronnen zu sein.

18. August. Im Kraale Senengambi's. Diesen Morgen schickte uns der Häuptling Senengambi zwei Gefäße voll Utschiwala zum Geschenke. Er behandelte uns mit großer Höflichkeit und zeigte sich über das Benehmen Sitscheraba's empört. ‚Dieser Häuptling wird euch nicht mehr ohne Scham anschauen können', sagte er. Auf seine Aufforderung boten sich uns schaarenweise neue Träger an; wir schenkten ihm zwei schöne Taschentücher, um unsere Dankbarkeit zu beweisen; damit war er vollkommen befriedigt. Rasch waren die Pakete vertheilt und wir setzten uns in Marsch, um nach einigen Stunden das Gebiet des Königs Mowemba zu betreten. Das Land, welches wir durchzogen, ist fruchtbar. Der Pflanzenwuchs entfaltet sich üppiger, als in den Gegenden, die wir bisher durchreisten. Überall in den Thalgründen sind schöne Felder, auf denen zur Regenzeit Mais und Hirse im Überflusse stehen. Mimosen, Akazien, Tamarinden zeigen ihre ganze Schönheit und erreichen riesige Verhältnisse. Aus ihnen machen die Batonga schöne Piroguen, auf denen sie den Sambesi befahren. Hier und da erheben sich herrliche Palmgruppen, deren Früchte ein vorzügliches vegetabilisches Elfenbein enthalten, welches unsere europäi=

schen Künstler leicht verwerthen könnten[1]. Wild gibt es in Fülle; ganze Heerden Büffel wagen sich oft bis in die Dörfer und verwüsten in wenigen Stunden die Felder der armen Batonga. Jäger würden hier mit Freuden begrüßt und reicher Beute gewiß sein. Wir machten noch ein letztes Mal Halt, bevor wir Mowemba erreichten; es lag uns daran, den Boden zu prüfen und die Gesinnungen dieses Häuptlings zu uns zu erforschen. Unsere Ankunft machte großes Aufsehen; von allen Seiten eilte man herbei, und in wenigen Minuten umringten uns Schaaren von Männern und Weibern. Sie schienen außer sich vor Bewunderung; Alles wollte die weißen Männer sehen. Ein Häuptling näherte sich uns, grüßte ehrerbietig und sagte, er werde sofort eine Ziege den weißen Männern zum Geschenke senden. Wir erwiederten, es wäre uns angenehm, wenn er einen Boten an den König Mowemba schickte, um ihm unsere Ankunft anzuzeigen. ‚Das ist nicht nöthig,‘ antwortete er. ‚Ich selbst werde euch in den Kraal des Königs begleiten, der bereits von eurer Ankunft unterrichtet ist und euch erwartet.‘ Wir erfuhren nun, daß der König unseretwegen einen Rath gehalten und beschlossen habe, uns aufzunehmen. ‚Ihr werdet nahe bei dem königlichen Kraale ein Grundstück erhalten, um darauf eine Wohnung zu bauen,‘ sagte der Induna. ‚Und eine zweite Wohnung wird man euch auf der Insel im Flusse geben, auf daß ihr euch mit Mowemba im Falle eines Krieges dahin flüchten könnet.‘ Alles ließ sich also günstig an, und unsere Herzen schlugen freudiger bei dieser so erwünschten Kunde.

19. August. Im Kraale Mowemba's. Um 7 Uhr in der Frühe brachen wir unser Lager ab und standen eine Stunde später Angesichts des königlichen Kraales. In einiger Entfernung machten wir Halt und schickten eine Botschaft an den Induna. Der Induna, ein Bruder des Königs, ließ uns melden, wir sollten herankommen; denn, sagte er, er wünsche uns in der Nähe zu sehen. Bei den Vorposten empfing uns der Bruder des Königs mit großer Freundlichkeit. Nach einer kurzen Unterhaltung sagte er, Saul und Mesusa, unsere beiden Batongas, Neffen des Königs, sollten zu Mowemba gehen und ihn in unserem Namen um eine Audienz bitten. Der Induna und eine andere Persönlichkeit, die ihrer wichtigen Miene nach eine Art Staatsminister sein muß, begleiteten sie. Mowemba fragte Saul in geheimnißvollem Tone, ob die Weißen nicht etwa kämen, ihn mit Krieg zu überziehen. Saul wies diesen Gedanken mit Entrüstung zurück und antwortete, wir seien Missionäre, die nichts Anderes suchten, als Wohlthaten zu erweisen und mit Jedermann im Frieden zu leben. Mesusa, auf den der König großes Vertrauen setzt, bestätigte dieses Zeugniß, und Mowemba ließ nun, vollständig zufriedengestellt, melden, er

[1] Es sind dieß die sogen. Elfenbeinpalmen oder Tagua (Phytelephas microcarpa und Phytelephas macrocarpa). Der Kern ihrer Früchte verhärtet sich zu einer festen, elfenbeinähnlichen Masse.

erwarte uns. Wir gingen also; ich reichte ihm die Hand, wie einem alten Freunde, und Mowemba, ein Greis von 70 Jahren, schien von dieser herzlichen Begrüßung ganz eingenommen. Sofort ließ er uns vor der Thüre seiner Hütte im Kreise aufstellen, um uns zu betrachten und mit uns zu reden. Die Audienz verlief — wer sollte es für möglich halten? — in strengster Etikette. Nicht weniger als fünf Dolmetscher brauchte es, um meine Worte zu den Ohren des Königs gelangen zu lassen. Der Reihe nach trug jeder meine Bitte und ihre Gründe mit lauter Stimme vor, wie eine auswendig gelernte Lection. Mr. Blockley übersetzte meine Worte für Saul, Saul sagte sie weiter an Mesusa, Mesusa wiederholte seinen Spruch der wichtigen Persönlichkeit, welche wir Staatsminister hießen. Der Staatsminister trug ihn dem Induna, dem Bruder des Königs, vor, und ‚Monsieur', der Bruder des Königs, ließ endlich meine Worte an die Ohren Mowemba's gelangen. Der Sinn meiner Botschaft lautete: ‚Fürst! Lebhaft empfinde ich das Vergnügen, in der Gegenwart des mächtigsten Batonga-Häuptlings zu stehen. Ich liebe die Batonga und wünsche, in ihrer Mitte zu leben und ihnen Gutes zu thun. Das ist der Grund, weßhalb ich mich direct an das Haupt ihrer Nation wende.' Mowemba antwortete, er sei von Allem unterrichtet und es bedürfe keiner weiteren Verhandlung über diese Sache. Wir könnten bei ihm und seinem Volke bleiben, so lange, als wir es wünschten; er werde uns ein Grundstück geben, unser Haus darauf zu bauen. Aus Dankbarkeit für diese Gunst ließ ich ihm einige Stoffe vorlegen, indem ich bemerkte, das sei nur eine erste Gabe, ‚ein erster Zauber für seine Augen', wie sich die Batonga ausdrücken, und in einer zweiten Audienz würde ich ihm als Preis für das Grundstück ein weit kostbareres Geschenk überreichen. Nach Beendigung dieses ersten Besuches stiegen wir in die Ebene hinab und schlugen unser Lager am Ufer des Sambesi auf. So war es uns denn nach vielen Schwierigkeiten und Befürchtungen geglückt, mitten unter den Batonga eine Missionsstation zu gründen! Im Einvernehmen mit P. Terörde gab ich ihr den Namen: Residenz des heiligen Kreuzes.

20. August. Heute beteten wir nach der heiligen Messe das ‚Te Deum' zur Danksagung für den glücklichen Erfolg unserer Expedition. Gegen 8 Uhr kam Mowemba und stattete uns seinen Besuch ab. Seine Majestät setzte sich auf die Erde und bot uns durch seinen Schatzmeister einen großen Korb voll Hirse zum Kaufe an. Wir sagten ihm, für eine Decke verlangten wir doppelt so viel. Der König antwortete, sobald seine Hirse ausgeklopft und gereinigt sei, wolle er uns einen zweiten Korb schicken. Auf dieses königliche Wort hin gaben wir ihm eine schöne, schneeweiße Baumwollendecke; wir rollten sie vor ihm auseinander, damit seine Augen ihre Länge und Breite betrachten könnten. Dann hingen wir um den Hals eines seiner Enkel, den er auf seinen Knieen schaukelte, ein glitzern-

des Halsband von blauen Glasperlen. Bei diesem Anblicke konnte sich der alte Mowemba vor Freuden kaum halten, und seine Augen leuchteten wie Karfunkelsteine. Für das Grundstück, das er uns abtrat, versprach ich ihm eine schöne Flinte. In seiner Gutmüthigkeit brachte P. Terörde zwei Gewehre herbei, damit Seine Majestät die Wahl habe. Mowemba prüfte alle beide genau, bewunderte die schönen Messingbeschläge, mit denen diese Doppelläufer verziert waren, und wählte, ohne einen Augenblick zu zaudern, alle beide, nach dem Grundsatze: ‚Zwei können mehr als Einer.‘ ‚Im Falle eines Krieges,‘ sagte er, ‚ist es meine Pflicht, euch zu vertheidigen‘, und begründete seine Sache in so beredter Weise, daß ich mich zufrieden gab. Eigenhändig überreichte ich ihm das eine und P. Terörde bot ihm in seinem Namen das andere. Da sprang der alte Mowemba auf und eilte von seinem Gefolge umgeben hinweg. Im Kraale versammelte er alle seine Weiber, zeigte ihnen seine Schätze und forderte sie auf, sich mit ihm zu freuen. Der König und seine Weiber sangen, tanzten, überhäuften die Missionäre mit Lobpreisungen und erhoben sie bis in den Himmel. Welch glorreiches ‚Hosannah‘! Wenn nur das ‚Tolle, tolle, crucifige‘ (Hinweg, hinweg! Kreuzige ihn) ihm nicht auf dem Fuße folgt!

21. August. In aller Frühe besuchte uns König Mowemba wiederum; er schenkte uns ein Gefäß voll Utschiwala. Gleichzeitig brachte er einige Ziegen, die er uns zu verkaufen wünschte. Ich benützte diese Gelegenheit, um ihn zu bitten, er möge uns das Grundstück zeigen, welches er für uns bestimmt habe. Von seinem Adjutanten und P. Terörde begleitet, machte ich mich auf den Weg nach der bezeichneten Stelle, die etwa eine (englische) Meile von unserem Lager entfernt war. Am Ufer des Sambesi hinwandelnd, sahen wir ein Krokodil sich auf einer Sandbank sonnen. Unser Führer ergriff sein Martini-Gewehr, stieg an den Rand des Wassers hinab und jagte ihm von dort aus eine Kugel durch den Leib. Tödtlich getroffen sprang das Ungeheuer auf, überschlug sich zwei-, dreimal und rollte in die Fluthen. Man schickte einen Kahn, um das todte Krokodil aufzusuchen, konnte es aber nicht finden. Unser Weg führte an einem Hügel vorbei, auf dessen Spitze sich das Grab von Mowemba's Vater befindet. Der verstorbene König wurde daselbst mit allen seinen Schätzen begraben; noch sieht man neun gewaltige Elephantenzähne 60 Centimeter hoch aus dem Boden hervorragen. Auf diesem Grabe findet an bestimmten Tagen der ‚große Tanz‘ statt, ähnlich wie jener, dessen Zeuge wir im Kraale Sitscheraba's waren. Diese Stämme kennen keine andern religiösen Übungen, als die Verehrung, welche sie dem Geiste des verstorbenen Königs zollen. Auch tragen sie auf ihrem Leibe zum Schutze gegen Zauber und Unheil Wurzeln, Knochen und alle möglichen Amulette. Armes Volk! es denkt so wenig an Gott, als ob es gar keinen gäbe; den Teufel sieht es überall und jede Krankheit betrachtet es als eine Wirkung von Zauberei. Die wegen vor-

geblicher Hexerei zum Tode Verurtheilten werden so zwischen Holzbündel gebunden, daß der Kopf über den Scheiterhaufen emporragt und daß sie während der Todesqual ihr Verbrechen eingestehen können. Dann steckt man das trockene Reisig an, und während die Flammen das Fleisch verzehren, hört man die armen Opfer wimmern: ‚Das Leben ist noch in meinem Kopfe! Barmherzigkeit! Tödtet mich!‘ Aber Niemand erhört ihre Bitte; unter den schrecklichsten Qualen müssen sie langsam des grausamsten Todes sterben.

Wir gingen an dem Grabe des Königs vorüber, durchschritten eine Schlucht und klommen einen kleinen Hügel hinan, auf dessen Gipfel wir eine verlassene Hütte fanden. Da wohnte noch vor wenigen Tagen eine arme Wittwe; ihr Mann, erzählte man uns, wurde wenige Schritte von seiner Wohnung, während er im Walde Holz fällte, von einem Löwen zerrissen. Auch das Weib fand seinen gewaltsamen Tod; als es zum Sambesi ging, um Wasser zu schöpfen, wurde es von einem Krokodil gepackt, in's Wasser gezogen und verschlungen. Diesen Hügel und den dabei liegenden Thalgrund schenkte Mowemba der Mission. Der Boden am Abhange des Hügels verspricht in der Regenzeit Mais und Hirse in Fülle, während das Thal, das sich bis an den Fluß erstreckt, einen vorzüglichen Gemüsegarten bilden wird. Bauholz für die zu errichtende Wohnung der Missionäre steht rundum im Überflusse. Der Thronerbe bezeichnet persönlich die Grenzen des Eigenthums, damit er wisse, was geschenkt wurde. Trotz der zahlreichen Vorzüge, welche dieser Platz bietet, sprach ich doch P. Terörde mein Bedenken aus, ob er auch gesund sei; er schien mir nämlich dem Strome zu nahe. Doch überließ ich P. Terörde die freie Wahl; der König zeigte sich nämlich geneigt, je nach unserem Wunsche auch andere Grundstücke uns zu überlassen. Nach dieser Besichtigung des Platzes kehrten wir in das Lager zurück.

22. August. Im Laufe des Tages ließ uns Seine Majestät eine neue Botschaft zukommen; er sprach den Wunsch aus, man möge ihm noch einige Geschenke anbieten. Wir erwogen diese Angelegenheit und beschlossen, um der Begierlichkeit der Augen, die bei diesen Wilden keine Grenzen kennt, ein für allemal ein Ende zu machen, dem Könige eine letzte Gabe zu übersenden. Dieselbe bestand in einer rothen, mit blinkenden Kupferknöpfen besetzten Militärjacke (sie muß vordem im 58. englischen Regiment gedient haben), in einem Hemde, in Glasperlen und in einigen Ellen grellfarbigen Kattuns. Saul ward beauftragt, dieses Paket in unserem Namen dem Könige zu überbringen und ihm zugleich zu melden, dieses letzte Geschenk werde ihm nur unter der Bedingung gemacht, daß er nach meiner Abreise keine neuen Forderungen an die Missionäre stelle. Wenn Seine Majestät jetzt nicht zufrieden sei, so möge sie alle empfangenen Geschenke zurückerstatten; der ‚Sohn‘ (P. Terörde) sei in diesem Falle entschlossen, mit

Ein Krokodil vom Sambesi.

seinem ‚Vater‘ (mit mir) zurückzukehren. Diese Worte erschreckten den König. ‚Nein, nein!‘ rief er. ‚Sie sind meine Freunde, sie müssen bei mir bleiben!‘ Mowemba öffnete das Paket und war entzückt von der Schönheit dieses neuen Geschenkes. Vor Allem ließ ihn die Soldatenjacke vor Freude tanzen; er wollte, daß sie keinem seiner Unterthanen zu Gesichte komme. Dieser alte rothe Waffenrock sollte seinem Volke eine große Überraschung bereiten: bei dem feierlichen Tanze, der in einer Woche stattfindet, will der König in der Pracht dieser Jacke Staat machen. Mowemba legte das Paket vor die Thüre seiner Schatzkammer, ließ das kostbare Kleinod nicht aus den Augen, nahm mit einem Wassergefäß und Zauberwurzeln eine Art Beschwörung vor, daß ihm kein Unheil schade, und verschloß dann Alles sorgfältig in seine Hütte.

23. August. Abreise. Mesusa, der Neffe des Königs, ist wiedergekommen. Er war einige Tage bei seiner Familie auf Besuch, bevor er ganz in unsern Dienst treten wollte. Bei seiner Ankunft schenkte er uns einen Topf Bier und getrocknete Fische. Er scheint ein ganz guter Mensch, der den Missionären sehr nützlich sein kann. Heute ist für mich der Abschiedstag gekommen. Dieser Gedanke erfüllt meine Seele mit Traurigkeit. Niemals trenne ich mich von meinen Mitbrüdern ohne lebhaften Schmerz. Und doch, es muß geschieden sein; denn um das Personal der neuen Missionsstation vom heiligen Kreuze vollzählig zu machen, muß ich P. Weißkopf und Br. Simonis von Panda-ma-Tenka hierhin senden. Br. Simonis, unser Baukünstler, der uns in wenigen Wochen zu Panda-ma-Tenka ein so nettes Haus zimmerte, muß sich beeilen, um hier unsern Missionären vor dem Eintritte der Regenzeit ein schützendes Dach herzustellen. So begab ich mich in den königlichen Kraal, um meine Abreise anzukündigen und mich von Sr. Majestät zu verabschieden. Der König war augenblicklich sehr beschäftigt. Nach seiner Gewohnheit vor der Thüre sitzend und ‚Hukah‘ rauchend, träumte er von den reichen Geschenken, welche er von den weißen Männern erhielt. Ich trat vor ihn hin und sagte: ‚Kumalo (Fürst)! Ich komme, um Abschied von Dir zu nehmen und Dir zu danken für alles Gute, was Du uns thatest. Bald werde ich wiederkommen. Inzwischen hege ich das Vertrauen, daß Du für meine Kinder sorgen werdest, die ich unter Deinem Schutze lasse.‘ Mowemba versprach, er werde sie in meiner Abwesenheit mit großer Sorge behüten und bürge dafür, daß ihnen kein Leid zugefügt werde. ‚Nur,‘ fügte er bei, ‚gegen Krankheit kann ich nichts!‘ Ich wiederholte: ‚Daß Du gegen eine Krankheit nichts kannst, weiß ich, o Fürst. Aber ich verlange, daß meine Kinder gut behandelt werden, daß Jedermann sie achte, und daß sie keinen Mangel leiden.‘ ‚Ich bürge dafür,‘ erwiederte er abermals, ‚daß ihnen nichts abgehen soll und daß ich ihnen die größte Sorge zuwenden will.‘ Und noch einmal fügte er bei, gegen Krankheit könne er aber nichts. ‚Auch mein Sohn,‘ sagte er noch,

‚der jetzt von der Jagd heimkehrt, wird alles, was in seinen Kräften ist, aufbieten, daß es den Missionären gut gehe. Von morgen an wird er ihnen behilflich sein, ihre Habe nach dem Grundstücke zu bringen, das ich ihnen gab.‘ Nach dieser Unterredung reichte ich Mowemba nach englischer Sitte meine Hand; das schmeichelte ihm sehr, und wir schieden.

Jetzt nahm ich von meinen lieben Mitbrüdern Abschied, indem ich ihnen ganz besonders den Geist des Seeleneifers und des Gebetes empfahl. ‚Ich scheide, aber bald werde ich euch wiedersehen; denn von hier aus hoffe ich unser Missionsfeld bis zum Bangweolo-See ausdehnen zu können. Ich lasse euch unter dem Schutze des heiligen Kreuzes. In cruce salus, in cruce vita, in cruce protectio ab hostibus! (Im Kreuze ist Heil, im Kreuze ist Leben, im Kreuze ist Schutz vor den Feinden.) Alles für Jesus! Alles zur Ehre des heiligen Kreuzes! Lebet wohl!‘ P. Terörde fiel mir weinend um den Hals und sagte: ‚Lieber P. Superior! Ihr Scheiden schmerzt mich tief. Aber wir müssen uns zufriedengeben, ja wir müssen uns freuen, auf daß das Werk vollendet werde, das bis jetzt so glücklich begann!‘ Dann warf er sich mit Br. Vervenne auf die Kniee. Beide flehten um meinen Segen, den ich ihnen von ganzem Herzen ertheilte . . . und so schieden wir.“

---

21. P. Terörde's Tod.

(16. September 1880.)

Auf den Wunsch P. Terörde's hatte P. Depelchin die erste Missionsstation im Lande der Batongas unter den besondern Schutz des heiligen Kreuzes gestellt und ihr den Namen: Heiliges Kreuz der Batongas gegeben. Dieser Name sollte prophetisch sein, indem Gott selbst den ersten Beginn des Werkes mit dem Kreuzesmale bezeichnete.

Schon nach wenigen Tagen mußte P. Terörde seinem Obern einen Boten nachsenden mit der Nachricht, er sowohl als sein Gefährte seien unwohl. Mowemba hatte nicht umsonst beim Abschiede P. Depelchins so oft betont: gegen Krankheit könne er die zurückbleibenden Missionäre nicht schützen. War es diesem Häuptlinge wirklich so sehr darum zu thun, das Leben der „weißen Männer" zu beschützen, oder hegte er vielmehr die stille Hoffnung, ein rascher Tod werde sie hinwegraffen und ihn zum Erben der vielen Güter machen, welche sie in sein Land gebracht hatten und welche sein Geiz so sehnlichst begehrte? Warum wies er ihnen nach seiner Ansicht und nach der abergläubischen Meinung aller Batongas eine Unglückswohnung an, die zudem in der Regenzeit den tödtlichen Fiebern ausgesetzt war? Wie wir gleich hören werden, machten die Eingebornen ihrem Fürsten die Zuweisung dieses Wohnplatzes zum Vorwurfe. Mowemba kümmerte sich aber wenig darum; offenbar wünschte er den Tod der Missionäre; und wie die folgenden Mittheilungen glaublich machen, scheint es nicht beim bloßen Wunsche geblieben zu sein. Doch wir wollen dem Gange der Erzählung und dem Urtheile unserer Leser nicht vorgreifen.

Unter dem 28. August schrieb P. Terörde an seinen Obern: „Heute kann ich Ihnen keine ganz guten Nachrichten mittheilen. Meine letzten Zeilen meldeten, daß wir uns Beide unwohl fühlten. Nach zwei Tagen war ich wieder ziemlich hergestellt; der Bruder aber mußte drei Tage lang das Bett hüten; gestern ging es ihm etwas besser, allein während der Nacht stieg das Fieber wieder. Die Krankheit begann mit heftiger Dysenterie; nach dem ersten Tage schon war der Kranke so schwach, daß er nicht mehr allein gehen konnte. Es gelang mir, diesem Übel Einhalt zu

thun, aber das Fieber dauert fort. Ich fürchte, er werde für lange Zeit arbeitsunfähig sein. Beten wir, daß Gott uns vor einer schweren Heimsuchung bewahre, welche bei dem Aberglauben des Volkes die hiesige Missionsstation vernichten würde. Diesen Morgen reiste ein gewisser Domingas José Gomez de Aranjo von hier nach Wanki's Dorf; er ist ein Neger, gekleidet wie ein Kaffer, ein zudringlicher und großsprecherischer Mensch, schlimmer als ein Kaffer, ein echter Sklavenhändler. Er machte kein Glück bei Mowemba, der ihm übel mitspielte.

Zwei Tage nach unserem Abschiede fand der ‚große Tanz' statt; zuerst eine Wallfahrt zum Grabe Mowemba's, dann Bier und Tanz, gerade wie bei Letscheraba (Sitscheraba). Der König ging 300 Schritte weit, wie ich zählte, und führte mich am Arme durch sein Volk. Alle zeigten sich freundlich. Die Büchsen wurden angestaunt und abgefeuert, und des Lobes der weißen Männer war kein Ende. Ein alter Bursche von 60 Jahren lag auf seinem Rücken und schlug vor lauter Glückseligkeit mit Händen und Füßen um sich. Das Volk machte dem Könige Vorstellungen: der Platz, den er uns angewiesen habe, sei nicht gut; er sei zu gefährlich wegen der wilden Thiere. Sie erhoben einen großen Lärm; unterhalb des Kraals des Anführers (des Bruders des Königs) in dem Mapani-Wäldchen wäre der richtige Platz. Ich hörte ihre Vorstellungen an, ließ sie aber ruhig reden und ging zum Könige. Er gab mir die Weisung, auf unserem Platze zu bleiben und nach ein oder zwei Jahren einen bessern zu wählen. Heute begannen meine Leute die Baustelle zu säubern. Von den Portugiesen kaufte ich 14 Pfund Glasperlen für zwei Decken, und sieben prächtige Mutterschafe, drei Lämmer und zwei Widder für ebenfalls zwei Decken.

Der Bruder ist augenblicklich auf; er sagt mir, er fühle sich etwas besser. Herzlichen Dank für Ihre trostreichen Zeilen. Ich weiß nicht, welche Wendung die Krankheit des Bruders nehmen wird; aber Sie sehen, wie nothwendig es ist, möglichst bald neue Gefährten hierhin zu senden. Ich gebe mir alle Mühe, die Setonga-Sprache zu erlernen; beten Sie doch zum heiligen Geiste, daß er mir beistehen möge!"

Inzwischen zog P. Depelchin mit Mr. Blockley voll guter Hoffnung den Sambesi aufwärts, Panda-ma-Tenka zu. „Ich hatte am 23. August P. Terörde und Br. Vervenne mein Lebewohl gesagt," erzählt er in einem Briefe vom 25. October 1880[1]. „Sie befanden sich beim Abschiede in der besten Stimmung und schienen vollkommen gesund. Alles deutete auf einen guten Erfolg unseres Unternehmens, und ich hatte auch nicht die geringste Unruhe ihretwegen. Fünf Neger waren in ihrem Dienste: Mesusa, der Neffe Wanki's, Saul, ein Kaffer aus der Colonie, Jagter, ein

[1] Mitgetheilt in den Précis historiques, 1882, Janvier, p. 2.

schwarzer Jäger von Panda-ma-Tenka, und noch zwei schwarze Knechte." Da kam am 29. August der Brief P. Terörde's mit der so unerwarteten und beunruhigenden Nachricht der Erkrankung! Und, um das Unglück voll zu machen, erkrankte am gleichen Tage auch P. Depelchin bedenklich. „Ein heftiges Fieber hatte mich ergriffen, gefolgt von einer bedenklichen Anschwellung der Leber. Es war mir unmöglich, unsern theueren Kranken zu Hilfe zu eilen und ich theilte das P. Terörde mit." Drei Tage lang ließ Mr. Blockley den Kranken tragen; man begreift, wie langsam die Reise unter solchen Umständen von Statten ging. Die beunruhigende Kunde aus Mowemba's Kraal war gewiß nicht geeignet, seine Genesung zu befördern. Sein Zustand verschlimmerte sich; so bat er Mr. Blockley am 2. September, zwei Eingeborene an die Missionäre in Panda-ma-Tenka zu senden und sie um schleunige Hilfe zu ersuchen.

„Schon lange warteten wir auf einige Nachrichten von P. Depelchin oder P. Terörde über den Ausgang ihrer Unternehmungsreise," erzählt P. Weißkopf in seinem Berichte Aan de Zambesi. „Endlich, den 6. September, kamen zwei Jungen mit einem Briefe, nicht von unsern Patres, sondern von Mr. Blockley, was schon schlimme Nachrichten vermuthen ließ. Der Brief war geschrieben aus Wanki's Dorf, unter dem Datum vom 2. September, und enthielt ungefähr Folgendes. Die Patres hatten gute Aufnahme gefunden in Mowemba's Dorf, dem Hauptorte der Batongas, ungefähr fünf Tagereisen nordöstlich von Wanki entfernt. Daselbst hatte P. Depelchin den P. Terörde und Br. Vervenne gesund und wohl zurückgelassen, während er selbst mit Mr. Blockley den Rückzug antrat. Letzten Sonntag, schreibt Mr. Blockley, wurde P. Depelchin krank. Ich habe ihn drei Tage lang von acht Mann tragen lassen. Gestern Abend war er etwas besser, diesen Morgen dagegen sehr schlecht. Speise und Trank schlug er gänzlich aus. Kommen Sie uns schleunig zu Hilfe. Wir haben gar keine Arzneien, keinen Thee, nur ein klein wenig Mehl. Der alte Mann ist in diesem Augenblicke sehr schwach. Auch ich fühle mich unwohl. Senden Sie uns etwas, und kommen Sie uns doch zu Hilfe.

P. Superior schwer krank, Mr. Blockley auch nicht wohl, und das mitten in der Wildniß, ohne irgend welches Verpflegungsmittel, als Trost die Voraussicht, daselbst vielleicht einen Monat liegen bleiben zu müssen, falls keine Hilfe erscheint — welch ein Zustand! Stellen Sie sich vor, auf 100 englische Meilen Hilfe bringen und der Leitung von Menschen sich anvertrauen zu müssen, mit denen man kaum sprechen kann, von Menschen, welche einen solchen panischen Schrecken vor den Matabelen haben, daß sie beim Anblick eines einzigen Matabelen Sie einfach im Stiche lassen: und Sie begreifen das Mißliche unserer Lage. Aber da mußte Hilfe geschafft werden. Der liebe Gott wird uns schon beistehen. So beschloß ich, mit Br. Nigg und unseren sieben Jungen die Reise anzutreten."

Möglichst rasch eilte P. Weißkopf mit seinen Leuten auf Fußpfaden dem Sambesi zu, wurde aber am zweiten Tage durch ein ernstes Jagdabenteuer aufgehalten, zum Glücke für Br. Vervenne, wie sich später herausstellte. Der Vorfall, den auch Br. Nigg in seinem in den ,Katholischen Missionen' mitgetheilten Briefe erzählt [1], wird von P. Weißkopf also berichtet:

„Ich dachte nicht im Geringsten daran, daß wir heute noch mit dem König der Thiere Bekanntschaft machen sollten. Nach einem Marsch von ungefähr einer Stunde öffnete sich vor uns ein unabsehbares Feld. Inmitten dieser Fläche graste eine Heerde Zebras. Ein Stück gebratenen Zebrafleisches schien eine willkommene Gabe für unsere ermatteten Träger. Es war darum der Mühe werth, ein Stündchen anzuhalten. Der Weg lief, rechts von der Ebene, mitten durch etwas Gesträuch; links umsäumte dieselbe ein spärliches Gehölz, hinter welchem sich, außer weitausgedehnten Wäldern, eine lange Bergkette erblicken ließ. Jacques und zwei andere Jungen, jeder mit einem geladenen Gewehre versehen, sollten sich im Gehölze zur linken Seite aufpflanzen, während Br. Nigg mit seinem Doppelläufer dem Fußpfad folgte, und ich mit den Übrigen beim Gepäcke blieb. Nach einer Viertelstunde sah ich, wie die Zebras sich nach der linken Seite zurückzogen. Ich vermuthete, daß sie Br. Nigg bemerkt hatten. Die Jungen aber, die bei mir waren und mit bloßem Auge so scharf sehen, wie ein Europäer mit einem Fernrohr, sagten: ,Dort, Herr, sieh drei Löwen hinter den Zebras!' Obschon ich die Löwen nicht sah, sandte ich doch einen dieser Jungen nach Br. Nigg, um ihm zu sagen, er solle zurückkommen. ,Jacques, Herr, siehe da drüben, Jacques' — sagten die Jungen, immer in der Richtung hinzeigend, wo die Löwen sein mußten. Ich gewahre in der Ferne etwas Rauch, und zu gleicher Zeit fällt daselbst ein Gewehrschuß. Ich sehe zwei Jungen hin- und herlaufen und höre sie schreien; aber ich dachte: Jacques hat ein Zebra geschossen und erwartet Hilfe, um das Thier vollständig abzuthun. Deßhalb gehe ich gerade auf den Fleck zu, sehe aber, daß die drei schwarzen Jäger eilends auf mich zukommen. Unmöglich ist es für mich, zu unterscheiden, ob einer von den Dreien von den zwei Anderen getragen wurde, oder ob sie wohl etwas Anderes (vielleicht ein Zebra) mitschleppten. Leider war das Erste der Fall. Jacques wurde von seinen beiden Kameraden, von denen nur einer sein Gewehr noch hatte, mühsam des Weges geschleppt. Da lag der arme Junge durch einen Löwen zerfetzt. Ich zählte in der Folge acht gräßliche Wunden, aus welchen das Blut in Strömen floß. Jacques hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, dem Löwen, der sich an ein paar Kuduknochen gütlich that, bis auf 20 Schritte zu nahen und ihm eine Kugel durch die

[1] Jahrg. 1881, S. 195.

Lenden zu jagen. Schwer verwundet sprang das Thier auf seinen Feind los. Jacques wollte auf ein Bäumchen flüchten, ward aber daran gehindert, indem der Löwe von hinten ihm die Klauen in den Leib und in die Beine schlug und den armen Jungen nach unten zog. Es scheint, daß das Geschrei und das Hin- und Herlaufen der Jungen den Löwen erschreckten und ihn bewogen, seine Beute loszulassen. Jacques kroch dann zurück, während er den Löwen scharf im Auge behielt, — und so entkam er ihm. Noch lange danach blieb der verwundete Löwe an demselben Flecke, indem er voll Wuth und Pein den Boden aufwühlte. Später sandte ihm Bruder Nigg von einem Baume aus eine zweite Kugel zu, und da erst zog der König der Wildniß sich langsam zurück.

Es war eine theure Lection für Jacques und hatte für uns obendrein einen Zeitverlust von anderthalb Tagen zur Folge. Jacques mußte ja gepflegt und nach Panda-ma-Tenka gebracht werden. Ein Junge wurde dorthin abgesandt, und noch am selben Tage war Br. Simonis mit der nöthigen Hilfe und einem neuen Träger bei uns. Wie kostbar jeder Augenblick war, geht daraus hervor, daß gegen Abend wieder zwei Jungen einen Brief von Mr. Blockley brachten, worin dieser seine Nothlage mit noch mehr Inständigkeit und Nachdruck auseinandersetzte."

So rasch, als der Weg es gestattete, eilte nun P. Weißkopf voran, unter glühender Sonne und auf rauhen Pfaden. „Ich hatte meine Füße so wund gelaufen," schreibt er am 10. September, „daß die Strümpfe von Blut durchnäßt waren." — „Wir hatten einen schrecklich ermüdenden Tag (11. September). Meine Füße, die ich mit Leinen umwickelt hatte, waren noch das geringste Kreuz, aber die entsetzliche Hitze — 105° Fahrenheit (41° C.) — und solch ein äußerst mühsamer Weg! Wie gut begreifen wir es, daß wir nur arme Pilger auf dieser Welt sind! Ein schmaler Fußpfad hat uns über hohe, mit kahlen Sträuchen bewachsene Berge geführt, Berge, so bunt durcheinander geworfen, so verschieden an Gestalt, daß ich unwillkürlich an ein riesenhaftes Schachbrett dachte, auf welchem aber in der Stellung der Figuren nicht das Mindeste von Regelmäßigkeit zu sehen ist. Jetzt ging es steil nach oben oder gerade nach unten an tiefen Abgründen vorbei, dann wieder durch Thäler, wo ich in der heißen, bleischweren Luft beinahe ersticken zu müssen vermeinte. Zuweilen mußte man auf Händen und Füßen kriechen und wohl zusehen, wohin man den Fuß setzen sollte. Für mich war das Ärgste meine Brille, die ich jeden Augenblick vom Schweiße reinigen mußte, um zum mindesten sehen zu können, wohin ich ging. Diese Berge, sowie im Allgemeinen diese ganze Strecke, war früher, selbst noch vor zwei Jahren, von den Manansas bewohnt, die aber aus Furcht vor den Matabelen nach der andern Seite des Sambesi geflüchtet sind."

„13. September. Nach einer Stunde erreichten wir das vierte



Eine Zebrajagd.

Nachtlager der vorigen Expedition," fährt P. Weißkopf fort. „Ich war ganz verwundert darüber, wie sie einen Marsch von sieben Stunden hatten zurücklegen können, sah aber bald, daß sie in viel günstigeren Umständen für eine Fußreise gewesen waren. Damals war es nicht so warm; selbst die Hütten, in denen sie ihre Güter geborgen hatten, bewiesen, daß sie Regen gehabt. Überdieß, hörte ich später, drängten die Träger selbst zur größten Eile. Sie klagten beständig, daß sie nicht genug Nahrung bekämen, und wollten voran.

Wir legten heute einen Weg von acht Stunden zurück, in der Hoffnung, das fünfte Nachtquartier der vorigen Expedition zu erreichen, aber auch jetzt schossen wir eine Stunde daneben. Der Weg war während einiger Stunden etwas besser, aber die Hitze viel ärger als gestern, zumal da wir in einem Thale, das ringsum von hohen Bergen umgeben war, durch Gras von drei Meter Höhe uns durchzwängen mußten. Nach Sonnenuntergang wurden wir — Br. Nigg und ich — von unsern Jungen über den Panda-ma-Tenka getragen, worauf wir das Zelt aufschlagen ließen. Ich war todmüde und begehrte nach Ruhe, die mir aber von Mücken und Mosquitos, wie es schien, keineswegs gegönnt ward.

14. September. Wir mochten etwa eine Stunde gelaufen sein, als wir vor dem Sambesi standen, einem herrlichen, schönen Flusse, der an dieser Stelle beinahe zweimal so breit ist als die Maas bei Mastricht. Prächtige Baobab und andere Bäume warfen mit ihren weiten Ästen und ihrem dichten Laubwerk einen breiten Schatten über dessen Ufer. Die Vögel mit ihrem reichen Federschmuck scherzten in den Wipfeln, der große ‚Bobo Jan' — so werden von unsern Schwarzen die Affen genannt — der Sie zuerst voll Verwunderung angafft und dann auf allen vier Pfoten die Flucht in die Berge ergreift, das Getöse der pfeilschnell fortrollenden Wasser, die zuweilen, von Felsblöcken gebrochen, etwas weiter wieder mit donnernder Gewalt durch oder über Klippen hin einen Weg sich bahnen, — das Alles stimmt das Gemüth, Gottes Größe zu bewundern und zu preisen. Ein Gedanke jedoch verdrängt alle anderen, daß wir bald bei unserm lieben Vater sein werden. Das läßt Alles vergessen, sowohl unsere Müdigkeit, als auch die Schönheiten der Natur. Noch ein paar Stunden frisch voran! Unsere Ankunft und eine gute Verpflegung sollen unsern lieben P. Superior erquicken, und falls der liebe Gott ihn noch nicht zu sich gerufen hat, seine Kräfte schnell wieder aufleben lassen. Das Verlangen, ihn zu sehen, war der Grund, daß ich den Andern weit voraus war. Nach einer Stunde stieß ich auf eine kleine Heerde Böcke, hinter ihnen eine Karawane von Schwarzen mit Päckchen beladen. Das ‚morrow Sir', womit die Leute mich grüßten, ließ mich vermuthen, daß sie die Treiber des hochw. P. Depelchin wären und daß dieser im Anzug sei. Die Büsche verhinderten einen weiteren Ausblick vor mir. O, wenn wir nur nicht zu

spät gekommen sind! Eine stille Furcht bemächtigte sich meiner, die ich nur mit Mühe unterdrücken konnte.

Wie war ich froh, als ich endlich ein paar Leute sah, die mit ihren Beilen die Äste weghieben, welche den Trägern den Weg versperrten. Hinter ihnen folgte Mr. Blockley und endlich vier Leute, die eine Hängematte von Reisholz an einem langen Baumstamm auf den Schultern trugen. Ich laufe den Trägern entgegen und lasse sie stillestehen.

Da lag dann mein guter P. Superior ruhig in der Hängematte, den Hut auf dem Gesichte gegen die brennende Sonne. Mit der einen Hand nach diesem Hute und mit der andern nach den abgemagerten, bebenden Fingern des Kranken greifend, rief ich vor Freude aus: ‚Guten Tag, lieber Pater, wie geht es?‘ Der arme Dulder schlug die Augen auf und antwortete mit schwacher Stimme: ‚Was ist das, Pater, Sie hier?‘ Ich sagte dann, daß ich mit Br. Nigg, der nach einer Viertelstunde oder zehn Minuten auch da sein könne, ihm zu Hilfe gekommen sei. Wie war der gute Pater schwach! Ich erschrack, als ich ihn sah: das Gesicht so gelb von Farbe . . . so eingefallen . . .!

Inzwischen war auch Br. Nigg da und begrüßte den Kranken. Nach einer kleinen Ruhe zogen wir weiter in der Richtung, in der wir das erste Mal den Sambesi erreicht hatten. Daselbst schlugen wir unter einem großen Baum, welcher seine Äste weithin ausbreitete und uns ein kühles, schattiges Plätzchen bot, unser Lager auf, um einen Tag auszuruhen. Der gute Pater Depelchin war so schwach, daß er nicht auf den Beinen stehen konnte. Man mußte ihn leiten und stützen, wenn er sich nur eben einmal aufrichten wollte. Br. Nigg machte eine gute Suppe und etwas Medicin zurecht. Mit Appetit genoß der Kranke die Nahrung, daß wir mit Grund hoffen konnten, ihn durch den Gebrauch von kräftigen Mitteln schnell wieder hergestellt zu sehen. Wenn jetzt nur gute Nachrichten aus Mowemba kämen, das würde einen günstigen Einfluß auf den Verlauf der Krankheit haben!“

Gute Nachrichten aus Mowemba! Leider sollte diese Hoffnung bitter getäuscht werden. Seit der letzten Kunde vom 28. August hatte sich der Zustand der Kranken verschlimmert. P. Terörde hatte einen neuen heftigen Fieberanfall und Br. Vervenne einen noch viel heftigeren Anfall von Dysenterie. Seine Schmerzen waren so unerträglich, daß die lauten Klagen, die sie ihm erpreßten, durch das ganze Dorf von Mowemba hin gehört wurden. Man denke sich die Lage des kranken P. Terörde! Am 3. September war der Zustand des Bruders so bedenklich, daß er ihm die heilige Ölung spendete. Er meldete diese harte Prüfung an P. Depelchin, und gerade am Abende, bevor derselbe mit P. Weißkopf zusammentraf, hatte der Obere den Brief P. Terörde's empfangen. Doch hatte in diesem Briefchen noch nichts von P. Terörde's eigener Erkrankung gestanden.

Nun kam noch schlimmere Kunde. P. Terörde schrieb an P. Depelchin unter dem 6. September: „Ich bin schwer krank, mein theurer P. Superior, und muß auch von Ihnen dasselbe annehmen. Aber können Sie mir denn nicht einige Zeilen schreiben? Mit dem guten Br. Vervenne geht es ein wenig besser, seitdem er die heilige Ölung erhielt. Senden Sie mir doch schleunig Br. Nigg zu Hilfe! In zehn Tagen kann er hier sein. Das Schreiben dieser wenigen Worte hat mir drei Stunden Arbeit gekostet." Am 9. September schickte der Kranke abermals einen Boten an P. Superior: „Ich bemitleide Sie, mein guter P. Superior, denn ich weiß, was krank sein heißt. Aber Sie haben doch wenigstens noch Mr. Blockley zum Helfer, während ich im äußersten Zustande der Schwäche, jeden Augenblick vom Fieber auf's Neue ergriffen, Niemanden zur Pflege habe. Ja in diesem Zustande muß ich auch noch den guten Br. Vervenne pflegen. Vor drei Tagen habe ich ihm die heilige Ölung gespendet und ich habe sehr wenig Hoffnung für ihn. Und ich? noch nie war ich so zerschlagen und völlig muthlos. Fiat voluntas tua (Dein Wille geschehe)! Einige junge Leute von Wanki kamen, um Saul zurückzurufen, aber er ließ sich bereden, noch drei Wochen bei uns zu bleiben. Was sollten wir auch ohne ihn beginnen? Mowemba wird von seinem Volke vielfach bestürmt, uns zurückzusenden. — Ich kann nicht mehr. Pater, schicken Sie uns Niemanden außer Br. Nigg, aber schicken Sie ihn so rasch als möglich; wir können so nicht länger leben ohne Hilfe. Er möge nichts mit sich nehmen, als das Allernothwendigste." Bis hierhin waren die Zeilen in englischer Sprache mit Bleistift und unsicherer Hand geschrieben. Dann fügte der Schwerkranke in französischer Sprache noch die Worte bei: „Ich ersuche Sie, versagen Sie meine Bitte nicht! — Ihr Sohn in Christo: A. Terörde S. J."

Das waren die letzten Worte, die der verstorbene Missionär schrieb. Sie liegen uns im Originale vor, und nicht ohne das Gefühl der Ehrfurcht können wir dieses letzte Denkmal seines Opfermuthes betrachten. „Dein Wille geschehe" betet er in der äußersten Trübsal. Dann will er sich mit der Hilfe eines Laienbruders begnügen und zum Besten der Mission auf den Trost verzichten, einen Priester an seinem Sterbelager zu sehen. Denn das ist offenbar der Sinn der Worte: Father, don't send any more than Br. Nigg, die auf dem violetten Briefblättchen, das uns vorliegt, von seiner Hand unterstrichen sind. Er wollte nicht auch noch P. Weißkopf der Gefahr aussetzen, in Mowemba durch das Fieber oder durch die Bosheit der Menschen sein kostbares Leben zu verlieren.

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Botschaften aus Mowemba, die der Reihe nach am 13. und 15. September eintrafen, auf den kranken P. Depelchin machten! „Diese traurigen Zeilen P. Terörde's," schreibt er in dem Briefe vom 25. October 1880, „versetzten mich in die

tiefste Niedergeschlagenheit. Mein Herz blutete, und ich war um so trauriger, als auch mein Leberleiden sich verschlimmerte. Mr. Blockley verbot mir ein für allemal, auch nur daran zu denken, nach Mowemba zurückzukehren. Ich mußte also auch dieses überaus schwere Opfer bringen und zugleich mit demselben noch so manche andere, welche der Heiland in diesem Augenblicke von uns verlangte. Ich gab sofort Befehl, die Abreise des Br. Nigg möglichst zu beschleunigen; sobald er marschbereit war, ertheilte ich ihm von ganzem Herzen meinen Segen und bestürmte den Himmel mit Thränen, daß er ihn rasch nach Mowemba führe, um unsern armen Mitbrüdern der Station vom heiligen Kreuze rechtzeitige Hilfe zu bringen."

Br. Nigg war sofort entschlossen, seinen theuern Mitbrüdern zu Hilfe zu eilen und die schwierige Reise zu wagen. Mit schlichten Worten erzählt er in dem folgenden Briefe seine Fahrt, die er mit einigen Eingebornen durch das wildfremde Land zu machen hatte, während P. Weißkopf den kranken P. Depelchin in kurzen Tagemärschen nach Panda-ma-Tenka zurücktragen ließ.

„Ich mußte also in Gottes Namen des folgenden Tages mit den vier Schwarzen nach Mowemba reisen.

Es war Donnerstag, den 16. September, die Sonne brannte heiß auf uns hernieder. Gegen 11 Uhr fuhren wir in einem ausgehöhlten Baumstamm über den Sambesi, denn andere Fahrzeuge haben die Schwarzen nicht. Nun verließen wir den Sambesi und setzten den Weg hinter den Bergen fort. Ich war wohl erst der zweite Weiße, der diesen Weg machte. Vor einigen Jahren ging ein gewisser Meyer dieses Weges. Ich fand die Leute sehr gutmüthig. Ich lagerte am ersten Abend in der Nähe eines Kraal. Der Häuptling kam, um sich zu erkundigen, was ich für ein Fremder sei; sobald er vernahm, daß ich einer von den Umfundisi, d. h. Lehrer sei, brachte er mir einen Bock zum Geschenk. Zum Gegengeschenk gab ich ihm eine Elle blaue Leinwand, worüber er glücklich war. Tags darauf kam ich in eine prachtvolle Gegend, reizend schön; wir zogen durch einen wahren Palmenwald, Palmbäume von 26 Meter Höhe. Da kamen wir in die Nähe einer Stadt, deren Häuptling mir sagen ließ, ich sollte doch etwas warten, denn seine Familie wolle mich sehen. Ich mußte also stehen bleiben, um mich sehen zu lassen. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß man mich zu sehen verlangte. Nun kamen alle Frauen und Töchter des Häuptlings und stellten sich in einer Reihe vor mich hin und bewunderten mich unaussprechlich. Eine der Frauen sagte zu einem Schwarzen: ‚Das ist ein schöner Weißer; der erste, der hier durchgekommen ist, war kein ächter Weißer; nun haben wir aber einen ächten Weißen gesehen, dieser ist schön.‘ Zum Glücke hatte ich mich gar nicht gewaschen, sonst hätte ich vielleicht noch länger dort stehen müssen. Ich sagte zu einem meiner Schwarzen, der etwas Holländisch verstand: ‚Sage den Leuten,

es freue mich, daß sie gekommen seien, um mich zu sehen.' Darüber hatten die guten Leute große Freude und ich zog weiter.

Am vierten Tag meiner Reise theilte mir ein Häuptling, der in Mowemba gewesen war, den Tod des P. Terörde mit. P. Terörde starb in der Nacht vom 16. auf den 17. September. Einer von den Buben, der dem Pater in seiner Krankheit beistand, behauptete fest, der Häuptling hätte den Pater vergiftet, wie es auch wahrscheinlich ist. Eines Tages schickte der Häuptling dem Pater einen kleinen Kalabaß voll Bier zum Geschenk. Der Pater trank davon. Kaum eine halbe Stunde später fühlte er sich unwohl. Darauf sagte er zu seinem Buben: ,Schütte das Bier aus, trink nicht davon; denn es ist nicht gut.' Am folgenden Tag hatte er schreckliche Diarrhöe; das Blut ging in Strömen ab, er kam von Sinnen und war in Zeit von sechs Tagen eine Leiche. Ich traf Montags, den 20. September, in Mowemba ein.

Als ich in die elende Strohhütte eintrat, fand ich den armen kranken Bruder, von Ameisen wimmelnd, todtenbleich und abgemagert auf seinem armseligen Lager. Am nämlichen Abend meinte der gute Bruder, er müsse sterben, allein seine Stunde war noch nicht gekommen. Mit Händen und Füßen begann er um sich zu schlagen, rang nach Athem, knirschte mit den Zähnen und sagte: ,Es ist der Tod, es ist der Tod.' Ich gab ihm sein Kreuz in die Hand und betete ihm vor; allein er war ohne Besinnung und hörte nicht mehr auf mich. Der gute Bruder kämpfte so ungefähr zehn Minuten mit dem Tod, dann kam er wieder zu sich und sagte zu mir: ,Jetzt ist Alles vorüber, geben Sie mir zu trinken.' Ich gab ihm zu trinken und er begann zu schlafen.

Der Häuptling von Mowemba hatte sich für den Begräbnißplatz des Paters selbst bezahlt gemacht. Er war selbst in die Hütte gekommen und hatte weggenommen, was ihm beliebte. Deßhalb ging ich zu ihm hin und verlangte Alles zu sehen, was er genommen habe. Er ist ein dicker, wohlbeleibter Mann. Durch meinen Dolmetscher ließ ich ihm sagen, ich sei von dem alten Herrn geschickt, dem Alles zugehöre, um all die Sachen zu holen; deßhalb müsse ich wissen, was er weggenommen hätte. Darauf ließ er die Sachen herbeibringen. Es kamen zwei wollene Decken, ein Stück rother Flanell, welches mir Frau Gräfin L. v. W . . . . n zum Geschenk gemacht hatte, dann einige bunte Taschentücher, ein Sack Pulver, es mochten ungefähr zwei Pfund sein, und eine neue Doppelflinte zum Vorschein. Nun kam nichts mehr. Ich frug also: ,Ist das Alles? Ich will und muß Alles sehen, was weggeholt worden ist!' Da wurde der Häuptling unwillig, machte ein saures Gesicht und stand auf, ging in seine Hütte und holte eine Schüssel voll schöner Korallen. ,So! das ist nun Alles, und wenn er noch immer nicht zufrieden ist, so wird sein Kopf hier in den Kochtopf fallen und den Andern werde ich in den Sambesi werfen

lassen, dann ist die Sache abgemacht!‘ Mein Dolmetscher theilte es mir sofort mit. Ich sagte also: ‚Da ich Alles gesehen, geb' ich mich zufrieden‘, und machte, daß ich fortkam.

Ich schickte nun zwei Buben aus, um Leute zu holen, die meine Sachen tragen sollten, und packte selbst ein, so gut ich konnte. Da stieß ich wieder auf Schwierigkeiten: es war sehr wenig Leinwand mehr vorhanden und nur wenige Korallen, so daß ich nicht viele Träger bezahlen konnte. Ich schickte deßhalb zum Häuptling und ließ anfragen, ob ich einige Gegenstände bei ihm zurücklassen könne, um sie später abholen zu lassen, worauf er mir eine Hütte anwies, um die Sachen hineinzustellen. Des Abends kamen meine zwei Buben mit ungefähr 40 Mann, diese Zahl war jedenfalls zu groß. Als der Häuptling dieß vernahm, kam er mit seiner ganzen Mannschaft herüber. Die Hütte war etwa acht Minuten von seinem Kraal entfernt und es war schon Nacht. Alsbald rief der Häuptling meinen Dolmetscher und trug ihm auf, mir zu sagen, er wolle alle Gegenstände haben, welche in der Hütte seien. Was war nun zu thun? Guter Rath war theuer, doch guter Muth hilft auch etwas. Ich sagte: ‚Da sind zwei Säcke mit weißen Decken — in jedem Sack waren zehn Stück —, das Übrige werde ich morgen hinüberschicken, diesen Abend aber gebe ich weiter nichts mehr heraus.‘ Bald darauf kam der älteste Sohn des Häuptlings in die Hütte, um zu sehen, was sich Alles noch in derselben befinde. Ich zeigte ihm, was ich mitzunehmen gedenke und was ich zurücklassen wolle, damit war er zufrieden und ging nach Haus. Nun aber hatte ich die ganze Nacht zu wachen und mit den Dieben zu kämpfen. Die 40 Schwarzen zogen immer um die Hütte herum und suchten zu stehlen. Ich stand in der Hütte mit dem Gewehr in der Hand, was Allen Furcht einjagte.

Wie froh war ich, als es wieder Tag wurde! Des Morgens vertheilte ich sogleich 20 Päcke und ließ das Übrige zum Häuptling bringen. Den Bruder ließ ich in einer aus Stöcken gefertigten Hängematte tragen, ungefähr eine Stunde weit bis an den Sambesi. Dort hatte ich einen Baumstamm bestellt, um den Kranken den Sambesi hinauf fahren zu lassen. Alles ging gut von Statten. Zwei Mann, einer hinten, der andere vorn, beide mit einer langen Stange versehen, schoben den Baumstamm lustig voran, indeß die Sonne tapfer auf uns herniederbrannte."

Während Br. Nigg mit dem kranken Br. Vervenne den Sambesi aufwärts zieht, wollen wir noch einige Augenblicke in dem unglückseligen Mowemba am Grabe des seligen P. Terörde verweilen. Wie hat sich das Alles begeben? Ist der Missionär eines natürlichen Todes gestorben oder hat eine Vergiftung stattgefunden, wie die Diener Br. Nigg und später den übrigen Missionären gegenüber behaupteten?

Die Wahrheit wird sich wohl schwerlich mit völliger Gewißheit ermitteln lassen. Der einzige wirklich glaubwürdige Zeuge, Br. Vervenne,

war die meiste Zeit besinnungslos oder doch so von der Krankheit erschöpft, daß er sich nur wenig und unbestimmt an die Ereignisse erinnerte. P. Weißkopf, der später die beiden Brüder genau über Alles erforschte, schreibt also in seinem Berichte unter dem 23. October:

„Br. Vervenne theilte mir Folgendes mit: P. Terörde und er waren beide eine Zeitlang zugleich des Bewußtseins beraubt. Infolge der Dysenterie litten beide an schwerem Blutverlust. Mein Gott, welch ein Zustand! umgeben von Dieben und bedroht von wilden Thieren! Nachdem Br. Vervenne mit den letzten heiligen Sacramenten versehen war, wurde P. Terörde selbst so schwach, daß er nicht mehr auf den Beinen stehen konnte. Der gute Pater konnte keine zwei Schritte machen, ohne zu fallen. Später, als er das Bewußtsein verloren, lief er mit einer Assegai durch die Hütte. Mehreremal fiel er vom Bette. Den 16. September (Tags vor dem Tode des P. Terörde) war der Bruder bei voller Besinnung. Am Abend dieses Tages zeigte sich der Todkranke sehr unruhig. Der Bruder setzte sich zu ihm, deckte ihn gut zu, half ihm, soviel er konnte, fiel jedoch, selbst todschwach, in Schlaf. Als er um Mitternacht erwachte, wunderte es ihn, daß P. Terörde so still sei, er näherte sich ihm und fand den Leib bereits kalt. Der brave P. Terörde war eine Leiche. — Am folgenden Tag ließ Br. Vervenne ein Grab machen und die Leiche hineinlegen. Der Bruder versichert, dieß Alles sei gut gegangen. Wir unsererseits jedoch fürchteten, die Schwarzen möchten den theuern Todten einfach den Hyänen preisgegeben haben. Nach Verlauf von diesem Allem war unser guter Bruder Vervenne nicht mehr im Stande, wie ein verständiger Mensch zu handeln." Diese letzte Befürchtung des P. Weißkopf hat sich, Gott sei Dank, als unbegründet herausgestellt. In einem Briefe Br. Niggs, datirt Gubuluwayo, 28. Juni 1881, heißt es ausdrücklich: „Als ich in Mowemba ankam, ging ich zu seinem (P. Terörde's) Grabe, das etwa 50 Schritte von der Hütte entfernt war. Da stand ich voll Bewunderung seines frühen Todes, und mit tiefbewegtem Herzen sprach ich: ‚So ruhst du nun hier, guter P. Terörde. Gott belohne dir deinen Seeleneifer im Himmel!' betete ein Vaterunser und ging zurück in die arme Hütte zu meinem sterbenden Mitbruder Vervenne."

„Der Bericht des Br. Nigg," fährt P. Weißkopf fort, „läuft auf Folgendes hinaus. Nachdem er uns den 16. September verlassen hatte, traf er einige Buben des P. Terörde. Diese erzählten ihm, P. Terörde habe Bier zum Geschenke erhalten. Er hatte von demselben getrunken, aber auch sofort dem Buben Befehl gegeben, dasselbe auszugießen und kein Kafferbier mehr zu kaufen oder anzunehmen. Es wurde ihm sehr übel darauf; am folgenden Tag hatte er, wie Br. Vervenne, die rothe Ruhr, die ihn gewaltig schwächte. Es muß um jene Zeit gewesen sein, wo er uns sein letztes Briefchen schrieb. Noch einen Tag von Mowemba ent-

fernt, hörte Br. Nigg bereits, daß P. Terörde gestorben sei. Die Häuptlinge der umliegenden Kraale, welche sehr zahlreich, groß und sehr bevölkert sind, kamen alle nach Mowemba, um über diese Angelegenheit Rath zu halten. Montags 10 Uhr kam der Bruder in die Hütte der Missionäre. Br. Vervenne gab Zeichen von großer Freude; aber auf die in gebrochenem Holländisch an ihn gerichtete Frage: ‚Kent ge me nog? Kennen Sie mich noch?‘ antwortete er: ‚O ja, U is Jan. O ja, Sie sind Jan.‘ Der arme Bruder meinte den Treiber Jan vor sich zu sehen und war somit ganz von Bewußtsein. Br. Nigg weihte ihm sofort die nothwendige Sorgfalt und gab ihm leichte Speisen zu essen. Am Nachmittag begab sich Br. Nigg mit Saul, einem Neger, der holländisch spricht, zu Mowemba. Er gab dem Häuptling zu verstehen, daß er gesandt sei, unsere Güter zu besichtigen, und daß er wissen müsse, was Mowemba für das Begräbniß genommen habe. Anfangs zeigte sich Mowemba sehr barsch. P. Terörde, sagte er, sei ein Elephant, der in seinen Kraal eingebrochen, daselbst sei der Elephant gestorben, und — so beschloß er — wem der Elephant gehört, dem gehört auch das Elfenbein. Br. Nigg ließ sich jedoch nicht einschüchtern und forderte nachdrücklich, Mowemba müsse ihn Alles sehen lassen, was er gestohlen oder für das Begräbniß genommen habe. Er müsse doch Rechenschaft von seiner Sendung ablegen. Die Antwort lautete, wenn er noch zudringlicher werde, würde das Haupt des Br. Nigg in den Kochtopf geworfen und Br. Vervenne mit einem Riemen in den Sambesi geschleppt werden. Da glaubte der unerschrockene Br. Nigg die Zeit gekommen, diesem Spiele ein Ende zu machen und ließ die Hand längs des Gewehrlaufes herabgleiten. Auf diese einfache Bewegung hin machte Mowemba Rechtsumkehrt; binnen fünf Minuten lagen alle Habseligkeiten zu Füßen des Br. Nigg: das Gewehr, Pulver, Blei, eine Schüssel Korallen u. s. w.

In der folgenden Nacht war Br. Vervenne wieder viel schlimmer. Br. Nigg hatte eben seine Augen geschlossen, als Br. Vervenne aufstand, die geschlossene Thüre aufbrach und kaum bekleidet einen Spaziergang antrat. Die Buben, welche es bemerkt hatten, benachrichtigten Br. Nigg, der eilends aufsprang, aus Furcht, der Kranke möge in den Sambesi laufen. Nach langem Suchen fanden sie ihn in einem Wassergraben liegen. Auf die Frage: ‚Was thun Sie hier?‘ lautete die lakonische Antwort: ‚Schlafen.‘ Auf sein Bett zurückgebracht war er so leidend, daß sein Mitbruder die letzte Stunde gekommen erachtete. Er fiel darum neben ihm auf die Kniee, betete mit ihm, drückte ihm das Crucifixbild auf die Lippen und bereitete ihn so zum Tode vor; denn ‚der Tod kommt . . . der Tod kommt‘ — war stets der Ausruf des Br. Vervenne.

Gegen Erwarten jedoch war der Kranke den folgenden Tag viel besser, die dargereichten Arzneien weckten wieder Appetit; er aß und trank gut. Diese günstige Wendung machte sich Br. Nigg zu Nutzen, um die

nöthigen Maßregeln für die Weiterbeförderung des Kranken zu treffen. Des Abends hatte er bereits 40 Träger beisammen. Jetzt aber fand um die Hütte ein Auflauf statt, wobei das Leben der beiden Brüder große Gefahr lief. Da Mowemba sah, daß ihm eine so köstliche Beute entwischen wollte, rückte er mit seiner ganzen Mannschaft aus dem Kraale heran. Wie uns die Buben später erzählten, hatte er den Seinigen volle Freiheit gegeben, zu stehlen, was sie stehlen könnten, so lange noch Gelegenheit sei. Mowemba selbst brüllte wie ein wildes Thier und verlangte Alles bis zur letzten Perle. In diesem Augenblicke erschien Br. Nigg vor der Hütte. Mit gefälltem Gewehr hielt er die Menge im Zaum und ließ zu gleicher Zeit die Päckchen, welche Mowemba's Habsucht am meisten schmeicheln konnten, nach Außen bringen, wie Decken, Limbo u. s. w. Mowemba würde auch damit nicht zufrieden gewesen sein, hätte Br. Nigg ihm nicht kurzweg erklärt, er werde keinen Meter Limbo mehr hinzufügen; das hieße nicht Geschenke begehren, sondern sei einfach Diebstahl. Darauf wurde Mowemba ruhig, aber das Rasen der Menge hielt an. Die Hütte, ein einfaches Häuschen, dessen Wände aus Maisstengeln bestanden, war von allen Seiten umzingelt. In Einem fort, bald hier bald da, kam durch die dünnen und durchsichtigen Wände eine Hand hereingefahren, um, was in ihrem Bereiche stand, wegzuschnappen. Die Lage des Br. Nigg muß unerträglich gewesen sein, zumal er während seiner Unterhandlungen mit den Wilden draußen auch noch drinnen für den fieberkranken halbtodten Bruder Vervenne zu sorgen hatte. Dieser bat unter Anderem in seinem Fieberwahne um eine Cigarre, die ihm sofort gegeben wurde. Nach einigen Zügen aß er die ganze Cigarre auf. — Welch ein Elend! —

Da haben Sie im großen Ganzen das traurige Ereigniß. Später erzählte mir Br. Vervenne noch, daß er und auch P. Terörde im Innern buchstäblich verbrannt waren und daß die Zunge des Paters ganz schwarz war.

Wir halten es für sicher, daß Br. Vervenne sowohl als auch P. Terörde vergiftet wurden. Es ist sogar wahrscheinlich, daß eine zweimalige Vergiftung stattgefunden hat. Die erste hatte zur Folge, daß Alle krank wurden, auch P. Depelchin und die Buben. Vielleicht würden wir keinen einzigen Todten zu betrauern haben, hätten P. Terörde und Br. Vervenne nicht zum zweiten Male von diesem verhängnißvollen Bier getrunken. Daß der Gedanke an Vergiftung dem P. Terörde selbst nicht fremd war, geht, scheint mir, genugsam aus seinem Befehle hervor, das Bier sofort auszugießen und kein anderes mehr anzunehmen. Schon nach dem ersten Trunke war er unpäßlich. Aus dem Gesagten erhellt deutlich, daß es ein Gift war, auf welches selbst nach wenigen Tagen ein tödtlicher Ausgang folgen kann."

P. Depelchins Bericht über den Tod des guten P. Terörde stützt sich

namentlich auf die Aussagen des schwarzen Jägers Jagter, der, wie wir gehört, im Dienste der Missionäre von Mowemba stand. Da derselbe über die Todesursache nicht ganz so sich äußert, wie P. Weißkopf und die beiden Brüder, dürfen wir ihn nicht mit Stillschweigen übergehen.

„Br. Nigg fragte Jagter und die übrigen Jäger, welche im Dienste der Missionsstation von Mowemba standen, nach den näheren Umständen der Krankheit und des Todes des theuern P. Terörde. Nach ihren Aussagen ist P. Terörde gleichzeitig mit seinem Gefährten fieberkrank geworden; es war ein Wechselfieber, welches die Kranken sehr schwächte. Etwa am 6. September erhielt er vom Häuptlinge Mowemba einen Kalebaß oder eine Kürbisflasche voll Kafferbier, und er trank davon ein wenig. Hätte der Kranke die Gefahr erkannt, so wäre das eine große Unvorsichtigkeit zu nennen, denn der Genuß von Kafferbier ist bei Sumpffiebern gewöhnlich tödtlich. Wirklich fühlte sich P. Terörde eine Stunde nach diesem Trunke sehr krank; er ließ das Bier ausschütten und verbot fernerhin solches anzunehmen. Am folgenden Tage hatte er eine heftige Dysenterie mit krampfartigen Schmerzen in den Eingeweiden und im Magen; seine Haut wurde schwarz und runzelig; am dritten Tage hatte er einen Anfall von Fieberwahn. Am 9. September hatte er einige lichte Augenblicke, in welchen er mit einem Bleistifte seine letzten Zeilen an mich schrieb. In den folgenden Tagen stellten sich wieder Delirien ein und sein Zustand verschlimmerte sich zusehends. Endlich gab er in der Nacht vom Donnerstag dem 16. auf Freitag den 17. September seine schöne Seele Gott zurück. In derselben Nacht war Br. Vervenne halb und halb bei Bewußtsein; es schien ihm, er höre das Röcheln eines Sterbenden: er nahm alle seine Kräfte zusammen und schleppte sich an das Lager des P. Terörde; aber er fand ihn bereits ohne Bewegung, ohne Puls und kalt. Mit Mühe erreichte er sein Bett wieder.

Am folgenden Morgen den 17. September kam Jagter, einer der Neger, in die Hütte, und da er die Leiche des Paters sah, fragte er Bruder Vervenne: ‚Der Pater ist todt, was ist zu thun?‘ — ‚Man muß ihn begraben — ach, es ist der einzige Dienst, den wir ihm noch erweisen können.‘ Jagter ging zum Häuptlinge Mowemba und verlangte einen Begräbnißplatz für den weißen Mann. ‚Es ist gut,‘ sagte Mowemba und wies ihm einen Platz an, ‚aber ich werde mir dieses Grab von den Missionären bezahlen lassen.‘ Jagter begab sich sofort auf die angewiesene Stelle, welche am westlichen Abhange des Hügels ist, auf dem die Missionsstation vom heiligen Kreuze steht, und grub daselbst ein tiefes Grab; er hüllte sodann den theuern Hingeschiedenen in eine unserer Decken, legte ihn in das Grab, füllte es mit Erde zu und machte ein Zeichen, daß man die Ruhestätte des ersten Apostels der Batongas wiederfinden könne. Die beiden Neger, welche ihm hierbei behilflich waren,

mußte er sehr theuer bezahlen; Niemand wollte den Leichnam des weißen Mannes anfassen, aus Furcht, durch eine solche Berührung behext zu werden.

In Begleitung von Jagter besuchte Br. Nigg das Grab des Missionärs und betete daselbst die Gebete der Kirche. Er fand aber weder ein Stück Holz noch irgend ein Werkzeug, und so war es ihm unmöglich, ein bescheidenes Kreuz, wie es sein Wunsch war, zu zimmern und dem Andenken dieses großmüthigen Sohnes des heiligen Ignatius zu errichten."

In dem Briefe an den Provinzial der deutschen Ordensprovinz, den er unmittelbar nach Empfang der Todesnachricht schrieb und den wir etwas weiter unten mittheilen, sprach P. Depelchin den Gedanken aus, P. Terörde sei vergiftet worden. Das scheint ihm nun nach den obigen Zeilen nicht der Fall zu sein. Aber trotzdem fehlt seiner ersten Ansicht und dem Urtheile P. Weißkopfs und der Brüder nicht jegliche Wahrscheinlichkeit. Vergiftungen sind bei den Negern am Sambesi etwas Alltägliches; keiner genießt die Gabe seines Gastwirthes, ohne daß dieser vor seinen Augen davon gekostet hätte. Dazu kommt der Umstand, daß die Zeit der Krankheiten, welche regelmäßig mit der Regenzeit eintritt und vorübergeht, noch nicht gekommen war. Auch die Krankheitserscheinungen: die furchtbaren Peinen, welche dem kranken Bruder laute Schmerzensrufe erpreßten, die heftige Blutdysenterie, das rasch eintretende Delirium, sind Symptome, welche ganz wohl einer Vergiftung folgen können. Der gute Empfang, welchen der Häuptling ihnen zu Anfang widmete, schließt bei dem Wankelmuthe dieser Völker eine Änderung seiner Gesinnung nicht aus; auch mag der Anblick der Tauschwaaren seinen Geiz zu einer Freventhat gesporut haben. Schon zu Anfang dieses Kapitels haben wir die Gründe angegeben, welche Mowemba den Tod der Missionäre erwünscht machten und haben darauf hingewiesen, daß er ihnen trotz des Widerspruches seiner Leute eine „Unglückswohnung" gab, in welcher sie voraussichtlich dem Fieber erliegen mußten. Als dann das Fieber sich einstellte, schickte er ihnen Kaffernbier. Sollte ihm die Schädlichkeit dieses Getränkes für Fieberkranke — auch von der Annahme abgesehen, daß Gift beigemischt war — unbekannt gewesen sein? P. Terörde hatte davon gewiß keine Ahnung; sonst würde er auch nicht einen Tropfen davon gekostet haben. Aber das Bier scheint nicht den gewöhnlichen Geschmack gehabt zu haben, denn sofort kam es dem Kranken verdächtig vor und er gab Befehl, dasselbe auszuschütten und keines mehr anzunehmen. Sonst hätten es ja wenigstens die Neger trinken dürfen, welche nicht fieberkrank waren. Vielleicht haben endlich auch die eingeborenen Zauberer und Regendoctoren, die in den fremden Lehrern verhaßte Nebenbuhler sehen mochten, einen Einfluß auf das Schicksal des theuren Missionärs gehabt. Wie dem aber auch sei: ob er einer Krankheit erlag, ob er einem Raubmorde zum Opfer fiel, oder ob sein Leben dem

Hasse eines Heiden gegen die Religion, welche er zu predigen gekommen war, geopfert wurde — ein Opfer des Seeleneifers ist er in den Augen Gottes in jedem Falle, und Gott wird ihm im Himmel für das größte Opfer, das der Mensch bringen kann, für das Opfer seines Lebens, den ewigen Lohn gespendet haben.

P. Weißkopf widmet dem verstorbenen Mitbruder in seinem Berichte unter dem 8. October folgenden Nachruf:

„Der hochw. P. Antonius Terörde (aus Westphalen) ist also in der Nacht vom 16. auf den 17. September zu einem bessern Leben übergegangen. Fürwahr, der heldenmüthige Missionär ist glücklich, aber welcher Verlust uns und die ganze Sambesi-Mission durch seinen Hingang getroffen hat, kann ich Ihnen unmöglich beschreiben. Kürzlich wurde er zum Obern aller Missionsstationen des Sambesi-Districts ernannt, der bis jetzt freilich nur aus Mowemba und Panda-ma-Tenka besteht, aber natürlich bald ausgebreitet werden wird. P. Terörde war als Ordensmann ein Vorbild, ein Mann voll Energie und brennend von Seeleneifer für die Bekehrung der Heiden. — Als der hochw. P. Depelchin nach Afrika zog und die übrigen Missionäre einen Monat später abreisen sollten, schrieb ihm P. Terörde in heiliger Ungeduld: ‚Ich brenne vor Verlangen, so schnell als möglich von einigem Nutzen sein zu können für die Bekehrung der armen Neger. Leider meldet mir Ihr Brief, daß ich noch einen Monat warten müsse, einen vollen Monat, während dessen ich für die armen Heiden nichts thun kann. Es ist mir, als sei ich in einem Gefängniß. Ich bitte Sie, lieber Pater, mich nicht zurücklassen zu wollen.‘ — Auf dieses Schreiben änderte P. Depelchin seinen Plan und nahm den feurigen Apostel sofort mit.

Zu Grahamstown stand er seinem Superior bei Anordnung der ganzen Expedition kräftig zur Seite, indem er sich mittlerweile mit vollem Eifer auf das Studium der Betschuana-Sprache verlegte. Wie weit er es darin gebracht hatte, geht deutlich aus der Thatsache hervor, daß er noch vor seiner Weiterreise nach dem Binnenlande den kleinen Katechismus von Deharbe in reines Setschuana übersetzte und bei Ankunft der ersten Expedition in Schoschong sich ziemlich gut ohne Dolmetscher behelfen konnte. In Bamangwato würde P. Terörde mit einem Bruder die erste Missionsstation errichtet haben, hätte König Khama die Missionäre nicht abgewiesen.

Nachdem er in Tati eine kurze Ruhe genossen, trat er die Rückreise nach Kimberley an, um die zweite Expedition, wozu auch ich gehörte, auszurüsten und zu begleiten. Die Zeit, welche er daselbst auf uns warten mußte, wirkte er mit größter Frucht am Heil der Seelen. Auf unserer Reise trachtete er, der Sprache der Batongas mächtig zu werden, und machte auch darin sehr große Fortschritte. Er schien zum Apostel der Batongas gemacht zu sein. Doch leider, wie ein zweiter Xaverius, konnte der feurige Missionär nur eben das Feld betreten, das ihm zur Bearbeitung

angewiesen war, um daselbst, verlassen und aller Hilfe beraubt, in einer armen Hütte zu sterben. Niemand stand ihm in der letzten Stunde bei als ein Laienbruder, der selbst dem Tode nahe war.

So stirbt der Missionär am Sambesi. Der Verlust des P. Terörde ist für die Sambesi-Mission kaum zu ersetzen. Abgesehen davon, daß durch seinen Tod diese Expedition zu den Batongas völlig mißglückt ist, besteht noch die größte Gefahr, daß für eine folgende Expedition der Übergang über den Sambesi, wenigstens an dieser Stelle, abgeschlossen sein wird. Ja dieser Vorfall in Mowemba kann sehr ansteckend auf die andern Stämme wirken, so daß jeder Europäer, der unter ihnen erscheint, sich auf Raub und Plünderung ihrerseits gefaßt halten muß. Daß ich hier nur von Wahrscheinlichkeiten spreche und nicht mehr, werden Sie wohl begreifen. Denn von der andern Seite ist es sicher, daß selbst eine einzige Strafandrohung Mowemba wohl die Lust benehmen würde, noch ein zweites Mal zu versuchen, was ihm das erste Mal so vortrefflich geglückt ist. Doch, was wollen wir anfangen? Wir, die nicht als Glücksjäger, sondern als Priester, als Botschafter des Heiles im Namen unseres Friedensfürsten Jesus Christus nach Afrika gekommen sind."

Noch mehr erschütterte der Verlust des seligen P. Terörde seinen Obern, P. Depelchin. „Am 8. October Nachmittags," erzählt P. Weißkopf, „kamen während eines furchtbaren Ungewitters drei Jungen mit einem Brief. ‚Neuigkeiten aus Mowemba!' rief ich aus. Pater Depelchin stand schon ganz zerschlagen da, griff mit bebender Hand nach dem Brief und sagte: ‚O Pater, diese Nachricht kommt zu früh, . . . ich fürchte, ich fürchte!' Die deutsche Schrift war von der Hand des Br. Nigg. Ich mußte sie deßhalb dem P. Superior vorlesen. ‚Ist Br. Vervenne todt?' fragte P. Depelchin, als ich kaum noch einen Blick auf das Papier geworfen hatte, wobei ich jedoch schon gesehen, daß P. Terörde gestorben sei. Ich antwortete: ‚Nein, Pater, aber der liebe Gott verlangt doch ein schweres, vielleicht noch schwereres Opfer . . . P. Terörde ist todt!' Welch eine Nachricht für den guten Superior! ‚P. Terörde todt! o mein Jesus, mein Jesus!' Mit diesen Worten fiel er auf die Kniee, brachte willig das Opfer, welches der liebe Gott von ihm forderte, und nach einem kurzen Gebete winkte er mir, meine Lesung zu beginnen."

„Dieser Brief war ein furchtbarer Schlag für mich," sagt P. Depelchin. „Seit der Abreise des Br. Nigg nach Mowemba hatte ich keinen Augenblick der Ruhe mehr; die traurigsten Vorgefühle hetzten mich. So hatten sie sich also erfüllt, meine trübsten Ahnungen! Ich hatte einen Bruder verloren, einen Freund, eine der festesten Stützen der Mission, und zwar in den schmerzlichsten und qualvollsten Umständen. Ich gestehe Ihnen, ich mußte alle Kraft zusammennehmen, um unter diesem furchtbaren Schlage nicht zu erliegen. Ich war so ganz vernichtet, daß ich meh-

rerer Tage bedurfte, um mich völlig und ohne Rückhalt dem allerheiligsten und anbetungswürdigsten Willen Gottes zu unterwerfen und hinzugeben."

Am folgenden Morgen schrieb P. Depelchin an P. Hoevel, den Provinzial der deutschen Ordensprovinz:

„Noch einmal habe ich Ihnen eine Trauerkunde zu melden! Ich schreibe Ihnen mit zitternder Hand und mit blutendem Herzen. Der gute P. Terörde, meine kräftigste Stütze, ist nicht mehr am Leben. Ein ungeheurer, ein unersetzlicher Verlust für unsere Mission! Der gute Pater hatte ein ganz eigenes Talent für die afrikanischen Sprachen. Ich rechnete auf ihn und glaubte ihn vom lieben Gott zum Apostel der Batongas bestimmt. Ach, Gott hat ihn in der Blüthe seiner Jahre hinweggenommen, zu früh für mich, zu früh für unsere Mission! Was kann ich nun thun, als mich demüthig unter die Hand Gottes beugen, der mich züchtigt, und mit dem frommen Dulder Job ausrufen: ‚Dominus dedit, Dominus abstulit: sit nomen Domini benedictum! Der Herr hat ihn mir gegeben, diesen vortrefflichen Missionär, der Herr hat ihn mir genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit!'" P. Depelchin erzählt dann in Kürze, was ihm Br. Nigg vom Tode P. Terörde's schrieb, und schließt mit den Worten: „Welche Katastrophe, mein hochw. P. Provinzial, welches Unglück! Ich klimme den Calvarienberg hinan und das Kreuz erdrückt mich! Ich füge noch den folgenden Vorfall bei. Als ich krank auf meiner Tragbahre getragen wurde, schaute mich einer der Träger, ein braver Batonga, der uns sehr ergeben ist, wiederholt voll Mitleid an und rief dabei: ‚Mowemba, Mowemba!' indem er so mir die Vermuthung aussprechen wollte, daß wir dort vergiftet worden seien. Wäre das der Fall, so wäre der heiligmäßige P. Terörde ein Martyrer. Te Deum laudamus, te Dominum confitemur!"

P. Terörde ist der Sohn frommer und schlichter Landleute aus Westphalen. In Dingden, zwischen Wesel und Bocholt, steht sein Geburtshaus, ein fester, noch ziemlich neuer Ziegelbau, und der schöne romanische Thurm der Kirche, in welcher er getauft wurde und den Namen Antonius erhielt, ist weithin sichtbar über die flache Gegend. Am 12. Mai 1844 erblickte er das Licht der Welt; einer seiner Brüder trat in den Franziskanerorden und wirkt gegenwärtig als Missionär in Nord-Amerika, ein anderer fiel in dem Gefechte bei Spichern; der fromme Sinn der Mutter ließ dem Gefallenen zum Gedächtnisse ein schönes, steinernes Crucifix neben dem Hause an der Straße errichten. Der kleine Anton war ein stiller, frommer Knabe, in dem schon frühe der Beruf zum geistlichen Stande gereift zu sein scheint. So schickte ihn die Mutter nach dem ersten Schulunterrichte und den ersten Gymnasialstudien, die er in seiner Heimath gemacht hatte, nach dem fernen Feldkirch, damit er unter Leitung der Väter der Gesellschaft Jesu seine Gymnasialstudien vollende. Er zeichnete sich unter seinen Mitschülern durch Frömmigkeit, Fleiß und ein ernstes, gesetztes Wesen aus;

schon damals fiel es auf, mit welcher Sanftmuth der von Allen geachtete Knabe kleine Neckereien, wie sie nun einmal unter Mitschülern leicht vorkommen, ertrug. Den Obern galt er als ein Vorbild eines guten Zöglings.

Im Umgange mit den Patres mag er wohl den Beruf zur Gesellschaft Jesu empfangen haben. Der Jüngling war sofort bereit, der Welt Lebewohl zu sagen und Christum zu folgen. Er erhielt die Aufnahme und trat den 1. October 1862, erst 18 Jahre alt, auf der Friedrichsburg bei Münster in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Mit dem größten Eifer widmete er sich vom ersten Tage an dem Studium der religiösen Vollkommenheit: sein Eifer in den geistlichen Übungen, sein Gehorsam, seine brüderliche Liebe waren immer mustergiltig. Frühzeitig entflammte sich sein Seeleneifer, und wiederholt bat er die Obern, ihn doch in die Heidenmissionen zu senden. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich mit Freuden, wie er am Feste Epiphanie 1866 Zeuge eines begeisterten Vortrages war, den der Verstorbene im Kreise seiner Mitbrüder über das Glück zum Glauben berufener Neubekehrter hielt. Der Vortrag, eine rhetorische Übung, war an japanesische Neophyten gerichtet, und aus jedem Worte sprach die Sehnsucht des jungen Religiosen, auch hingehen zu dürfen und den Glauben zu verkündigen. Noch heutzutage wird das Autograph dieses Vortrages aufbewahrt. P. Terörde blieb in Münster bis zum Herbste 1866, dann sandten ihn die Obern nach Sarlat in Frankreich; seiner heftigen Kopfschmerzen wegen, an denen er auch in der Folgezeit viel litt, hielten sie nämlich eine Unterbrechung der Studien für rathsam. In Sarlat wirkte er als Père Victor — die Franzosen konnten seinen Namen nicht gut aussprechen — drei Jahre lang in dem Knabenseminare als Aufseher (Surveillant) zur großen Zufriedenheit seiner Obern. Im Herbste 1869 begann er in Maria-Laach das Studium der Philosophie. Das Kriegsjahr 1870 rief ihn aus den stillen Hörsälen in die aufregende und opferreiche Thätigkeit der Lazarethe. Monatelang arbeitete er zunächst in Bonn in dem Reservelazareth im sogen. „Knabengarten". Tag und Nacht war er auf seinem Posten, und mancher Verwundete, den er tröstete und pflegte, wird sich mit Dankbarkeit seiner erinnern, wie ihm auch seitens der Ärzte die lobendsten und ehrenvollsten Zeugnisse ausgestellt wurden. Als später zu Anfang des Jahres 1871 die Schlacht von St. Quentin die Feldlazarethe in und um Amiens mit Verwundeten und Kranken überfüllte, eilte P. Terörde mit einigen seiner Mitbrüder zur Stelle, um auch dort nach Möglichkeit das blutige Elend des Krieges zu lindern. In dem großen Colleg der Jesuiten von Amiens waren über 500 Verwundete untergebracht; da galt es mit aller Energie arbeiten, und unser junger Religiose übte mit Freuden die Werke der Barmherzigkeit, bis der Friedensschluß ihn den willig unterbrochenen Studien zurückführte. Im Herbste 1871 begann er die Theologie; das folgende Jahr sah ihn, der wahrlich etwas

Besseres um seine Heimath verdient hatte, mit seinen Mitbrüdern in die Verbannung ziehen. Auf dem Boden Englands, in Ditton-Hall bei Liverpool, vollendete er seine theologischen Studien und erhielt während derselben am 21. September 1873 im Colleg St. Beuno's durch den hochwürdigsten Herrn James Brown, Bischof von Shrewsbury, die heilige Priesterweihe. Das Jahr 1874—75 war wieder ganz dem innern, geistigen Leben geweiht; er verbrachte dasselbe in dem Noviziatshause Exaeten bei Roermond in Holland. Dann schickten die Obern den seeleneifrigen jungen Priester nach Feldkirch und übergaben ihm daselbst die Aufsicht über das zweite Pensionat. Dort weihte er sich am 2. Februar 1876 durch die Ablegung der letzten Gelübde ganz seinem Heilande.

Das Leben des christlichen Erziehers ist ein Leben steten Opfers, und mit der ganzen heiligen Energie seines Charakters opferte er sich nach dem einstimmigen Urtheile der Mitbrüder, die ihm in Feldkirch näher standen, für das Heil der ihm anvertrauten Kinder. Er verstand es, Zucht und Ordnung zu halten, ohne darum die Liebe seiner Zöglinge zu verlieren, eben weil alle überzeugt waren, ihr Präfect wolle nur ihr Bestes und würde für sie durch's Feuer gehen. Sein Hauptaugenmerk war eine tiefreligiöse Grundlage, die aushalten würde in den Stürmen unserer glaubenslosen Zeit. Doch dieses Leben des beständigen Opfers, das ihm durch seine andauernden Kopfschmerzen noch erschwert wurde, war ihm keineswegs genug. Ganz und ungetheilt und selbst in blutigem Tode wollte er sein Leben Gott und dem Heile seiner Mitmenschen weihen. So bat er immer auf's Neue um die Gnade, für die Missionen unter den Heiden bestimmt zu werden, und jubelte auf, als er an Mariä Himmelfahrt 1878 den Ruf erhielt, an der Gründung der Sambesi-Mission mitzuwirken. Sein Leben von diesem Tage an galt nur dem Einen Zwecke: den Völkern im Herzen Afrika's das Licht des Evangeliums zu bringen. Die Arbeiten, die er zu diesem Ende unternahm, die Mühsale und Strapazen, denen er sich unterzog, sind zum Theile wenigstens in diesen Blättern enthalten; Vieles freilich ist nur Gott bekannt, dessen Auge in's Verborgene sieht und der die Sehnsucht dieses apostolischen Herzens durchschaute. Er belohnt es jetzt schon, wie wir zuversichtlich hoffen, wird es aber erst am Tage der Offenbarung der Gewissen uns und allen Menschen kund thun.

Doch auch so wissen wir genug, um das Urtheil auszusprechen, daß kein unwürdiger Mitbruder des hl. Franziskus Xaverius in dem einsamen verlassenen Grabe zu Mowemba jenseits des Sambesi ruht. Möge durch seine Fürbitte der Tag kommen, an dem sich eine christliche Kirche über seinem Hügel wölbt und an dem die bekehrten Batongas um die letzte Ruhestätte ihres ersten Glaubensboten knieen!

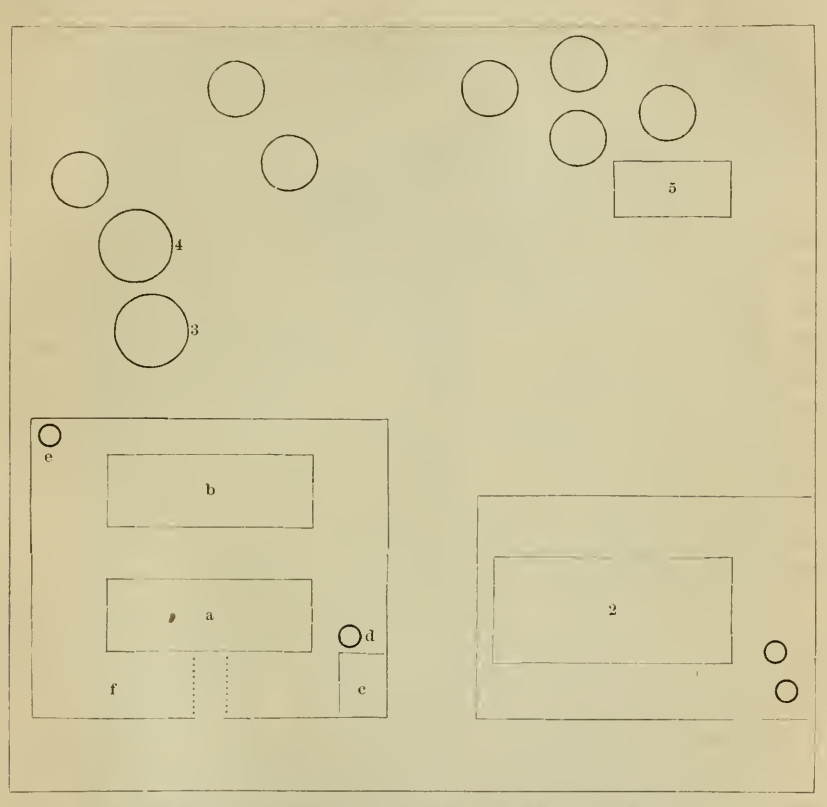
22. Kranke und Genesende in Panda-ma-Tenka.

(Vom 16. September 1880 bis Pfingsten 1881.)

Am 16. September hatte P. Depelchin Br. Nigg mit einigen Schwarzen den Missionären in Mowemba zu Hilfe geschickt: am gleichen Tage noch brach er selbst, begleitet von P. Weißkopf und Mr. Blockley, nach Panda-ma-Tenka auf. Mühsam mußte er sich tragen lassen, begann aber doch nach und nach zu genesen. P. Weißkopf hatte Boten vorausgesandt mit dem Auftrage an Br. Simonis, ihnen, soweit es der Weg gestatte, mit dem Wagen entgegenzukommen. Am 22. September trafen sie denselben; der gute Bruder weinte vor Freuden, da er seinen Obern auf dem Wege der Besserung fand. Am 25. langte man endlich in Panda-ma-Tenka an. In Eile wurde nun das beinahe fertige Blockhaus vollendet, und bald konnte P. Superior dasselbe beziehen. Langsam stellten sich seine Kräfte wieder ein; am 2. Oktober konnte er den ersten kleinen Spaziergang machen; am 3. wurde das neue Haus feierlich eingesegnet. Es war aber auch hohe Zeit; fährt doch P. Weißkopf in seinem Tagebuche also fort:

„5. October. Von allen Seiten ziehen sich die Wolken zusammen; ein dichter Regen, von fürchterlichen Donnerschlägen begleitet, verschaffte mir die erste Bekanntschaft mit einem afrikanischen Unwetter. Auf meine Versicherung, daß ich in Holland niemals ein solches Schauspiel erlebt hätte, erwiederte mir Jan Weijer lachend, das sei der Mühe nicht werth. Ihm zufolge kann es während der Regenzeit so blitzen, daß selbst in der Nacht alles künstliche Licht überflüssig ist. — Letzteres würde uns vorige Nacht von vielen Sorgen befreit haben. Hören Sie, was sich zugetragen. Plötzlich wurden wir durch einen Gewehrschuß aus dem Schlafe geweckt. Die Hunde legten gewaltig los. Darauf ließ sich ein dumpfes Gebrüll, gleich einem tiefen, schweren Orgelton hören; der Boden dröhnte. Auf diese Stimme hin folgte dem Hundegekläff Todesstille. Kein Hund wagte einen Laut von sich zu geben. Es war die Stimme des Monarchen der Thiere. Eilends sprangen wir aus dem Bette und fragten einander: „Wo ist er?“ Vor dem Ziegenstall brannte ein großes Feuer, und um den

Kraal der Ochsen liefen die Jungen mit brennenden Fackeln umher. Wieder fällt ein Schuß, wieder beginnen die Hunde zu kläffen. Aber auch das Gebrüll des Löwen gebietet wieder dieselbe Stille. Voll Angst lauschten wir — da endlich erlöschen die Fackeln — der Löwe ist davongezogen. — Am folgenden Morgen wurde natürlich untersucht, welchen Weg seine Majestät gekommen, wo der König gewesen und mit welcher Absicht er



Grundriß der Station zum hl. Joseph in Panda-ma-Tenka.

1 Missionsstation zum hl. Joseph. a Wohnhaus. b Schuppen. c Wohnung der Knechte. d Ziegenstall. e Hühnerstall. f Von starken und hohen Palissaden umschlossener Hof und Garten. 2 Waarenlager des Mr. Westbeach. 3 Mr. Weyer's Hütte. 4 Mr. Blockley's Hütte. 5 Wohnung des Ochsentreibers April. Die übrigen kleinen Kreise bezeichnen die Wohnungen eingeborner Jäger.

uns einen Besuch abgestattet hat. Zuerst ward er von fünf unserer Jungen gesehen, die in den Ziegenstall gekrochen waren, um sich gegen den Regen zu schützen. Das Thier hatte nämlich mit seinen Tatzen das Gras, woraus die Wände dieser Hütte bestehen, etwas zur Seite geschoben, als es jedoch sah, daß es hier nicht hineinkonnte, sich zum Ochsenkraale begeben. Glücklicherweise graste der größte Theil unseres guten Hornviehes ruhig auf den Weiden von Leschuma."

Am 8. October brachten, wie schon oben erzählt, die Boten des Br. Nigg die Todesnachricht des seligen P. Terörde. Auf zwei kleinen Blättchen, die aus einem Notizbüchlein gerissen sind und die uns im Originale vorliegen, stehen folgende mit Bleistift geschriebene Zeilen:

„Ew. Hochwürden P. Superior! Nach vielen Mühen und Schwierigkeiten bin ich endlich mit Br. Vervenne in Schabe angelangt. P. Terörde starb in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag in selbiger Woche, da ich Sie am Tamazeze-River verlassen habe. Als ich am Montag gegen 10 Uhr in der Hütte der Missionäre anlangte, war Niemand glücklicher, als der arme Br. Vervenne; wäre ich auch nur zwei Tage später angekommen, ich hätte ihn sicher nicht mehr am Leben gefunden. Jetzt ißt und trinkt er wieder mit Appetit, aber ich muß ihn immer fahren oder tragen lassen. — Mowemba hat mir mehr als die Hälfte Gut abgenommen, so daß ich nicht hinreichend habe, meine Träger zu bezahlen. Ich bitte Sie deßhalb, schicken Sie doch mit dem Wagen 9 weiße Decken und etwa 20 Yards Limbo, es ist gleich, welche Sorte. Lebensmittel habe ich genug. Mowemba hat mir 22 weiße Decken genommen, Limbo, Blei, das Schrotgewehr nebst anderen Sachen. Außerdem ging er mit dem Plane um, mir den Kopf abzuschlagen und den Br. Vervenne in den Sambesi zu werfen, damit von seinem Diebstahle nichts auskommen sollte. Allein durch Gottes Hilfe kamen wir noch mit dem Leben davon. Schicken Sie doch den Wagen so weit als möglich, denn auch ich bin müde von all den Strapazen. Das Übrige mündlich. Ein frohes Wiedersehen hofft Ihr ergebenster Bruder Theodor Nigg S. J."

„Auch ich bin müde von all den Strapazen!" Der gute Bruder war nicht nur müde, sondern schwer krank, schwerer als der Kranke, den er zurückgeleiten sollte. Entnehmen wir seine eigene Erzählung einem Briefe [1] an einen befreundeten Herrn in Deutschland:

„Donnerstag Morgen (23. September) ordnete ich meine Karawane zum Abzug: 20 Mann, um das Gepäck, und acht, um den Bruder zu tragen. Alles war in Ordnung; ich sagte: ‚Sameja sintle' (nun geht glücklich), und die Wilden begaben sich heulend und schreiend auf den Weg. Nach einer starken halben Stunde kamen wir an den Sambesi. Dort stieg ich mit dem Kranken in einen ausgehöhlten Baumstamm und ließ uns von zwei kräftigen Schwarzen den Sambesi hinaufstoßen; die Packträger aber marschirten dem Ufer entlang voran. Am folgenden Tage kamen wir nach Sampondo [2], wo wir uns in der Nähe des Flusses unter einem großen Baume lagerten. Ich schickte dem Häuptling eine weiße

[1] Einen andern Brief, welcher die gleichen Ereignisse enthält, theilten die „Katholischen Missionen" Jahrg. 1881 S. 196 mit.

[2] Sampondo scheint gleichbedeutend mit dem Dorfe des Häuptlings Senengambi auf unserer Kartenskizze III.

Decke, er sandte mir sogleich einen Kalabaß voll Bier und besuchte uns des Abends selbst. Die Wilden waren haufenweise um uns her und ließen uns keinen Augenblick Ruhe. Da ich dem Häuptling bemerkte, daß dieses dem Kranken schädlich sei, so nahm er einen Stock und trieb alle fort; allein bald waren sie wieder da. Endlich sagte der Häuptling: ‚Ich gehe



Nachtlager am Sambesi.

nun nach Hause; sollte aber das Volk Sie zu sehr belästigen, so schießen Sie nur darauf; wenn Sie auch Einen todtschießen, das macht nichts.' Kaum hatte er sich entfernt, so kamen die Wilden von allen Seiten herbeigelaufen; schließlich wurde es mir doch zu arg; ich nahm den Revolver in die Hand, sprang auf und rief ihnen zu: ‚Semeja sonke kates, mina

tscheja wena' (Geht sogleich fort, oder ich schieße auf euch). Da hätten Sie aber sehen sollen, wie die Wilden davonliefen. Am andern Tage bezahlte ich meine Packträger, indem ich Jedem einen Streifen Leinwand gab. Dann bat ich den Häuptling, mir andere Leute für die Weiterreise zu schicken; er antwortete mir aber: ‚Das kann Ihnen nichts helfen; es ist besser, ich gebe Ihnen vier Boote, in welche Sie Ihr Gepäck laden, und lasse Sie auf der anderen Seite des Flusses nach Sitschori bringen.' Für jedes Boot mußte ich ihm eine weiße Decke geben. Am Sonntag Morgen stiegen wir in die Fahrzeuge und ließen uns von den Wilden den Sambesi hinaufstoßen. Gegen Mittag kamen wir in Schischure an. Allein ich konnte daselbst keine Träger bekommen und mußte daher zwei Buben nach dem eine Tagereise entfernten Schabe schicken, um von dort welche zu holen. Diese kamen Montag Abend mit 18 Mann. Dienstag Morgen reisten wir weiter, erreichten Schabe jedoch erst Mittwoch Nachmittag. Dort mußten wir uns zwei Tage aufhalten, um andere Träger zu finden. Ich gab dem Sohne des Häuptlings eine weiße Decke, und er besorgte uns eine hinreichende Anzahl Leute, so daß wir Samstag Morgen voranziehen konnten. Mit den Booten konnten wir auf dem Sambesi nicht weiterfahren, da der Fluß an manchen Stellen zu viel Fall hatte. Acht Mann trugen daher abwechselnd den kranken Bruder. Über Stock und Stein, durch Wälder und Büsche, durch Bäche und Flüsse ging es voran. Nach drei Tagreisen gelangten wir nach Wanki's Dorf. Ich schickte zwei Buben nach Panda-ma-Tenka voraus mit einem Briefe, daß man uns mit einem Wagen entgegenkommen möchte; denn ich selbst war ganz erschöpft. Des Abends, als wir uns bei Wanki's Dorf gelagert hatten, kam noch ein schreckliches Gewitter. Den kranken Bruder schützte ich mit meinem Regenmantel, ich selbst aber wurde ganz durchnäßt und bekam etwas Fieber. Ich sah mich genöthigt, noch einen Tag dort auszuruhen. Mittwoch, den 29. September, zogen wir weiter. Nur mühsam schleppte ich mich durch die Wälder voran. Nur noch zwei Tagereisen waren wir von der Stelle entfernt, wohin ich den Wagen bestellt hatte. Allein meine Kräfte reichten nicht mehr aus. Vier Stunden von jenem Orte mußte ich mich niederlegen. Ich schrieb einige Worte auf ein Stückchen Papier und schickte zwei Buben voraus, daß sie nach dem Wagen ausschauten.

Glücklicherweise war derselbe schon angekommen. Mr. Walsh ersah aus den wenigen Worten, die ich geschrieben, daß ich nicht mehr weiter könne. Sofort machte er sich mit seinen Buben auf den Weg. Als er zu uns kam und mich bei der Hand nahm, fragte ich: ‚Wer ist das?' ‚Mr. Walsh,' war die Antwort. Ich hatte vor Schwindel, Fieber und Müdigkeit meinen klaren Verstand verloren, so daß ich einige Tage nicht mehr wußte, was vorging. Herr Walsh ließ mich mit dem andern Bruder auf den Wagen laden und so nach Panda-ma-Tenka bringen. Dort war ich drei Wochen

zwischen Wohl und Wehe, von allerlei Phantasien geplagt. Unter Anderem hatte ich auch die fixe Idee, es läge immer ein Mann neben mir im Bette; ich suchte ihn stundenlang, konnte ihn aber nie finden; ich hätte ihn nämlich gerne hinausgeworfen. Doch mit der Zeit wurde das alles wieder besser."

Gleich nach der Ankunft der Trauerbotschaft des Br. Nigg hatten die Missionäre den beiden kranken Brüdern den wackern Mr. Walsh entgegengesandt, der inzwischen vollständig genesen war. Am 17. October kam ein Bote zurück mit folgendem Briefe des guten Mannes:

„Ich beeile mich, Ihnen über unsern Zustand Aufschluß zu geben. Gestern traf ich Br. Nigg. Er ist schwer krank und hat das Fieber. Drei Stunden, nachdem ich ihn getroffen hatte, verlor er die Besinnung; jetzt geht es etwas besser. Ich ließ beide Brüder nach dem Wagen bringen . . . Br. Vervenne ist auch schwach und kann kaum drei oder vier Schritte gehen; aber er hat guten Appetit. Ich werde hier wohl einige Tage bleiben müssen. Die Weiterreise würde den Brüdern vielleicht das Leben kosten. Die meisten Güter, auch jene, die wir Br. Nigg aus Panda-ma-Tenka nachgesandt haben, sind in Wanki's Dorf zurückgeblieben. Br. Nigg ist nicht im Stande, mir irgend welchen Aufschluß zu geben. Wanki sandte uns eine Botschaft, die Güter sobald als möglich zurückholen zu lassen."

Der Brief war nur drei Tagereisen von Panda-ma-Tenka datirt. So machte sich P. Weißkopf auf, den Kommenden entgegen. Hören wir, wie er das traurige Wiedersehen beschreibt:

„20. October. Gegen 1 Uhr spannte ich aus. Ich hatte erwartet, Mr. Walsh an dieser Stelle anzutreffen. Ich wußte ja von den Jungen, daß er im Anzug sei. Ich war höchstens drei Stunden von der Stelle, wo Mr. Walsh seinen Brief schrieb. Als ich gegen 4 Uhr noch nichts kommen sah, ging ich ihnen, gefolgt von meinem Gewehrträger, entgegen und traf sie eine Stunde später. Sofort sprang ich auf den Wagen, um die Brüder willkommen zu heißen. Aber es war um zurückzufahren, solch ein Leichengeruch kam mir entgegen. Die guten Brüder sahen sehr krank aus. Mit Br. Nigg ging es noch. Aber vor Br. Vervenne schrak ich wirklich zurück. Seine Augen starrten mich an wie die eines Besinnungslosen und schienen mir außen auf dem abgemagerten, eingefallenen Gesichte zu liegen. Doch kann ich Ihnen die Freude dieses Wiedersehens unmöglich wiedergeben. — Nachher fragte ich Mr. Walsh nach unsern Tauschwaaren. Er sagte, sie seien noch bei Wanki. ‚So wird es durchaus nothwendig sein,' antwortete ich, ‚daß die Jungen die Güter holen gehen; einer von uns Beiden geht mit, Sie oder ich; der andere bleibt hier beim Wagen.' Der unverzagte Mr. Walsh erklärte sich sofort auch zu diesem heikeln Zuge bereit und sagte, daß er es schon lange gethan haben würde, hätte der Zustand der Brüder es ihm erlaubt.

Während Mr. Walsh mit zehn Jungen die Richtung nach Wanki einschlug, um die Güter zu holen, kehrte ich mit den Übrigen, deren Dienstzeit aus war, und die in Panda=ma=Tenka bezahlt werden mußten, nach unserer Residenz zurück. Die Rückreise lief gut ab."

Die nächsten Blätter des Tagebuches P. Weißkopfs erzählen recht anschaulich das nun folgende Leben der Missionäre in Panda=ma=Tenka:

„24. October. Heute wurden acht Buben von Wanki ausbezahlt. Sie haben ihre drei Monate zu unser Aller Zufriedenheit ausgedient. Mit ihnen habe ich zweimal die Reise an den Sambesi gemacht. Wohl hätte ich die Bezahlung lieber bis zur Rückkehr des Mr. Walsh hinausgeschoben, aber Mangel an Lebensmitteln zwang mich, damit zu eilen.

25. October. 102° Fahrenheit (39° Celsius) — die Kranken machen gute Fortschritte. Br. Vervenne kann wieder ausgehen. Wenn er Morgens und Abends von seinem kleinen Spaziergang zurückkehrt, ist gewöhnlich sein erstes Wort: ‚Die Beine wollen noch nicht recht.' Das Essen schmeckt ihm wie einem Ausgehungerten. Br. Nigg scheint einen Sonnenstich gehabt zu haben, dem wir die Lähmung in einem Knie zuschreiben. Er kann noch nicht hinaus, er würde jeden Augenblick fallen.

26. October. Br. Simonis ist nicht bloß ein ausgezeichneter Zimmermann, sondern beweist auch, daß er die große Kunst der Krankenpflege gut versteht. Gegenwärtig bereitet er Kafferbier. Sein Gebräu ist sehr einfach. Kafferkorn, das, gehörig naß gemacht, während drei Tagen treiben konnte, wird gestampft und mit einem gekochten Brei von anderem Mehl vermengt. Nach der ersten Zubereitung hat das Ganze den Geschmack von frischer Buttermilch. Weil es jedoch zu viel Korn erfordert, gebrauchen wir es nicht anders denn als Hefe zum Brodbacken.

31. October. Heute Nacht wurde unsere Ruhe durch einen Dieb gestört, welcher die nächtliche Dunkelheit zu einem Einbruche bei unsern Böckchen benützen wollte. Die raubgierige Hyäne, sonst so anständig, uns schon von ferne ihr Herannahen zu verkündigen, schlüpfte dieses Mal still und unvermerkt hinein. Die Buben, welche sie sogleich bemerkten, stellten sich zur Wehr; der eine stemmte sich, um ihr das Entkommen zu verhindern, mit dem Rücken und seiner Assegai gegen die Thür; die andern machten draußen ein großes Feuer an und liefen mit ihren Fackeln rings um die Hütte. Was für einen Schrecken das abgesetzt hat, können Sie sich wohl denken. Die Hyäne sprang unter und über die Böckchen vor Angst hin und her durch die Hütte. Eine Assegai fuhr ihr in die Brust, sie durchbrach noch die Thüre, mußte aber drei Schritte weiter das Leben lassen. Die meisten Böckchen waren hinausgeflüchtet und wurden am folgenden Tage wieder gefunden. Zwei waren verletzt und so zugerichtet, daß wir sie schlachten mußten.

Am Abend empfangen wir einen Brief von Mr. Walsh, worin er

uns meldet, daß sein Wagen geplündert sei, geplündert von unsern eigenen Buben, denselben lieben Jungen, die ich den 24. bezahlt und oben so gepriesen habe. Im Augenblicke des Überfalles war Mr. Walsh nicht da. Sie hatten unsern Treiber Jan um Essen angegangen und auf seine Weigerung den Wagen bestohlen: einige Bockfelle, das Gewehr von Jan, im Werthe von 1 Pfd. Sterl. (20 M.), einen Sack Korn, ebenfalls Jans Eigenthum, und noch Einiges. — Mr. Walsh hatte in Wanki die größte Mühe, unsere Güter wieder zu bekommen. Er mußte drei Tage warten und hatte dann noch den Unwillen seiner Träger zu überwinden. P. Depelchin machte treffend die Bemerkung, daß wir bei diesem schwarzen Völkchen zu



Eine Hyäne.

den Dieben verschlagen worden. Aber das Himmelreich ist nun einmal nicht ohne Kampf und Leiden zu gewinnen.

3. November. Ankunft des Mr. Walsh mit dem Wagen. In Wanki's Dorf sind einige Sachen gestohlen. Die Buben haben schlecht aufgepaßt und waren oft abwesend.

4. November. Die Buben, welche gestern mit Mr. Walsh mitkamen, wurden bezahlt, ausgenommen die zwei, welche die Güter bewachen mußten. Sie bekommen keinen Lohn, bis sie das Gestohlene wieder herbeigeschafft haben. Man muß in diesem Lande Jobsgeduld haben, aber auch hie und da mit der Peitsche umzugehen wissen, will man nicht Rauben und Stehlen an der Tagesordnung sein lassen.

5. November. P. Depelchin verreist mit Mr. Walsh nach Leschuma. Ersterer wird einen Versuch machen, bei den Marotse eine Mission zu errichten. Unter diesen Umständen ist es für uns das einzige Mittel, der Mission den Weg zum andern Ufer des Sambesi zu eröffnen. Noch unlängst wurde uns gemeldet, Mowemba habe gedroht, falls Mr. Blockley noch einmal zu ihm käme, ohne einen Wagen mit Gewehren und Munition mitzubringen, um das Grab des ‚Elephanten' zu bezahlen, werde er ihm den Kopf vor die Füße legen. Es wird so arg wohl nicht sein. Ein Dutzend Europäer würden Mowemba mit seinem ganzen Kraal wie ein Schilfrohr erzittern machen. Aber nachdem man Alles verloren hat, wie da einen Zug unternehmen? Ein Häuptling diesseits des Sambesi bestärkte mich ganz und gar in meiner früher ausgesprochenen Gesinnung, als er zu Br. Nigg sagte, daß kein Weißer sich mehr in dieses Land wagen dürfe, solange Mowemba ungestraft bleibe. Wir wollen deßhalb hoffen, daß der hochw. P. Superior bei den Marotse gut empfangen werde, und diese Expedition besser als die vorige glücken möge.

9. November. Fest des hl. Theodor. Für unsern Theodor (Br. Nigg) brauchen wir kein großes Fest zu feiern. Es geht mit ihm eher rück- als vorwärts. Er ist äußerst schwach und hat Augenblicke von Besinnungslosigkeit. Wir wollen doch hoffen, daß der Dritte, welchen die deutsche Provinz in diese Mission geschickt hat, etwas länger am Leben bleibe.

Br. Vervenne arbeitet den ganzen Tag im Garten, aber mit einem großen Hut auf dem Kopfe, den er nicht mehr absetzen mag. Ich glaube wohl, daß P. Depelchin bei seiner Rückkehr sich über unsern Garten wundern wird. Unsere Kartoffeln stehen herrlich. Schade, daß wir sie als Setzlinge gebrauchen müssen. Die Melonen und Kürbisse beginnen schon recht dick zu werden; der Milis (Mais) verspricht viel; die Rettige kommen heraus, und hie und da stehen schöne Kohlpflänzchen. Auf dem Garten beruht aber auch all unsere Hoffnung, bis Hilfe aus Tati kommt.

10. November. Schwere Unwetter in der Umgegend. Auch wir hatten einen gelinden Platzregen, begleitet von Hagel. Es war in der Luft ein Getöse, als hörte man von ferne das Meer, und so kalt, daß ich meine holländische Überjacke wieder aufsuchen mußte.

12. November. Diese Nacht wurden wir durch das Anschlagen unserer Hunde geweckt. Wir hörten einen Wagen und fürchteten, daß P. Depelchin zurückkomme und die Expedition mißglückt sei. Wie es sich zeigte, war es Niemand anders, als Mr. Wohl, der jahrelang in diesen Gegenden jagt. Er brachte unsern Treiber Jan mit. Jan war von Leschuma, wo die Ochsen wegen der Tsetse-Fliege nicht bleiben konnten, nach Koschuma zurückgekehrt. Daselbst befiel ihn das Sambesi-Fieber; glücklicherweise wurde er noch frühzeitig in den Wagen des Herrn Wohl aufgenommen. Dieser Herr traf gestern einen Buben von Wanki, von welchem er

hörte, daß unsere Jungen, die den Wagen geplündert hatten, auf dem Rückweg nach Panda=ma=Tenka seien. Durch Mr. Walsh sofort über den Vorfall benachrichtigt, hatte der alte Wanki den Dieben befohlen, alles Gestohlene ohne Verweilen nach Panda=ma=Tenka zurückzubringen. ‚Das geht nicht an,‘ sagte Wanki. — ‚Es ist ja nur eine Handvoll,‘ entschuldigten sich die Leute. — ‚Ich will nicht, daß mein Volk stehlen geht,‘ entgegnete der Häuptling. ‚Könnt ihr kein Korn als Schadenersatz geben, so wenigstens Böckchen; Vergütung muß stattfinden.‘ Wahrlich, der alte Wanki gefällt mir. Er scheint ein ehrlicher Mann zu sein; ein Heide, der sehr viele europäische Christen beschämen kann. Bei alledem sagt Wanki sowohl als Mowemba gerade heraus, daß sie uns als Menschen betrachten, die um ihres schlechten Betragens willen ihr Vaterland verlassen mußten und jetzt unter den Schwarzen ein gutes Unterkommen suchen. ‚Was thun diese Weißen hier? Sie wollen kein Elfenbein kaufen und doch unter uns bleiben.‘ Das ist für sie ein unlösbares Räthsel.

14. November. 40 ⁰ Celsius, erträgliche Hitze. Br. Nigg und unser Jan sind noch immer schwach, obschon etwas besser als die vorigen Tage.

16. November. 39 ⁰ Celsius. Br. Vervenne ist wieder nicht wohl. Diesen Morgen hat er sich, während er mit Waschen beschäftigt war, zu viel der Sonne bloßgestellt. Diesen Mittag ließ er das Essen stehen, klagte über Hitze und Durst, über Schmerzen in den Beinen und war sehr unruhig. Der Bruder sagt, es fehle ihm nichts und Alles würde gut sein, wenn nur die Beine besser voran wollten. — ‚Aber, aber, die afrikanische Sonne!‘ sagten wir ihm. ‚Bruder, flüchten Sie vor derselben, soviel als möglich.‘ — Br. Nigg ist noch allzeit bettlägerig und sehr schwach. Diesen Mittag erzählte er mir noch von seiner Reise, daß er an einem Grab vorbeigekommen sei, auf welchem ein Elephantenzahn erglänzte, zum Zeichen, daß hier der Häuptling eines Kraales begraben liege. Diese Monumente werden bald ganz verschwinden, da der Elfenbeinhandel mit jedem Tag zunimmt. — In Schabe hat ihn ein Mann ersucht, ein Krokodil zu tödten, das sein Kind und drei Böckchen verschlungen hatte. Br. Nigg schoß das Krokodil, welches in die Tiefe verschwand, sah aber wohl 50 andere den Kopf über's Wasser strecken. Aus Dankbarkeit brachte der Wilde ihm eine Kürbißschale vortrefflichen Kafferbieres. — Es sieht in unserem Spital noch Alles wenig vortheilhaft aus. Jan, der Treiber, ist auch noch nicht viel besser.

19. November. Unser guter Br. Vervenne ist wieder wohl. Er hat eine tüchtige Lection von der afrikanischen Sonne bekommen, die ihre Strahlen lothrecht auf uns niedersendet, so daß Sie, aufrecht stehend, Ihr eigenes Schattenbild nicht sehen, oder, falls die Neugierde Sie verleitet, nach den Füßen zu schauen, nichts Anderes wahrnehmen können, als ein kurzes, zusammengedrungenes Männlein. Glücklicherweise hat Br. Vervenne

schon in Holland sich daran gewöhnt, täglich in der Sonne zu arbeiten ohne Kopfbedeckung; anders wäre es unerklärlich, wie er schon den folgenden Tag wieder im Garten thätig sein konnte. Er grub köstliche Kartoffeln aus; für uns aber ist es noch eine verbotene Speise, sonst hätten wir im Januar nichts mehr zu pflanzen. . Es ist wohl eine harte Prüfung. — Diese Nacht war wieder ein Leben, daß wir kein Auge schließen konnten. Die wilden Hunde setzten einem Rietbock nach, so daß die zahmen nicht zur Ruhe kamen. — Mit den Kranken geht es besser. — Morgen erwarten wir auch P. Superior von seiner Reise, die, wie ich hoffe, gut ausgefallen ist. Von unserer Seite liegen alle Briefe bereit, um sie nach Tati mitzugeben, wohin P. Depelchin wohl sofort abreisen wird, um das ausgeplünderte Panda-ma-Tenka auf's Neue mit Lebensmitteln zu versehen. Von den Kartoffeln wenigstens, die liegen bleiben müssen, haben wir vorläufig sehr wenig und etwas Anderes weist der Garten noch nicht auf.

Eben wollte ich heute Abend meine Betrachtung vorbereiten, als drei Buben kamen, von denen einer sorgfältig ein zusammengefaltetes Blatt Papier an einem Stöckchen vorausstrug. Es war ein Brief von P. Depelchin, der mir Folgendes mittheilte:

‚Koschuma, 19. November 1880.

Hochwürdiger Pater!

Dank für Ihren herzlichen Brief. Der liebe Gott prüft uns. Piet, der Treiber, hat das Fieber bekommen und ist nicht im Stande, länger den Wagen zu führen. Ich mußte einen andern Treiber nehmen. Diese Nacht noch, oder sicher sehr früh am Morgen, denke ich bei Ihnen zu sein. Ich hoffe, daß das Fieber Jan wieder verlassen hat, sonst hätten wir ja Niemanden, um nach Tati zu gehen.

Unsere Sachen mit den Marotse sind in gutem Fortgang. Nächstes Jahr will ich ihrem König einen Besuch abstatten und trachten, daselbst eine Mission zu errichten. Schade, daß Niemand von uns ihrer Sprache mächtig ist. Beeilen Sie sich, dieselbe zu erlernen und thun Sie Ihr Bestes, der Apostel der Marotse zu werden.

Auf Wiedersehen! Gruß an Alle.

H. Depelchin S. J.‘

Wahrlich, P. Superior hat wohl Recht: ‚Der liebe Gott prüft uns.‘ Der Treiber Piet hat auch das Fieber — und unser Spital ist bereits so voll Kranker, daß ich selbst keinen Platz mehr habe. Diesen Brief schreibe ich auf meinem Strohsack im Wagen. Ich hoffe, die Schrift wird wohl nicht soviel darunter gelitten haben.

Und dann . . . ‚trachten Sie, der Apostel der Marotse zu werden‘ — Sie sehen, was man mit mir vorhat. Wenn mich das Fieber in diesem Thränenthal verschont, werde ich mich nach den Marotse-Stämmen begeben

müssen. Würden Ihre Gebete mir vielleicht die Sprachengabe erwirken können? ... Doch laßt uns froh sein, daß diese Expedition, wenigstens allem Anschein nach, geglückt ist. Wir wollen dann trachten, wieder herzustellen, was wir verloren haben, und die Affaire Mowemba ganz zu vergessen."

Am 20. November traf der unermüdliche P. Depelchin, der, kaum von seiner schweren Krankheit genesen, diese neue Mission in die Marotse-Länder vorbereitet hatte, wohlbehalten bei seinen Mitbrüdern ein und wußte ihren Muth auf's Neue zu beleben. Am 29. November reiste er dann mit dem langsam genesenden Br. Nigg nach Tati zurück, Panda-ma-Tenka einstweilen unter der Hut des P. Weißkopf und der beiden Brüder lassend.

Mit welchen Gefühlen die drei zurückbleibenden Missionäre ihren Obern und den guten Bruder scheiden sahen, mag uns P. Weißkopf in den folgenden Blättern seines Tagebuches erzählen, welche eine spätere Post aus Panda-ma-Tenka nach Tati brachte:

„29. November 1880. Gegen 2 Uhr Nachmittags traten der hochw. P. Superior (Depelchin), der noch schwache Br. Nigg, der kranke Treiber Jan und Mr. Walsh die Rückreise an. Hoffentlich werden sie nach einem halben Jahre gesund wieder hier eintreffen. In Betreff des Br. Nigg hege ich indeß starken Zweifel. Wir blieben also zu Dreien zurück: Bruder Vervenne, Br. Simonis und ich. Sie können sich denken, daß wir den Hügel, von dem aus wir den Abreisenden nachsahen, nicht verließen, so lange die Wagen unseren Blicken noch sichtbar waren. Wir wünschten ihnen aus ganzem Herzen eine glückliche Reise. Doch beschlichen uns auch trübere Gedanken: Wer weiß, ob wir sie noch je wiedersehen?

Endlich waren die Wagen unseren Augen entschwunden. Traurig und schweigend kehrten wir nach Hause zurück. Dort wollte ich, noch immer frisch und gesund, in jugendlicher Rüstigkeit rasch Hand an's Werk legen und die Missionsstation zum hl. Joseph besser einrichten. Das Haus mußte etwas geändert, das Zimmer des noch immer kränkelnden Br. Vervenne in eine Kapelle verwandelt werden, damit die Bewohner von Panda-ma-Tenka an den Sonntagen dem Gottesdienste beiwohnen könnten. Auch sollte die Reisekarte gezeichnet werden (denn über 14 Tage wird Mr. Westbeach von hier nach Kimberley abreisen: eine herrliche Gelegenheit, einen Brief nach Holland mitzugeben); und endlich wollte ich den guten Brüdern noch vor Weihnachten die jährlichen Exercitien geben, worauf ich mich vorbereiten mußte u. s. w.

Doch, der Mensch denkt und Gott lenkt, mein lieber Freund! Schon ist die mörderische Sambesi-Krankheit im Anzuge und bald — ja am folgenden Tage schon war ich von derselben ergriffen.

Was ist nun die Sambesi-Krankheit? Ich will Ihnen dieses Übel in seinem ganzen Verlaufe schildern.

30. November. Heute fühle ich mich sehr unwohl. Ich habe nicht den geringsten Appetit, im Gegentheil, jegliche Nahrung widert mich an. Dazu gesellen sich Kopfweh, Mattigkeit in den Knieen u. s. w. Sie haben die ‚Sambesi-Krankheit', sagen die Arzneikundigen von Panda-ma-Tenka. ‚Nehmen Sie Rhabarberpillen.' — Beginnt jedoch die Krankheit mit einem Fieber, so muß man zuerst gut transspiriren, dann die genannten Pillen und darauf eine tüchtige Dosis heiß gekochten Chinins nehmen.

Da ich kein Fieber hatte, so nahm ich sofort die beiden Pillen, und mit gutem Erfolg. Aber die Krankheit stellte sich gleich mit aller Gewalt wieder ein. Von den Pillen war nun nichts mehr zu hoffen. Ich mußte mich nach einem andern, kräftigeren Mittel umsehen. Oleum Crotoni war das zweite. Mittelst eines Stückchens Zucker nahm ich einen Tropfen davon ein. Will Jemand die Kraft dieses Oleum erproben, so möge er nur einmal so einen Tropfen hinunterschlucken; ich meinerseits habe einen solchen Respect davor, daß ich es nicht leicht noch ein zweites Mal nehmen werde.

Nach einigen Tagen meldete sich ein neuer Anfall; ich wurde so schwach, daß ich weder ruhig liegen, noch stehen, noch gehen konnte; Tag und Nacht wälzte ich mich unaufhörlich auf dem Bette hin und her. Es kommen jedoch Augenblicke, wo man einschlummert und sich einer erquickenden Ruhe erfreuen kann. Aber ach! kaum hat dieser Engel des Schlafes Einem die Augen geschlossen, so stellen die Gespenster der Einbildung sich ein. Ein Traumbild scheint dieser Krankheit eigen zu sein; es beunruhigte auch mich. Es drängt sich die feste Vorstellung auf, es seien in dem Schlafenden zwei Personen, die mit einander über die Lage hadern, die man annehmen müsse, um zu ruhen. Daher wälzt man sich beständig hin und her. Bei der außerordentlichen Schwäche empfand ich Widerwillen gegen jegliche Nahrung. Dabei war trotzdem der Hunger sehr stark. Weil der Magen jede Thätigkeit einstellt, versagen auch die übrigen Glieder ihren Dienst, vor Allem der Kopf. Man träumt den ganzen Tag so vor sich hin, ohne zu wissen worüber. Das Gedächtniß nahm so ab, daß es mich jeden Augenblick im Stiche ließ. So z. B. erinnerte ich mich nicht mehr, wie weit ich das Brevier gebetet hatte u. s. w. Dazu gesellen sich dann die verschiedenen Plagen und Entbehrungen des Lebens in einem solchen Lande und endlich die Sorgen, die man als Oberer hat. Einmal wurde ich Nachts plötzlich geweckt; im ersten Augenblicke glaubte ich, eine dicke Thräne rolle über meine Wange; ich konnte mich indeß nicht mehr entsinnen, worüber ich geträumt hatte. Bald jedoch löste sich das Räthsel. Draußen nämlich regnete es und auf dem Dache unserer Wohnung hatte sich allmählich eine ziemliche Menge Wasser angesammelt, das nun gerade auf mich herunterträufelte. Um mich so gut als möglich zu schützen, suchte ich meinen Regenschirm hervor und breitete einen Regenmantel über das Bett aus. Br. Vervenne theilte mein Mißgeschick.

Die Grasbündel, welche das Dach bilden, sind mit Riemen aus Ochsenhäuten zusammengebunden. Als ich nun eines Abends die Vesper betete, bemerkte ich, daß mir jeden Augenblick etwas auf das Brevier fiel; und siehe da! bei näherer Untersuchung stellte sich bald heraus, daß die Würmer mit allem Eifer thätig waren, die Riemen zu zerfressen und so das ganze Dach zu ruiniren: eine schöne Bescheerung für die Regenzeit! Andere Störer der nächtlichen Ruhe sind die Mäuse, die jetzt das Feld verlassen, um sich auf das Trockene zu flüchten; ferner Schlangen und schließlich die Kröten, welche über das Bett kriechen. Die größten Sorgen verursachte mir endlich der Zustand der guten Brüder; wie sehr sie sich auch bemühten, gegen die Krankheit anzukämpfen, so bemerkte ich doch immer nur zu deutlich, daß sie viel zu leiden hatten.

Das war aber einmal eine verdienstreiche Zeit, nicht wahr, liebe Mitbrüder? Ohne Zweifel, wenn man sie nur auch recht benutzt hätte! Aber ach! es ist so wahr, was Thomas von Kempen sagt: ‚Die Krankheit macht uns selten tugendhafter'; — man ist dann zu erschöpft, denkt nur sehr wenig und noch dazu meist nur, um sich zu zerstreuen. Dazu Mangel an fast Allem, was uns hätte stärken können: keine heilige Messe, kein Wort der Ermuthigung, keine geistliche Lesung, keine Litanei, keine eigentlichen Exercitien u. s. w. Ach, liebe Mitbrüder, wenn man auf alle diese Mittel, auf diese kräftige Nahrung der Seele verzichten muß, wie kann man dann stark werden? Sie sehen, wie wir schon so halb wie die uns umgebenden Völker dahinleben; wir hoffen um so fester auf Ihre Gebete und auf die baldige Hilfe des lieben Gottes.

Gegen Weihnachten wurde ich etwas stärker, so daß ich das Glück hatte, an diesem hohen Feste die heiligen Messen lesen zu können. Zwei Tage später war jedoch der Magen wieder sehr angegriffen, und von da an stellte sich der frühere Zustand von Neuem ein. Am Dreikönigenfeste fühlte ich ein wenig mehr Lebenslust: ich aß mit einigem Appetit, und auch die Pfeife begann wieder zu schmecken; das sind günstige Vorzeichen; es ist wenigstens gute Hoffnung da, wenn auch die Schwäche noch fortdauert. Nach dem nothwendigen Morgenspaziergang muß ich mich immer auf's Bett legen oder in den Krankenstuhl setzen, um wieder etwas zu Kräften zu kommen. Dieser Sessel, den unser geschickter Br. Simonis während der Krankheit des Mr. Walsh angefertigt hat, ist das kostbarste Hausmöbel, welches wir besitzen; alle andern sind urprimitiv: Holzblöcke, alte Kisten u. s. w. Er leistet mir die besten Dienste und ermöglicht es mir, wenigstens mit dem Bleistift, etwas auf das Papier zu kritzeln und Ihnen so unsere Haupterlebnisse mitzutheilen.

Die Zeit bis zum Dreikönigenfeste nenne ich die erste Periode, während welcher ich besonders von der Krankheit zu leiden hatte, die beiden Brüder hingegen sich ziemlich gut hielten. Br. Vervenne war jedoch sehr schwach

und fühlte sich nach kurzer Arbeit ganz erschöpft. Br. Simonis ist jetzt aber auch sehr leidend — er eröffnet die zweite Periode.

Am 7. Januar mußte er sich legen; er litt an heftigem Kopfweh und mußte zugleich Galle auswerfen: sichere Zeichen der Sambesi-Krankheit. Der gute Bruder litt viel, sehr viel. Gegen Abend bekam er die bekannten Pillen, welche tüchtig wirkten. Am folgenden Tage ging es ihm etwas besser. Mich suchte inzwischen der Bundesgenosse der Sambesi-Krankheit heim; ich hatte nämlich zehn Minuten lang Schüttelfrost; ich zitterte und bebte wie ein Rohr und konnte nichts dagegen machen. Das wiederholte sich an den folgenden Tagen noch zweimal. Zuweilen mußten wir während jener Zeit alle Drei zugleich zu Bett liegen; doch war einer von uns immer noch so kräftig, daß wir etwas zu essen bekamen. Bruder Vervenne wurde gewöhnlich des Nachmittags krank. Er war dann zuweilen so schwach, daß wir ihm die Nahrung eingeben mußten. . . . Mir zittern die Hände auch jetzt noch so stark, daß ich Ihnen unsere Lage in jener traurigen Zeit nicht weiter zu beschreiben vermag. Auch stellte sich Mangel an Lebensmitteln ein; aber der liebe Gott sorgte doch wieder für uns; als die Noth beinahe auf's Höchste gestiegen war, kam auf einmal ein Wagen aus Tati an. Unsere lieben Mitbrüder hatten gut für uns gesorgt; wir konnten jetzt wieder etwas kräftigere Nahrung zu uns nehmen.

Später wurde ich wieder so schwach, daß ich 14 Tage lang die heilige Messe nicht lesen konnte und Br. Simonis mir das Essen an den Mund bringen mußte. Am 6. April ging es mir wieder besser; doch auch jetzt noch, den 12. Juni, bin ich so schwach, daß ich nur mit Mühe etwas mit dem Bleistifte auf's Papier kritzele. (Der Brief beweist es und ist hier, wie an anderen Stellen, fast unleserlich.) Unsere guten Brüder sind sehr schwach. Beten Sie für uns."

Nur wenige bemerkenswerthe Ereignisse unterbrachen diese einförmigen Wochen und Monate voll Leid und Krankheit, aber gewiß auch voll Gnaden und Verdienst für den Himmel und für die Mission. Auch hier mußte so zuerst das Kreuz als erster Grundstein des künftigen Baues gelegt werden. Wir theilen aus den Aufzeichnungen des Kranken nur noch zwei Züge mit: die Ankunft einer Matabelen-Gesandtschaft und seine Bemerkungen über die Regenzeit am Sambesi.

„8. December. Das Fest der unbefleckten Empfängniß brachte eine unerwartete Freude. Gegen Mittag vernahm ich auf einmal den Lärm einer großen Trommel, zugleich kam es mir vor, als ob Jemand draußen eine Rede halte. Ich schleppte mich hinaus in's Freie, und siehe da! hinter unserem Hause stehen die Leute von Panda-ma-Tenka bei einander, und in geringer Entfernung von ihnen geht ein Matabele, mit Schild und Assegai bewaffnet, majestätisch auf und ab und verkündet in declamatorischem Tone die Größe seines Königs Lo Bengula. Hinter ihm sind seine

Leute in Reihe und Glied aufgestellt. Da man den eigentlichen Zweck der Rede nicht erkannte, so glaubte man, es handle sich um eine Kriegserklärung gegen uns. Nachdem die Ansprache beendet, entfernten sich Alle. Wir schickten einen Boten zu ihnen, um uns zu erkundigen, was sie wünschten. Und siehe da! jetzt übergaben sie diesem ein Päckchen Briefe, welche uns P. Croonenberghs aus Gubuluwayo zusandte. Es waren auch einige aus Holland darunter. Sie können sich denken, liebe Mitbrüder, daß diese Nachrichten, die ich gerade im Anfange meiner Krankheit erhielt, mir wie Engel des Trostes erschienen.

Worin besteht nun hier zu Lande die Regenzeit? Ich will Ihnen ganz kurz den dießjährigen Verlauf derselben in Panda-ma-Tenka mittheilen.

Im Beginne des December hatten wir einige Gewitter; ein furchtbares entlud sich eine gute Stunde nach der Abreise unserer Mitbrüder. Es regnete, donnerte und blitzte fürchterlich. Das Rauschen des Hagels in der Luft glich dem Heulen des brausenden Meeres. Der kleine Panda-ma-Tenka schwoll zu einem gewaltigen Strome an. Während der folgenden Wochen hatten wir wieder gutes Wetter, nur des Nachmittags gegen 2 Uhr etwas Regen.

7. Januar 1881. Gewitter entluden sich in der Umgegend; dann fiel ein feiner Staubregen, der bis zum 12. dauerte. Es war so ungefähr ein Wetter, wie es im März in Holland zu sein pflegt. Die Sonne zeigte sich nicht. Das waren die trübsten Tage.

Vom 12. bis zum 18. Januar hatten wir täglich einen kleinen Regenschauer und sonst gutes Wetter.

Vom 25. Januar an hielt sich dasselbe fast beständig und wurde nur zuweilen durch etwas Regen unterbrochen. Die Temperatur wechselte zwischen 72° bis 92° Fahrenheit (22° bis 33° Celsius).

Am zweiten Ostertage hatte ich das Glück, ein Kind taufen zu können. Es war ein Jahr alt. Der Vater versprach mir, es im katholischen Glauben unterrichten zu lassen. Er ist nämlich Protestant, aber nur äußerlich und würde, glaube ich, mit seiner zahlreichen Familie leicht zu bekehren sein; allein er wohnt 7 Stunden von hier; das ist zu weit. In Panda-ma-Tenka sind herrliche Aussichten, viel Gutes stiften zu können."

P. Depelchin, der nach einer glücklichen Fahrt von 25 Tagen den 22. Mai mit P. Berghegge und Br. de Vylder in Panda-ma-Tenka eintraf, fand die Missionäre noch sehr schwach. „Ich erschrack beim ersten Wiedersehen unserer Mitbrüder etwas," schreibt er in einem Briefe, den die ‚Katholischen Missionen'[1] mittheilen. „Sie hatten alle das Fieber gehabt und waren noch schwach und abgezehrt, obschon sie sich seit einigen

[1] Jahrg. 1882, S. 20.

Wochen in der Reconvalescenz befanden. P. Weißkopf geht es sichtlich besser; auch Br. Vervenne gewinnt täglich an Kraft. Er arbeitet im Garten und führt ein sehr erbauliches Leben." Die Missionsstation fand P. Depelchin vielfach verbessert, namentlich lobt er den Garten und seine Erzeugnisse. Das zur Regenzeit ungesunde Klima hofft er durch Anpflanzung von Eukalyptus-Bäumen und durch Öffnung besserer Brunnen zu verbessern; inzwischen soll östlich von dem Thale auf einem gesunderen Hügel ein Häuschen für die schlimme Jahreszeit gebaut werden. In Panda-ma-Tenka selbst sind Aussichten für die Gründung einer kleinen katholischen Gemeinde, so daß die Residenz des hl. Joseph mehr als eine bloße Zwischenstation zu werden verspricht. „Die eingebornen Jäger, die sich um uns her ansiedelten," lesen wir in dem genannten Briefe, „sind gegen unsere Religion vortrefflich gestimmt, manche sogar bereit, in die Kirche einzutreten. Eine Kapelle ist nothwendig, um das Werk der Bekehrung zu vollenden. Welch ein Vortheil wäre es für unsere Mission, wenn wir hier in Panda-ma-Tenka von einer eifrigen katholischen Gemeinde unterstützt würden!"

Der eigentliche Zweck der Reise nach Panda-ma-Tenka war aber nicht ein bloßer Besuch dieser Station, sondern der Zug nach der Barotse, den der muthige Missionär alsbald nach der fehlgeschlagenen Unternehmung von Mowemba geplant und angebahnt hatte. „Wir bereiten eine Expedition zu dem Könige der Marotse[1], welcher uns melden ließ, er werde die Missionäre mit Freuden aufnehmen. Bis nach Imparera (Impalera) schickte er Schiffe entgegen, welche uns nach seiner königlichen Residenz Katengo im Barotsethale bringen sollen. Wir werden fast einen Monat brauchen, diesen Ort zu erreichen. In zwei Monaten hoffe ich zurück zu sein. Jetzt hege ich das größte Vertrauen auf Erfolg."

Mit diesen Worten voll Vertrauen und Hoffnung scheiden wir von dem schwergeprüften Panda-ma-Tenka, welches P. Depelchin mit P. Berghegge und einem Bruder am Pfingstmontage verließ, um die Reise an die Ufer des obern Sambesi anzutreten. Doch nicht ihm dürfen wir jetzt schon folgen; wir müssen nunmehr um ein ganzes Jahr in unserer Erzählung zurückgehen und jene Abtheilung der Missionäre aufsuchen, welche das Land des Königs Umsila dem Heilande erobern wollten. Kreuz und Leid, das uns bisher auf allen Pfaden der muthigen Glaubensboten begegnete, werden wir auch hier wiederfinden und zwar in überreichem Maße.

---

[1] Barotse ist der Name des Ufergebietes am obern Laufe des Sambesi, Marotse heißen die Angehörigen des daselbst herrschenden Stammes.

23. Ein verirrter und ein sterbender Missionär.

Am 11. Mai sahen wir aus Tati die Missionäre aufbrechen, welche dem Häuptlinge der Abagasas-Kaffern und seinem Volke die Botschaft des Heiles bringen wollten. Den ersten Plan zu dieser apostolischen Expedition haben wir schon früher erwähnt; er knüpfte sich an die Hochzeit Lo Bengula's mit der Tochter Umsila's, des „Königs" der Abagasas-Kaffern. Schon in der Capkolonie hatte man von der Eröffnung einer Mission unter diesem Stamme gesprochen, und Personen, denen die Missionäre jegliches Vertrauen schuldeten, hatten das Land als gesund und für einen Missionsversuch durchaus geeignet geschildert. Leider sollte sich herausstellen, daß diese Berichte, die nur vom Hörensagen herrührten, durchaus nicht zutreffend waren.

Das Gasa-Land oder Land der Abagasen, welches Umsila gegenwärtig beherrscht, erstreckt sich im Norden bis zum Sambesi, im Süden bis an den Unterlauf des St.-George-River; seine Westgrenze bildet der Sabifluß und das Reich der Matabelen; im Osten reicht es thatsächlich bis an die Meeresküste; denn die portugiesische Herrschaft, welche in früheren Zeiten das ganze Küstengebiet bis tief in's Innere umfaßte, reicht heute thatsächlich nicht weit über die Ortschaften Sofala, Chiloane und Inhambane hinaus. In jüngster Zeit wurde das Land namentlich durch Erskine bereist und erforscht [1]. Den Angaben dieses Jägers zufolge ist der östliche Theil eine einzige, große Ebene. In der Nähe der Küste ist der Boden unfruchtbar, dann folgt zwar ein etwas günstigeres Erdreich, das mit dichtem Busch und dornigem Gestrüpp bestanden ist und große Weideflächen bietet. In der Regenzeit bilden sich zahlreiche Teiche und Tümpel, deren Wasser aber bald versickert und keine üppige Vegetation entstehen läßt. Hin und wieder trifft man aber riesige Baobab-Bäume und in deren Nähe gewöhnlich Wohnungen der Eingebornen. Ganz anders ist der westliche Theil des Landes. Da dehnt sich in einiger Entfernung längs des Sabi, des Hauptstromes dieses Reiches, eine

---

[1] Vgl. „Die Erforschung des Gasa-Landes durch St. Vincent Erskine" in „Petermanns Mittheilungen", 28. Band (1882), S. 50.

vielfach getheilte und abgestufte Bergkette, die sich in einzelnen Gipfeln bis zu einer Höhe von 1000 bis 1400 Meter erhebt. In diesem Theile hat König Umsila seinen Kraal gebaut. Die reichlichen Niederschläge lassen in den Thälern unter dem gleichzeitigen Einflusse tropischer Temperatur ein reiches Wachsthum sich entfalten. Erskine meint, die tieferen Flußthäler wären ganz besonders zum Anbau von Kaffee und Zucker geeignet.

Die Bevölkerung besteht aus vielen kleinen Stämmen, denen man den gemeinsamen Namen Tongas gibt. Sie werden als äußerst friedfertig geschildert und sollen Ackerbau, Viehzucht und verschiedene Handwerke treiben. Leider sind sie nicht ihre eigenen Herren. Vor etwa 60 Jahren eroberte eine Horde räuberischer Sulu ihr Land und machte sie zu Sklaven. König Umsila steht augenblicklich an der Spitze der wenig zahlreichen herrschenden Sulukaffern und übt, ähnlich wie sein Schwiegersohn Lo Bengula, eine Art Schreckensherrschaft aus. In kleinen Banden ziehen seine Leute durch das Land und treiben den Bewohnern das Vieh fort als eine Abgabe an den königlichen Kraal. Die Folge ist, daß die einst blühende Viehzucht sehr zurückging, ja daß einzelne der unterworfenen Stämme sich statt dessen auf die Zucht von Hunden geworfen haben, um nur nicht zu verhungern. Auch die Elephantenjagd ist das Vorrecht der herrschenden Klasse und von jedem erlegten Thiere muß der eine Zahn dem Könige abgeliefert werden. Über die Bevölkerungszahl mangeln bis jetzt auch nur irgendwie zuverlässige Angaben; man darf sie vielleicht auf 30—40 000 Seelen schätzen.

Dieses Reich also sollte der Schauplatz der apostolischen Thätigkeit unserer Missionäre sein. Sie freuten sich um so mehr auf diesen Antheil des großen Weinberges, als derselbe in alter Zeit schon von dem Schweiße und dem Blute ihrer Mitbrüder aus der Gesellschaft Jesu befruchtet war. Bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts drang der ehrwürdige Gonsalez Silveira in diese Gegenden bis zur Hauptstadt des damaligen Königreiches Monomotapa von den Ufern des untern Sambesi aus vor, bekehrte den König und viele aus seinem Volke, und erlitt den 15. März 1561 den glorreichen Martertod. An ihn dachten und zu ihm beteten um Kraft und Stärke für alle Mühsale unsere Missionäre.

Der Kraal des Königs Umsila, das nächste Ziel ihrer Reise, liegt zwar nur etwa 30 geographische Meilen (in der Luftlinie) von der Hafenstadt Sofala. Gleichwohl schien es rathsam, nicht von den Besitzungen der Portugiesen aus, mit denen Umsila in beständigem Streite lebt, sondern aus dem Matabelenreiche unter dem Schutze und mit der Empfehlung seines Schwiegersohnes Lo Bengula diese Reise anzutreten. Freilich, die Missionäre mußten so einen Weg einschlagen, der sie wohl 200 Stunden weit durch ein gebirgiges, von tiefen Thälern und vielen Flußbetten durch-

schnittenes Land führte. Aber Mühsale und Strapazen achteten sie gering, wo ihnen als Preis unsterbliche Seelen vorschwebten.

Am 28. Mai brachen also die Patres Law und Wehl mit den Brüdern Hedley und de Sadeleer von Gubuluwayo auf. Durch ein glückliches Zusammentreffen machten drei englische Jäger, Mr. Croot, ein junger Doctor aus Kimberley, welcher das Land der Maschonas wissenschaftlich erforschen wollte, und die Herren Collison und Jemison, die Reise zu einem großen Theile in Gesellschaft der Missionäre. Um die von der Tsetse-Fliege heimgesuchten Gegenden zu meiden, nahmen sie nicht den kürzeren Weg, sondern zogen in nordöstlicher Richtung längs der Höhen der Matoppos- und Maschonas-Berge bis nach Umtigesa, nicht weit von den Quellen des Sabiflusses, wo sie noch mehr als 100 Stunden vom Kraale Umsila's entfernt waren.

Vom ersten Maschona-Kraal Isigarra aus — P. Law bestimmt den Platz 19° 2′ 25″ südl. Breite und 31° 20′ östl. Länge —, nur 30 Meilen vom Sabiflusse, schrieben die Missionäre am Feste Peter und Paul einen kurzen Brief nach Gubuluwayo. Bis dahin hatte die Reise ganz gut gegangen. Die beiden Jäger hatten viel Jagdglück; einmal trafen sie ein Straußenweibchen am Legen, und viele köstliche Eier, welche prächtige Pfannkuchen lieferten, waren die willkommene Beute. Am 22. Juni trennten sich aber die drei Europäer, indem sie nördlich zogen, während die Missionäre jetzt die östliche Richtung verfolgten. Alles war bis dahin gesund, nur P. Law hatte ab und zu einen Fieberanfall. P. Wehl erzählt die Reise bis jenseits des Sabi also:

„P. de Wit und ich reisten am 11. Mai (1880) von Tati ab und erreichten in sieben Tagen Gubuluwayo. Am nächsten Tage machten wir Lo Bengula, dem Könige vom Matabele-Land, unsere Visite. Wir trafen ihn auf einem Baumstamme sitzend, umgeben von einigen seiner Leute. Seine Freude über unser Erscheinen äußerte er durch einen kräftigen Händedruck. Dann stand er auf und versprach zwei seiner Leute mit uns nach Umsila zu senden.

In den folgenden Tagen wurden die nöthigen Vorkehrungen für unsere Weiterreise getroffen, die wir (P. Law, ich und die beiden Brüder) den 28. Mai antraten. Da der König die versprochenen Leute noch nicht gesendet, besuchten wir ihn abermals. Wir trafen ihn dießmal beim Diner. Er lag auf einer Matte, vor sich einen kleinen Trog mit gut geröstetem Fleische. Zur Rechten in der Hütte kauerten mehrere Weiber, wohl Nebenköniginnen. Vor der Hütte rechts saßen 15—20 Personen im Halbkreis, des Königs Gefolge. Wir nahmen Platz links vor der Öffnung der Hütte, zunächst dem König, gleichfalls kauernd. Unmittelbar vor der Öffnung der Hütte war eine große Masse von gewaltigen Stücken Fleisch aufgespeichert. Als nun der König sein Mahl beendigt, sandte

er den Rest, als Zeichen seiner Huld, einem Bevorzugten, der beide Hände öffnete, sich das flüssige Fett hineingießen ließ und dann mit sichtlichem Wohlbehagen schlürfte. Darauf begann die Vertheilung des aufgespeicherten Fleisches. Ein riesiges Stück erhielt, der zunächst der Hütte saß. Dieser faßte es mit beiden Händen, biß, so tief er nur konnte, in dasselbe, und so ohne zu kauen noch ein zweites, drittes und viertes Mal; dann reichte er es seinem Nachbar. So machte es zwischen vier oder fünf Mann die Runde, bis es vertilgt war, was in äußerst kurzer Zeit geschehen. Leider waren die versprochenen Leute noch nicht hier, und wir hatten ruhig abzuwarten, bis es dem Könige gefiel, dieselben zu bescheiden, was uns eine unfreiwillige Ruhe von sechs Tagen verschaffte.

Donnerstag, 3. Juni, begann unsere Weiterreise. Nach viertägiger Fahrt erreichten wir Inyati. Dieser Ort ist die letzte europäische Niederlassung in dieser Richtung. Man wunderte sich daselbst, daß wir es wagten, längs der Matoppoberge unsere Reise nach Umsila zu nehmen, sowohl wegen der vielen Schwierigkeiten des Weges als auch der Gefahren von Seite der Eingebornen. Hier trafen wir vier andere Ochsenwagen, die vier Gentlemen gehörten, welche sich's zum Vergnügen machten, in diesen Gegenden auf Büffel und Löwen zu jagen. Sie hatten neben ihren Wagen noch elf Pferde mit sich, ausschließlich für die Jagd bestimmt (ein Pferd ist hier zu Land ein kostspieliges Thier; 100 Pfund = 2000 Mark zahlt man für ein gewöhnliches). Wir hatten dieselben zu Begleitern bis zum ‚Sepackwe'-Fluß; sie waren am Ziel ihrer Reise, in einer Gegend, wo der König der Thiere allein das Regiment führt.

Es begann nun eine recht beschwerliche und theure Fahrt. Wir bedurften Führer, um einen Weg zu suchen, und Arbeiter, um den gesuchten zu bahnen. Um in Kürze einen kleinen Begriff von unsern Schwierigkeiten zu geben, will ich nur erwähnen, daß wir vom Sepackwe- bis zum Sabi-Fluß volle fünf Wochen brauchten, daß in dieser Zeit vier starke Deichseln gebrochen, daß wir gegen 80 Flüsse passirten (einschließlich die Bäche, die gewöhnlich schwer zu passiren sind, weil sie sumpfige, morastige Ufer haben, wo der Wagen bis zur Achse hineinsinkt), daß wir endlich sechsmal unsern Wagen abladen und viele hundert Bäume fällen mußten.

Das lange Verweilen in diesen Gegenden bot uns Gelegenheit, ihre Bewohner etwas näher kennen zu lernen. Sobald man in ein Dorf (Sulu: umusi — englisch: Kraal) kommt, ist bald eine Anzahl Kaffern bei den Wagen. Ich zählte ihrer einmal 162; Knaben und Männer in erster Linie, Mädchen und Weiber rückwärts. Diese Neugierde darf wohl nicht befremden. So ein Ochsenwagen ist für die Meisten ein Ereigniß, das sie nie wieder erleben; geschah es doch einmal, als die Ochsen freigelassen wurden, daß Weiber und Kinder flohen oder auf die Bäume sich flüchteten. Wie ihre Kleidung der einfache Lendenschurz (ein Fell oder ein Stück

Leinwand) ausmacht, so einfach sind auch ihre Wohnungen. Hoch oben auf den Felsen oder lieber noch an den Felsenabhängen, der Südseite zugewendet, steht Hütte an Hütte, von unten gesehen wie Bienenstöcke. Gewöhnlich sind sie von nicht zu starken Baumstämmen gemacht, die in Kreisform in die Erde gesteckt werden, darauf ein spitz zulaufendes Dach, das Ganze mit Stroh bedeckt, und die Hütte ist fertig. Fenster braucht der Kaffer keine (entweder schläft er oder er ist außer der Hütte) und die Thüre ist von der einfachsten Form (ein freigelassener Platz in der runden Wand). Als ich diese Hütten zum ersten Mal erblickte, kamen mir sofort die Einsiedler der Thebais in den Sinn, die wohl kaum einfacher wohnen konnten. Damit will ich jedoch die Kaffern nicht zu Einsiedlern gemacht wissen; die Außenseite mag dieselbe sein, die Innenseite ist der ausgesprochenste Gegensatz. So wenig dieß Volk besitzt, so groß, wenn nicht noch größer, ist die Begierde, zu haben.

Am 24. Juli erreichten wir den Sabi-Fluß (auch Save oder Sabia). Es ist dieß ein bedeutender Strom und berüchtigt wegen der Tsetse-Fliege. Dieses kleine Thier, das wie hier so auch am Sambesi und Krokodilflusse sich befindet, ist im Stande, Ochsen zu tödten. Wo es haust, darf kein Ochsenwagen erscheinen. Wir fanden bei unserer Ankunft glücklicherweise keine solche Giftfliegen, doch hatten wir mit großen Schwierigkeiten beim Übergange zu kämpfen. Vor Allem galt es, eine passende Stelle ausfindig zu machen; bis wir eine solche gefunden zu haben glaubten, vergingen zwei volle Tage. Es wurden alle Sachen, die bei etwaigem Eindringen des Wassers in den Wagen Schaden leiden könnten, abgeladen und dann der Übergang versucht. Leider gelang er nicht. Kaum waren die Vorderochsen in die Mitte des Flusses gekommen, geriethen sie in ein so tiefes Loch, daß das Wasser über ihnen zusammenschlug und dem Ochsenführer in den Mund lief. Überdieß war ein Vorderrad fest an einen Felsblock angefahren. Es blieb nichts übrig, als im Wasser auszuspannen und den Wagen von rückwärts aus dem Flusse zu ziehen. Nächsten Tag begann die Suche auf's Neue. Gegen Mittag machten wir einen zweiten Versuch. Er kostete uns eine Deichsel, doch er gelang. Daß wir ein Te Deum gebetet, werden Ew. Hochwürden begreiflich finden. Jenseits des Sabi war die Wildniß noch größer; wir konnten nur mit vieler Mühe und langsam weiter vordringen. In diese Gegenden dürfte überhaupt kaum jemals ein Ochsenwagen gekommen sein, so daß wir die Ehre haben, die Ersten zu sein, und wohl nicht so bald einen Nachfolger haben werden."

Glücklich hatten somit die Missionäre den gefährlichen Sabi-Fluß überschritten und befanden sich im Lande Umsila's. Noch zwei oder drei Wochen und sie konnten am Ziele ihrer Reise sein; aber da ereilten sie nach Gottes Zulassung schwere Schicksalsschläge. Gerüchte davon kamen

aber erst zu Anfang November nach Gubuluwayo. Es hieß, die Missionäre seien überfallen, gänzlich ausgeplündert, aller Lebensmittel, Vorräthe, Ochsen, Arzneien, ja sogar der Kleider beraubt worden; doch hätten sie lebend den Kraal Umsila's erreicht. Die Gerüchte waren derartig, daß sogar Lo Bengula sie glaubte; P. Croonenberghs beschloß also, einen Engländer mit einem Wagen und den nothwendigsten Gegenständen den völlig entblößten Missionären zu Hilfe zu senden. Mr. Grant, der sich diesem Auftrage unterzog, fand aber den Sabi-Fluß durch Regengüsse so angeschwollen, daß es vor dem Ende der Regenzeit unmöglich schien, denselben zu übersetzen, und er reiste nach langem vergeblichem Warten, zugleich durch eine falsche Nachricht irregeleitet, derzufolge die Missionäre die Meeresküste erreicht hätten, unverrichteter Dinge nach Gubuluwayo zurück.

Am 26. November endlich traf die erste sichere Kunde ein: enthalten war sie in folgenden mit Bleistift und zitternder Hand geschriebenen Tagebuchblättern P. Law's:

„Umsila's Kraal, 27. September 1880. Hochw. P. de Wit. Da ich mich nach einem heftigen Fieberanfalle etwas besser finde, benütze ich diese Pause, um leider sehr, sehr schlimme Nachrichten an Sie zu schreiben. Ich muß mich kurz fassen, denn das Fieber kann sich bald wieder einstellen und ich kann nicht voraussehen, was dann kommen mag. Nach ungeheuern und ermüdenden Reisebeschwerden setzten wir über den großen Sabi. Etwa eine Woche verstrich mit dem Aufsuchen einer guten Furt; einmal machten wir einen unglücklichen Versuch, geriethen in ein Loch und Ochsen und Treiber mußten sich mit Schwimmen retten. Alle Amaholi-Stämme[1] auf Lo Bengula's Seite zeigten sich uns freundlich und brachten Geschenke, sogar Ziegen, Kafferbier u. s. w. Sagen Sie das Lo Bengula; sagen Sie ihm auch, daß wir mit seinen Leuten sehr zufrieden waren. Sobald wir aber einmal jenseits des Sabi waren, änderte sich das Alles. Selbstverständlich hingen wir vollständig von unsern Führern ab. In Isilanbeyo hielten sie uns einen ganzen Tag zurück, unter dem Vorwande, es ihrem Häuptlinge zu melden. Nach einem Tage Zuwarten bekamen wir die Erlaubniß der Weiterfahrt, wurden aber, wie ich später erfuhr, vom Wege abgeführt und zu ihm gebracht. Er spielte den Oberhäuptling, ließ uns drei Tage auf Führer warten und wir mußten ihn sowohl als diese noch vor der Abreise bezahlen. Wir zogen weiter. Dann verbreitete sich das Gerücht, sein Volk wolle unsern Wagen berauben; ich schenkte ihm aber damals wenig Glauben. Wir zogen wieder zwei Tage weiter. Dann kam ein Induna aus Hamb'-

[1] Amaholi oder Amacholi bedeutet so viel als „tributpflichtig". Gemeint sind die Maschonas.

ebusku zu uns und sagte, wir müßten nach Hamb'ebusku's Dorf gehen; da ich aber fand, daß dasselbe vom Wege ablag, sagte ich, das sei unmöglich, denn wir reisten zu Umsila. Der Induna sagte, Hamb'ebusku kümmere sich wenig um Umsila. So zogen wir unseres Weges, stets umschwärmt von den Leuten Hamb'ebusku's. Man sagte uns, sie würden den Wagen angreifen und Amalanga, der zuerst erwähnte Häuptling, sei mit Hamb'ebusku im Bunde und habe uns drei Tage aufgehalten, um ihm Zeit zu geben, seine Mannschaft zusammenzubringen. Doch zogen wir unbehindert voran.

Am 6. August vermißten wir Abends 5 Uhr P. Wehl. Derselbe hatte die Gewohnheit, in einer etwas gefährlichen Entfernung vom Wagen zu Fuß zu gehen. Um 2 Uhr hatte ich ihn noch etwa 150 Schritte entfernt gesehen, und Br. de Sadeleer, der mit mir vorne auf dem Wagen saß, machte die Bemerkung: ‚P. Wehl entfernt sich zu weit', und ich hatte noch gesagt: ‚Ja ich will ihn warnen, sobald er zurückkommt!' Leider, er sollte nicht mehr zurückkommen! Wir waren viel zu sehr mit der Bahnung des Weges und mit dem Fällen der Bäume beschäftigt, um an seine Abwesenheit zu denken, bis Einer gegen 5 Uhr Abends sagte: ‚Wo ist denn P. Wehl?' Wir feuerten jetzt der Reihe nach fünf Schüsse ab, welche ihm verkündet hätten, wo der Wagen sei, wäre er in der Nähe gewesen. Br. de Sadeleer sagte: ‚Ich glaube, er ist nicht mehr am Leben', und Br. Hedley erzählte, er habe ihn zuletzt von einer Schaar Leute Hamb'ebusku's umringt gesehen. Hätte der Bruder die Gefahr erkannt, er würde mich gewiß aufmerksam gemacht haben. Sofort schickte ich Leute aus, ihn zu suchen, aber sie kehrten zurück, ohne eine Spur von ihm zu finden. Drei Tage lang warteten wir wenige Schritte von dem Platze, wo wir ihn verloren hatten. In der Zwischenzeit versicherte man mir, der Wagen würde ganz bestimmt angegriffen werden, und alle Auswege, durch die wir mit demselben entrinnen wollten, seien bewacht. Endlich kamen die letzten Leute zurück, die wir zum Suchen des Verirrten ausgesandt hatten, und meldeten, sie hätten P. Wehl nirgends gefunden. Alles, was wir hörten und sahen, gab uns die Überzeugung, der gute P. Wehl sei sicher an dem Tage, da wir ihn vermißten, ermordet worden.

So kam ich, nachdem ich die Sache vor Gott überlegt hatte, zu dem Entschlusse, den Wagen zu verlassen und Alles aufzubieten, Umsila's Kraal zu Fuß zu erreichen. War es doch gewiß, daß der Wagen angegriffen würde, gewiß ebenso, daß nur zwei unserer Leute die Gewehre zu handhaben wußten und daß also der Wagen genommen und das Leben Aller nutzlos geopfert würde. Diesen Entschluß führte ich in der Nacht des 9. August aus. Gott weiß, daß ich nach meinem besten Dafürhalten handelte! Auch Bruder de Sadeleer sagte mir, er glaube, das sei das Beste.

Wir hatten einen ermüdenden Marsch von etwa 170 (englischen) Meilen vor uns; endlich trafen wir den 31. August hier ein; das Wild, das wir unterwegs erlegten, lieferte unsere Nahrung. Am Tage nach unserer Ankunft sandte uns Umsila einen Sack ‚Amabele‘ (Kaffernkorn) und einen jungen Ochsen. Eine kleine Hütte ist unser Obdach. Am fünften Tage sahen wir ihn; er wollte, wir Alle sollten im Geleite seiner Leute zum Wagen zurück. Aber Br. Hedley und ich waren unfähig, Tagmärsche von 20 Meilen zurückzulegen, wie es die Gewohnheit dieser Kaffern ist. So ging Br. de Sadeleer, der Ochsentreiber und der Hottentotte, mit ihnen. Des Königs (Lo Bengula's) Leute blieben bei uns. Das Fleisch war bald aufgegessen und wir mußten uns drei Wochen lang mit ‚Amabele‘ behelfen. Darunter litt unsere Gesundheit und wir Beide wurden fieberkrank, Br. Hedley etwas und ich bedenklicher.

29. September. Gestern litten wir sehr wegen Mangels an kräftiger Kost. Mein Magen konnte den Amabele-Brei nicht mehr ertragen, so faßte ich den Entschluß, zum Könige zu gehen. Er war sehr freundlich und sandte uns das Schulterstück eines jungen Ochsen. Zu meiner großen Freude und Verwunderung theilte er mir mit, P. Wehl lebe noch."

Soweit die Aufzeichnungen P. Laws. Über das Schicksal des verirrten P. Wehl kam lange keine zuverlässige Nachricht weder nach Gubuluwayo noch nach Europa. Da traf auf einmal über Sofala, Mozambique, Sansibar und Aden ein Brief des beinahe todtgeglaubten Missionärs ein, datirt „Umgan im Lande Umsila's, den 22. Januar 1881", und erzählte von beinahe unglaublichen Leiden und Gefahren.

„Am 6. August," beginnt P. Wehl den Bericht seiner Irrfahrten, „begegnete mir ein Unfall von nicht geringer Bedeutung. Ich hatte mich etwas zu weit vom Wagen entfernt; unterdeß hatte derselbe seine Richtung geändert, so daß ich ihn nicht wiederfinden konnte. Wir befanden uns damals in einer schrecklichen Wildniß, rechts und links von hohen Bergen eingeschlossen, deßgleichen von vorn. Hohes Gras, das weit über meinen Kopf ging, erhöhte die Schwierigkeit, die Wagenspur zu finden. Überdieß kam der Abend heran. Ich hatte weiter nichts zu thun, als mich um eine Nachtherberge umzusehen. Der nächste Baum bot sie mir. Am Morgen begann die Suche auf's Neue, doch umsonst. 18 Stunden vergeblichen Suchens und Harrens auf Hilfe waren bereits verstrichen; länger durfte ich in dieser gefährlichen Gegend nicht bleiben (während der Nacht hatte ein Löwe nicht weit von meiner Nachtherberge seinen Rundgang gehalten), und ich entschloß mich, weiter zu gehen. Freilich eine schwierige Aufgabe! In diesem wüsten Lande ohne Führer, ohne Rathgeber, ohne Nahrung, ohne Schutz gegen die Kälte der Nächte, ohne Vertheidigung gegen die wilden Thiere und mehr noch gegen die Eingebornen, die, wie ich öfter gehört, einen einzelnen Weißen kaum unbehelligt ziehen lassen. Doch bin ich

nicht Missionär, und sind alle diese Hindernisse nicht eben so viele Hebel des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung? Dieß meine Parole, und der Marsch begann.

Kaum hatte ich eine Stunde Wegs zurückgelegt, kam ich zu einem großen Flusse mit starker Strömung. Der erste Versuch, ihn zu durchwaten, scheiterte an der heftigen Gewalt des Wassers — ich mußte umkehren und mich um eine geeignete Übergangsstelle umsehen. Nach etwa 20 Minuten hatte ich eine solche gefunden; ich passirte den Fluß glücklich. Darauf wurde den ganzen Tag fleißig marschirt, und als der Abend gekommen, suchte ich mein Heil abermals auf einem Baume. Sonntag, den 8. August, war es schrecklich heiß, mein Weg führte mich über hohe, steile Berge, und ringsum nichts als aufgethürmte Steinmassen. Wie ich damals diese schrecklichen Einöden so furchtlos passiren konnte, wundere ich mich nachträglich selbst.

Gegen Mittag erreichte ich einen Ort, den wir fünf Tage vorher verlassen hatten.

Hier wurde seit 48 Stunden das erste Mahl eingenommen. Ich erbat mir etwas Kaffermehl, und da ich gerade einen gebrochenen Topf bemerkte und auch Feuer vorhanden war, kochte ich mir einen Mehlbrei (porridge). Salz und Schmalz ersetzte der vorhandene Appetit vollkommen. Nach dem Mahle hieß es bezahlen; die Kaffern geben einem Weißmann nichts umsonst, ja sie werden ihm selbst nicht glauben, wenn er sagt, daß er nichts geben könne; hat er ja doch Kleider am Leibe, ein hinlänglicher Überfluß, um mit dem Kaffer zu theilen. Ein kleines Messer, das ich bei mir hatte, galt für den Kaufschilling, und für eine kleine Blechpfeife verschaffte ich mir etwas Proviant für die Weiterreise.

Am dritten Tage meiner Pilgerschaft begegnete mir ein anscheinend kleiner Unfall, der jedoch von bedeutenden Folgen war. Ich hatte wiederum einen großen Fluß zu passiren, dessen Bett mit gewaltigen, äußerst glatten Quadern gepflastert war. Bedächtig schritt ich, die Kleider in der einen Hand, meinen Pilgerstab in der andern, über diese Spiegelfläche dahin, als ich plötzlich ausglitt und in ein tiefes Loch fiel. Bei diesem Falle entschlüpfte mir ein Stiefel, den ich vergeblich zu retten versuchte. Wiederum war guter Rath theuer. Barfuß konnte ich unmöglich gehen durch die langen Strecken von Gestrüpp und Morast, die von verschiedenen Thieren angefüllt sind. Aus dem Schafte des vorhandenen Stiefels machte ich also eine Sandale (Pantoffel), deren Bänder einige Streifen meines Rockfutters bildeten. Doch bald zeigte sich die Unzulänglichkeit meines Machwerkes. In diesem Lande, wo die Natur in all ihren Erscheinungen im Superlativ auftritt, müssen auch die Kunstprodukte die größtmöglichste Vollkommenheit ihrer Art besitzen. Ein Stiefel, will man mit ihm einen so langen Weg in diesen Urgegenden machen, muß

demnach sehr dauerhaft gearbeitet sein. War schon mein geretteter Stiefel in kurzer Zeit total zerrissen — Sohlen durchgelaufen, Oberleder durchlöchert, Nähte aufgetrennt —, wie hätte eine so primitive Sandale, ohne jegliches Instrument verfertigt, den gemachten Anforderungen entsprechen können?

Nach 14tägigem Marsche waren die Füße stark geschwollen und an mehreren Stellen Wunden, die eiterten, daher ich nur kurze Strecken in langsamem Tempo zurücklegen konnte. Diese ganze Reise dauerte 26 Tage. Während derselben hatte ich fast keine andere Nahrung, als täglich eine Hand voll ungekochten Kaffermehles; zweimal zwei Tage gar nichts. Die ersten zehn Nächte brachte ich auf Bäumen zu; doch da ich daselbst der Kälte zu sehr ausgesetzt war, versuchte ich es die sechs folgenden unter den Bäumen mit einer provisorischen Verschanzung gegen einen etwaigen Anfall wilder Thiere. Als jedoch zu der Kälte der Nacht noch eine große Müdigkeit sich gesellte, legte ich mich, mit Hintansetzung aller Furcht vor wilden Thieren, in das hohe Gras.

Nach Verlauf von 26 Tagen, den 1. September, begann eine neue Periode meiner Pilgerschaft. An diesem Tage begegnete ich in offenem Felde vier stämmigen Kaffern, die mich einluden, mit ihnen in ihr Dorf zurückzugehen. Ich lehnte freundlichst ab, sie waren damit nicht zufrieden; ich suchte weiter zu gehen, doch sie ließen es nicht zu und brachten mich mit Gewalt nach ihrem Kraal. Nach einigen Stunden dortigen Aufenthaltes versuchte ich neuerdings, meinen Weg fortzusetzen, allein derselbe Widerstand. Ich war Kaffer-Gefangener. Meine Wohnung eine Kaffer-Hütte, die so schmutzig war, daß ich beim Eintreten, d. i. Hineinkriechen, unwillkürlich zurückwich; ein Kaffer hatte den Grund errathen und säuberte eiligst ein wenig. An Gesellschaft fehlte es nicht; besonders in den ersten Tagen war meine Hütte fast stets gefüllt mit neugierigen Besuchern, und fehlte es etwa an Leuten, gab es genug Ratten, die Gesellschaft leisteten. Diese Thierchen wurden so zutraulich, daß sie sich bis zu meinen Füßen wagten; ja, eine war so kühn, ihren Weg über mein Gesicht zu nehmen. Selbst bei Nacht schliefen stets drei oder vier Kaffern mit mir, so sehr waren sie besorgt, daß ich ihnen etwa entwischen möchte. Hier hatte ich auch Gelegenheit, die Einfachheit ihrer Lebensweise nicht nur kennen zu lernen, sondern auch zu üben. Ein Bett kennt der Kaffer nicht, die bloße Erde oder im besten Falle eine Strohmatte leistet dieselben Dienste; ist gerade ein Stein vorhanden, ersetzt er ganz gut das Kopfkissen. Wenn der Brei gekocht, braucht der Kaffer keinen Teller; warum sollte man nicht aus demselben Topfe essen, in dem gekocht wurde! Besteck reiner Luxus, wozu haben wir Finger! Wäscht sich der Kaffer, läßt er sein Gesicht an der Sonne trocknen; die Hände wischt er an seinen Beinen ab. Sorge für Reinlichkeit reiner Überfluß; schwärzer als er ist,

kann er doch nicht werden. Freilich kommt ein Weißmann in manchen Stücken, besonders im letzten, zu kurz. Hätte mein Aufenthalt länger gedauert, ich würde so ziemlich den Anstrich eines Kaffers erhalten haben. Wollte man mir in den letzten Tagen doch nicht einmal Wasser zum Waschen geben.

Die ersten drei Tage wurde ich so ziemlich freundlich behandelt, nach Verlauf derselben trat ihr Ansinnen allmählich klar zu Tage. Sie hatten gehofft, eine große Beute gemacht zu haben, und als sie sich getäuscht fanden, sannen sie auf mein Verderben. Ich mußte ein Bösewicht sein, hatte ich mich doch geweigert, in ihr Dorf zu gehen. Zweifelsohne war ich ein Vagabund, Räuber, wie meine zerrissenen Kleider, mein vernachlässigtes Äußere deutlich bewiesen. Ich war das Tagesgespräch. Die einmal ausgesprochene Meinung weckte Haß und Erbitterung gegen mich. Und wäre ja noch ein Zweifel vorhanden gewesen, ihre Würfel hätten ihn vollkommen beseitigt. Die dortigen Kaffern gebrauchten 16 Brettchen, in vier Gruppen zu je vier getheilt, welche alle mit verschiedenen Einschnitten und Figuren versehen waren. Sie nahmen nun alle 16 in beide Hände und warfen sie hin; aus der Anzahl der markirten Seiten und Kehrseiten wurde das Resultat entschieden. Mit diesem Spiele brachten sie halbe Tage zu, immer mit meiner Wenigkeit und meinem Loose beschäftigt. Einmal machte ich dem Könige die Bemerkung, wie denn ein Stück Holz ihm sagen könne, ob ich ein guter oder böser Mensch sei? Der liebe Gott habe uns Verstand gegeben, das Wahre vom Falschen und das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Alle schauten mich anfangs erstaunt an, dann lachten sie ein wenig, als ob ich die Sache nicht verstände; nur einer von den Auslegern warf mir ein ‚sa Ka naka, ein stolzer Mensch‘, zu.

Ein anderes Mal sagte ich ihnen, sie selbst glaubten ihrem Wunderholze nicht; nun hätten sie schon tausendmal gefragt, wer ich sei, und immer und immer fragten sie auf's Neue: ein deutlicher Beweis ihres Mißtrauens. Betroffen blickten sie drein und packten ihre Würfel zusammen. Einer dieser Holzdeuter schien in besonderem Ansehen zu stehen, er war von auswärts gerufen worden; derselbe verdankte seinen Ruhm offenbar seiner Verschmitztheit. Er nahm nie alle 16 Brettchen, wie die Andern thaten, sondern stets nur vier, in jede Hand zwei, so daß er allem Anscheine nach den Wurf in seiner Gewalt hatte. Ich fragte ihn eines Tages nach dem Grunde dieser sonderbaren Ausnahme. Ein grimmiger Blick von ihm und seinen Helfershelfern zur Strafe für eine so heikle Frage war die Antwort. Damit hatte das Spiel seinen Reiz verloren, sie hörten auf. Allein alles Spiel und Gerede war mehr Form, Äußerlichkeit; der eigentliche Grund zu meinem Verderben lag in dem Hasse gegen den Weißmann. Oft und oft hielten sie Rath über mein Schicksal, und konnten sie keinen triftigen

Grund zu meiner Verurtheilung finden, der letzte war stets stichhaltig: ‚Er ist ein umlungu (Weißmann), er muß getödtet werden.‘ So urtheilten nicht nur die Bewohner des Ortes, sondern auch die Fremden, die während dieser Zeit daselbst eintrafen. Mein Loos war entschieden; es handelte sich nur um den Tag der Ausführung. Bereits am 13. September wurde es laut durch den Ort ausgeschrieen: ‚Wasch (wie sie mich nannten) wird getödtet.‘ Von dieser Zeit war ich dem Spott und Hohn von Jung und Alt, von Männern wie von Weibern, ausgesetzt. Am schlimmsten war es des Abends, wo sie haufenweise vor meine Hütte zogen, lärmend und schreiend, oder ihren Kriegsgesang singend.

Ich bereitete mich ernstlich zum Tode vor, und ich weiß nicht, ob man ruhiger sterben kann, als ich es damals war. Am 16. September Nachmittags, als ich, mit Gebet und Todesgedanken beschäftigt, vor meiner Hütte saß, erschien der Häuptling in Begleitung von 20—30 Mann, voran ein Kaffer mit einer Stange, an deren Spitze ein Blatt Papier befestigt war. Ich erwartete die öffentliche Ankündigung meines Urtheils. Der Häuptling hieß mich das geheimnißvolle Blatt ergreifen; ich lese eine englische Aufschrift und finde, daß es ein Brief ist. Ein Gentleman, der in dieser Gegend reiste, hatte von meiner Gefangenschaft gehört und bot mir in diesem Briefe jegliche Hilfe an. Ich suche dem Häuptling begreiflich zu machen, daß er mich nun nicht länger zurückbehalten könne, da meine Gefangenschaft bekannt sei. Er war betroffen, doch bald faßte er sich; es begannen die üblichen Berathungen, die unvermeidlichen Würfel brachten das gewöhnliche Resultat: ‚er muß sterben, er ist ein Weißmann‘, und als ob sie fürchteten, daß am Ende die Beute ihnen doch entschlüpfen könnte, wurde derselbe Abend zur Vollziehung des Urtheiles festgesetzt.

Der Hoffnungsstrahl meiner Befreiung war für sie der Stachel zu größerer Erbitterung, doch hatte er auch mir einen Vortheil gebracht. Ich konnte einen Brief absenden zum Troste aller Derer, die sich um mich interessirten, wenn sie erführen, wann, wie und wo ich aus diesem Leben geschieden. Papier bot mir das leere Blatt des erhaltenen Briefes; Tinte ersetzte das Blut meines linken Daumens, den ich zu diesem Zwecke ein wenig geritzt, und als Feder diente ein Strohhalm. Ich war bereit, zu sterben, doch die Kaffern hatten noch nicht die nöthigen Vorbereitungen getroffen; sie wurden den nächsten Tag gemacht. Unter Anderem richteten sie auch ein Schurzfell für mich her, wie es die Kaffern tragen. Am Abend dieses Tages brachte mir der Häuptling selbst eine Portion besseren Mehles für die „Henkermahlzeit‘. Ich konnte nicht zweifeln, daß am nächsten Tage mein letztes Stündlein schlagen werde. Gegen Mittag dieses Tages, 18. September, wurde ich auf den öffentlichen Versammlungsplatz, die ‚Kotla‘, gerufen — es schien die Stunde des Scheidens aus dieser Welt —, ich mache noch eine kurze Vorbereitung und begebe mich auf den Weg; da

kommt mir schon der Häuptling entgegen und macht die ganz kurze Bemerkung, ich müsse sterben.

Am Platze angekommen, hielt ich eine kurze Ansprache an das versammelte Volk, so gut es eben bei der geringen Kenntniß der Sprache ging. Ich sagte: „König, Volk! Ihr wollt mich tödten; doch ich sage euch, ich bin ein guter Mensch, keineswegs ein Bösewicht. Nichts Strafwürdiges habe ich gethan und ihr selbst könnt mich nicht des geringsten Vergehens beschuldigen. Wenn ihr mich also tödtet, tödtet ihr einen unschuldigen Menschen. Ist das recht? Ich komme eigens von Europa nach Afrika, um ein Apostel für die Kaffern zu sein. Ich will euch belehren über den großen Gott im Himmel, sein heiligstes Gesetz euch verkünden und den Weg zu eurer Seligkeit zeigen — und ihr wollt mich tödten? Wenn ihr mich tödtet, tödtet ihr einen Gesandten des großen Gottes im Himmel. Ich fürchte nicht den Tod, denn tödtet ihr mich, werde ich von dem großen Gott reichlichen Lohn empfangen, euch aber wird der große Gott bestrafen. König, Volk! ich rede die Wahrheit! an euch ist es, gerecht, großmüthig zu handeln!"

Kaum hatte ich geendet, wurde ich englisch angeredet. Der Gentleman, der zwei Tage vorher mir den Brief gesendet, hatte aus meinem Schreiben meine Gefahr ersehen und war mit vier seiner Leute herbeigekommen, um mich wo möglich zu retten. Der Häuptling, dem dessen Erscheinen äußerst unangenehm war, wollte ihn anfangs nicht einmal mit mir reden lassen; doch mein Freund, ein sehr energischer Mann, der viel in Afrika gereist ist und die Kaffern gut kennt, bestand darauf. Ich machte ihn kurz mit meiner Persönlichkeit und meinen Verhältnissen bekannt.

Darauf begann eine lange und heftige Unterredung zwischen dem Gentleman und dem Häuptling. Letzterer zeigte sich außerordentlich schwierig, beständig von seinen Leuten zum Widerstande angespornt. Endlich gab er mich frei. Sofort verließen wir den Ort; vor demselben standen bereits zwei Pferde und ein Esel bereit. Mein Freund hieß mich ein Pferd besteigen — das erste in meinem Leben —, mit dem ich einen Ritt von 20 englischen Meilen zu machen hatte. Abends gegen 9 Uhr, nach einem sechsstündigen Ritt, langten wir bei dem Wagen dieses wahren Gentlemans an. Ein kräftiges Mahl — seit 44 Tagen das erste Fleisch — beschloß diesen ereignißvollen Tag. Mein Freund, dessen Name Robert Norby ist und der in Southenberg in Transvaal seinen Wohnsitz hat, schenkte mir große Aufmerksamkeit. Er versah mich mit der nöthigen Kleidung und sorgte dafür, daß ich die von der langen und beschwerlichen Reise und Gefangenschaft geschwächten Kräfte wieder herstellen konnte. Die Kaffern bereuten es, mich so leicht aus den Händen gegeben zu haben, und schon des andern Morgens erschienen fünf bis sechs Mann bei dem Wagen; selbst der Häuptling, von schwerfälliger Constitution, ließ es sich

nicht verdrießen, diesen weiten Weg zu machen. Sie suchten eine passende Gelegenheit, um neuerdings meiner habhaft zu werden. Mein edler Retter hatte mir versprochen, mich zu unserem Wagen zu bringen, dessen gegenwärtiger Standort unterdessen bekannt geworden. Allein dieser sein Entschluß wurde aus verschiedenen Gründen verzögert, bis er zuletzt unmöglich geworden (seine Ochsentreiber und Diener wollten nicht mit ihm über den Sabi gehen, weil sie, wie sie sagten, die dortigen Kaffern fürchteten; in einer Nacht waren ihm von sieben sechs davongelaufen, so daß er seinen Weg nicht fortsetzen konnte). Nach einem Aufenthalte von fünf Wochen wagte ich es also auf's Neue, mich auf den Weg zu machen im Namen Dessen, der mich gesandt, und erreichte nach fünftägigem, angestrengten Marsche unseren Wagen.

Derselbe befand sich in ganz anderem Zustande, als ich ihn verlassen. Wenige Tage nach meiner Trennung vom Wagen hatte ein Macholi-Häuptling einen Angriff auf unseren Wagen beabsichtigt. P. Superior, der dieß erfahren und von den vorhandenen Gewehren gegen die Eingebornen zu seiner Vertheidigung keinen Gebrauch machen wollte, hatte sich entschlossen, Wagen nebst Inhalt preiszugeben und zu Fuß mit den beiden Laienbrüdern zum König Umsila sich zu begeben. Dieser Entschluß wurde in der Nacht vom 9. August ausgeführt. Gegen Ende August erreichten sie den Aufenthaltsort des Königs, der sie freundlichst aufnahm. Sobald er Auskunft über unsern Wagen erhalten, sandte er vier seiner untergebenen Häuptlinge, die ein Laienbruder begleitete, zu dem Wagen, damit sie denselben zu seinem Aufenthaltsorte führten. Mit dieser Reise brachten sie fast den ganzen September zu, den Wagen mit Inhalt fanden sie unverletzt. Nach einigen Tagen der Ruhe begann die Weiterreise mit dem Wagen und damit neue Schwierigkeiten. Die Leute Umsila's hatten für den Weg zu sorgen. War es schwer, einen solchen zu finden in diesem berg- und flußreichen Lande, und noch schwieriger, den gefundenen so herzustellen, daß ein Ochsenwagen ihn passiren kann, so überstieg doch alle diese Schwierigkeiten die Trägheit und Unentschlossenheit dieser Kaffern.

Unsere Reise ging ungemein langsam von statten. Überdieß war der Bruder, der beim Wagen sich befand, auf der Reise zu demselben am Fieber erkrankt und noch leidend, als ich bei demselben den 28. October eintraf. Ferner war unser Ochsentreiber, mit dem wir recht zufrieden waren, entlaufen. Zudem waren uns auf dieser kurzen Strecke nicht weniger als zwei Ochsen zu Grunde gegangen. Bei diesen mißlichen Umständen konnten wir bis zum 2. December nur ‚Umgan' erreichen, das erste Dorf, das unter unmittelbarer Regierung des Königs von Umsila steht, etwa 60 Stunden nördlich von seinem Kraale. Hier erklärten unsere Führer, daß absolut kein Weg weiter führe, und entfernten sich. Gleich-

zeitig begann auch die Regenzeit, in welcher eine Reise mit einem Ochsenwagen rein unmöglich ist. Es blieb also nichts übrig, als die Regenzeit in diesem Dorfe ruhig zu bleiben, wiewohl dasselbe so arm ist, daß seine Bewohner selbst nicht hinlänglich zu essen haben und wir die nothwendigsten Lebensmittel aus den entlegenen Ortschaften von den Bergen beziehen müssen. — Diese Zeit der Ruhe wollte ich nun benützen, um nach Umsila's Residenz zu gehen und persönlich Rücksprache mit P. Law, meinem Obern, über unsere bedauerliche Lage zu nehmen.

Den 18. December machte ich mich auf den Weg, allein die stark angeschwollenen Flüsse (in den ersten vier Stunden mußte ich fünfmal meine Kleider ausziehen, um sie passiren zu können) — die häufigen und heftigen Regen — die ungemein schlüpferigen Wege machten mein Vorhaben zu Schanden; nach dem ersten Reisetage mußte ich umkehren. — Weihnachten verlief äußerst ruhig; ich konnte nicht einmal Messe lesen; beide Kelche, die wir besitzen, waren in Umsila. Den 27. December erhielten wir eine recht traurige Nachricht: P. Law war, in Folge der Reise-Anstrengungen und vom Fieber aufgerieben, am 25. November gestorben. Der Laienbruder, welcher sich bei ihm befand und bei längerem Aufenthalte daselbst dem gleichen Ende entgegenging, war vom Könige den 17. December zum Wagen geschickt worden. Derselbe war auf dem Wege erkrankt und lag in einem Dorfe 60 englische Meilen vom Wagen entfernt, flehentlichst bittend, wir möchten ihn ‚um Gotteswillen' besuchen. Ich machte mich also von Neuem auf den Weg und traf den 3. Januar bei dem Kranken ein. Seine Lage war immerhin kritisch. Vor Schwäche — Überbleibsel vom Fieber — konnte er nicht gehen und der dortige Häuptling wollte ihn nicht länger behalten. Diesem Widerstande gegenüber schlug ich ein Mittel vor, dessen Ausführung mir ganz unmöglich schien. ‚Dann müsset ihr ihn tragen,' sagte ich, und sie gingen auf diesen Vorschlag ein. Der Bruder wurde auf Umwegen über viele und hohe Berge und unter starkem Regen gegen 70 englische Meilen getragen. Wenn wir diese ganz unerhörte That leisten konnten, verdanken wir dieß großentheils dem Häuptlinge, welcher mit dem Bruder von dem Könige gesendet worden. Dieser trieb im Namen des Königs die Kaffern von allen Seiten zum Tragen zusammen. Bei jedem Dorfe wurden die Träger gewechselt, täglich waren wenigstens 20 Personen beschäftigt, und da wir die Reise in neun Tagen vollendeten, insgesammt gegen 200 Personen.

Wir erreichten den 12. Januar glücklich unseren Wagen. Den 13. Januar konnte ich endlich wiederum das heilige Meßopfer darbringen, das ich mehr denn fünf Monate auszusetzen genöthigt war. Wohl das größte Opfer in dieser Zeit! Gott sei Dank, befinde ich mich trotz so mancher Strapazen, trotz des empfindlichen Einflusses des Klima's recht wohl. Der Temperaturwechsel ist außerordentlich stark, die Regenzeit un-

gemein erschlaffend; die Regen sind häufig und heftig, nach diesen folgt eine stechende Hitze, welche eine sehr große Ausdünstung des Bodens bewirkt. Wir müssen nun ruhig abwarten, bis die Regenzeit vorüber ist; was dann geschehen wird, weiß ich im Augenblick selbst noch nicht; es sind der Schwierigkeiten so viele und so verschiedener Art, daß wohl nur die Zeit sie lösen oder mildern kann. Sicher ist, daß, wenn einst den Schwierigkeiten die Bekehrungen entsprechen, die Ernte eine sehr reichliche sein wird."

---

24. Noch zwei Gräber.

(25. November 1880. 12. Mai 1881.)

Also auch P. Law war dem mörderischen Klima und wohl ebenso sehr den Strapazen und Entbehrungen erlegen! So traurig und unersetzlich für die Mission jenseits des Sambesi der Tod P. Terörde's war, ebenso schmerzlich und folgenschwer war der Tod dieses eifrigen und fähigen Missionärs für das Land Umsila's.

P. Augustin Law war der Sohn des Mr. William Towry Law, eines anglikanischen Geistlichen, und der Enkel Lord Ellenboroughs, der seiner Zeit als General-Gouverneur von Indien eine der höchsten Stellen der englischen Administration bekleidete. Geboren war er am 21. October 1833. Nach den gewöhnlichen Studien trat der Jüngling in die königliche Marine und hatte das Glück, bald nach der Conversion seines Vaters, jedoch gänzlich unabhängig von dessen Bekehrung, ebenfalls in den Schooß der heiligen Kirche zurückzutreten. Dr. Grant, der Bischof von Southwark, half dem jungen Seekadetten über die letzten Bedenklichkeiten hinweg, indem er ihn gelegentlich eines Besuches aufforderte, den entscheidenden Schritt sofort zu thun, noch bevor er die bischöfliche Wohnung verließ. Dann blieb der junge Mann nicht mehr lange im Marinedienst; er bekam den Beruf zum Ordensleben und trat am 14. Januar 1854 zu Hodder bei Stonyhurst in das Noviziat der Gesellschaft Jesu, wo er, wie er sich seemännisch ausdrückte, „alle Hände (die ganze Mannschaft) auf den Knieen fand". Von allen seinen Mitbrüdern war er als eifriger Ordensmann und liebevoller Gefährte hochgeachtet, am meisten von den Kranken und den Angehörigen fremder Provinzen. Nach Beendigung seiner Studien und Empfang der heiligen Priesterweihe fand sein Seeleneifer in Demerara (Britisch Guayana) ein erstes Arbeitsfeld. Als ihn dann die Obern nach Grahamstown in der Cap-Colonie sandten, verlegte er sich voll Eifer auf die Erlernung der Sulu-Sprache und schloß sich mit Freuden der ersten Karawane der Sambesi-Missionäre an, welche in ihm einen der fähigsten Mitarbeiter verlieren.

Seine Erlebnisse bis zur Ankunft im Kraale Umsila's, den er am

31. August mit den Brüdern de Sadeleer und Hedley erreichte, haben wir mitgetheilt; ebenso seine und Bruder Hedley's schwere Erkrankung, während Bruder de Sadeleer vom Könige Umsila ausgesandt wurde, den verlassenen Wagen der Missionäre nachzubringen. Fast drei Monate kämpfte seine kräftige Natur mit dem Fieber; endlich erlag sie, mehr noch in Folge unzureichender Nahrung als durch die Krankheit selbst. Seine letzten Zeilen, die er an die Mitbrüder nach Gubuluwayo senden konnte, datiren vom 31. October; sie sind eine Art Tagebuch und erzählen in ihrer knappen Form recht eindringlich von seinen und seines Gefährten Leiden und Entbehrungen. So schrieb er:

„29. September. Wir haben hier viel zu leiden, da wir mit zwei Knechten des Königs in einer kleinen Hütte zusammengepfercht liegen. Es ist ein beständiges Kommen und Gehen, immer stehen Leute an der Thüre, gaffen nach uns und rauben uns das Bischen Luft und Licht. Dazu kommt unsere Krankheit und die Unmöglichkeit, die heilige Messe zu lesen.

Nun etwas über dieses Land! Beinahe alle Berichte, die wir darüber hörten, scheinen unrichtig. Es halten sich hier gar keine Europäer auf, nicht einmal während der gesunden Jahreszeit. Die wenigen Portugiesen, welche das Land bereisen, kommen nur, um ihre Waaren abzusetzen, und gehen dann wieder; es sind bloß Hausirer; Handelsstationen gibt es keine. Doch sagte mir Mr. F ..., wir könnten hier Wein kaufen (für die Messe), die Flasche zu 1 Mark, und der Geistliche von D ... versicherte mir auf das Ansehen Bedingfields hin, die Gegend sei sehr gesund. Der Königskraal und ein großer Theil der Kraale der Eingebornen liegen in einer weiten Ebene. Ob diese ganze Ebene mit Sümpfen und Morästen angefüllt ist, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß dieses zwischen uns und den etwa zwei Meilen nördlich liegenden Hügeln der Fall ist. (Auf diesen Hügeln sollten wir uns niederlassen, wie ich denke; sie sind aber oft in Nebel gehüllt.) Das Land ist wundervoll fruchtbar; ich glaube, hier müßte so ziemlich Alles gedeihen. Wir sahen Bananen und große Tabakfelder. Ich wundere mich nur, daß die Leute nicht mehr Bananen und Gartengewächse ziehen. Ein großer Theil der Kinder ist mit der Krätze behaftet.

Vier Wege führen in dieses Land: 1. der Weg, den wir machten; er würde künftig hinlängliche Sicherheit bieten, ist aber lang, ermüdend und kostspielig. 2. Ein kürzerer Weg von Gubuluwayo. Aber bei dieser Route müßten die Wagen 80 Meilen vor dem Sabiflusse halten und alle Güter müßten 140 Meilen weit getragen werden. 3. Der Weg von Inhambane, eine ungeheure Entfernung von etwa 280 Meilen; Alles müßte durch Träger befördert werden. 4. Der Weg von Sofala, 120 Meilen. Wie man mir sagt, macht die Tsetsefliege diesen Weg nicht unsicher, so daß man ihn zu Wagen zurücklegen könnte. Vorausgesetzt, die Portugiesen erheben keine

Schwierigkeiten, was nicht wahrscheinlich ist, wäre dieser der geeignetste Weg. Aber," setzt P. Law etwas später bei, „eine starke Constitution ist für dieses Land erfordert, wie ich sehe. Br. Hedley ist beständig leidend. Was mich betrifft, so kann ich kaum hoffen, die erste ungesunde Jahreszeit zu überleben. Sogar jetzt, in der gesunden Jahreszeit, wurden viele der Matabelen, welche Lo Bengula hersandte, fieberkrank ... Überlegen Sie es wohl, bevor Sie eine zweite Expedition hierhin senden. Sie müßte über Sofala kommen. Das Land ist sehr ungesund; einer der Matabelen ist soeben am Fieber gestorben und fast alle seine Landsleute sind krank, und doch, glaube ich, ist dieses die gesunde Jahreszeit!

Ich hoffe auf die Ankunft des Wagens binnen 14 Tagen. Dann will ich den König um ein Stück Land bitten und ich hoffe, er wird es willig geben. Rasch muß ich dann nach Sofala und neuen Vorrath an schwarzen und weißen Glasperlen, die hier geschätzt sind, und Limbo (Baumwollenstoff) holen ... Wenn Sie mir einen Brief schicken, so bezahlen Sie den Boten zum Voraus, denn ich habe absolut nichts, das ich ihm geben könnte. Beten Sie für uns! Wir werden noch zu leiden haben. Br. Hedley ist so elend, daß ich ihn wahrscheinlich nach Grahamstown zurücksenden muß, wenn Gott in seiner Barmherzigkeit uns die Kraft gibt, Sofala zu erreichen.

6. October. Noch immer keine Kunde vom Wagen! Br. Hedley und ich sind beide recht elend, und wenn der Wagen nicht bald kommt, so fürchte ich, geht es mit uns zu Ende. Kafferkorn ist eben nicht viel für kranke Leute ... Wenn ich sterbe, so theilen Sie doch meinen Tod meinem Vater mit ... Ich bitte Alle, namentlich meine Obern, und wenn sonst ich Jemanden beleidigt haben sollte, um Verzeihung für jede Mühe, die ich ihnen verursachte. Ich vertraue auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes.

8. October. Gestern wagte ich es, die heilige Messe zu lesen. Ich empfing die heilige Communion als Wegzehrung. Das Fieber ist, Gott sei Dank, vorüber; aber wir sind Beide sehr schwach. Gebe Gott, daß die Wagen bald kommen! Aber der Wille unseres lieben Herrn geschehe!

10. October. Noch einmal las ich die heilige Messe. Wie dankbar wir Beide waren!

31. October. Noch immer kein Wagen! Gottes Wille geschehe! Noch immer schwebe ich zwischen Leben und Tod. Br. Hedley ist augenblicklich wohl. Ich sehne mich so nach dem Wagen. Wenn es Gott so gefällt, werde ich sofort nach seiner Ankunft nach Sofala reisen, um mich zu erholen und Vorräthe herbeizuschaffen; aber ich werde vielleicht das Ende der Regenzeit abwarten müssen, und ob ich das erlebe, weiß ich nicht. Betet für mich!"

P. Law sollte die Ankunft des Wagens nicht erleben; wie wir sahen, blieb derselbe beim Einbruche der Regenzeit in Umgan, 60 Stunden nörd-

lich vom Kraale Umsila's, stehen, und nicht einmal die Ankunft P. Wehls und damit der Trost der heiligen Sterbsacramente wurde dem opfermuthigen Missionäre zu Theil. Er starb fromm im Herrn, den Kelch apostolischer Leiden bis auf die Neige leerend, den 25. November, ähnlich wie der theure P. Terörde. Einen Monat später erfuhren seine Mitbrüder in Umgan die erste Kunde von seinem Tode; aber erst als sein Leidensgefährte, Br. Hedley, schwer krank beim Wagen eintraf und sich etwas erholt hatte, gewannen sie die volle Kenntniß von den letzten Leiden des verstorbenen Missionärs; Br. de Sadeleer schreibt darüber unter dem 19. Januar wie folgt:

„Nach dem Tode P. Laws bat Br. Hedley den König Umsila, er möge ihn zu dem von uns am 9. August 1880 verlassenen Wagen führen lassen. Der König gewährte diese Bitte und erwies ihm überhaupt viele Wohlthaten. Am 17. December verließ Br. Hedley den königlichen Kraal und traf den 11. Januar hier ein. Der arme Bruder war in einem wahrhaft bemitleidenswerthen Zustand; sein bloßer Anblick schnitt Einem durch die Seele. Als P. Wehl durch die Neger von seinem Kommen hörte, ging er ihm sechs Tagereisen weit entgegen; während dieser Zeit bewachte ich allein den Wagen.

Als ich den Kranken erblickte, konnte ich mich der Thränen nicht erwehren, so kläglich war sein Anblick. In meinem Leben hatte ich nie einen Leidenden in solch jammervollem Zustande gesehen. Sein ganzer Leib war mit Pusteln und Eiterbeulen bedeckt, seine Wunden waren von Würmern zerfressen, seine Glieder wie in sich selbst zusammengezogen; der Gesichtsausdruck nahezu stumpfsinnig in Folge des Übermaßes von Leiden aller Art. Während der drei Monate September, October und November, die er mit P. Law im Kraale verlebte, war er beständig eine Beute des Fiebers; er konnte fast keine Nahrung genießen; der Vorrath von Arznei war erschöpft, so daß es geradezu erstaunlich ist, wenn er nicht wie P. Law erlag. Er muß eine eiserne Constitution haben. Seit fünf Monaten konnte er seine Kleider nicht wechseln; in Fetzen fielen sie ihm vom Leibe. Bei seiner Ankunft widmete ich mich sofort seiner Pflege. Ich bettete ihn auf unsere Decken, wusch ihn vom Scheitel bis zur Fußsohle, verband seine Wunden, salbte sie mit Öl und Balsam, kleidete ihn in frisches Linnen und neue Gewänder. Der gute Bruder schien neu aufzuleben; schon nach wenigen Tagen fühlte er sich viel besser und jetzt ist er auf dem Wege völliger Genesung.

Als seine Kräfte es erlaubten, frugen wir ihn über die Krankheit und die letzten Augenblicke P. Laws. Ich will Ihnen seine Erzählung in Kürze schreiben. Gleich nach unserer Ankunft im Kraale Umsila's nach der schrecklichen Fußreise von 21 Tagen erkrankten P. Law und Bruder Hedley bedenklich. Deßhalb konnten sie den 5. September nicht mit mir

und der bewaffneten Mannschaft, welche uns Umsila gab, zu dem verlassenen Wagen zurückkehren. So bewohnten sie die Hütte, welche ihnen Umsila neben seinem Kraale zuwies. Diese Kafferhütte war aber sehr klein, schlecht gebaut, den glühenden Strahlen der tropischen Sonne ausgesetzt und ließ beim Einbruche der Regenzeit das Wasser in Strömen durchfließen. Um das Maß der Leiden voll zu machen, bewohnten die beiden Matabelenführer, die uns König Lo Bengula mitgegeben hatte, die gleiche Hütte, so daß alle vier die glühende und verpestete Luft derselben theilten, wozu noch unablässige Besuche der übrigen Matabelen kamen. So verschlimmerte sich der Zustand unserer Missionäre bald. Als Nahrung diente ihnen beinahe nur Kafferkorn oder Hirsemehl, das sie mit etwas verdorbenem Wasser zu einem Brei bereiteten. Das Fleisch, welches ihnen Umsila zu Anfang gab, war ohne Salz gekocht oder geröstet und bald erhielten sie überhaupt gar kein Fleisch mehr. Dazu kam die sumpfige und ungesunde Luft. Die meisten Matabelen, welche Lo Bengula mit den beiden Gesandten an Umsila geschickt hatte, wurden gleichfalls fieberkrank und einer derselben starb.

Bis Mitte October konnte P. Law mitunter die heilige Messe lesen; aber vom 20. October an verließen ihn die Kräfte und er schwebte mehrere Wochen zwischen Leben und Tod. Die Dysenterie nahm einen gefährlichen Charakter an, und das Fieber, das vordem zu Zeiten nachließ, wollte nicht mehr weichen; ja es stellten sich sogar Symptome des gelben Fiebers ein, und nun war keine Hoffnung mehr. Die sechs letzten Tage lag P. Law fast beständig im Delirium und hatte nur wenige helle Augenblicke. Br. Hedley pflegte ihn nach Möglichkeit, aber er war selbst eine Beute des Fiebers und sterbensschwach. Welch schreckliche Lage für diese beiden armen Missionäre! Inmitten von Wilden, von jeder Hilfe entblößt, der Eine sterbend, der Andere schwerkrank — wie herrliche Verdienste werden sie erworben haben für sich selbst und für unsere theure Mission! [1]

---

[1] Br. Hedley selbst schildert die überaus traurige Lage in der Krankenhütte von Umsila's Kraal in einem Briefe an seinen Bruder also: „Der hochw. P. Law siechte während des Monats October langsam hin; am 25. November endlich drückte ich ihm die Augen zu, während ich krank neben ihm auf dem einzigen Bette lag, welches wir hatten. Die Hütte war so klein, wie ein Backofen. Mein Knie war schrecklich geschwollen, ebenso das ganze Bein; ich litt an Fieber und Gelbsucht. Betend blieb ich neben meinem theuern hingeschiedenen Mitbruder liegen. Am Morgen glückte es mir mit dem Aufgebote aller meiner Kräfte, mich für einen Augenblick zu erheben und den Leichnam bis an die Thüre zu bringen; da vermochte ich einen Neger durch Versprechen, daß er den guten P. Law nahm und begrub. Jetzt war ich mutterseelenallein, unfähig, mir selbst zu helfen oder auch nur ein Wort der Landessprache zu reden! Gott half mir durch alle meine Leiden, die ich Ihm zur Bekehrung dieses armen Volkes und für die Seelenruhe unserer Eltern, wie endlich für die ewige Rettung aller Mitglieder unserer theuern Familie aufopferte!"

Am Abende des 25. November that P. Law endlich den letzten Athemzug nach einem langen und schmerzlichen Todeskampfe von mehreren Tagen. Anfangs October hatte er einige Male die heilige Messe gelesen und die Communion als Wegzehrung empfangen. Der Heiland gab ihm die Gnade, seine Leiden mit Ergebung und Muth bis an's Ende zu tragen.

Dieser furchtbare Verlust warf Br. Hedley völlig danieder. Jetzt sah er sich allein mit der Krankheit in seinen Adern; er war nach dem Tode seines lieben Obern so schwach, daß ihn die Beine nicht mehr trugen, und daß er sich leider gezwungen sah, das Begräbniß den Kaffern zu überlassen. Der Tod des P. Law ist ein großer Verlust für die Mission; unter allen Missionären kannte er am besten die Sprache und die Sitten der Kaffern. Gewiß hat er bereits den Lohn seiner heroischen Leiden empfangen und wird uns im Himmel die Gnade und die Kraft erflehen, das Werk fortzusetzen, das er mit so viel Muth und Hingabe begann."

In dem gleichen Briefe erzählt Br. de Sadeleer seine Abenteuer auf dem Marsche vom Kraale Umsila's zu dem zurückgelassenen Wagen. Den einen oder andern Zug dieser an Leiden und Strapazen reichen Fahrt, welche der muthige Bruder allein mit den Kaffern unternahm, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen.

„Sobald König Umsila erfuhr, daß wir durch seine Unterthanen, die Maschonas, mit Drohungen belästigt wurden, zeigte er sich sehr aufgebracht. Wenn diese afrikanischen Häuptlinge einmal ein Versprechen geben, so liegt ihnen Alles an seiner Erfüllung; so hatte er keine Ruhe, bis unser Wagen und all unser Eigenthum wieder in unserer Hand waren. Als Geleite gab er mir einen Induna (Anführer) und eine große Anzahl Kaffern mit, um den Maschonas, wenn nöthig, Respect einzujagen. Auch unsere beiden Diener, der kleine Hottentotte Kipkorn und der Ochsentreiber Tom zogen mit. Der Zug war also sehr zahlreich, fast wie ein kleines Armeecorps, bereit, Rechenschaft für unsere Beleidigung und Schadenersatz zu fordern.

Unser Induna schlug einen andern Weg ein, als denjenigen, auf welchem wir gekommen waren. Um die schlimmen Stellen am Sabi zu vermeiden, hielt er sich mehr östlich dem Gebirge zu. Fast einen Monat kletterten wir von Bergkamm zu Bergkamm, die wohl eine Höhe von 1000—1300 Meter erreichen mochten. So zogen wir über Berg und Thal und durchschwammen die Flüsse nicht ohne Lebensgefahr. Aber diese Wilden kennen keine Furcht und ich mußte, wohl oder übel, mitmachen und mich ganz ihrer Art, zu reisen und zu leben, anbequemen. Der liebe Gott hielt mich, ich weiß selbst nicht wie, in allen diesen Strapazen aufrecht und rettete mich aus jeder Gefahr. Eines Tages mußten wir über einen Fluß setzen; mitten in seinem Bette verlor ich den Boden und wurde

von der heftigen Strömung fortgerissen. Ich rufe um Hilfe, einer der Kaffern stürzt mir nach und wirft mich mit einem Stoße nach dem Ufer zu. Ganz gleich erging es dem kleinen Kipkorn; er versuchte zu schwimmen, wurde aber von den Fluthen fortgerissen; schon glaubte ich ihn verloren, als auch ihm einer unserer schwarzen Riesen nachschwimmt, ihn mit eiserner Faust faßt und an das Ufer befördert.

Bald darauf ereignete sich ein anderes Unglück; unser Ochsentreiber hatte einen Anfall von Wahnsinn. Es fiel ihm plötzlich ein, Pulver in das Lagerfeuer zu werfen; einer der Neger wurde durch die Explosion jammervoll zugerichtet. Man wollte den Wahnsinnigen festnehmen, aber er zog sein Messer, verwundete einen andern Kaffern, dann ergriff er, ganz nackt, mit einer unserer Flinten die Flucht. Die Kaffern wagten nicht, ihn zu verfolgen, und ich befand mich unglücklicher Weise gerade bei der Vorhut.

Einige Tage später hatte ich einen starken Fieberanfall und heftige Schmerzen. Meine Schuhe waren in Fetzen, meine Füße und Beine ganz blutig; doch ich mußte voran und suchte mein Kreuz muthig zu tragen. Wir zogen in kleinen Tagemärschen weiter. Auch der Hottentotte Kipkorn wurde krank; er litt schrecklich an Ruhr und Fieber; man mußte ihn vier Tagemärsche tragen. Endlich kamen wir, Gott sei Dank, in das Land der Maschonas und trafen im Kraale Amalanga's ein, der uns bedroht hatte. Noch zehn englische Meilen von diesem Dorfe entfernt, brachte mir zu meinem großen Staunen ein Neger einen Brief. Ich sah sofort, daß es ein lateinischer Brief P. Wehls an P. Law sei, und soviel ich davon verstand, schrieb er, daß er sich 60 (englische) Meilen von dem Platze, wo ich war, bei einem Weißen befand, der mit zwei Wagen in diesen Gegenden reiste. Sofort schrieb ich ein Billet an P. Wehl, um ihm meine Ankunft im Kraale Amalanga's zu melden.

Am nächsten Tage sah ich Amalanga; er war mehr todt als lebendig beim Anblicke unserer Kaffern, die ihm die Befehle Umsila's meldeten ... Bis auf den letzten Lappen Kattun mußte er alles zurückstellen, was er uns abgenommen hatte, und obendrein Schafe, Böcke, Bier und Hirsemehl. Er führte mich zum Wagen, den wir drei Monate früher nicht fern vom Dorfe im Stiche lassen mußten. Zu meiner großen Verwunderung fand ich ihn gerade so, wie wir ihn verlassen hatten. Amalanga hatte rund um ihn her einen hohen und starken Zaun errichten lassen, der den Menschen den Zutritt versperrte, nicht aber den Schakalen, welche unsern Mundvorrath verzehrt hatten. Wir brauchten drei ganze Tage, um Alles wieder in Ordnung zu bringen. Bei Amalanga fand ich auch einen Sulu-Diener, dem ich in der Nacht, da wir den Wagen verließen, einige Gegenstände zum Tragen gegeben, der uns aber mit denselben entlaufen war. Von Gewissensbissen gestachelt, war er zum Wagen zurückgekehrt, hatte die

Ochsen losgespannt und sie auf die Weide getrieben; Alles, was ich ihm anvertraute, hatte er wieder in den Wagen gelegt. Wahrlich, diese Wilden sind besser, als man es ihnen zutrauen würde, und viele Europäer würden bei Weitem nicht so ehrlich sein!

Als ich den Wagen reisefertig gemacht hatte, wollte ich so rasch als möglich zum Kraale Umsila's zurück; aber tausend unvorhergesehene Zwischenfälle verhinderten meine Abreise. Erst am 22. October konnte ich Amalanga verlassen. Tags darauf kamen wir an den Fluß Ose. Die Maschonas hatten uns an eine Stelle geführt, wo das Wasser viel zu tief war, und unsere Ochsen konnten nicht voran. Die Maschonas liefen davon; ich sprang in den Fluß, löste die Stricke und machte es so den Ochsen möglich, sich durch Schwimmen zu retten. Nur einer war störrig, verwickelte sich im Röhricht und ertrank. Wir hatten viele Mühe, den Wagen wieder herauszubringen, und bewerkstelligten dann den Übergang an einer günstigeren Stelle."

Man bedenke, daß Br. de Sadeleer bei all diesen Strapazen die ganze Zeit über an Fieberanfällen litt! Am 25. October erhielt er endlich durch drei Engländer nähere Kunde über die uns bereits bekannten Schicksale des verirrten P. Wehl, und drei Tage später hatte er die Freude, diesen Missionär wieder in seine Arme zu schließen. P. Wehl hatte das Billet des Bruders empfangen und daraufhin die Reise zum Wagen angetreten. Mr. Norby, der edelmüthige Engländer, der ihn gekleidet und fünf Wochen gepflegt hatte, wollte ihn mit seinem Wagen begleiten, aber seine Kaffern entflohen ihm, nachdem sie ihn bestohlen; gleichwohl gab er dem Missionär zwei treugebliebene Diener mit, die ihn zum Wagen geleiten sollten, und wollte für alle seine Dienste durchaus keine Entschädigung annehmen. Nun ging die Reise während des ganzen November langsam voran; erst am 2. December erreichten sie Umgan. Bald nachher kehrte das Geleite, welches Umsila dem Bruder mitgegeben hatte, auf Fußpfaden zu dem Könige zurück. Dann kam die Kunde von dem Tode P. Laws, und endlich traf der kranke Bruder Hedley beim Wagen ein.

„Umgan ist ein kleines Dorf," schreibt Br. de Sadeleer, „etwa 50 Stunden von der portugiesischen Grenze bei Sofala. Seit unserer Wiedervereinigung liest P. Wehl täglich die heilige Messe. Welch ein Trost für uns, nachdem wir so lange Zeit dieses Glückes entbehrten! Wir bedürfen wohl der Kraft von oben, um uns inmitten unserer Prüfungen aufrecht zu erhalten. Glücklicherweise ist das Land sehr reich an Wild, so daß wir getrost das Ende der Regenzeit abwarten können. Bereits erlegte unser Hottentotte drei Büffel, eine große Gazelle und ein gewaltiges Wildschwein. Schon sind wir über einen Monat hier. Wir legen einen Vorrath von Fleisch zurück. Wenn wir ein großes Wild erjagen, zerstücken wir es, schneiden das Fleisch in Striemen, trocknen und



Bruder de Sadeleer kauft Getreide von den Eingeborenen.

räuchern es an einem tüchtigen Feuer. Von diesem Fleische werden wir in den Tagen der Noth zehren. Auch geben wir, wenn ein Büffel oder ein Rhinoceros unsere Beute wird, eine große Masse Fleisch den armen Maschonas, die sich mit Gier darüber hermachen und kaum wissen, wie uns danken.

Nach allen unseren Erfahrungen sehen Sie wohl, wie nothwendig es ist, daß wir auf unseren Reisen und in unseren afrikanischen Niederlassungen zu mehr als zwei seien. Drei oder vier sind nicht zu viel, wenn ein Unfall eintritt. Ich fürchte sehr, wir werden das Land Umsila's wieder verlassen müssen. Der König duldet nicht, daß wir mit den Portugiesen in Verkehr treten, und doch wäre unser nächster Weg, auf dem wir Unterstützung bekommen könnten, der nach Sofala. Umsila haßt die Portugiesen, denn, sagt er, diese Menschen (d. h. die Mestizen, die Abkömmlinge der Portugiesen und der Neger) stehlen mir mein Vieh und sogar meine Weiber."

Gleichwohl wagten die Missionäre den Absichten des seligen P. Law gemäß beim Anbruche der bessern Jahreszeit den Weg nach Sofala zu betreten. Da P. Wehl sich von den Folgen seiner übermenschlichen Strapazen nicht erholt hatte, konnten die beiden Laienbrüder an die Gründung einer Missionsstation im Lande Umsila's vorderhand nicht denken. Sie mußten also das Gebiet der Abagasen verlassen. Der nächste Weg hätte sie nach Sofala und von dort zu Schiff nach der Cap-Colonie zurückgebracht. Allein die beiden Brüder konnten sich nicht entschließen, den Wagen und die Ochsen, die mit dem Almosen der Wohlthäter für die Sambesi-Mission gekauft waren, im Stiche zu lassen. „Der Wagen und die Ochsen," sagten sie, „gehören dem lieben Gott," und sie beschlossen den Versuch, dieselben nach Gubuluwayo zurückzuführen. Das war aber ohne Tauschwaaren unmöglich; sie mußten sich erst einen neuen Vorrath aus Sofala holen. Freilich, hätten sie gewußt, daß die PP. Blanca und Engels unterwegs waren, ihnen von Inhambane aus Hilfe zu bringen, sie würden vielleicht ihren Plan geändert haben. Die oben mitgetheilten Briefe P. Wehls und Br. de Sadeleers waren nämlich inzwischen über Sofala, wohin sie dieselben durch Kaffern tragen ließen, nach Europa gekommen und hatten von der verzweifelten Lage der Missionäre im Lande Umsila's Kunde gebracht. Sofort telegraphirte der hochw. P. General der Gesellschaft Jesu nach Grahamstown, daß P. Blanca, der in Geschäften der Mission von Tati nach der Cap-Colonie gekommen war, mit P. Engels den Missionären im Lande Umsila's zu Hilfe eile. Die zwei Patres fuhren mit dem nächsten Schiffe nach Inhambane, wo die Regenzeit und gefährliche Fieber — P. Engels mußte sogar mit den heiligen Sterbesakramenten versehen werden — sie von der Weiterreise zurückhielten, bis sie, durch falsche Kunde irregeleitet, ohne ihren Zweck erreicht zu haben nach Grahamstown zurückkehrten.

Auf der Büffeljagd in Süd-Afrika.

Doch davon hatten die Missionäre in Umgan keine Ahnung, und so beschloß Br. de Sadeleer den Zug nach Sofala, den er uns in dem folgenden Briefe beschreibt:

„Im Januar befanden wir uns mitten in der Regenzeit; wir konnten Umgan nicht verlassen, sondern mußten nothwendig ihr Ende abwarten. Glücklicherweise ist der Kraal von Umgan ziemlich gesund und die Umgegend reich an Wild. Wir hatten Großwild in Fülle. Aber wir konnten von Wildpret allein nicht leben, und die Vorräthe unseres Wagens gingen in den Monaten Februar, März und April rasch zur Neige. Unsere Kattunstücke und Decken waren fast alle ausgegeben, und da diese Artikel hier die Stelle von Geld vertreten, so konnten wir in den umliegenden Kraals den Mais, die Hirse, die Milch, deren wir bedurften, nicht mehr kaufen.

So mußten wir Anfangs April gegen Ende der Regenzeit nothwendig einen Entschluß fassen. Nach Gubuluwayo durften wir nicht zurück, ohne vorher den Häuptling Umsila für die Dienste, welche er uns geleistet hatte, zu bezahlen; wir hatten aber kein Baumwollenzeug mehr, und unsern Wagen sammt den Ochsen wollten wir ihm nicht geben und dann zu Fuß in das Matabelenland heimkehren. Zum Mindesten hätte er unsern Wagen als Pfand verlangt. P. Wehl konnte sich nicht entschließen. Bald redete er davon, zu Fuß nach Gubuluwayo zu gehen, bald wollte er mit dem Wagen nach Sofala an der portugiesischen Küste. Beide Pläne waren unausführbar. Der gute P. Wehl war leider nicht mehr derselbe Mann: seine Strapazen, seine Irrfahrten und vierwöchentlichen Entbehrungen hatten seine Kräfte gebrochen. Dazu kamen in letzter Zeit häufige Fieberanfälle, welche von Delirien begleitet waren und denen ein Zustand vollständiger Erschlaffung und Muthlosigkeit folgte.

In dieser Lage glaubte ich die Verpflichtung zu haben, unsere Angelegenheit in meine Hand zu nehmen. Ich zeigte also dem Pater meinen festen Entschluß an, allein mit einigen Führern nach Sofala zu gehen, indem ich hierin nur den Weisungen gerecht werde, welche uns P. Law vor seinem Tode gegeben. Meine Absicht war, in Sofala Kattun und andere Tauschwaaren zu kaufen, mit denen wir Umsila befriedigen könnten, ferner die nothwendigsten Lebensmittel einzuhandeln und das Alles durch Träger nach unserem Wagen bringen zu lassen, dann uns mit Umsila wegen unserer Rückreise zu benehmen und endlich mit dem Wagen nach Gubuluwayo zu fahren.

Zur Durchführung dieses Planes besaßen wir glücklicherweise noch etwas englisches Geld. P. Law hatte 60 Pfd. Sterl. (1200 Mark) in Gold von Gubuluwayo mitgebracht, bei seinem Tode im Kraale Umsila's hinterließ er noch 48 Pfd. Sterl. (960 Mark); er hatte nämlich unterwegs von den englischen Jägern einige nothwendige Gegenstände gekauft.

Br. Hedley hatte dieses Geld sorgfältig bewahrt, und oft ist ihm das schwer genug geworden. Bei seiner Abreise aus dem Kraale Umsila's schnürte er die Kleider und das Geld in ein Bündel und hütete dasselbe wie seinen Augapfel. Während seiner mühseligen Reise vom Kraale nach dem Wagen durchwühlten die Wilden zweimal das Bündel und suchten nach Silberstücken, mit denen sie sich Gewehre und Schießbedarf von den Boeren oder Engländern einhandeln wollten. Einer der Kaffern hatte sogar die Leinwand, in welche Br. Hedley sein Geld eingewickelt hatte, in der Hand; er warf aber das Päcklein verächtlich auf den Boden, ohne zuzusehen, vermuthlich weil er den Inhalt für Blei hielt. Mit diesen 960 Mark wollte ich unter der Führung einiger Kaffern Montag, den 18. April 1881, nach Sofala aufbrechen. Es war Ostermontag. Im letzten Augenblicke entschloß sich P. Wehl, mich zu begleiten. Ich stellte ihm vor, wie gefährlich eine solche Fußreise über Berge und durch unabsehbare Sümpfe für ihn sein müsse, da er ohnehin krank und den Fieberanfällen ausgesetzt sei. Gleichwohl bestand er darauf, mich zu begleiten, und so reisten wir am folgenden Tage, den 19. April, zusammen ab, Br. Hedley mit dem Ochsentreiber Sambesi und dem kleinen Hottentotten-Knechte Cape-Corps zur Hut unseres Wagens und Zugviehes zurücklassend.

Ich gebe hier einige Notizen aus meinem Reise-Tagebuch:

19. April. Wir legten ungefähr 15 (englische) Meilen durch ein sehr gebirgiges Land bei einer schrecklichen Hitze zurück. P. Wehl ist sehr angegriffen und ich selbst habe einen Fieberanfall.

20. April. Heute geht es gut. Wir machen ein gutes Stück Weg.

21. April. Heftige Regengüsse lassen uns nicht nach Wunsch vorankommen.

22. April. Wir legten einen doppelten Tagemarsch zurück und hatten unterwegs gute Jagdbeute.

23. April. Gegen Abend erreichten wir einen Maschona-Kraal und fanden daselbst Lebensmittel im Überflusse.

24. April. Hohe Berge und beinahe ungangbare Wege machen diesen Tagemarsch überaus beschwerlich. Müdigkeit und Fieber.

25. und 26. April. Der Weg wird immer schwieriger. Am Abende erreichten wir einen Kraal, wo wir Reis und einige Hühnchen kaufen konnten.

27. April. Wir zogen durch ein ödes Wüstenland und ein paar armselige Kraale. Glücklicherweise hatten wir noch etwas Reis und einen Rest der Hühnchen vom vorhergehenden Tage.

28. April. Wir steigen von den Bergen herab und erblicken vor uns unabsehbare Reisfelder, ebenes Land und Sümpfe, die sich bis an den Horizont hinausdehnen. Herrliche tropische Vegetation: Palmen, Kokos-, Mangobäume u. s. w.

29. April. Ein großer Fluß, der etwa 500 Meter breit ist, hemmt unsern Marsch; man sagt uns, es sei der Busi. In großen Krümmungen



Kokospalmen.

windet er sich fort. Dieser Umstand nöthigte uns, mehrmals in elenden Pirogeuen über den Fluß zu setzen, so daß wir wiederholt in Gefahr schwebten, die Beute der zahlreichen Krokodile zu werden, von welchen seine Wasser

wimmeln. An den beiden Flußufern bewunderten wir herrliche Felder; überall stehen Bananen, Gemüse aller Art, Orangen- und Citronen-



Tropische Vegetation.

bäume u. s. w. Es ist ein wahres irdisches Paradies. Aber die Gegend hat auch ihre Schattenseite: so fruchtbar das Land ist, ebenso ungesund

ist es. Wir befinden uns hier in dem niedern Küstengürtel, und die Sümpfe, deren Wasser mit verwesenden Pflanzen- und Thierorganismen angefüllt sind, hauchen verderbenschwangere Miasmen aus. Gleichzeitig wird die Hitze immer drückender, so daß wir während einiger Tage unsern Marsch nur langsam fortsetzen konnten.

Der Gesundheitszustand P. Wehls erweckte in mir die lebhaftesten Besorgnisse. Seit dem 6. Mai hatte der gute Pater wiederholte Anfälle eines sehr hitzigen Fiebers, das sich bis zum Fieberwahnsinne steigerte. Jeden Augenblick predigte er den Wilden auf Deutsch, Lateinisch, Portugiesisch. Einmal wollte er sich von uns trennen und allein einen ausgedehnten Sumpf durchwaten; er meinte, wir hätten den Weg verloren und gingen irre. Mit Gewalt mußte ich ihn aus dem Sumpfe herausführen, und von diesem Augenblicke an betrachtete mich der arme Kranke in seinen Fieberphantasien als seinen Feind.

Wir erreichten endlich trotz Allem Sofala. An den folgenden Tagen wollte P. Wehl keine Nahrung zu sich nehmen und fiel so rasch in einen Zustand der äußersten Erschöpfung. Unterwegs trafen wir zwei portugiesische Mulatten und erreichten mit denselben den 8. Mai gegen 6 Uhr Abends die Stadt oder vielmehr das Dorf Sofala. Die Einwohner, welche bereits von unserem Kommen Kunde hatten, empfingen uns, als ob wir Engel vom Himmel wären. Man führte uns zum Hause des Bürgermeisters, woselbst wir die Freude hatten, einen portugiesischen Priester zu treffen, der sonst gewöhnlich in Chiloane wohnt und sich nur vorübergehend in Sofala aufhielt, wohin er jedes Jahr nach Ostern kommt. Der Commandant des Forts, Hauptmann Manoel d'Almeida Coëcho, suchte uns im Hause des Bürgermeisters auf und erwies uns alle erdenkliche Aufmerksamkeit. Da er wohl sah, wie sehr P. Wehl leidend war, bot er uns dringend seine Gastfreundschaft an und pflegte uns, wie seine besten Freunde. Der Hauptmann redete ein wenig französisch, und ich konnte mich ganz gut mit ihm unterhalten.

In der darauffolgenden Nacht lag P. Wehl im heftigsten Delirium, deutsche, lateinische, Matabelen-Wörter, Alles redete er durcheinander. Der Hauptmann erkannte sofort den gefährlichen Zustand unseres Missionärs und daß er aller Wahrscheinlichkeit nach hoffnungslos sei. Montag, den 9. Mai, war der Kranke sehr leidend, gegen Abend aber erholte er sich etwas und am 10. Mai bestand er darauf, sein Brevier zu beten und mich auf meinen Gängen zu den portugiesischen Kaufleuten zu begleiten, bei denen wir unsere Einkäufe machen mußten. Der Herr Hauptmann Almeida ging mit uns und leistete uns alle nur möglichen Dienste. Während wir an unseren Geschäften waren, fiel P. Wehl plötzlich in eine todesähnliche Ohnmacht, welche mehr als eine Stunde dauerte. Als er wieder bei Besinnung war, führten wir ihn in das Haus des Hauptmanns zurück, der

Alles aufbot, was nur Liebe und Umsicht ersinnen kann. Am 11. Mai trat eine leichte Besserung ein, aber das Fieber wollte nicht weichen; der Kranke lag in heftiger Transspiration und in Delirien. Am 12. Mai erkannten wir, daß das Ende nahe, und riefen deßhalb den portugiesischen Priester herbei, welcher beim Bürgermeister wohnte. Noch bevor derselbe kam, hatte der Kranke eine neue Ohnmacht, die unsere letzte Hoffnung vernichtete. Der Priester ertheilte dem Sterbenden die Generalabsolution und spendete ihm die letzte Ölung; gegen 4 Uhr Nachmittags that unser theurer Mitbruder den letzten Athemzug, während wir an seinem Bette knieend die Gebete der Sterbenden verrichteten. Er hatte sein 43. Jahr noch nicht vollendet, aber schon lange großmüthig Gott sein Leben zum Opfer gebracht für das Heil der Eingebornen Südafrikas."

Am Sterbelager des guten P. Wehl müssen wir für einen Augenblick die schlichte Erzählung des Bruder de Sadeleer unterbrechen, um das opferreiche Leben zu überschauen, welches hier soeben nach dem Rathschlusse Gottes seinen Abschluß fand. Der Verstorbene war der Sohn frommer Eltern, Franz und Katharina Wehl, in Neustadt in Oberschlesien. Geboren wurde er den 11. Juli 1838. Fünf Kinder hatten die guten Eheleute bereits durch den Tod verloren; die drei Töchter, welche bei der Geburt des Knaben am Leben waren, traten in der Folge in den Deutsch-Orden; so schien die Hoffnung der Familie auf unserem Karl zu ruhen, und der Vater hatte die Absicht, denselben für sein Geschäft, die Linnenfabrikation, zu erziehen. Von seinem fünften Jahre an besuchte der stille und fleißige Knabe die Volksschule seiner Vaterstadt, im zehnten Jahre kam er auf die Realschule, lernte nebenbei die Anfangsgründe der lateinischen und französischen Sprache und half dem Vater in freien Stunden im Geschäfte. Seine Geschwister, die ehrwürdigen Schwestern Thekla und Sebastiana, welche zur Zeit noch im Deutsch-Ordenshause zu Troppau leben und welchen wir diese Nachrichten über die Jugend unseres Missionärs verdanken, heben namentlich die frühe Selbstentsagung und große Frömmigkeit ihres Bruders hervor. Oftmals mußten ihm die Eltern geradezu befehlen, sich mit seinen Schulgenossen die eine oder andere Stunde unschuldiger Erholung zu gönnen. Nicht selten eilte er ohne Frühstück in die Kirche, um ja nicht zu spät zur heiligen Messe zu kommen, bei welcher er mehrere Jahre lang täglich diente, und niemals brauchte es einer Ermahnung zum Morgen- oder Abendgebete. Als Lohn seiner kindlichen Frömmigkeit scheint ihn der liebe Gott frühzeitig zum Priesterthum berufen zu haben. Er bat um die Erlaubniß, die Gymnasialstudien zu beginnen; auf die Fürsprache seines Lehrers und eines hochgeachteten Geistlichen durfte Karl das Gymnasium von Neisse besuchen. Freudig opferte er zu diesem Zwecke seine Sparbüchse. Mit der Quarta beginnend, machte er seine Gymnasialstudien mit gewünschtem Erfolge und erfreute seine Eltern jährlich mit guten Zeugnissen; dabei war er so genügsam

und anspruchslos und so sehr darauf bedacht, den Seinigen unnütze Auslagen zu ersparen, daß er oft von der Mutter ermahnt wurde, doch mehr auf seine Bedürfnisse zu achten. Während der Ferien machte Karl in dem nahegelegenen Franziskanerkloster wiederholt unter der Leitung des hochw. P. Ignatius die geistlichen Übungen, so daß seine Schwestern auf den Gedanken kamen, er möchte wohl mit dem Plane umgehen, in den Orden des hl. Franziskus zu treten. Da geschah es, daß einige Priester der Gesellschaft Jesu, unter Andern P. Klinkowström, eine Volksmission in Neisse abhielten. Natürlich hörte der fromme Gymnasiast die ergreifenden Vorträge der Missionäre; dazu kam die aufmerksame Lesung der Berichte über die Missionsthätigkeit dieses Ordens in den heidnischen Ländern, und der glühende Wunsch, auch selbst dereinst für das Heil der Heidenvölker zu arbeiten und zu sterben, entschied die Berufswahl des hochherzigen Jünglings. Brieflich wandte er sich an den Obern der polnischen (galizischen) Ordensprovinz und erhielt die Aufnahme in das Noviziat unter der Voraussetzung, daß seine Eltern ihre Einwilligung geben würden.

Karls Eltern hatten nach dem Tode von fünf Kindern bereits drei Töchter dem lieben Gotte im heiligen Ordensstande geschenkt, und wenn sie auch nach der Geburt unseres Karl noch einen Knaben und zwei Mädchen erhalten hatten, so wußte der Jüngling doch recht wohl, welch schweres Opfer er mit dieser Erlaubniß verlangte. Gerade damals legte eine seiner Schwestern in Troppau ihre Ordensprofeß ab. Die Eltern wohnten der feierlichen Handlung bei, auch Karl hatte von Neisse aus dahinkommen dürfen, und da bat er nun, sobald seine Schwester sich feierlich Gott verlobt hatte, daß auch er im heiligen Ordensstande sein Leben Gott und dem Heile der Seelen widmen dürfe. Die frommen Eltern, in deren Augen noch die Thränen der Rührung glänzten, welche die soeben stattgefundene Feierlichkeit ihnen entlockt hatte, konnten der Bitte nicht widerstehen, und so eilte Karl kurze Zeit nachher nach Linz in Ober-Österreich, wo er in das Noviziathaus der österreichischen Provinz „Baumgartenberg“ — die polnische Provinz hatte damals noch kein eigenes Noviziat — am 23. August 1856 eintrat.

Nach Vollendung des Noviziats erwirkte er bei seinen Obern bald den Übertritt in die ihm theuer gewordene österreichische Ordensprovinz, wo ihm auch eine reichere Wirksamkeit in Aussicht stand, als in Polen, dessen Sprache ihm fremd war. Von 1861—1864 studirte er in Preßburg Philosophie und wirkte dann die folgenden zwei Jahre in dem berühmten Pensionate zu Kalksburg bei Wien als Präfekt. An der Universität von Innsbruck machte er seine theologischen Studien, empfing am 25. Juli 1868 die heilige Priesterweihe und bereitete sich zu St. Andreä in Kärnten in der heiligen Einsamkeit des sogen. dritten Probejahres, welches der Ablegung der letzten Gelübde vorhergeht, auf die apostolische

Wirksamkeit vor. Gewiß wäre er aus dieser „Schule der Tugend" am liebsten sofort in die Heidenmissionen, schon längst das Land seiner seeleneifrigen Wünsche, geeilt; aber der Gehorsam schickte ihn vorerst abermals nach Kalksburg, wo er zunächst als Lehrer der dritten und vierten Gymnasialklasse und dann als Präfekt und General-Präfekt bis 1875 segensreich mit der christlichen Erziehung von mehreren hundert Jünglingen thätig war. Ebenfalls in der Eigenschaft eines General-Präfekten wirkte er dann in dem bischöflichen Knabenseminar von Mariaschein bei Teplitz in Böhmen. Seine Ordensgenossen stellen seiner Genauigkeit, seiner Geduld und immer gleichen Freundlichkeit das schönste Zeugniß aus.

Inzwischen hatte er seinen Herzenswunsch, sein Leben der Bekehrung der Heiden widmen zu dürfen, keineswegs aus dem Auge verloren. Als die erste Schaar von apostolischen Arbeitern für die Gründung der Mission am Sambesi ausgehoben wurde, bat er kindlich, die Obern möchten auch ihn dazu bestimmen. Abermals schien sein Wunsch sich nicht zu erfüllen. Die Missionäre reisten ab, und P. Wehl in Mariaschein harrte umsonst auf die so sehnlich erwartete Weisung. Da, ein Jahr später, kam sie endlich doch. Rasch machte P. Wehl sich reisefertig, eilte über Köln nach London und bestieg zu Anfang des Jahres 1880 in Southampton den Dampfer, der ihn nach dem Cap der guten Hoffnung tragen sollte. Kurze Zeit vorher war sein hochbetagter, einundachtzigjähriger Vater gestorben.

Von der Capstadt an haben wir unsern Missionär nach Tati und von dort nach den Ufern des Sabiflusses begleitet. Sein Oberer, P. de Wit, welcher auf der Reise von Kimberley bis Gubuluwayo sein Gefährte war, rühmt seine gewissenhafte Beobachtung der Ordensregel, nennt ihn einen Mann voll Liebe und Seeleneifer, und preist seine Demuth und seinen Gehorsam. Die schwere Prüfung, welche ihn gleich beim Betreten des ihm zugedachten Missionsgebietes ereilte, indem er sich von seinen Mitbrüdern verirrte, und die unsäglichen Leiden und Entbehrungen jener Tage in der Bergwüste und im Kaffernkraale zeigen die ungewöhnliche Tugend des Missionärs in hellem Lichte, sind aber auch die Ursachen seines frühen Opfertodes. P. Wehl erholte sich nicht mehr vollständig. Um doch noch der Mission nützlich zu sein, schleppte er sich todkrank bis Sofala, und so oft die Fieberanfälle nachließen, griff er zu seinem Breviere, um gewissermaßen mit dem letzten Athemzuge noch seiner Pflicht als Priester nachzukommen und für das Seelenheil der armen Kaffern wenigstens zu beten — und zu sterben. P. Karl Wehl schließt sich würdig den drei hochherzigen Missionären an, deren Opfertod wir in diesen Blättern zu erzählen hatten. Er starb als ein treuer Soldat Jesu Christi, mitten im Kampfe für die Ausbreitung des Reiches seines himmlischen Feldherrn, und nicht bedeutungslos geschah es daher, daß ihm die letzten Ehren wie einem heldenmüthigen Krieger erwiesen wurden.

Hören wir den Bericht Bruder de Sadeleer's zu Ende:

„Alsbald schickten wir uns an, dem leider so früh verschiedenen Missionäre die letzte Liebespflicht zu erweisen. Herr Hauptmann Almeida wollte ihm ein möglichst feierliches Begräbniß bereiten, und die Sambesi-Mission ist diesem wackern Offizier für Alles, was er uns in dieser traurigen Lage that, zu ewigem Danke verpflichtet. Er gab Befehl, daß die Beerdigung am nächsten Tage, Freitag, den 13. Mai, stattfinde; denn in diesem heißen Himmelsstriche kann man die irdischen Überreste nur kurze Zeit aufbewahren. So legte ich denn die Leiche des P. Wehl tief gerührt in den schönen Sarg, welchen der Hauptmann hatte machen lassen, und gegen 2 Uhr Nachmittags kam der portugiesische Priester mit den Ministranten und der ganzen Einwohnerschaft von Sofala, Katholiken, Protestanten und Heiden, um den Verstorbenen feierlich abzuholen. Der Priester sprach die Exequien nach dem römischen Rituale, und die kleine Besatzung des Forts, etwa 50 Mann, feuerte zu Ehren des armen Missionärs Musketensalven ab.

So zogen wir nach dem katholischen Kirchhofe, der nahe an dem Dorfe gelegen ist; Hauptmann Almeida führte selbst den Trauerzug [1]. Die Feier machte auf die Bevölkerung von Sofala einen lebhaften Eindruck. Laut müssen wir den portugiesischen Behörden unsern Dank für ihre Theilnahme und für die großmüthige Gastfreundschaft aussprechen, welche sie uns erwiesen. Sogar ein kleines Denkmal will Hauptmann Almeida auf dem Grabhügel des Missionärs errichten lassen. Ja die Güte der Bewohner Sofala's ging so weit, daß sie nicht das Mindeste für ihre Mühe entgegennehmen wollten. Der Priester und seine Ministranten, der Schreiner, welcher den Sarg verfertigt hatte, der Todtengräber und die übrigen Betheiligten sagten Alle einstimmig, sie betrachteten die Dienste, welche sie den Missionären erweisen könnten, als eine Ehre, und bedauerten nur, daß sie nicht mehr für uns thun könnten. Ebenso schlug der Hauptmann für die zehn Tage, die ich bei ihm Kost und Wohnung genossen hatte, rundweg jede Vergütung ab und sagte, wenn unsere Patres oder Brüder in Zukunft wiederum nach Sofala kämen, so stehe sein Haus ein für allemal zu ihrer Verfügung, und es werde für ihn immer eine Freude und ein Trost sein, wenn er etwas für uns thun könne. ‚Das ist ja nur meine Pflicht,‘ fügte er bei. ‚Sie sind Christen, also sind wir Brüder; Sie sind Missionäre und keine Krämer; Sie sind nicht hergekommen, um Geld zu gewinnen, sondern um Seelen zu retten.‘

---

[1] P. de Wit beschreibt nach der mündlichen Schilderung Br. de Sadeleer's den Leichenzug also: „Voran wurde das Kreuz getragen, hinter diesem schritten der Priester und der Küster, dann folgte der von acht Soldaten getragene Sarg und darauf der Bruder und 27 Männer in ihren besten Kleidern mit brennenden Wachskerzen in der Hand.“

Die Bevölkerung von Sofala scheint mir sehr wohlgesinnt; mit großer Ehrerbietung folgte sie den Ceremonien des Begräbnisses. Leider entbehrt sie des religiösen Unterrichtes. Der Priester, welcher auf Chiloane[1] wohnt, besucht Sofala jährlich auf einige Tage, um die Sacramente der Taufe, der Ehe u. s. w. zu spenden. Da keine Kirche in dem Orte ist[2], muß er die heilige Messe in einer Privatwohnung lesen. Überhaupt ist Sofala eine armselige Kolonie; es mögen etwa 200 Familien mit 1000 Seelen daselbst weilen. Mit Ausnahme von vielleicht fünf oder sechs Familien schienen mir alle andern äußerst arm. Sie entbehren auch das Allernothwendigste; ihre Nahrung besteht aus Reis, Hirse und Fischen. Ich sah kaum 20 Weiße; der Rest ist so schwarz wie die Kaffern, auch die portugiesischen Mischlinge; freilich haben diese etwas mehr Lebensart. Sie alle tragen weiße Beinkleider, eine Art Mantel und einen Hut von der gleichen Farbe und gehen barfuß. Der traurige Zustand der Kolonie hat seinen Grund in der für den Handel wenig günstigen Lage Sofala's. Das Meer ist zu seicht und der Hafen von Sandbänken fast ganz verschlossen. Die großen Segelschiffe und Dampfer aus Europa können nicht einlaufen, und so beschränkt sich der Verkehr auf kleine Barken, welche von Chiloane und Inhambane kommen. Höchstens drei- oder viermal im Jahre empfängt man in Sofala Neuigkeiten aus Europa. Das ganze Land um Sofala ist sehr niedrig, sumpfig und fast immer zum Theile unter Wasser. So entstehen Sumpffieber und ansteckende Krankheiten, denen vorzüglich die Europäer zum Opfer fallen. Letztes Jahr erlag fast die ganze Expedition des Kapitän Phipson Wybrants, der von Sofala aus in das Innere Afrika's vordringen wollte, binnen wenigen Wochen an den Ufern des Sabi.

Gleich nach der Bestattung des unvergeßlichen P. Wehl besorgte ich während einiger Tage meine Einkäufe und traf meine Vorbereitungen zur Abreise. Zehn Kaffern warb ich an, welche unsere Kattunstücke und Lebensmittel auf dem Rücken bis zum Wagen bringen mußten. Die Kaffern selbst drängten mich zur Abreise; sie sagten, wenn ich noch länger verweilte, so würde auch ich das Fieber bekommen und demselben erliegen, wie mein Mitbruder. Am 19. Mai endlich waren meine Vorbereitungen beendet; so nahm ich von meinen Freunden in Sofala Abschied und dankte noch einmal vom Grunde meines Herzens dem vortrefflichen Commandanten Manoel d'Almeida Coëcho. Als ein Andenken an P. Wehl gab ich dem Haupt-

---

[1] Kleine Insel, etwa 12 Stunden südlich von Sofala; nach der neuesten Karte in Petermanns Mittheilungen (1882, Taf. 4) unmittelbar vor der Mündung des Sabi. Leider war unsere Kartenskizze II. schon gestochen, als uns in letzter Stunde der obige Brief zuging, und so wird man auf derselben mehrere geographische Angaben vermissen.

[2] Die Kirche war kurz vor dem Besuche der Missionäre abgebrannt (Brief P. de Wit's).

manne die Reliquie vom hl. Franz Xaver, welche dem theuern Verstorbenen angehört hatte; sein Brevier schenkte ich dem portugiesischen Priester, der es dankbar annahm, und sein Crucifix erhielt der Bürgermeister von Sofala. Mit einem letzten Lebewohl schied ich am Morgen des 19. Mai von meinem großmüthigen Gastfreunde und schlug mit meinen Führern und Trägern den Rückweg nach Umgan ein.

Wir beschleunigten unsern Marsch und nahmen so viel wie möglich die gerade Richtung. Es drängte mich, Br. Hedley wiederzusehen und mit ihm zu unsern Patres nach Gubuluwayo zurückzukehren. Wir mußten ungeheure Sümpfe durchwaten und über Bäche setzen, wo mir oft das Wasser bis an die Brust reichte. So lange wir in den Niederungen waren, hatte ich manche Fieberanfälle, aber sobald wir die Höhen erreichten, befestigte sich meine Gesundheit wieder und ich fühlte meine alte Kraft. In 14 Tagen legten wir den Weg zurück, und Mittwoch, den 8. Juni, erreichte ich mit meiner Karawane gesund und wohl Umgan und unsern Wagen.

Bruder Hedley erschrack, als er mich allein ankommen sah. ‚Wo ist P. Wehl?‘ fragte er. ‚Im Himmel,‘ antwortete ich, und erzählte ihm die Ereignisse unserer Reise, die Krankheit und die letzten Tage des Paters, seine Leichenfeier und sein Begräbniß in Sofala. Zusammen beteten wir ein De profundis für seine Seelenruhe und empfahlen uns selbst Gott, daß er uns die nöthige Gesundheit, Umsicht und Stärke gebe, um die Gefahren der Weiterreise zu überwinden.“

Nicht ohne Grund zagten die beiden Brüder beinahe vor dem kühnen Unternehmen, den weiten Weg nach Gubuluwayo zurückzufinden. Nur ein besonderer Schutz von oben konnte sie zum Ziele führen. Aber wenn sie auf der einen Seite die menschlicherweise kaum zu bewältigenden Schwierigkeiten durchaus nicht verkannten, so bauten sie auf der andern Seite mit kindlichem Vertrauen auf den Beistand Gottes und auf die Fürbitte ihrer Mitbrüder. Die folgenden Zeilen Br. Hedley's an den Provinzial von England, datirt vom 9. Juni 1881, welche die zurückkehrenden Kaffern mit nach Sofala nahmen und von dort nach Europa abschickten, zeigen, daß die beiden Brüder den Erfolg einzig durch die Hilfe von Oben erwarteten:

„Bitte, lassen Sie möglichst viele heiligen Messen für uns lesen und Gebete für uns verrichten, indem Br. de Sadeleer und ich seit dem Tode P. Wehls ganz verlassen und der Tröstungen der Religion beraubt sind. Bevor Sie diese Zeilen erhalten, werden wir versuchen, womöglich nach Gubuluwayo zurückzukehren, etwa 300 Meilen quer durch die Wildniß, durch dichte Wälder, durch Flüsse und Sümpfe. Ich erinnere mich, daß P. Law sagte, das Gebet würde alle Wege ebnen. Ich habe eine Ahnung, daß uns viel Kreuz und Leid bevorsteht, und dann hat man Gnade nothwendig, daß uns die Prüfung besser mache und nicht schlimmer.“

In der That — „das Gebet ebnete alle Wege!“ Der gleiche Brief Br. de Sadeleer's erzählt uns die weiteren Ereignisse der Rückreise:

„Am folgenden Tage, den 9. Juni, suchten wir die Gaben aus, welche wir Umsila versprochen hatten. Der Induna von Umgan übernahm es, Alles dem Könige zu bringen und von ihm eine Schutzmannschaft bis an die Grenzen des Matabelenreiches zu erbitten. Wir ließen Umsila melden, daß wir Umgan gegen Ende Juni verlassen wollten, um Gubuluwayo vor dem Beginne der Regenzeit zu erreichen. Der Induna brauchte mehr als einen Monat zum Kraale Umsila's und zurück nach Umgan. Sonntag, den 24. Juli, brachte er endlich die Antwort des Königs. Umsila ließ uns melden, er sei mit den Geschenken, die wir ihm an Zahlungsstatt gesandt, sehr zufrieden, aber er bedaure, uns die erwünschte Schutzmannschaft nicht sofort senden zu können, da alle seine Krieger sich auf einem Feldzuge befänden; wir möchten noch eine Zeitlang warten. Ich antwortete dem Induna: ‚Wir sind entschlossen, sofort abzureisen; ich habe das bereits vorher erklärt und dem Häuptlinge Umsila melden lassen. Wenn uns unterwegs ein Unfall zustößt, so ist er dafür verantwortlich.‘ Und sofort trafen wir unsere Vorbereitungen zur Abreise.

Am 28. Juli verließen wir Umgan, nach einem Aufenthalte daselbst von nahezu einem Jahre[1]. Alles in Allem zählten wir vier Mann: Br. Hedley und ich, der Ochsentreiber Sambesi und der kleine Hottentotte Cape-Corps. 15 Ochsen waren unserem Wagen vorgespannt und das Herz voll Hoffnung betraten wir, nach einem vertrauensvollen Gebete um den Schutz des Himmels, entschlossen den Rückweg.

Unsere Ochsen brachten den Wagen auf haarsträubenden Wegen voran, und der liebe Gott schickte uns reiche Jagdbeute, so daß wir in den ersten Tagen keine Noth litten. Cape-Corps schoß einen Büffel und ein Flußpferd; ich erlegte Zebras, Quaggas[2], Kudu-Antilopen[3] und ein weißes Nashorn. Das weiße Rhinoceros wird sehr selten und die englische Regierung soll 10 000 Pfd. Sterl. (200 000 Mark) Demjenigen geboten haben, der ein lebendes nach Europa bringe. In Folge einer ganz besondern göttlichen Vorsehung wetteiferten die Maschona-Stämme, welche sich uns letztes Jahr

---

[1] D. h. im Reiche Umsila's, welches die Missionäre zu Anfang August betraten.

[2] Siehe die Abbildung S. 85.

[3] Der Kudu (Strepsiceros kudu), den die Missionäre wiederholt erwähnten, ist eine der stattlichsten Antilopenarten Unsern Edelhirsch übertrifft er an Größe und erreicht beinahe den Elch. Alte Böcke sollen ein Gewicht von 300 Kilo und darüber erlangen. Die schraubenartig gewundenen Stangen messen bei mittleren Böcken bereits 60 Centim. Die Körperlänge wird mit Einschluß des 50 Centim. langen Schwanzes auf 3 Meter, die Höhe am Widerrist auf 1,7 Meter angegeben. Die Grundfärbung ist ein röthliches Braungrau, darauf zeichnen sich an den Seiten mehrere hellere Linien ab. So viel bekannt, ähnelt die Lebensweise dieser Prachtantilopen der unserer Hirsche.

so feindselig gezeigt hatten, in Freundschaftsbeweisen gegen uns. Amalanga und Hambebusku waren für ihr Benehmen uns gegenüber strenge gestraft worden; als Buße mußten sie Umsila zahlreiche Ochsen- und Ziegenheerden entrichten. Das trug nun seine Früchte: sie waren jetzt voll Aufmerksamkeit. Von Kraal zu Kraal boten sich uns die jungen Leute als Begleiter an und halfen uns den Weg in Stand setzen. So erreichten wir den Ort, wo wir am 9. August 1880 die Flucht ergriffen, und die Stelle, wo das Pferd P. Law's zu Grunde ging. Wir sahen die Gebeine des armen ‚Blitz' (so hieß das Roß) noch am Platze liegen, und ich hob den Sattel auf, dessen Lederzeug von Hyänen und Schakalen halb zernagt war. Sogar



Flüchtende Kudu-Antilopen.

das Blei und die Patronen fanden wir wieder, welche wir bei unserer Flucht in die Erde vergraben hatten. Wir schieden von Amalanga und kamen bald nach Sebumbum. Die Wege wurden besser; oft fuhren wir in den alten Geleisen unseres Wagens. Wir erreichten die Ufer des großen Sabi bei unserer Furt vom letzten Jahre und überschritten bald darauf die Grenzen des Reiches Lo Bengula's. Wir fanden den ‚Weg der Jäger' und die Stelle, wo wir uns vor Jahresfrist von den Engländern getrennt, welche bis zum Passe der ‚Eisenberge' oder ‚Entab Insibi' mit uns gezogen waren.

So ging es durch den Umniati und Sepakwe nach Umslangeni, wo wir prächtig und wie im Triumphe von den Einwohnern empfangen wurden.

Mr. Sykes zeigte sich sehr freundlich und erkundigte sich angelegentlich nach der Krankheit und dem Tode der beiden Patres. Wenige Tage später wurden wir in Schilo mit der gleichen Herzlichkeit von Mr. Thomas aufgenommen. Von dort aus schrieb ich ein Billet an P. Croonenberghs nach Gubuluwayo, und bat ihn, er möge uns entgegenkommen und dem Könige Lo Bengula vorstellen. Leider hatte P. Croonenberghs kein Pferd; er hatte das seinige der Residenz von Tati überlassen. So schrieb er gleich an die Herren Fairbairn, Philips und Grant, welche bei den ‚Weißen Felsen', der gegenwärtigen Hauptstadt Lo Bengula's, weilen, sie möchten die Güte haben, bei Sr. Majestät unsere Dolmetscher zu sein. Donnerstag, den



Nashorn.

3. September, erreichten wir die ‚Weißen Felsen', wo uns die genannten Herren wie alte Freunde empfingen und uns alle möglichen Dienste erwiesen. Der König interessirte sich sehr für alle Abenteuer unserer langen und gefährlichen Reise und versicherte uns für die Zukunft seines Wohlwollens.

Am 1. October endlich hielten wir unsern feierlichen Einzug in unsere theure Residenz Gubuluwayo. P. Croonenberghs, Br. Nigg, selbst P. de Wit, der vor Kurzem von Tati herübergekommen war, erwarteten uns mit Ungeduld. Wie soll ich Ihnen den Empfang beschreiben, den uns diese ausgezeichneten Patres bereiteten! Wie glücklich waren wir Alle, sie und wir, da wir uns wiedersahen nach so viel Elend und Opfer, nach so vielen

Monaten, in welchen wir weder von der einen noch von der andern Seite Kunde von einander erhielten. In solchen Augenblicken fühlt man erst recht tief, wie sonst nie, das Glück, der Gesellschaft Jesu anzugehören und von Mitbrüdern voll Liebe und Hingebung getragen, gestützt und getröstet zu werden."

Dieser trostreichen Scene, mit welcher wir die Darstellung der apostolischen Expedition in das Land Umsila's zum Abschlusse bringen, fügen wir nur noch das Zeugniß bei, welches P. de Wit dem kindlichen Sinne und dem unerschütterlichen Muthe ausstellt, den die beiden wackern Laienbrüder in so überaus mißlicher Lage bewiesen. „Ich habe ihre einfache Frömmigkeit bewundert," schreibt er. „Durchdrungen von dem Bewußtsein, daß ihre Rückreise mit unsäglichen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden sein würde, ermuthigten sie sich mit dem Gedanken: der Wagen und die Ochsen gehören dem lieben Gott; er weiß wohl, daß, wenn ihnen ein ernster Unfall zustößt, wir Gubuluwayo nicht erreichen können. Der Mutter Gottes und dem hl. Joseph vertrauten sie die Aufgabe an, ihnen in jeder Noth und in hoffnungslosen Lagen beizuspringen. Die Schutzengel mußten sie besonders während der Nacht beschirmen, der hl. Antonius den Weg für sie finden, der hl. Hubertus sie vor wilden Thieren beschützen, und durch den hl. Franziskus Xaverius hofften sie ihren Muth und ihr Vertrauen zu bewahren und zu stärken. Jedermann staunt darüber, daß sie mit ihrem Wagen und mit ihren Ochsen die Rückreise unter so mißlichen Umständen wohlbehalten bewerkstelligten. Und in der That, ‚es grenzt an's Wunderbare'."

---

25. Die letzten Nachrichten aus Gubuluwayo.

(1881.)

Briefe des P. Croonenberghs.

Während die Missionäre an den Ufern des Sambesi und im Lande Umsila's von Krankheit und Tod heimgesucht wurden, erfreuten sich ihre Mitbrüder in Gubuluwayo ungestörten Wohlseins, obgleich auch sie kein beneidenswerthes Leben genossen. P. Croonenberghs war die ganze Zeit in der Nähe des königlichen Hoflagers geblieben, um Lo Bengula, seinen Gönner, der Mission geneigt zu erhalten. Bis zum Frühjahre 1881 waren P. Berghegge und Br. Proest seine Gefährten, denen sich der immer noch kranke Br. Nigg schon im Laufe des Winters zugesellt hatte. Als dann P. Depelchin zu seiner neuen apostolischen Expedition am obern Sambesi aufbrach, nahm er P. Berghegge und Br. Proest mit sich, so daß die Station von Gubuluwayo nur mit P. Croonenberghs und Bruder Nigg, der sich in der gesunden Luft der Matoppo-Berge immer mehr erholte, besetzt blieb.

Gerade, als der Druck der vorliegenden Blätter zu Ende ging, kamen uns eine Anzahl Briefe P. Croonenberghs' aus Gubuluwayo zu. Da dieselben Manches enthalten, was das bereits über die Sitten der Matabelen und ihres Herrschers Mitgetheilte ergänzt und was die großen Schwierigkeiten des unternommenen Missionswerkes beleuchtet, wollen wir zum Abschlusse unserer Schilderungen den einen oder andern Zug beifügen [1].

Zunächst eine Schilderung des sogenannten Kleinen Tanzes; den Großen Tanz haben wir (Kap. 15 S. 220 ff.) bereits mitgetheilt:

„Gubuluwayo, 1. Februar 1881. Diese Feste finden stets nach dem ersten Winterneumonde [2] statt; der Tag wird vom Könige und den ‚Gelehrten' bestimmt. Je mehr ich die Sitten und Gebräuche der Matabelen studire, desto mehr gewahre ich Spuren einer ursprünglichen, aber

[1] Vgl. Précis historiques 1882, p. 177 sq. (Mars).

[2] D. h. nach europäischer Auffassung; in Südafrika ist es der erste Sommerneumond. Vgl. oben S. 219.

durch zahllose Irrthümer entstellten Religion. Am Vorabende des Festes tragen die Frauen Töpfe voll Milch vor das Thor der Isibaïa (Ochsenkraal des Königs). Ein alter Matabele, der als eine Art Priester auftritt, trägt die Töpfe in die Isibaïa, besprengt sie mit Wasser, murmelt seine Zauberformeln und am folgenden Morgen wird die Milch von den kleinen Kindern von Gubuluwayo getrunken. Ein zweites Mal bringen die Frauen ihre Gefäße voll Milch dem alten Priester; dieser stellt sie an einen sichern Ort, bis sie geronnen ist; dann kommen alle Weiber mit ihren Fellen bekleidet vor den Kraal, in welchen sich der König zurückzog, führen daselbst tolle Tänze auf und bitten ihn, mit ihnen nach der Isibaïa von Gubuluwayo zu ziehen. Der König läßt sie oft zwei bis drei Tage warten.

Der Kleine Tanz wurde am 29. und 30. December (1880) gefeiert. Um mir das Schauspiel mit Muße anzusehen, setzte ich mich auf einen Felsblock am Wege, an welchem der Zug des Königs vorbeikommen mußte. Vorauf marschirte in drei Gliedern ein Bataillon Matabelen unter dem Befehl von Hauptleuten. Dann kam der von 16 hellbraunen Ochsen gezogene Wagen des Königs. Der Herrscher lag in nachlässiger Haltung auf einer Löwenhaut; er plauderte mit seinem Lieblingsweibe und mit seinem Sohne Imniamante, der in den alten Kleidern eines Europäers prangte. Rund um den Wagen marschirten die Königinnen, Offiziere, Hofbeamte, der Koch und der Majordomus Maltan, der auf seinen Schultern eine Kiste aus groben Brettern, den königlichen Thron, trug. Als der König an mir vorüberzog, grüßte er mich freundlich. Vor dem Kraale stieg er ab und sofort begannen die Tänze, die Scheingefechte, die Einzelkämpfe, in denen die Krieger unter dem Beifallsgeschrei der Zuschauer ihre Gewandtheit in der Handhabung der Assegai zur Schau tragen. Der Kleine Tanz dauert, wie gesagt, nur zwei Tage; unmittelbar darauf beginnen die Hofferien. Alle Geschäfte werden bis zum nächsten Vollmond aufgeschoben und der König begibt sich am dritten Tage nach seinem Kraale bei den Weißen Felsen."

Dem Großen Tanze, der 14 Tage später mit den gleichen Gebräuchen wie im Vorjahre gehalten wurde, fügen wir nur den Wortlaut der Matabelen-Nationalhymne bei:

Nantsi indaba, tsi, tsi!	Höret die Kunde, tsi, tsi!
Oho! oho! nantsi indaba.	Oho, oho! Höret die Kunde,
Tsi, tsi, nantsi indaba,	Tsi, tsi! So lautet die Kunde,
Indaba imkonto, tsi, tsi!	Die Kunde des Kampfspeers, tsi, tsi!
Uose ubone kiti gwa Sulu,	Kommet und sehet, ja sehet die Sulu,
Uose ubone indaba isusu.	Kommt und vernehmt die Kunde der Völker,
Oho! kugnar imuntu, tsi, tsi!	Oho! es wagt sich kein Volk an uns, tsi, tsi!
Kehrstrophe: Nantsi indaba, tsi, tsi!	Höret die Kunde, tsi, tsi!
u. s. w.	u. s. w.

Indaba kwa Matschoban, tsi, tsi!
Uose ubone, uose ubone!

Nantsi indaba Matschoban
Kugnar imuntu, tsi, tsi!
Kehrstrophe: Nantsi indaba, tsi, tsi
u. s. w.

Inkosi Matschoban, silos imniama!
Silos imniama, sign Matschoban, tsi, tsi!
Silos imniama, sign Matschoban!
Inkosi Matschoban!
Kehrstrophe: Nantsi indaba, tsi, tsi!
u. s. w.

Ah! slanabuntu, oho! oho! oho!
Ah! slanabuntu, tsi, tsi!
Intonga iamokos, oho, oho, oho!
Oho! Slanabuntu jé, tsi, tsi!
Kehrstrophe: Nantsi indaba, tsi, tsi!
u. s. w.

Die Kunde von Matschobans Volk, tsi, tsi!
Kommt und vernehmt sie, kommt und vernehmt sie,

Höret die Kunde von Matschoban.
Es wagt sich an uns kein Volk, tsi, tsi!
Höret die Kunde, tsi, tsi!
u. s. w.

König ist Matschoban, der schwarze Leu,
Der schwarze Leu, der ist Matschoban, tsi, tsi!
Der schwarze Leu, der ist Matschoban,
König ist Matschoban!
Höret die Kunde, tsi, tsi!
u. s. w.

Ah, er mordet die Männer, o, o, o!
Ah, er mordet die Männer, tsi, tsi!
Der Kampfspeer des Königs, o, o, o!
Oho, er mordet die Männer, tsi, tsi!
Höret die Kunde, tsi, tsi!
u. s. w.

Es läßt sich diesem trotzigen Kampflied urwüchsige Kraft und ein gewisser wilder Wohllaut nicht absprechen, so arm an Gedanken und Formen es ist. Von Tausenden von Stimmen gesungen, versetzt die einfache, in wenigen Tönen sich bewegende Melodie, mit den Zwischenrufen „Oho!" und dem zischenden „Tsi, tsi!" die Matabelen-Krieger in eine rasende Begeisterung. — Unter dem 1. März (1881) erzählt P. Croonenberghs eine Audienz in Lo Bengula's „Palast"; wir haben ihn früher in seiner gewöhnlichen Kaffernhütte besucht, und wollen nun auch diesen „Palast" besichtigen, um so mehr als wir Gelegenheit haben, einer Gerichtsverhandlung des Matabelen-Fürsten beizuwohnen.

„Stellen Sie sich eines unserer kleinen flämischen Bauernhäuser vor aus rothen Backsteinen und mit einem Strohdache! Der ‚Palast' hat nur ein Erdgeschoß mit einem kleinen, auf vier Baumstämmen ruhenden Vordache. Treten wir durch die Thüre, so gelangen wir in einen engen, finstern Gang, der auf beiden Seiten zu zwei kleinen Kammern führt, deren Decke man mit der Hand erreichen kann. Der erste ‚Saal' rechts ist eine Fleischkammer, in der sich bunt durcheinander rohe Fleischstücke, Thierköpfe und Überbleibsel der königlichen Mahlzeiten finden. Der Geruch, der aus dieser Vorrathskammer dringt, wendet Einem den Magen um und verpestet den ganzen ‚Palast'. Die zweite Kammer rechts ist eine Art Rumpelkammer oder besser eine Trödelbude, in welcher verschiedene Costüme, alte Soldatenjacken aus der Colonie, da Niemand für dieselben Sorge trägt, von Ameisen und Ratten verzehrt werden. Zur Linken führt eine Thüre in den ‚Thronsaal': nehmen Sie sich in Acht, daß Sie beim Be-

treten nicht über den Fuß eines am Boden kauernden Höflings stolpern, oder die Biertöpfe, die Stiefel, die Pfeifen Sr. Majestät, die hölzernen Näpfe oder sonst ein Stück Hausrath umstoßen, das bei den Empfangsfeierlichkeiten gebraucht wird!

Mitten im Zimmer gewahrt man einen plumpen Tisch; er hat vordem als Waarenkiste auf den schwerfälligen Güterkarren gedient. Hinter dem Tische spreizt sich auf einem großen, mit Leder überzogenen Lehnstuhle, dessen Rücklehne von einer Krone überragt wird, der Fürst der Matabelen.

Bei unserer Ankunft war der Gang von Bittstellern und Klägern vollgepfropft, die gekommen waren, um ihre Anliegen vorzutragen und um Recht zu verlangen. Einer der Bittsteller hatte sich beim Heirathen geirrt; er hatte geglaubt, seine Braut sei jung, und nun stellte sich heraus, daß sie alt war. Er hatte den Eltern des Mädchens die beiden Ochsen, den festgesetzten Preis, noch nicht bezahlt. Der König gestattete die Ehescheidung und der glückliche Bräutigam entfernte sich, die Hände reibend und die drolligsten Purzelbäume vor Sr. Majestät schlagend. — Ein Anderer hatte in der verflossenen Nacht einen tüchtigen Keulenschlag erhalten; sein Kopf war braun und blau; aber er wußte nicht, wem er den Hieb zurückzugeben hatte; so wendete er sich an den König, daß Lo Bengula ihm Recht verschaffe. Se. Majestät jagten den Burschen mit Halloh davon und schrieen ihm einige gesalzene Spottreden nach. — Ein Dritter besaß eine Kuh, welche ein schönes, schwarzes Kalb mit einem weißen Flecken um das rechte Auge geworfen hatte; dieses Kalb war ihm gestohlen worden und er bat den König, es ihm wieder zu verschaffen. Lo Bengula sagte, er werde sich der Sache annehmen; er kenne zwar nicht jedes einzelne Stück Vieh seiner Unterthanen, aber er wolle über diesen Diebstahl eine Untersuchung anstellen. So wurden in wenigen Minuten ein Dutzend Prozesse erledigt.

Nach Schluß der Gerichtssitzung sagte Lo Bengula zu uns mit einer gutmüthigen Miene, wir wären ‚Omile', d. h. ‚auf dem Trockenen', und winkte der Tochter eines Induna, welche in einer Zimmerecke saß. Diese trug uns sofort einen riesigen Topf voll Bier auf, der wohl 10 Liter fassen konnte. Wir priesen mit lautem Geschrei die Großmuth des Königs; er entgegnete, er wolle mithalten und uns den Krug schon leeren helfen. ‚Bring' jedem dieser Herren einen Napf!' rief er dem Edelfräulein und ließ uns einschenken. Nach einer zweistündigen, lebhaften Unterredung wollte Einer aus unserer Gesellschaft eine etwas bequemere Lage einnehmen und stieß dabei einen Napf mit Bier um; der König lachte über seine Ungeschicklichkeit und warf ihm einige derbe Witze an den Kopf. Für einen Eingebornen hätte der Unfall den Strick zur Folge haben können; wir kamen mit dem Spott davon. Aber wie staunten wir, als die edle Tochter des Induna sich vor unseren Augen zu Boden warf und gierig

das verschüttete Bier auflechte! Sie sehen, der Hof des Königs der Matabelen ist urwüchsig, noch urwüchsiger als jener des guten Königs Dagobert!"

Der Monat August brachte den Missionären einen ebenso unerwarteten als unerwünschten Zwischenfall. Sie hatten sich in der Hauptstadt des Reiches eingerichtet, als ob ihr Aufenthalt daselbst ewig dauern sollte, und nun wandelte den König auf einmal die Laune an, seine Residenz zu verlassen und sich anderswo eine neue zu bauen. Hören wir P. Croonenberghs:

„Gubuluwayo, 28. August 1881. Eine große Neuigkeit! Gubuluwayo, die Stadt Lo Bengula's, von ihm selbst im Jahre 1870 gegründet, die Hauptstadt des Matabelenreiches, die Königin der Matoppo-Berge, steht nicht mehr! Vor drei Wochen zeigte Lo Bengula seinem Volke an, es sei sein höchster Wille, daß die Residenz eine Stunde jenseits des Kraals der ‚Weißen Felsen', in einen Umhlabatine genannten Ort verlegt werde. Gubuluwayo zählte freilich nicht mehr als 200 Hütten und etwa 1000 Bewohner, aber zur Zeit der jährlichen Feste, beim Großen und Kleinen Tanze und ähnlichen Gelegenheiten, stieg die Zahl der Einwohner oft über 12 000.

Der Wechsel der Hauptstadt vollzog sich ohne Schwierigkeit. Man muß sich eben nicht eine europäische Residenz vorstellen. Hier ist Alles einfach. Bereits ist die Mehrzahl der Familien auf dem neuen Platze und errichten die Bambushütten; der Rest wird bald nachfolgen und Gubuluwayo wird zur Wüste werden, wie Babylon und Ninive, mit dem einzigen Unterschiede, daß es keine Spuren seines kurzen Daseins der Nachwelt hinterläßt.

Die Verlegung einer Hauptstadt ist bei den Negervölkern nichts Ungewöhnliches. Der Grund ist klar. Nach wenigen Jahren ihres Bestehens können die Kaffernkraale wegen Mangels des nothwendigsten Lebensbedarfes nicht mehr bestehen, und so ist man nach Nomadenart zum Auswandern gezwungen. In zehn bis zwölf Jahren ist Baum und Busch im Umkreise des Kraals verschwunden; Alles wurde zur Feuerung benützt, denn man muß für die Küche das Holz zu weit herholen. Namentlich braucht der ‚Hof' eine große Masse Brennholz bei den acht- bis vierzehntägigen Festen. Da ferner die Kaffern ihre Felder nie düngen, erschöpft sich der Boden und bringt nur noch eine kärgliche Ernte. Man muß also sein Zelt anderswo aufschlagen. Lo Bengula hat den großen Entschluß gefaßt und einen Platz gewählt, der nur eine Stunde von einem seiner Lieblingskraale bei den ‚Weißen Felsen' entfernt liegt. Umhlabatine ist etwa fünf Stunden von unserem Hause in Gubuluwayo.

Wir wissen noch nicht, was wir thun werden und ob wir dem Könige in seine neue Residenz folgen. Die übrigen Europäer sind ebenso unentschieden."

„Gubuluwayo, 20. September 1881. Diese letzte Woche erlebte ich ein seltsames Schauspiel. Vor sechs Tagen, Donnerstag den 15. September, wurde Gubuluwayo officiell zerstört. Am siebenten Tage nach dem Vollmonde erhielt Makwekwe, der frühere Induna oder Gouverneur der Hauptstadt, vom Könige den Befehl, sich nach der alten Stadt zu begeben und sämmtliche Wohnungen der Eingebornen einzuäschern. Makwekwe machte sich also an's Werk; zuerst steckte er den Palast des Königs an, dann die Hütten der Königinnen, alle Gebäude des königlichen Kraals, die Schuppen, die Scheunen, die Stallungen, sogar den Karren des alten Königs Mosilikatsi. Zuerst begleitete ich Makwekwe auf seinem Zerstörungszuge, dann bestieg ich eine Anhöhe, um den Brand besser überschauen zu können. Als der Matabele fertig war, kam er zu mir, reichte mir die Hand und sagte: ‚Lambile‘, d. h. ‚ich hungere‘. Er hatte nicht daran gedacht, sich Mundvorrath mitzunehmen; ich mußte ihn in unserer Station vom heiligsten Herzen bewirthen.

Ich fürchte sehr, auch die Bewohner der übrigen benachbarten Kraals werden in die Nähe der neuen Hauptstadt übersiedeln. Wir würden in diesem Falle hier sehr einsam sein und nur schwer mit den Matabelen, ihren Häuptlingen und ihrem Könige verkehren können. Die Zeit wird uns belehren, was zu thun ist. Dieser Zwischenfall ist eine neue Prüfung aus der Hand der göttlichen Vorsehung: sie wird aber auch in dieser Schwierigkeit uns beistehen und für das Gedeihen der Matabelen-Mission Sorge tragen ... Wir sind nun in der Lage, voll Vertrauen die Worte des Königs David zu wiederholen: ‚Dominus regit me, nihil mihi deerit, Der Herr leitet mich, mir wird nichts mangeln!‘“

Die Verlegung der Matabelen-Hauptstadt mußte den Missionären um so unwillkommener sein, als die Station des heiligsten Herzens in Gubuluwayo in materieller Hinsicht sich so günstig entwickelte, daß von ihr aus sogar die anderen Missionsposten mit Lebensmitteln unterstützt werden konnten.

„Br. Nigg erholt sich von Tag zu Tag und wird bald von den Leiden hergestellt sein, die er sich letztes Jahr bei seiner Expedition am Sambesi zuzog,“ heißt es in einem Briefe vom 7. April 1881. „Er besorgt unsern Meierhof und Hühnerhof; wir haben 5 Kühe, 11 Schafe, 4 Kälber, 4 Schweine, 10 Böcke und Ziegen, 50 Hühner und Tauben. Milch, Butter, Käse, Eier im Überfluß. Ich habe zwei gute Kühe gekauft, welche P. Depelchin mit nach Panda-ma-Tenka nehmen wird.“

„Während der Regenzeit, die jetzt zu Ende geht, haben wir große Vorräthe für unsere Mitbrüder in Tati und Panda-ma-Tenka und für P. Depelchin gesammelt, der jetzt nach dem obern Sambesi abgereist ist. Wir haben, wie gesagt, in Gubuluwayo Alles im Überflusse: Hirse, Mais, Milch, Butter, Käse, Eier, Hühner, Enten, Wildpret, Schafe u. s. w. In

den übrigen Stationen ist das nicht der Fall. Dort haben die Missionäre mit allen Schwierigkeiten und Entbehrungen des wilden afrikanischen Lebens zu ringen. Ich werde nach Möglichkeit ihnen zu Hilfe kommen." (Brief vom 5. Mai 1881.)

Für directe Missionserfolge, für Bekehrungen, hatte sich freilich auch im Jahre 1881 die Station von Gubuluwayo nicht als fruchtbaren Acker bewiesen. Es war das aber auch nicht zu erwarten. Der harte und verwilderte Boden dieser Herzen wird jahrelang mit dem Schweiße und vielleicht auch mit dem Blute der Missionäre befruchtet werden müssen, ehe bedeutende Bekehrungen zu hoffen sind. Ganz zutreffend schreibt P. Croonenberghs über diesen Punkt in verschiedenen Briefen:

„Schon 16 Monate wohnen wir nun in Gubuluwayo und haben in dieser Frist, wenn wir auch unter den Matabelen noch keine zahlreichen Bekehrungen aufweisen können, unsere Zeit und Mühe doch keineswegs verloren. ‚Aller Anfang ist schwer': das gilt ganz besonders von der Gründung des Christenthums in der Mitte eines wilden Volkes, welches auch nicht die ersten Anfangsgründe von Gesittung kennt. Nur durch unermüdliche Geduld und mit dem Aufgebote aller unserer Kräfte hoffen wir, auf die von der göttlichen Güte bezeichnete Stunde harrend, eines Tages die Bekehrung dieses armen Volkes zu sehen, das auf eine so tiefe Stufe thierischer Stumpfheit und sittlicher Verwilderung hinabgesunken ist." (Brief vom 1. Februar 1881.)

„Seit der Bekehrung unseres lieben Aussätzigen, von dem ich Ihnen geschrieben habe (siehe oben S. 228) und der in seinen guten Vorsätzen treu ausharrt, konnten wir trotz aller Anstrengung unter den Negern keinen andern Neubekehrten gewinnen. Doch sind wir nicht ohne Hoffnung. Augenblicklich unterrichte ich einen Kaffern und dessen Kinder; das sind meine drei Katechumenen. Der ältere Knabe ist acht, der jüngere sieben Jahre alt. Ihr Vater hat sie mir diese Woche übergeben, und ich bin beschäftigt, innerhalb unserer Umzäunung eine Hütte für dieselben zu bauen. Der Vater ist ein Kaffer aus dem Süden, die Mutter eine Matabelin; die Kinder sind uns bis zur Volljährigkeit, d. h. bis zum 15. oder 16. Jahre anvertraut. Der Vater scheint mir verständig und wohlgesinnt; er liebt und behält die Wahrheiten unserer Religion. Aber ich halte es für gut, ihn noch zu prüfen und seine Taufe bis nach der Jagdzeit, d. h. bis an's Ende dieses Jahres zu verschieben. Täglich unterrichte ich die Kinder und hoffe dieselben mit der Hilfe Gottes zu unseren künftigen Katechisten heranzuziehen. Gleichzeitig hilft mir der Umgang mit ihnen und dieser tägliche Unterricht bei der gründlichen Erlernung der Matabelensprache. Glauben Sie mir, es braucht viel Zeit und Fleiß, um diese Sprachen ohne Grammatik und Wörterbuch gut zu lernen. Man muß sozusagen selbst Matabele werden, mit den Negern leben, in ihre Sitten,

Gebräuche, ihr öffentliches Leben eindringen, um sie vollständig zu verstehen und sich ihnen verständlich zu machen. Das ist aber nicht die Arbeit eines Tages, ja nicht einmal eines Jahres: ‚Non est opus unius diei.‘“ (Brief vom 5. Mai 1881.)

„Die unglücklichen Matabelen stehen den christlichen Ideen so ferne, sind so tief in die Materie versunken, so dem plumpesten Aberglauben, den abscheulichsten Sitten ergeben, daß wir wohl viele Jahre nothwendig haben werden, um den Abgrund auszufüllen, der sie vom Christenthume trennt. Ihr Gewissen scheint vollständig abgestumpft. Sie haben beinahe keine Idee von Gerechtigkeit, von Sünde, von moralischer Schuld. Ertappt und bestraft werden, das ist für sie das Böse. Wenn man ihnen von der Heiligkeit, Einheit und Unauflöslichkeit des Ehebundes spricht, so gaffen sie Einen an und lachen Einem so höhnisch in's Gesicht, wie die Wüstlinge unserer großen Städte. Die reine Lehre Jesu Christi ist für sie in Wahrheit ein Räthsel, ein Ärgerniß, eine Thorheit. Arme Leute! Sie haben einen dichten Schleier vor den Augen. Beten Sie zu Gott, daß er sich würdige, die finstere Binde von ihren Augen zu nehmen und sie mit seinem süßen und erquickenden Lichte zu erleuchten!

Sie sehen daraus, daß wir nach menschlicher Einsicht noch weit davon entfernt sind, die Wunder der Reductionen von Paraguay hier wieder in's Leben zu rufen, das ‚glückliche Christenthum‘ [1], wie Muratori es nennt. Aber das entmuthigt uns nicht, denn wir wissen recht wohl, daß diese ‚Wunder‘ nicht in einem Tage zu Stande kamen. Wenn man die Geschichte jener Missionen aufmerksam liest, so sieht man, daß die ersten Jahre voll fehlgeschlagener Versuche und Mißerfolge waren, und daß unsere Väter erst nach langer Zeit, nach wiederholten Versuchen, zahllosen Arbeiten, nach Leiden aller Art zu dem glücklichen und gewünschten Ziele gelangten. Die schönen Jahre der letzten Zeit dieser Missionen haben nachher die harten und mühseligen Prüfungen der ersten Stunde in Vergessenheit gebracht. Und dann waren die Missionäre von Paraguay von der Gunst und Macht des Königs von Spanien unterstützt. An den traurigen Ufern des Sambesi werden wir, wie unsere Väter an den Gestaden des Parana, mit den Kindern, mit der Jugend, mit den noch unverdorbenen Herzen, welche wir aus der verpesteten Luft der wilden Sitten in eine reine Umgebung einführen, beginnen müssen.

Das gerade versuchen wir, aber auch hierbei begegnen wir ungeheuern Schwierigkeiten. Die Eltern wollen nicht, daß ihre Kinder besser werden als sie, und die unerbittliche Stufe der Kaffernwildheit lastet auf Allen wie ein eisernes Gesetz und eine Staatseinrichtung. Hin und wieder gibt es eine Ausnahme; bereits habe ich Ihnen von zwei Kindern gesprochen,

[1] Il cristianesimo felice nelle missioni del Paraguai.

die man uns anvertraute. Vor drei Tagen übergab man uns einen kleinen Maschona-Sklaven von zehn Jahren auf 6 Monate. Das ist nicht viel; doch hoffe ich eine Verlängerung der Frist, und vielleicht kann ich auch aus ihm einen Katechisten machen, einen Gefährten der zwei Kaffernknaben. Jedenfalls habe ich jetzt drei Schüler: Tres faciunt collegium, und somit haben wir den Anfang einer Schule, freilich einen recht schwachen, aber doch immerhin einen Anfang." (Brief vom 10. Juni 1881.)

Die letzte Nachricht aus Gubuluwayo, datirt 16. December 1881, ist eine erfreuliche. P. Croonenberghs meldet, daß er endlich Kunde vom Sambesi erhielt und daß dort Alles gut gehe. P. Depelchin war von seiner Expedition zu Lebotsche, dem Könige der Marotse-Mambunda, zurückgekehrt und bereitete sich vor, nach Kimberley zu ziehen, um neue Missionäre in Empfang zu nehmen und den Ufern des Sambesi zuzuführen. Der unermüdliche Obere der Mission muß Kimberley glücklich erreicht haben, da P. Weld von dort sein Telegramm empfing, in welchem er bittet, möglichst rasch und möglichst viele neue Arbeiter in den ausgedehnten Weinberg zu senden. Bereits ist die erbetene Hilfe unterwegs.

Schluß.

Wir stehen am Ende dieser Blätter, welche die Anfänge der Sambesi-Mission darstellen wollten. Die ersten drei großen Expeditionen: die Reise in das Matabelenreich, an die Ufer des Sambesi und nach dem Lande des Abagasenhäuptlings Umsila, konnten wir nach den vorliegenden Briefen und Tagebüchern der Missionäre eingehend schildern; es sind das die ersten Pionierarbeiten, die mit großem Muthe und großen Opfern durchgeführt wurden, und sie haben das Werk so weit gefördert, daß die vom Heiligen Vater gewünschte Sambesi-Mission nun wirklich besteht.

Hoffentlich wird der Leser nicht ohne einige Befriedigung und Erbauung von diesen Missionsberichten scheiden! Zunächst erweitern dieselben in mehr als einer Hinsicht das culturgeschichtliche Bild, das uns die Afrika-Reisenden gezeichnet haben. Man erinnere sich an die Betschuanen-Niederlassungen in den Dwarsbergen, an die Schilderung der Uferbewohner des Sambesi, an die vielleicht zum ersten Male bereiste Strecke Umgan-Sofala, namentlich aber an die eingehenden Sittenschilderungen der Matabelen, die in solcher Ausführlichkeit wohl hier zum ersten Male geboten werden.

Mehr aber als die farbenreichste Schilderung von Land und Leuten wird das erhebende Schauspiel unserer heiligen Kirche, welche auch hier wieder vor der schwierigsten Aufgabe nicht zurückbebt, sondern mit dem alten apostolischen Muthe kühn bis in das Herz des ‚dunkeln Continentes‘ vordringt, jeden Katholiken mit Freude und Begeisterung erfüllen. Der Geist ihrer ersten Glaubensboten ist noch nicht erloschen; auch diese letzte Schaar ihrer Missionäre hat Proben des schönsten Opfermuthes abgelegt. Wie jedes Werk des Heiles, mußte dieses Werk mit dem Kreuze begonnen werden, und wahrlich, es trägt das Zeichen des Kreuzes sehr kenntlich an seiner Stirne! Mühsale, Strapazen, Leiden, Entbehrungen, Krankheiten, endlich binnen Jahresfrist der Tod von vier hoffnungsreichen Missionären, denen bald ein fünfter ebenbürtiger Mitbruder — P. Ferdinand Heep S. J., der zu Mopea am Untersambesi den 30. Juni 1881 dem Fieber erlag — in das viel zu frühe Grab folgte: ist das nicht das gnaden- und segenbringende Zeichen des heiligen Kreuzes?

Unter solchen Mühsalen und Opfern sahen wir die muthigen Missionäre die ersten Erfolge erkämpfen. Sie erwarben sich zunächst die nothwendige Kenntniß der Länder, der Negerstämme, ihrer Sitten und Sprachen; es gelang ihnen, die Gewogenheit des mächtigen Matabelenherrschers zu gewinnen und mit mehreren hervorragenden Häuptlingen am Sambesi in Beziehung zu treten; sie hatten schon im ersten Jahre den Trost, einige, wenn auch wenige Seelen der Kirche zuzuführen. Die eigentliche Aufgabe, welche ihnen zunächst oblag, ist erfüllt: die Gründung von Missionsstationen und die Organisation des so schwierigen apostolischen Unternehmens. Im Missionsgebiete ist es gelungen, drei feste Niederlassungen zu gründen: Tati, Gubuluwayo und Panda-ma-Tenka; zwei andere, Mowemba und Umsila's Kraal, wurden zwar besetzt, aber sofort durch den Tod der Missionäre wieder verwaist. Dazu kommen zwei ältere Stationen, die der Mission als Stützpunkte in der Cap-Colonie zugegeben wurden: das aufblühende St.-Aidans-College in Grahamstown mit vier Patres, zwei Scholastikern und vier Laienbrüdern, und die Missionsstation Graaf Reynet mit zwei Priestern. Ein großer Vortheil scheint endlich der Sambesi-Mission auch daraus zu erwachsen, daß die Gesellschaft Jesu das alte, lange vernachlässigte Missionsgebiet der angrenzenden portugiesischen Landestheile übernahm. Eine leichtere Verbindung des Innern mit der Küste wird sich nun anbahnen lassen.

Sollten diese Erfolge trotzdem gering erscheinen, so ist vor Allem daran zu erinnern, daß sich diese Blätter nicht mit der Zeit der Ernte, sondern mit der Zeit der Aussaat befassen, und zwar mit einer Aussaat in ein Feld, das mit Dornen und Disteln überwuchert ist, wie vielleicht kein zweites auf dieser Erde. Man beachte aber auch die ungeheuern Schwierigkeiten, welche die Missionäre zu überwinden hatten, die gewaltigen Strecken, welche sie durchreisen mußten, die Unkenntniß der Negersprachen, die Ungunst des Klimas. Und doch deuten diese Worte, welche die Schwierigkeiten der Afrika-Forscher erschöpfen, nur den geringsten Theil der Opfer an, welche ein ständiger Aufenthalt unter den Wilden und das Werk ihrer Bekehrung fordern!

In den Matabelen trafen die Missionäre ein wildes, kriegerisches Volk, das aber ganz in der Hand eines Tyrannen ist, den es gewissermaßen als seinen lebendigen Gott fürchtet. Ohne den Willen dieses Herrschers darf kein Unterthan etwas thun, am allerwenigsten einen Glauben annehmen, dem der König nicht huldigt. „Der erste Matabele, der sich heute bekehrt," sagten langjährige englische Einwohner Gubuluwayo's zu den Missionären, „wird morgen seinen Schritt mit dem Tode zu büßen haben." Die Gefühllosigkeit, mit welcher Lo Bengula unter den Augen der Europäer Hunderte seiner Leute, ja seine Schwester „hinrichten" ließ, beweist, wie buchstäblich diese Worte zu verstehen sind. Wenn nicht als

Lohn für die Gebete und die heroischen Opfer der Missionäre dieser Mann durch ein Wunder der Gnade bekehrt wird, so sind die Hoffnungen für die gegenwärtige Generation der Matabelen sehr gering. Auf die Zukunft muß sich das Auge der Glaubensboten richten. Aber auch da stellen sich Schwierigkeiten den Plänen der Mission entgegen. Lo Bengula will nicht, daß die Matabelenkinder in Schulen unterrichtet werden; zu seinen Zwecken ist es ja auch genug, wenn sie die Assegai und den Kerri schwingen, den Strauß und den Elephanten jagen und sich in wilder Mordlust auf die angrenzenden Völker werfen lernen. Den Unterricht im Lesen und Schreiben hat der Häuptling geradezu verboten. Dadurch ist den Missionären ein Weg zur Eroberung dieser wilden Jugend für Christus verschlossen; ein anderer aber steht ihnen zwar offen, wird jedoch nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge Jahre der Arbeit und Entsagung fordern, bevor er zum Ziele führt. Sie müssen nämlich durch Unterricht in den europäischen Handwerken und im Landbau, namentlich aber durch die Ausübung der Werke der Barmherzigkeit, diese wilden Seelen zähmen, zu Menschen heranziehen und nach und nach der Lehre Christi und den Forderungen des christlichen Sittengesetzes näher bringen. Der Anfang hierzu ist gemacht, und schon der Umstand, daß es den Missionären erlaubt wurde, neben dem königlichen Kraale ihre ständige Wohnung aufzuschlagen, darf nicht unterschätzt werden. Mit Recht bezeichnet P. A. Weld S. J. in einem (den 2. Februar 1880) an das „Tablet" gerichteten Brief diese erste Niederlassung im Matabelenland als ein für die Missionsgeschichte höchst bedeutendes Ereigniß. „Lo Bengula ist bei weitem der mächtigste Häuptling in Süd-Afrika. Er beherrscht das ganze Land, das sich vom Limpopo bis an den Sambesi erstreckt; alle Karawanen, welche den letzteren Fluß erreichen wollen, müssen durch sein Gebiet, und eine Station innerhalb desselben ist durchaus nothwendig, um den Missionären die Ausdehnung ihrer Thätigkeit nach dem nördlichen Flußgebiet zu ermöglichen und zu sichern."

Ähnlichen Schwierigkeiten, wie bei den Matabelen, begegnen die Missionäre auch bei den Völkern an den Ufern und jenseits des Sambesi. „Durch meinen fortwährenden Umgang mit Wilden der verschiedensten Stämme," schreibt P. Weißkopf, „habe ich die völlige Überzeugung gewonnen, das Missionswerk unter diesen Leuten werde keine leichte Sache sein, wenn nicht Gottes Güte Wunder erbarmender Liebe wirkt. Zum Beweise will ich das Eine oder Andere anführen. Ein großes Hinderniß für ihre Bekehrung ist die Sittenlosigkeit . . .

Was ich vor Allem beklage, ist die Vielweiberei. Ich glaube nicht, daß einer unter unseren Negerknechten ist, der nicht zwei Frauen hat. Manche haben sogar drei. Der Reichthum der Männer wird nach der Anzahl ihrer Frauen geschätzt. Je mehr Frauen einer hat, desto mehr

Kafferbier kann er trinken, desto weniger hat er zu arbeiten — und das ist ihr einziges Verlangen. Ihren ganzen Verdienst verwenden sie auf den Einkauf von Frauen. Manche lassen sich drei, vier, fünf, sechs Tagereisen Weges beim quälendsten Hunger gefallen, um die Zahl ihrer Weiber um eines zu vermehren. Jede Frau wohnt in einer Hütte abgesondert und fern von den anderen. Veranlassung, hierüber zu sprechen, fand ich in einem Gedankenaustausch, den Mr. Blockley heute noch mit unsern Knechten über diesen Punkt hatte. Er erzählte mir, daß sie ihm auf seine Erklärung, bei den Weißen werde das als unerlaubt betrachtet, sagten: ‚Bei uns gilt es keineswegs als schlecht, mehr als eine Frau zu haben; ein Sohn ist Erbe seines Vaters, auch von dessen Frauen, und umgekehrt; andere Blutsverwandte machen es ebenso.‘ Wie zur Entschuldigung fügten sie bei: ‚O, die Weißen haben einen andern Gott als wir.‘ Denken Sie aber nicht, daß sie eine rechte Idee von Gott oder Gottheit haben. Wenn sie etwas anrufen, ist es der Geist des letztverstorbenen Häuptlings. So gehen jährlich die Mananſas (Bewohner von Wanki's Dorf) auf die Wallfahrt nach dem Grabe von Wanki's Bruder, welcher hier in diesen Bergen in der Nähe des Daka-Flusses, wo er von den Matabelen ermordet wurde, begraben liegt.

Ein zweites Hinderniß für ihre Bekehrung ist der entsetzliche Aberglaube, wovon ich oben bereits mit ein paar Worten Meldung gethan. Wahrsagerei und Zauberkünste sind hier an der Tagesordnung. Wollen Sie ein Pröbchen? Sie sagen Ihnen, was in weiter Ferne geschieht, und deuten Ihnen die Zukunft aus kleinen, länglichen Knochen, in denen einige Schnitte eingekerbt sind und die sie unter Aussprechen bestimmter Formeln auf einige Entfernung von sich hinwerfen. Was die Knochen sagen, ist ihnen Gesetz. Daß der Teufel hier im Spiele ist, halte ich für sicher. Auf Reisen beginnen die Träger den Tag stets mit diesem abergläubischen Knochenwürfeln. Unsere Jungen thaten es mehr im Geheimen, weil ich es ihnen strengstens verboten hatte. Um lesen und schreiben zu lernen, muß man zuerst ‚Medicinen‘ gebrauchen, sagen sie. Wer ein Schnellläufer werden oder sich gegen mögliche Gefahren sichern will, macht einige Einschnitte in die Haut und reibt das Pulver von verbrannten Knochen in die noch frische Wunde."

In einem Punkte scheint das Werk der Missionäre jenseits des Sambesi größere Leichtigkeit zu bieten als bei den Matabelen. Während die Matabelen ihre Kinder nicht in die Anstalten der Missionäre geben wollen, scheint es unter den Batongas und ihren Nachbarn nicht allzu schwierig, mit freigekauften Kindern Waisenhäuser, ähnlich der berühmten Anstalt von Bagamoyo bei Sansibar, zu gründen und so eine Anzahl junger christlicher Familien heranzuziehen. Ein Batonga-Weib bot Br. Nigg auf dem Wege nach Mowemba ihren dreijährigen Knaben für hundert

Glasperlen an. Hoffentlich gelingt es, eine gesunde Lage für eine solche Anstalt zu finden und durch dieselbe das Christenthum unter den armen verkommenen Völkern am Sambesi einzuführen.

Mit Schwierigkeiten hat aber jede Missionsgründung zu rechnen. In Thränen muß gesäet werden, wo man in Freuden dereinst zu ernten hofft. So war es, wie P. Croonenberghs mit Recht hervorhebt, auch bei den Missionen am Parana; es ist nicht anders zu erwarten an den Ufern des Sambesi. Die Leiden und Mühsale und Todesfälle haben den Muth der Missionäre nicht gebrochen und die heilige Begierde ihrer Mitbrüder, an ähnlichen Arbeiten und Opfern theilnehmen zu dürfen, erst recht entflammt. Bereits zu Anfang des Jahres 1881 waren 59 Mitglieder der Gesellschaft Jesu vom hochw. P. General dieser schwierigen Mission zugetheilt, und noch weit größer ist die Zahl derjenigen, die um das gleiche Glück bitten. Die opferfreudige Liebe der deutschen Katholiken aber, welche die Gründung des schönen Werkes mitten unter den Leiden und Schwierigkeiten des „Culturkampfes“ so großmüthig unterstützten, wird gewiß auch die weitere Entwicklung desselben thatkräftig fördern und auf das ferne Missionsgebiet wie auf die Heimath den reichsten Segen des allgütigen Gottes herabrufen!

Alphabetisches Inhaltsverzeichniß.

1. Eigennamen und Missionsnotizen.

Abessinien, kath. Mission 13.
Algier, kath. Missionen 12.
Almeida Coëcho, d', Commandant von Sofala 400. 401. 404. 405.
Amalanga (Häuptling) 375. 391. 392. 408.
Atherstone, Dr., Afrika-Reisender 21.
Ati, Johannes 13.

Bagamoyo, kath. Missionsstation 423.
Bailie, Surveyor-General von Kimberley 174.
Baird, David, englischer Gouverneur des Caplands 8.
Barber, Regierungssecretär der Capcolonie 120. 197.
Bartle Frere, englischer Gouverneur des Caplands 45. 72. 73. 121. 174. 177.
Beckx, Adm. R. P., General der Gesellschaft Jesu 14. 16. 17. 23. 135. 205. 308. 394. 424.
Berghegge, P., S. J., Sambesi-Missionär 233. 237. 240. 244. 367. 411.
Blanca, P., S. J., Sambesi-Missionär 17. 52. 141. 146. 209 ff. 240. 394.
Blockley, Mr., Führer der Karawane nach Mowemba 276. 277. 296. 299. 301. 302. 304. 305. 306. 307. 322. 331.
Bonkerias, erster holländ. Missionär 6.
Brüdergemeinde, Missionäre der 6.

Calindscha, Umsila's Tochter 181. 183. 186. 187. 226.
Calvinisten aus Holland am Cap 2.
Capländer, kath. Missionen in denselben 2. 8. 9. 10. 11. Zahl der Katholiken in denselben 10. K. Schulen und Vereine 10.
Central-Afrika, apost. Vikariat 12.
Cetewayo, Sulu-Häuptling 43. 45. 95. 148. 174. 203.
Chapman, Afrika-Reisender 275. 297. 310. 312.
Chatsitsire, Häuptling der Banquakatse 113.
Collins, Oberst: über die Commandos 4.
Comboni, apost. Vikar von Central-Afrika 12.
Commandos, sog., blutige Niedermetzelungen der Eingebornen 3. 4.
Congregation vom hl. Geiste und vom hl. Herzen Mariä 12. 13.
Croonenberghs, P., S. J., Sambesi-Missionär 17. 25. 52. 79. 104. 107. 124. 138. 141 ff. 144 ff. 154 ff. 183. 184 ff. 219 ff. 225. 231. 240. 367. 374. 409. 411—419. 424.

Depelchin, P., S. J., Oberer der Mission am Sambesi. Zum Obern bestimmt 17. Audienz beim Heiligen Vater 23. Reise bis Grahamstown 25—43. Vorbereitungen in Grahamstown 44. 49. 51. Von Kimberley nach Tati 72—137 (besonders 73. 74. 77. 82. 86. 108. 122. 123. 136). Gründet die Station von Tati 138—141. Reist nach Gubuluwayo 141. 147. Sein Tagebuch 168—182. Gründet die Missionsstation Gubuluwayo 183—191. Entsendet die Expedition nach dem Lande Umsila's 239. Reise bis Panda-ma-Tenka 242—277 (besonders 242. 244. 245. 262. 269). Besuch der Viktoriafälle 278—288. Reise bis Wanki's Dorf 295—311. Sein Tagebuch bis Mowemba's Kraal 312—323. Er gründet die Station vom hl. Kreuze 323—329. Erkrankt auf der Rückreise schwer 331 bis 332. Sendet Br. Nigg nach Mowemba 338; über den Tod P. Terörde's 344—346. 348—359. Reist nach Leschuma 360; kehrt zurück und begleitet den kranken Br. Nigg nach Tati 362 bis 363. Wieder in Panda-ma-Tenka, von wo er in das Marutse-Manbunda-Reich zieht 367. 368. 411. 419.
Devreux, apost. Vikar von Ostcap 8. 10.
Dominicanerinnen in den Capländern 10. 38. 40. 42. 55.

Dunbrody-Abtei, deutsche Trappisten-Colonie 11. 42.

Eburn, prot. Minister 119.
Engels, P., S. J., Sambesi-Missionär 394.
Engländer am Cap 2. 4.

Franchi, Cardinal, Präfekt der Propaganda 16.
Franciscaner in Centralafrika 12.
Fuchs, P., S. J., Sambesi-Missionär. Für die Mission bestimmt 17; sammelt Beiträge 18. Abreise 25. Schiffsunfall 34—36. Ankunft in Grahamstown 45. Reise bis Tati 51—137 (besonders 57. 72. 73. 77. 79. 110. 131). In Tati 138. 143. Seine letzten Pläne 208—209; Krankheit 210—211; Tod 212; Begräbniß 213. Kurze Lebensskizze 215. Sein Grab 216.

Gaika, Häuptling der Amakosa-Kaffern 5.
Gesellschaft der Verbreitung des Glaubens von Lyon S. 17.
Griffith, apost. Vikar der Capcolonie 8. 9.
Grimley, Thomas, apost. Vikar von Westcap 9. 10.
Grundemann, Dr., Ueber die protestant. Missionen in Südafrika 5.
Gubuluwayo, Missionsstation 190. 191. 219 ff. 223. 231. 240. 409. 410. 411 bis 419.

Hedley, Br., S. J., Sambesi-Missionär 17. 25. 92. 104. 184. 190. 240. 371. 375. 376. 383. 386. 387. 388. 389. 390. 396. 397. 406.
Heep, P., S. J., Sambesi-Missionär 420.
Helms, protest. Minister 167.
Hermannsburger Missionsgesellschaft 116. 117.
Holub, Dr., Emil, Südafrika-Reisender 1. 22. 113. 116. 117. 122. 250. 275. 282. 286.
Horner, P., apost. Präfect von Sansibar 13.
Hugenotten, französische, kommen nach Aufhebung des Edictes von Nantes nach dem Caplande 3.

Jansen, protest. Missionär 93.
Inyati, protest. Missionsstation 166. 372.
Jolivet, apost. Vikar von Natal 22. 23. 70. 78. 203. 207.
Islangena, protest. Missionsstation 167.

Kalden, protest. Missionär 7.
Kaler, Benediktiner, kath. Missionär am Cap 8.
Kapuzinermission 13.
Khama, König der Bamangwato 46. 89. 100. 109. 113. 116. 118. 120 ff. 125. 136. 196. 197.
Knoblecher, kath. Missionär in Centralafrika 12.
Kordofan, Mission 12.
Kuruman, Sohn Mosilikatsi's 158. 160. 161. 162. 197.

Lavigerie, Erzb. von Algier 12. 13. 19.
Law, P., S. J., Sambesi-Missionär 17. 23. 55. 58. 96. 123. 141. 168. 183. 240. Reise nach dem Lande Umsila's 371. 374 ff. Krankheit 376. 382. 383. Kurze Lebensskizze 385. Letzte Tage 386—387. Sein Tod 389. 390. 406.
Lazaristenmission in Abessinien 13.
Lebotsche, König der Marotse 419.
Lenoir, P., Oblate 70. 206. 207
Leo, P. P. XIII. 23. 26. 50. 209.
Leonard, apost. Vikar von Westcap 10. 38. 51.
Liebermann, Gründer der Congregation vom hl. Geiste und vom hl. Herzen Mariä 12.
Linyanti, prot. Mission 21.
Livingstone, berühmter Afrika-Reisender 7. 17. 18. 19. 21. 22. 74. 98. 204. 273.
Lo Bengula 22. 83. 137. 139. 143. 144. 147. 148. 158. 161. 162. 164. 169. 172. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 183. 186. 196. 197. 219 ff. 225. 226. 227. 231. 252. 255. 304. 309. 318. 366. 369. 370. 371. 374. 409 412—417. 421.
Londoner Missionsgesellschaft 117. 119. 166.
Lyoner Congregation 10. 12. 36.

Mackenzie, Dr., prot. Missionär 46. 89. 117. 119. 126.
Makomo, Häuptling der Amakosa 5.
Mankuruane, Häuptling der Batlapinen 113.
Marschall, über protest. Missionen 7.
Massaja, O. Cap., apost. Vicar der Gallasländer 13.
Matschang, Stiefbruder Sekhomo's 116.
Matschoban, Vater Mosilikatsi's 174. 223.
Mauch, Afrika-Reisender 136. 139. 147. 177.
Mazeroti, kath. Priester 56.
Mittelcap, apost. Präfectur 10.
Moffat, Livingstone's Schwiegervater 166. 167.
Mohr, Eduard, Afrika-Reisender 20. 104. 291. 308.
Mopea, Missionsstation am Unter-Sambesi 420.
Moran, Patrik, apost. Vikar von Ostcap 10.
Mosilikatse(i) 22. 158 ff. 161. 223. 228. 248. 416.

Motsi=wa=Ma=Jesu, kath. Basuto=Mission 10.
Mowemba, Häuptling 301. 316 320. 331. 340. 341. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 354. 360.
Mowemba, Missionsstation 324. 326 bis 329. 330. 337. 351.
M'tesa 13.

Napoleon, Prinz 89.
Natal, apost. Vicariat 9. 10.
Nigg, Br., S. J., Sambesi=Missionär 17. 25. 44. 52. 53. 55. 60. 61. 67. 72. 75. 76. 79. 81. 90. 101. 104. 107. 131. 184. 189. 208. 219. 238. 240. 242. 244. 252. 255. 269. 270. 295. 332. 333. 337. 338. 339. 340. 342. 343. 354. 356. 357. 360. 361. 363. 409. 411. 416 423.
Njina, Schwester Lo Bengula's 176. 225. 226.
Nubien, Mission 12.

Oblaten der unbefleckten Empfängniß, Missionäre in Natal 9. 10. 205.
Osteap, apost. Vicariat 8. 9. 10. 11.

Panda=ma=Tenka, Missionsstation 270. 275. 278. 279. 334. 356. 357. 358. 363 ff. 367. 368. 416.
Parravicini, Br., S. J., Sambesi=Missionär 17. 25. 52. 127. 210 ff. 240.
Petits-Frères de Marie, Schulbrüder in den Capländern 10.
Phipson Wybrants, Afrika=Reisender 405.
Portugiesen, erste Umschiffung des Caps der guten Hoffnung 2. Ihre Besitzungen in Afrika 2. 369.
Price, prot. Minister 117. 119.
Priar, P., Oblate 78.
Proest, Br., S. J., Sambesi=Missionär 237. 240. 411.

Ribadeneira, P., S. J. 97.
Ricards, James, apost. Vikar von Osteap 11. 13. 14. 42. 43. 44 ff. 49 ff.
Riebeck, van, holländischer Commandant am Cap 2. 3. 6.
Rorby, engl. Kaufmann 381. 392.
Ryllo, S. J., Begründer der Mission in Centralafrika 12.

Sadeleer, de, Br., S. J., Sambesi=Missionär 17. 25. 52 168. 210. 214. 240. 371. 375. 386. 388. 390. 391. 392. 396—400. 404—410.
Sambesi=Mission. Erster Plan 13 ff. Der Plan von der Propaganda genehmigt 16. Abgrenzung 16. Sammlungen 18. Reisepläne 18. Segen des Hl. Vaters 23. Abreise 24. Ankunft in der Capstadt 37, in Grahamstown 44. Aufenthalt daselbst und Vorbereitungen 45. Kosten der Ausrüstung in Grahamstown 48. Grahamstown = Kimberley 51—71. Kimberley=Schoschong 72 bis 112. Versuch in Schoschong 119 bis 124. Weiterreise 125. Gründung von Tati 138. Gründung der Station von Gubuluwayo 168—191. Tod des P. Fuchs 208—216. Ankunft neuer Missionäre 237. 238. Trennung in Tati 239. 241. Reise von Tati nach Panda=ma=Tenka 242—275. Von Panda=ma=Tenka zu den Batongas 295—323. Gründung der Station vom hl. Kreuze 323—329. Tod P. Terörde's 340. Ernste Krankheitsfälle 331. 353. Die Station von Panda=ma=Tenka während der Regenzeit 362—367. Vorbereitung einer Expedition in die Barotse 368. Der Zug nach dem Lande Umsila's 371. P. Wehl verirrt 375 ff. P. Law stirbt 389. Expedition nach Sofala 394. P. Wehl stirbt 400. Rückkehr nach Gubuluwayo 404—410. Gubuluwayo im Jahre 1881 411—419. Hoffnungen 420.
Schabe, Häuptling 314. 315. 316.
Schilo, prot. Missionsstation 409.
Schmidt, G., protest. Missionär 6.
Schwestern der hl. Familie aus Bordeaux 10.
Sekhomo Khame (Khamane) 100. 116. 117. 118.
Senengambi, Häuptling 320. 322.
Sepopo, König der Marotse 278
Serpa Pinto, Afrika=Reisender 117. 118. 120. 282. 284. 285. 289.
Setscheli (Seschele), König der Bakwenas 93. 113. 116.
Sierra Leone 12. 30 31.
— apost. Vicariat S. 32.
Silveira, Gonsalez, P., S. J. (gemartert 1561) 20. 370.
Simonis, Br., S. J., Sambesi=Missionär 237. 240. 242. 253. 273. 279. 295. 334. 358. 363. 365.
St.=Aidans=Colleg 13. 14. 22. 48 ff. 50 ff.
Stanley, Afrika=Reisender 17.
St. Vincent Erskine, Afrika=Reisender 369. 370.
Südafrika, protestantische Missionsthätigkeit in 5—7. 89. 93. 116. 117. 119. 120. 166. 167. 177. 182. 190. 204. 309.
Sulukrieg 34. 43. 45. 48. 73. 89. 141. 148
Sykes, prot. Minist. 109. 119. 166. 408.

Tanganjika=Mission 13. 264.
Tati, Missionsstation 136. 138 ff. 141 ff. 144 ff. 152. 177. 183. 187. 192. 208 ff. 239. 240. 242. 360. 366. 409. 416.

Terörde, P., S. J., Sambesi-Missionär. Für die Mission bestimmt 17. Sammelt Beiträge 18. Sein Reisebericht bis zur Capstadt 25—34. Aufenthalt in der Capstadt und in Grahamstown 37—50. Reisebericht von Grahamstown bis Schoschong 51—112. Er tauft eine Kaffernfamilie 83. In Schoschong unterhandelt er mit König Khama 119—124. Reisebericht bis Tati 125—137. Aufenthalt in Tati 143—154. Reist nach Kimberley zurück 192—207. Seine Gefühle bei der Nachricht des Todes von P. Fuchs 218. Reist von Kimberley nach Tati 238. Sein Tagebuch von Tati bis Panda-ma-Tenka 242—277. Besuch der Viktoriafälle 278—288. Seine apostolische Gesinnung 294. Sein letztes Tagebuch von Panda-ma-Tenka bis Wanki's Dorf 295—311. Auf der Reise nach Mowemba's Kraal 312. 321. 322. Gründung der Station vom hl. Kreuze 324—326. Abschied 329. Erkrankung 330—332. Letzte Briefe 337—339. Stirbt 340. Verschiedene Nachrichten über seine letzten Tage 343—348 Kurze Lebensskizze 349—351.
Thomas, prot. Minister 167. 409.
Thomson, Afrika-Reisender, über die Commandos 4.
Tschakka, Sulukönig 158.

Umsila, Häuptling der Abagasen 23. 143. 219. 368. 369. 370. 376. 382. 386. 388. 389. 390. 391. 392. 394. 396. 407. 408.

Vasco de Gama 10. 41.
Vervenne, Br., S. J., Sambesi-Missionär 240. 242. 247. 295. 302. 329. 330. 331. 332. 337. 338. 340. 342. 343. 354. 357. 360. 361. 368.
Victoria-Nyanza-Mission 13.
Vylder, de, Br., S. J., Sambesi-Missionär 17. 25. 52. 110. 141. 192. 240. 367.

Walsh, Mr., Karawanenführer 242. 251. 252. 268. 269. 270. 271. 356.
Wanki 160. 275. 278. 295. 296. 298. 301. 302. 304. 305. 306. 307. 309. 315. 316. 357. 361.
Wehl, P., S. J., Sambesi-Missionär 237. 240. 371. Er verirrt sich jenseits des Sabi 375. Seine Abenteuer 376. 388. 391. 392. 394. Zug nach Sofala 396 bis 400. Stirbt daselbst 401. Kurze Lebensskizze 401—403. Begräbniß 404.
Weißkopf, P., S. J., Sambesi-Missionär 237. 242. 244. 246. 295. 296. 332. 334. 336. 337. 342. 347. 357. 358 ff. 362 ff. 368.
Weld, P., S. J. 13. 14. 22. 23. 419. 422.
Westcap, apost. Vikariat 8. 9.
Wesleyaner 46. 119. 121. 204.
Westbeach, Mr., Händler 275. 278. 279. 286.
Wit, de, P., S. J., Sambesi-Missionär 205. 238. 239. 240. 371. 374. 403. 404. 405. 409. 410.

Ypern, van, Landdroste von Seerust 93.

2. Geographisches Namensverzeichniß.

Abagasa-Kaffern 23. 369.
Abagasa-Land 369.
Adams-Fontein 59.
Alicilade 43.
Amaholi- (Amacholi-) Stämme 374. 382.
Amakosa-Kaffern 5. 158.
Amalanga's Kraal 408.
Amaschwati 158.
Amasisi 158.
Amathlubi 158.
Amatonga-Land 104; siehe Abagasa-Land.
Ascension, Insel 35.

Bagamoyo 13. 19.
Baharutse 93.
Baharutse-Dorf 96.
Bakalahari, Volksst. 274.
Bakwenas 113. 116. 117.
Bambus Sprut 83.
Bamangwato, Betschuanen-Stamm 46. 90. 113 ff. 116. 117. 118 ff. 122. 132.
Bangweolo-See 1. 18. 21. 23.
Banquakatse 113. 116.
Bantu-Völker 1. 2. 4.
Barolongo 113
Barotse 23.
Basuto-Kaffern 10. 113. 160.
Batlapinen 113.
Batokas 22. 23.
Batonga 23. 279. 295. 298. 301. 312. 313. 315. 318. 320. 321. 323. 351. 423.
Beaufort-West 237. 238.
Bedford 56.
Beesbort 94. 98. 108.
Benin-Küste 12.
Betschuanen 1. 47. 82. 86. 109. 113. 114. 115. 160. 196. 199. 204.
Betschuanenhütten 91. 99. 114.
Bingwa, Fluß 298.
Blanco, Berg 29.
Bloemhof 80. 82. 238.

Boeren 3. 4. 5. 89. 90. 95. 108. 142. 199. 203. 204.
Braak-Fontein 98. 199.
Braak-River 60.
Buffalo-River 92.
Buschmänner 1. 4. 5. 6. 260. 263. 266. 268. 274.
Busi, Fluß 398.

Cap der guten Hoffnung 2.
Capcolonie 40.
Cape Point 41.
Capstadt 9. 28. 34. 37 ff. 237.
Canarische Inseln 29.
Chakani-Vley 130.
Chajora, Berg 29.
Chiloane 369. 400. 405.
Christiana 78. 204.
Colesberg 60. 62. 64.
Congone, Hauptmündung des Sambesi 19.
Coye, Fluß 297.

Dahome 12.
Daka, Fluß 274. 301. 313.
Damara 1.
Delagoa-Bai 78.
Diamantenfelder 70. 71. 81.
Doye. Fluß 297.
Drakenberge 78. 159.
Drey-Fontein 95.
Dscheib- (Jeib-, Lollokane-) Fluß 134.
Dupois-Fontein (Dutspan) 68.
Durban 20.
Dwarsberge 98. 100. 103.

Elfenbeinküste 12.
Entab-Insibi, Eisenberge 408.

Falsche Bai 41.
Ferro 29.
Fish-River 54. 57.
Frasersburg 10.
Freetown 31. 32. 33. 34.
Fuerteventura 29.
Funchal 28.

Gabun 12.
Gallasländer, Mission 13.
Gama-Pfanne 268.
Garteninsel 290.
Gefonden-Fontein 91.
Georgetown 10.
Geroa 263.
Goba 56.
Goldküste 12.
Golf von Guinea 30.
Gomera, Insel 29.
Govovo, Fluß 298.
Gran Canaria 29.
Grahamstown 8. 13. 14. 20. 37. 42. 44 ff. 385. 394.
Griquas 204.
Groon-Fontein 62.
Guay, Fluß 278. 279. 314.
Gubuluwayo (N'gobuluweio) 22. 137. 138. 147. 160. 161. 165. 173. 179. 181. 186. 187. 188. 189. 190. 214. 220. 371. 374. 394. 396. 411—417.
Guja, Fluß 296.
Gubumbi, Fluß 298.

Hambebusku-Kraal 374. 375. 408.
Hart-River 203. 204.
Hooge-Veldt 103.
Hope-Fontein 167.
Hottentotten 1. 2. 3. 4. 5. 6. 113. 228.
Hottentott's-Holland 3.
Houds-Fontein (Melitz) 95.

Jacobsdaal 67. 92.
Imparera (Impalera) 368.
Inhambane 369. 386. 394. 405.
Irlands-Fontein 99.
Isigarra-Kraal 371.
Islangeni-Kraal 374.
Ischoscheni 179.
Itze, Fluß 245.

Kabebe 13.
Kabongo, Flüßchen 282.
Kadumba, Fl 297.
Kaffern 5. 378 ff.; siehe Sulukaffern.
Kaffernhütten 176. 372. 378.
Kafue (Cafue), Seitenfluß des Sambesi 21. 23.
Kafukwe, Fl. 309.
Kalahari-Wüste 1. 260. 274. 280.
Kalk-Fontein 98. 201.
Kamanyane 100.
Karru-Wüste 1.
Katengo 368.
Katschomana, Fl. 298.
Kebrabasa-Stromschnellen des Sambesi 19.
Kimberley 62. 69 ff. 72. 73. 80. 205 ff. 238.
Klippvley 110.
Kolong 203.
Kongo (Congo) 2. 12. 13; Nord-Ober-Kongo 13; Süd-Ober-Kongo 13.
„Kopjes" 131.
Korana (Betschuanen-Stamm) 242.
Koschuma-Kraal 360. 362.
Krabok (Crabok) 56. 57. 58.
Krokodilfluß, siehe Limpopo.
Kuil-Fluß 133.
Kukwe (Ikuku) 133.
Kuli 205. 206.
Kumala-River 173. 184.
Kwesi 171.
Kwesiniami 171.
Kwesinyama 169.

Lambagombe, Fluß 296.
Lanzerote 29.
Lees-Castle 173. 185.

Leis-Fontein 60.
Leschuma-Kraal 279. 353. 360.
Lichtenburg 88. 90.
Limpopo (Krokodilfluß) 22. 91. 93. 102. 103. 106. 107. 108. 109. 197. 198.
Lityna 93.
Lobombo, Hügel 78.
Loskoy 57.
Lu-Fontein 199.

Macassar-Fontein 61.
Madenassanas 113.
Madeira 27. 28.
Magalies-Berge 103.
Magre-Fontein (Mars fountain) 68.
Makalahari 113.
Makalaka, Höhlengott 226. 255.
Makalakas 113. 149. 187. 196. 251. 252. 253. 254. 255. 274. 276.
Makalaktsi-Fluß (Mathloso) 134.
Makalapsi-Fluß 128. 238.
Makololos 22. 86.
Makungubella-Kraal 299.
Makwasi-Sprut (Maquassi-Sprut) 78. 83.
Maleas-Fontein 86.
Malengo 92.
Malmania 92.
Malopo-River 89. 126. 203.
Mamusa 203. 204.
Manansa 296. 297. 300. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 313. 423.
Manengwe-Fluß 253. 255.
Mangwe 173.
Mariko 91. 93. 100. 101. 102. 198.
Marotse 276. 278. 279. 298. 300. 302. 310. 316. 318. 360. 362.
Marutse-Mambunda-Reich 1. 23.
Masarvas 113.
Maschenschi, Fluß 299.
Maschonas 113. 116. 248. 371. 374. 390. 391. 392. 394. 397. 407.
Maschukulumbe, Volksstamm 278. 309. 310.
Massuri, Fluß 282.
Matabelen (Amandabelen) 1. 22. 23. 113. 124. 127. 136. 143. 148. 158 ff. 164. 165. 166. 169. 171. 173. 175. 178. 182. 187. 188. 189. 219 ff. 225. 228. 254. 260. 278. 297. 298. 299. 304. 312. 366. 411—417.
Matlapin 99.
Matoppo-Berge 173. 186. 253. 314. 371. 372.
Mauritius, Insel 8. 21.
Mazeze (Tamazeze), Fl. (Panda-ma-Tenka, Fl.) 299. 313. 354.
Meruli-Vley 109.
Milte-Fluß 130.
Modder-River 67. 78.
Mointa, Fluß 299.
Mokuni, Fluß 299.
Monomotapa 20. 139. 169. 248. 250. 370.
Montsua 113.
Morati-Berg 110.
Mosi-oa-tunia, Mosi-e-tuña, siehe Victoriafälle.
Mosselbai 10. 42.
Mowemba's Kraal 310. 312 ff. 323 ff. 332. 339.
Mozambique 2.
Mpuapua 19.
Muati Janvo's Reich 13.
Mussi-e-tuña, siehe Victoriafälle.

Namaqualand 10.
Nanande, siehe Daka.
Nata, Fluß 258.
Nathuta, Fluß 298.
Natobele, Fluß 298.
Natuani-River 109. 197.
Ngami-See 116. 251.
Njassa-See 1. 23.
Nobondo, Fluß 298.

Oranje-Fluß 1. 64. 78.
Oranje-Freistaat 10. 64. 70.
Ose, Fluß 392.
Oudtshorn 10.

Palatje 132.
Palma 29.
Panda-ma-Tenka, Fluß 275. 279. 296. 298. 299. 336. 367.
Parklike country 132.
Philippopolis 64. 65.
Pik Ruivo 28.
Pik de Teyde 29.
Pinaarfluß 103.
Pogola-River 78.
Port Elisabeth 8. 36. 37. 42. 45.
Pretoria 78.

Quaai-River 58.
Quilimane (Kilimane) 19.

Ramaqueban 139. 168. 214. 247. 248.
Redvley 91.
Riet-Fontein 82. 87.
Riet-River 66.
Robben-Island 41.

Sabi-Fluß 369. 371. 372. 373. 374. 382. 386. 390. 405. 408.
Sambesi (Zambesi) 1. 296. 299. 300. 301. 302. 304. 308. 313. 314. 318. 319. 322. 336. 341. 354. 356.
Sampando 354.
Sangalaokoa, Fluß 296.
Sansibar 13. Die Route von S. an den Sambesi 18.
Satchabilissa, Fluß 297.
Schabe, Kraal 299. 307. 314. 315. 354. 356. 361.

Schascha- (Schaschi-) Fluß 136. 193. 248.
Scheschi's Kraal 300. 306.
Schischure 356.
Schoschong (Bamangwato) 22. 45. 89. 91. 92. 108. 112. 113 ff. 119 ff. 125. 126. 194. 238.
Schwart-Fontein 95.
Sebiniani-See 258.
Sebumbum, Kraal 408.
Seghanda, Fluß 298.
Seeruft 91. 93. 199. 203. 238.
Sena 20.
Senegambien 12.
Sepakwe-Fluß 372. 408.
Serule-Fluß 133.
Sethatha Sesemino 99.
Siamaschesche, Kraal 299.
Siebenquellen 200.
Simoane, Fluß 251.
Siroume-River 109.
Sitscheraba's Kraal 319. 320. 321. 331.
Sitschori's Kraal 318. 356.
Sofala 23. 369. 370. 386. 387. 394. 396. 400 ff. 405. 406.
Somaia 170.
Southenberg 381.
Süd-Afrika, allgemein geographisches Bild 1. — Völkerstämme 1.
Suga-River 117. 120.
Sulustämme 113. 158. 370. 372. 391.
Sunja, Fluß 297.
St.-George-River 369.
St. Helena, Insel 10. 36.
Stoffelpan 268.
St Thomas, Insel 30.
Swart-Kop 61.

Tafelbai 37. 41.
Tafelberg 37. 38. 39. 41.
Tamapuffa 266.
Tamatatja 266.
Tantje's Kraal 251.
Tati, Goldfelder 136. 139. 140.
Tati-River 139. 213. 244. 245. 247. 248.
Tati-Ruinen 248. 250.
Teneriffa 29.
Tete 20. 319.
Teufelsspitze 38.
Teriani, Fluß 258.
Thabennbach 282.
Theebus-Mountain 59.
Theebus-River 59.
Tomasanka 262.
Tonga-Stämme 370.
Towani-Fluß 130.
Transvaal 10. 70. 78. 93. 103. 203. 204. 381.
Tsenitseni 99. 198. 238. 251.

Uganda 13.
Uitenhage 42.
Umgau, Kraal 382. 383. 387. 392. 396. 406. 407.
Umganin 227.
Umniati, Fluß 408.
Umsila's Kraal 370. 375. 376 ff. 382. 383. 385 ff. 388.
Umslangeni 187. 408.
Umthlosan-River 134.
Unyanyembe 19.

Vaal-River 70. 78. 79. 82.
Veloens-Kamp 245.
Vet-River 78.
Victoriafälle des Sambesi 18. 20. 282 ff.

Walfischbai 1.
Wanki's Dorf 279. 295. 296. 299. 301. 356. 357. 359. 423.
Watscha-Vley 263.
Waterberg (Wit-Fontein) 103. 106.
Weght Drai 109.
Weiße Felsen (Amatje Amthlopi, Amantschoni) 175. 409. 412. 415.
West-Griqua-Land 10. 70. 113.
Withoutwater-River 109.
Wonder-Fontein 92.
Wynberg 40.

Zeeruft, siehe Seeruft.
Zoote-Fontein 59.
Zulu, siehe Sulu.

3. Fauna und Flora.

Abokuri (Mokuri), eßbare Wurzel 280.
Affen 100. 101. 102. 288. 336.
Aloen 247. 286.
Ameisen 66. 86. 103. 106. 146. 150. 151. 256.
Asaro-Palmen 288.

Babunsbohnbäume 264.
Bananen 386. 399.
Band-Iltis 266.
Baobab oder Affenbrodbaum 193. 273. 275. 288. 300. 305. 314. 316. 336. 369.
Barben 246. 247. 258.
Baummaus 106.
Bienen 268.
Bläßböcke 85. 86.
Büffel 102. 106. 147. 155. 245. 323. 372. 392. 394. 407.

Cactus 53. 92. 103. 247.
Canarienvögel 29.
Elephanten 122. 134. 136. 150. 282. 299.

Elephantenholz (Speckbaum) 55.
Elfenbeinpalme 322.
Euphorbiaceen 131. 247.

Fächerpalmen 262.
Feigenbäume 81.
— wilde 131. 248.
Flamingos 258.

Geranien 53.
Giraffen 142. 146. 147. 155. 245. 246. 256. 259. 262.
Gnu (Wildebeest) 102. 146. 201.
Gummibäume 76. 87. 92.

Hammerkopf 87.
Hasen 58.
Helichrysen 41.
Honigkukuk 266.
Hyänen 102. 135. 137. 140. 146. 170. 271. 358. 408.

Igrit (Vogel) 153.
Inkukubujo-Baum 300.

Kameeldorn-Bäume 147.
Kohlenbaum (Koolbaum) 103. 104. 260. 262.
Kormorane 87.
Krokodile 101. 102. 107. 198. 325. 326. 361. 398.
Kudu-Antilopen 147. 151. 245. 246. 256. 333. 407.

Lapper-Frucht 172.
Leguan 79. 107.
Löwen 102. 104. 109. 140. 146. 148. 149. 150. 155. 197. 248. 298. 326. 333. 334. 353. 372. 376.

Maboratta, siehe Wurstbaum.
Magogalle-Frucht 131.
Mango-Bäume 397.
Mapani-(Mopane-)Baum 245. 247. 256. 261. 262. 331.
Mimosen 43. 53. 56. 59. 75. 87. 95. 104. 322.
Moruli-Bäume 246. 249. 254.
Moschensche-Baum 300. 304.
Mukulawi-Bäume 288.
Muschiningi-Bäume 288.
Mussikeri-Baum 300.
Musungurab-Baum 300.

Nachtigall, afrikanische 133.
Nashorn (Rhinoceros) 104. 394. 407.
Nilpferde (Flußpferde) 288. 301. 302. 407.

Palmen 259. 288. 291. 299. 322. 339. 397.
Papageien 94. 95.
Perlhühner 102. 168. 256.
Pfäfe 95.
Pfauen 87.
Pillendreher 202.
Pinguin 41. 42.
Puffotter 58.
Pythonschlange 131. 132.

Quagga 407.

Rebhühner 102. 108.
Rietbock 295. 362.

Schakale 55. 105. 137. 140. 146. 170. 391. 408.
Secretair 103.
Seringas 300.
Skorpion 198.
Spinnen 256.
Springböcke 65. 66. 200.
Springhasen 60. 264.
Steinbock 60.
Strauße 122. 146. 151. 155. 245. 256.

Tamarinde 314. 320. 322.
Tauben 142.
Termitenhügel 98. 132.
Tiger 155.
Tsetse-Fliege 270. 272. 273. 319. 360. 371. 373.

Wasserböcke 127.
Wasserlilien 259.
Wassermelonen 56. 75. 110. 280.
Webervögel 54.
Weinstöcke 252.
Wildschweine 392.
Wolfmilchsbaum 53. 247.
„Wurstbaum", deutscher 147. 300.

Zebra 151. 333. 407.

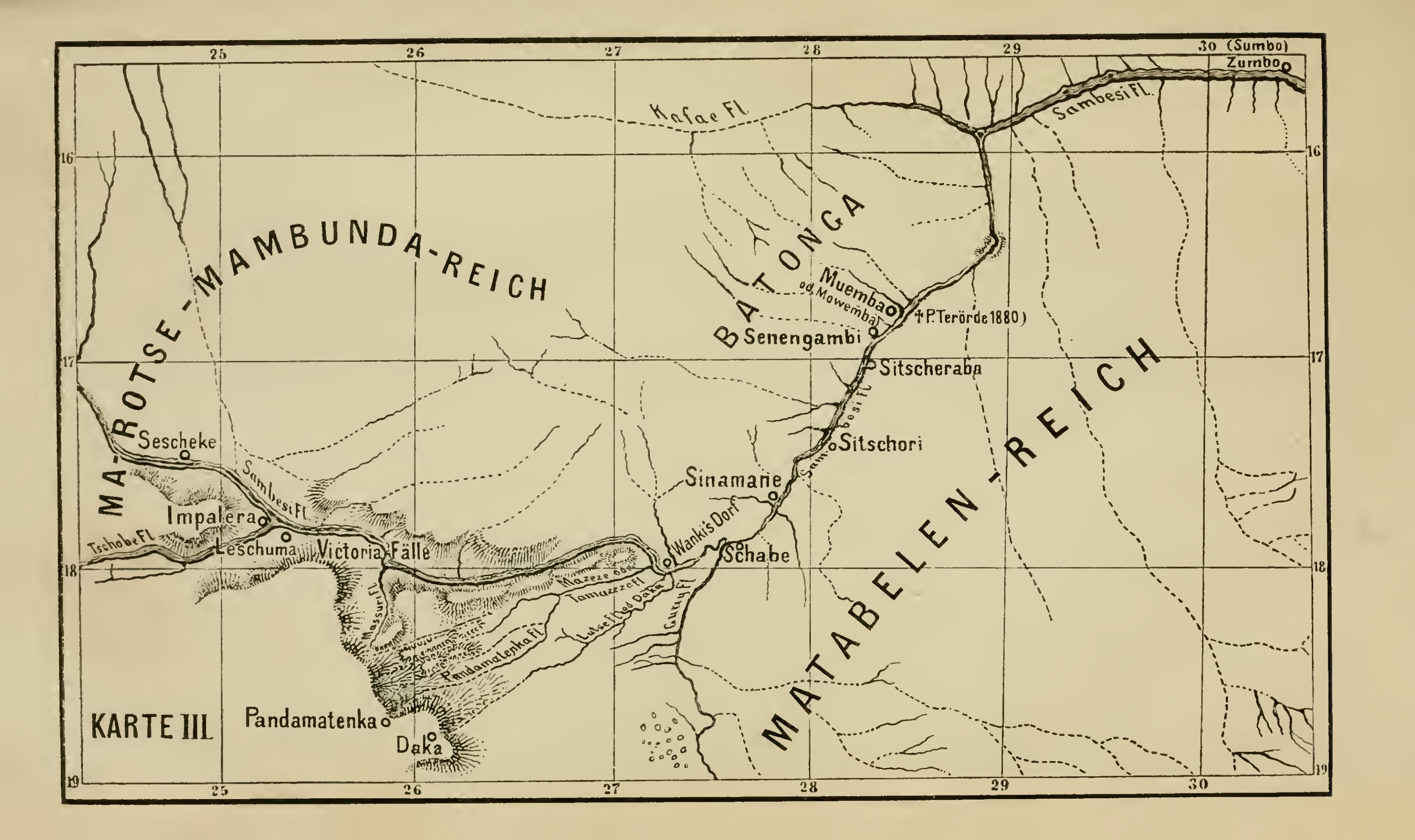


BAMANGWATO
Schoschong
(Bamangwato)
Limpopo od Krokodil Fl.
Wendekreis des Steinbocks
BAKWENA
Molopolole
Natuani Fl.
BANGWAKATSE
Colobeng
Limpopo Fl.
Dwars B.
Water Berge
WEST-BETSCHUANEN-STÄMME
Tseni-Tseni
BAHARUTSE
Mariko Fl.
TRANSVAAL
(Seerust)
Zeerust
Pretoria
Lothlakane
Lichtenburg
BAROLONGA
Potschefstroom
BATLAPINEN
Vaal Fl.
Mamusa
Macassarfontein
Bloemhof
ORANJE-FREISTAAT
WEST-CRIQUA-LAND
Christiana
Kimberley
NATAL
Modder Fl.
Jacobsdaal
Bloemfontein
Oranje-Hai-Garib od. Grosser Fl.
Hopetown
Riet river
BASUTO-LAND
Fauresmith
Philippopolis
Oranje Fl.
Colesberg
Groonfontein
Macassarfontein
OST CAP
Compass B.
Kradok
Graaf-Reyneto
Bedford
Goba
Beautfort
Grosser Fisch Fl.
Grahamstown
Algoa Bay
KARTE I.
Port-Elizabeth





Victoria Fälle
Wankis Dorf
Sambesi
Pandamatenka
Daka
Land der tausend Teiche
Walsh-Pfanne
Ingati
Matoppo Gebirge
Insibi Berge
Isigarra Kraal
MASCHONA
Hamb'ebusku
Umgan
Sofala
✝ P. Wehl 1881
Umsila's Kraal
✝ P. Law S. J. 1880
UMSILA'S LAND
Sabi Fl.
MATABELEN REICH
Simbaoe
Gubuluwayo
Ischoscheni
Tantje Kraal
Grosse Salz-Pfanne
Suga
Tati Fl.
Ruine
Ramaqueban Fl.
Shashoni Fl.
Tati
✝ P. Fuchs S. J. 1880.
Gr. Sand Fl.
Schascha Fl.
Makaloktsi Fl.
Chakanievley
Kukwe
Makalapsi Fl.
Schoschong
Limpopo oder Krokodil Fl.
Wendekreis des Steinbocks
Inhambane
KARTE II.
25
30
35
20


KARTE III
MA-ROTSE-MAMBUNDA-REICH
BATONGA
MATABELEN-REICH
30 (Sumbo)
Zumbo
Sambesi Fl.
Kafae Fl.
Muemba
od. Mowemba)
(† P. Terörde 1880)
Senengambi
Sitscheraba
Sitschori
Sinamane
Wanki's Dorf
Schabe
Gwaay Fl.
Lutse Fl. od. Daka
Tamazeze Fl.
Mazeze od.
Pandamatenka Fl.
Massuri Fl.
Victoria Fälle
Leschuma
Impalera
Sescheke
Tschobe Fl.
Pandamatenka
Daka
25
26
27
28
29
30
16
17
18
19



Die katholischen
Missionen
SÜD-AFRICA'S.
Maafsstab von 1/10,000,000 der natürl. Gröfse.
Deutsche Geographische Meilen.
Englische Meilen
GABUN-MISSION
(CONGR. v. hl. GEIST)
LOANGO
CONGO-MISSION
(CONGR. v. hl. GEIST)
Congo-(Livingstone) Fl.
Loango
Landana
S. Salvador (Ambasi)
CONGO
St. Paulo di Loanda
ANGOLA
Kuango Fl.
KIBOKWE
LOVANE
WATWA
(Land der Zwerge)
WAKUNA
MWATA-YANVOS
Kabebe
Livingstone Fl.
MUTANZIGE
L. Sesse
Vahidima
Victoria-Nyanza See
Juba Fl.
VICTORIA-
(MISSIONÆRE
TANGANJIKA-
MISSION
MISSIONÆRE VON ALGIER)
MISSION
VON ALGIER
MISSION
VON
SANSIBAR
(C. v. hl. GEIST)
Dumo
Muta Nzige See
Ka Rambarre
Kasongo
UNYAMUESI
Udschidschi
UNYANYEMBE
Kuirara
UGOGO
Kiviro
Bagamoyo
Melinda
Formosa Bai
Mombasa
Pemba I.
Sansibar Stadt u. I.
Mafia I.
Tanganjika See
URORI
UBENA
URUNGU
MAMBUE
CAZEMBE'S REICH
TSCIBALE
Hochland der
MACIDU
WANGINDO
WANINDI
Rovuma Fl.
C. Delgado
Kalala
Kazembe
Kasai Fl.
Dilolo See
Bangweolo See
Kabandas
Mukarika
Nyassa See
MOSAMBIK
Mosambik
AMBRIZ
BENGUELA
Benguela
Bihe
MOSSAMEDES
Mossamedes
Kunene
Schinte
SAMBESI-MISSION
Katongo
Kafue Fl.
Sumbo
Sambesi Fl.
Tete
Schirwa See
KILLIMANE
TUG. GEB.
MARUTSE-
MAMBUNDA
BATONGA
Sescheke
Moemba
Sinamane
Linyanti
Victoria Fälle
Ondonga
CIMBEBASI-
DAMARA-LAND
MISSION
MATEBELE
GESELLSCHAFT JESU
Pandamatenka
Land der tausend Teiche
Salzpfannen
Inyati
Umsila's Kraal
Simbaoe
Sena
Kilimane
Sambesi Delta
POR
Sofala
Ngami See
Gubuluwayo
Tati
Limpopo Fl.
Tunobis
Walfisch Bai
Otschimbinque
Schoschong
Wendekreis des Steinbocks
(CONGR. v. hl. GEIST)
Kolobeng
INHAMBANE
Bazaruto In.
Inhambane
Maraba's Stadt
TRANSVAAL
Kanatsi
Minterano
Murundava
MADAGASKAR
MISSION D. GES. JESU
St. Augustin Bai
C. St. Marie
NAMAQUA-
LAND
Kalahari-Wüste
od. Karri-Karri
Secrust
Waterbergen
Pretoria
Rustenburg
Potschefstrom
Delagoa Bai
SULU-LAND
St. Lucia Bai
Orange Fl.
Buschmänner
(AP. VICAR.)
NATAL
Kimberley
Bloemfontein
Pietermaritzburg
Durban
Port Natal
KAFFERN
WEST CAP
DISTRICT
(AP. VIC.)
MITTEL
CAP
Graaf Reynet
DISTRICT
(AP. VIC.)
OST CAP
Cradock
DISTRICT
(APOST. VICAR.)
Grahamstown
St. Helena Bai
CAPSTADT
False Bai
Georgetown
Great Fish River
Port Elizabeth
10 von Greenwich
40 Östl. Länge



